

LEHRBUCH DER
CHARAKTERKUNDE

VON

ARTHUR KRONFELD

HIRSCHWALDSCH
BUCHHANDLUNG
BERLIN NW 7
UNTER DEN LINDEN 68

rcin.org.pl

LEHRBUCH DER CHARAKTERKUNDE

VON

DR. ARTHUR KRONFELD
A. O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN



BERLIN
VERLAG VON JULIUS SPRINGER
1932

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG
IN FREMDE SPRACHEN, VORBEHALTEN.
COPYRIGHT 1932 BY JULIUS SPRINGER IN BERLIN.
PRINTED IN GERMANY.

Vorwort.

„Was es auch für eine Form sei, vergangene, zukünftige, gegenwärtige, eigne oder fremde, grobe oder feine, gemeine oder edle, ferne oder nahe: alle Form ist, der Wahrheit gemäß, mit vollkommener Weisheit also angesehen: ‚Das gehört mir nicht, das bin ich nicht, das ist nicht mein Selbst.‘ Was es auch für ein Gefühl, was es auch für eine Wahrnehmung, was es auch für eine Unterscheidung, was es auch für ein Bewußtsein sei, vergangenes, zukünftiges, gegenwärtiges, eigenes oder fremdes, grobes oder feines, gemeines oder edles, fernes oder nahes: alles Gefühl, alle Wahrnehmung, alle Unterscheidung, alles Bewußtsein ist, der Wahrheit gemäß, mit vollkommener Weisheit also angesehen: ‚Das gehört mir nicht, das bin ich nicht, das ist nicht mein Selbst.‘“

Die Reden GOTAMO BUDDHAS, aus der mittleren Sammlung des Pali-Kanons übersetzt von Karl Eugen Neumann, Bd. 3, 109. Rede S. 123. München 1922.

Der freundlichen Anregung des Verlages Julius Springer folgend, habe ich den Versuch unternommen, ein Lehrbuch der Charakterkunde zu schreiben, und unterbreite das Ergebnis dem Urteil der Fachgenossen. Es wird also mit den folgenden Ausführungen nicht beabsichtigt, den Theoremen des Charakters ein neues hinzuzufügen; es wird keine eigene Lehre vom Wesen des Menschen und von den Gründen menschlicher Verschiedenheit vorgetragen; es wird weder eine neue Philosophie verkündet noch eine neue Forschung angezeigt. Die Aufgabe, die das vorliegende Buch hat, ist viel anspruchsloser — und zugleich, das glaube ich sagen zu dürfen, schwieriger.

Unendlich vielfältig fließen die Quellen, aus denen die Charakterkunde Zustrom erhält: Zustrom an Materien und Resultaten der Forschung, an Methoden und Kriterien der Menschenbeurteilung, an Sichten, Blickweisen, Systematisierungen und Fundierungen. Alle Gebiete geistiger Tätigkeit und praktischen Lebens sind Quellgebiete der Charakterkunde. Bei dieser Unabsehbarkeit alles dessen, was zu unserm Wissen über die menschlichen Charaktere beigetragen hat und noch ständig beiträgt, ist die systematische Zusammenfassung weitaus leichter, wenn man lediglich das *eigene* Weltbild und Menschenbild, die *eigene* Blickweise, den *eigenen* Standpunkt mit einseitiger Folgerichtigkeit darstellt. Aber es erschien mir nahezu vermessen, mich mit solchem Unterfangen neben die Führergestalten eines KLAGES, eines HAEBERLIN, eines ERICH JAENSCH, eines SPRANGER, eines JASPERS, eines UTITZ zu stellen. Überdies, das leugne ich nicht, sehe ich im Werke eines jeden dieser Denker seine Grenze; eine Grenze, die der jeweiligen denkerischen

Sicht immanent ist und notwendigerweise von ihr nicht überschritten werden kann — die aber überschritten werden *muß*, soll die Universalität des Themas und der Forschung nicht leiden.

Diese Universalität des Gegenstandes, welcher der lebendige Mensch ist, legte mir das Gesetz der Darstellung auf. Es galt, den eigenen Standpunkt hinter der Achtung vor der Vielheit möglicher Blickweisen in der Charakterkunde zurücktreten zu lassen; es galt, für diese Vielheit ein systematisch-didaktisches Darstellungsprinzip zu finden. Ob mir dies gelungen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Wer ein Lehrbuch schreibt, muß es auf sich nehmen, des Mangels an eigenen produktiven Gedanken, an eigenen Prinzipien geziehen zu werden, ja, er muß den Vorwurf der Kompilatorik in Kauf nehmen. Ich will dies gerne über mich ergehen lassen, wofern das Ziel dieses Einsatzes wert ist: *Charakterkunde lehrbar zu machen, sowohl als Wissen wie als Gesinnung*. Was 25 Jahre lang der ausschließliche Gegenstand und Gewinn meiner Arbeit war, in Wissenschaft und Beruf, wird auf diese Weise einem größeren Kreise übermittelt, um in dessen beruflicher und forschender Arbeit fortzuwirken.

Das Buch ist entstanden aus Übungen zur Charakterkunde, die fortlaufend während dreier Jahre mit einem kleinen Kreise meiner Hörer und Schüler stattfanden. Dabei sind mir im Laufe der Zeit wertvolle und geschätzte Mitarbeiter aus diesem Kreise erwachsen, und ich habe einige Abschnitte des Buches in jeweils besonderer Gemeinschaftsarbeit mit einzelnen dieser Mitarbeiter bearbeitet. Ich schulde ihnen meinen Dank für das Gedankengut, welches ein jeder von ihnen zu diesem Behufe beigesteuert hat. Es sind Dres. Dres. med. phil. WOLFGANG SCHULZ, EGON VON NIEDERHÖFFER, GÜNTER VOIGT, ROLF REINER und HILDE MÜLLER-GERLOFF. Das gleiche gilt für meine langjährigen Gesinnungsfreunde Dres. Dres. med. phil. EDITH JACOBSSOHN, GRETE HERMANN und MINNA SPECHT, welche dieses Buch wohlwollend gefördert haben: erstere durch eine Reihe wertvoller Formulierungen zur psychoanalytischen Charakterkunde, letztere gemeinsam durch Überlassung unveröffentlichter Aufzeichnungen meines verstorbenen Freundes LEONARD NELSON zum Thema „Ethik und Charakter“. Ich habe bei jedem der in Frage kommenden Abschnitte den Namen des betreffenden Helfers als ein Zeichen meines Dankes angegeben. Herrn Dr. phil. GÜNTER VOIGT, meinem engeren Mitarbeiter, der an verschiedenen Teilgebieten der Darstellung durch treue Hilfe bei den Vorarbeiten Anteil genommen hat, danke ich besonders.

Der lehrmäßige Gebrauch des Buches wird vermutlich manchem Arzt und Naturwissenschaftler erheblich größere Schwierigkeiten machen als dem Pädagogen, Psychologen und Juristen, weil die systematische Didaktik es erforderlich machte, die normativen und ontologischen Ge-

sichtspunkte der philosophischen Charakterkunde *vor* den empirischen Materialien darzulegen. Dieser unvermeidlichen Schwierigkeit wird der Lernende am besten dadurch begegnen, daß er sie, als im Wesen der Sache liegend, in Kauf nimmt. Es ist aber bei der Darstellung darauf geachtet worden, daß die empirisch-naturwissenschaftlichen Teile des Lehrbuchs zur Not auch *ohne* die Kenntnis der vorhergehenden Teile lehrmäßig verständlich geworden sind.

Endlich darf ich noch einer Bitte an den Leser Ausdruck geben: wenn er hie und da die Erörterung eines Gesichtspunktes, einer Methode, eines Befundes vermissen sollte, so wolle er bedenken, daß ein *Lehrbuch* kein Repertorium und keine Enzyklopädie ist. Überdies gebot der Raum dieses Buches eine strenge Beschränkung, und damit eine sorgsame Auswahl dessen, was — bei voller Wahrung des systematischen Aufbaus — genauer erörtert, was bloß gestreift und was fortgelassen werden mußte. Letzteres habe ich fast immer schweren Herzens geopfert; dies Opfer erforderte oft fast ein größeres Verantwortungsgefühl, als es die Darstellung tat.

Berlin, im November 1931.

A. KRONFELD.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Einführung in die Probleme der Charakterkunde.

	Seite
I. Praktische Menschenkenntnis und Charakterkunde als Wissenschaft.	I
1. Von der praktischen Menschenkenntnis zur wissenschaftlichen Aufgabe	I
2. Die Problematik der wissenschaftlichen Charakterkunde	5
II. Der Weg der Typenbildung und die grundsätzlichen Fragestellungen der Charakterkunde	11
1. Statistische Typologie	11
2. Differentielle Psychologie. Psychotechnik. Testmethoden	19
3. Über sog. Charakter-Tests	25
4. Der Begriff der Eigenschaft in der Typen- und Charakterkunde	29
5. Zur Theorie der Typenbildung	36
6. Die charakterologische Fragestellung und ihre grundsätzlichen Gestaltungen	45

Zweiter Teil.

Ethik und Charakter.

I. Charakter als sittliche Forderung. (Der Charakter im Lichte der rationalen Ethik)	53
1. Ontologische und ethische Fragestellung der Charakterkunde	53
2. Das Gebot des Charakters (LEONARD NELSON)	55
3. Die Stärke des Charakters	58
4. Die Lebendigkeit des Charakters	59
5. Die Reinheit des Charakters	61
6. Die Bedeutung des ethischen Charakterbegriffs für die Charakterkunde	62
II. Charakter als Läuterung. (Der Charakter im Lichte der Weisheit des Ostens)	66
1. Yoga	66
2. Tao	71
3. Die Bedeutung ethischer Wandlung und Läuterung für die Charakterkunde	73

Dritter Teil.

Die philosophischen Systeme der Charakterkunde.

A. Der metaphysische Irrationalismus in der Charakterkunde.

Zur Einführung und Einteilung dieses Abschnitts der Charakterkunde	78
I. LUDWIG KLAGES, Persönlichkeit und Werk	80
1. KLAGES' schöpferische Eigenart	80
2. Geist und Seele bei KLAGES	86

	Seite
3. KLAGES' Auffassung vom Bewußtsein und vom Erleben	90
4. Die „Wirklichkeit der Bilder“	94
5. Bedingungen und Wege der Charakterforschung	97
6. Systematik und Ergebnisse der Charakterforschung	102
II. Die Ausdruckslehre und ihre Bedeutung für die Charakterkunde	111
1. Die „physiognomische Grundhaltung“ als Konsequenz des metaphysischen Irrationalismus	111
2. Die „interpretative Grundhaltung“ des Rationalismus	116
3. Die Entwicklung der Physiognomik	126
4. Die Entwicklung der Graphologie	135

Vierter Teil.

Die philosophischen Systeme der Charakterkunde.**B. Der philosophische Rationalismus in der Charakterkunde.**

I. Die Entwicklung der rationalistischen Charakterologien	147
1. Die Vorläufer	147
2. Der Strukturgedanke in der Charakterkunde (DILTHEY, SPRANGER, JASPERS)	156
II. PAUL HAEBERLINS Charakterlehre	165
1. Die Grundlagen	165
2. Charakter und Charakterkunde	170
3. Die „Stellung im Leben“ und die Charaktergestaltung	173
4. Die „Einstellung zum Leben“ und die Charaktergestaltung	182

Fünfter Teil.

Die biologisch-medizinische Charakterkunde.**A. Charakterologische Präformationslehren**

Zur Einführung in die biologisch-medizinische Charakterforschung	194
I. Psychiatrische Charakterkunde	200
1. Die deskriptiv-klinischen Psychopathentypen	200
2. Die Differenzierung der psychopathischen Typen nach Affektivität, Trieb- und Temperamenteigenschaften	209
3. Weitere Differenzierungen in der psychiatrischen Charakterkunde	217
II. Erbbiologische Charakterkunde	235
1. Erbbiologische Grundlagen	235
2. Vererbung psychischen Verhaltens	242
III. Konstitutionsbiologische Charakterkunde	248
1. Charakter und endokrine Stigmatisierung	248
2. ERICH JAENSCH, seine typologischen Forschungen und ihre universelle Ausweitung	259
3. Psychophysische Determinanten der persönlichen Konstitution	266
IV. Die psychophysischen Konstitutionstypen ERNST KRETSCHMERS und ihre Bedeutung für die Charakterkunde	272
1. Die Körperbautypen	272
2. Die psychischen Entsprechungen der Körperbautypen	277
3. Konstitution und Rasse	292

	Seite
V. Die Geschlechtstypen in der Charakterkunde	298
1. Das männliche und das weibliche Prinzip	298
2. Konstitutionsgrundlagen personaler Geschlechtsbestimmtheit	299
3. Geschlechtstypen und Geschlechtseigenarten	309
4. Differenzierungen des Geschlechtstriebes und des Erlebens der Geschlechtlichkeit	317
5. Prägungen der geschlechtlichen Liebe	325

Sechster Teil.

Die biologisch-medizinische Charakterkunde.

B. Charakterologische Entwicklungslehren.

Zur Einführung in diesen Abschnitt der Charakterkunde	332
I. Die Lebensalter in der Charakterkunde	334
1. Psychische Eigenarten der biologischen Entwicklungskurve	334
2. Die Kindheit	337
3. Die Jugend	347
4. Die Reife und das Alter	358
II. Soziologische Charakterkunde	367
1. Standorte und Perspektiven der Soziologie des Einzelnen	367
2. Charakterologischer Soziologismus	371
3. Gemeinschaft, Gesellschaft, Masse — und Charakter	379
4. Sozialpsychologische Hinweise zur Charakterkunde	383
5. Der Verbrecher	389
III. Psychoanalytische Charakterkunde	395
1. Die Sonderstellung der Psychoanalyse in unserer Zeit	395
2. Die psychoanalytische Situation als Erschließung des Irrationalen	406
3. Die innere Antinomik in der Deutung des Irrationalen	413
4. Die charakterkundlichen Ansätze in der Psychoanalyse FREUDS	417
5. Die Grundlagen der Charakterforschung bei C. G. JUNG	431
IV. Individualpsychologische Charakterkunde	437
1. ALFRED ADLER und seine Lehre	437
2. Die Charakterkunde FRITZ KÜNKELS	447

Erster Teil.

Einführung in die Probleme der Charakterkunde.

I. Praktische Menschenkenntnis und Charakterkunde als Wissenschaft.

1. Von der praktischen Menschenkenntnis zur wissenschaftlichen Aufgabe.

Die Beschäftigung mit den *Verhaltensweisen* der Menschen zueinander bleibt niemandem erspart, der unter den Menschen lebt. Jeder Einzelne verfügt über eine Summe formulierter und unformulierter Erfahrungen, die er an den Menschen seiner Umwelt durch sein gelebtes Leben gewonnen hat — schmerzlicher und vielleicht auch erhebender Erfahrungen; und unbemerkte Rückschlüsse aus ihnen dienen ihm dazu, sich unter den Menschen, die ihm begegnen, weiterhin zurechtzufinden. Daß der Mensch mit dem Menschen leben *muß*, befähigt ihn dazu, daß er es *kann*. Diese Fähigkeit wird ständig beansprucht und geübt: der Mitmensch ist dem Menschen ein Gegenstand tiefsten Interesses und immer erneut zugewandter wacher Aufmerksamkeit. Hinter der vitalen Notwendigkeit der eigenen Selbsterhaltung, des Selbstschutzes und der Selbstbehauptung, durch welche dies Interesse am Sein, Sosein und Verschiedensein der Mitmenschen wacherhalten wird, fließt noch eine tiefere Unterströmung. Im anderen sich selber wiederzufinden, *an ihm und durch ihn zu sich selber zu kommen*, ihn zu „verstehen“ und in diesem Verstehen sich selbst zu verstehen, von ihm verstanden zu werden und dadurch über den scheinbar blinden und sinnleeren Zufall des eigenen Seins hinausgehoben zu werden zur erlebten *Sinnerfüllung der eigenen Person und ihres Daseins* — dies unausrottbare, *tiefste Bedürfnis persönlichen Selbsterlebens* liegt, eingestanden oder uneingestanden, hinter allen äußeren Zwangsläufigkeiten, die den Menschen für seine Mitmenschen interessieren. Es ist dies nichts anderes als die erlebnismäßige Bestätigung dafür, daß *das Du* eine Voraussetzung der Möglichkeit *des Ich* ist und daß Du und Ich *ein Wir* bilden, in das der einzelne Mensch *nicht nur wurzelhaft eingebettet* ist, sondern in das er kraft seines eigenen Wesens immer wieder *hineinstrebt*, um sein eigenes Sein und Beschaffen-sein in diesen Wurzeln als sinnvoll zu erfahren.

Der Mensch, der sich seinen Mitmenschen zuwendet, weil er nicht anders kann, erfährt aber dabei nicht bloß dieses Wir, nicht bloß die wurzelhafte *Gleichheit* der Menschen. In weit höherem Maße erfährt er ihre *Verschiedenheit*. Wäre das Ich dem Du gleich — es gäbe weder Ich noch Du. Es gibt kaum eine Erlebensreihe von solch einschneidender, für jedes Einzelleben verhängnisvoller Nachdrücklichkeit wie diese. Die erste Erfahrung des Kindes darüber, daß die Menschen seiner Umwelt sich anders verhalten als es selber und daß ihr Verhalten auch untereinander ein jeweils verschiedenes ist: diese erste Erfahrung setzt zugleich die ersten Zweifel hinsichtlich der eigenen Existenz. Sie setzt die erste Infragestellung urtümlicher vitaler Sicherheit und Unbefangenheit. Sie ist der Anstoß zum Prozeß der Selbstfindung und Selbstentwicklung als eines eigenständigen Wesens, das „ich“ zu sich sagt, das sich eben in seiner Selbstheit von der Selbstheit eines jeglichen anderen Menschen abhebt.

Die Verhaltensweisen der Menschen sind verschieden; und es erhebt jenes Bereich *praktischer Fragen*, die jedem Einzelnen in seinem Lebensgange aufgegeben sind: *was folgt aus dieser Verschiedenheit der Verhaltensweisen für die Verschiedenheit der Menschen? worin sind die Menschen verschieden? und um was für Verschiedenheiten handelt es sich dabei?*

Niemanden gibt es, der an diesem Reich von Fragen ohne jeden Versuch einer Bewältigung vorbeigeht. Wollte er es auch und wollte die ganze Fülle und Vielheit der erlebten Beziehungen konsequenzlos und ohne versuchte Ordnung an sich vorüberziehen lassen, so *könnte* er es dennoch nicht: er bliebe sonst zeitlebens hinter dem Kinde zurück, das durch Schaden klug wird, und würde niemals fähig zum Mitleben in einer Gemeinschaft. Ja, er verlöre seine Selbstheit dabei, die nur am Mitmenschen und seinem Anderssein gewonnen und erhalten werden kann.

Jeder Mensch gelangt zu irgendwelchen Antworten auf die gestellten Fragen. Diese Antworten brauchen weder allgemein noch abstrakt zu sein, sie brauchen nicht einmal urteilsmäßig formuliert zu werden: Es sind Antworten, die lediglich in schwer kontrollierbaren *Gefühlseinstellungen* allgemeiner und besonderer Art bestehen können: etwa in „Mißtrauen“, „Verschlossenheit“, „Unterwürfigkeit“, unerfüllbarer Sehnsucht, besonderen Sympathien oder Antipathien usw. Es sind Antworten, die lediglich in bestimmten äußeren oder inneren *Reaktionsbereitschaften* auf die Begegnung mit anderen Menschen bestehen können. Auf dieser Stufe der keimhaften, rohen und impliziten „*Menschenkenntnis*“ ist vielfach davon die Rede, sie werde durch „*Instinkte*“ geleitet — ähnlich den Instinkten, die ein Tier für die Wirkung anderer Tiere aufweist.

Aus dieser Schicht aber sind zu allen Zeiten bei der Mehrzahl der reifen Menschen *klarere, in Urteilen aussagbare Bewußtseinsinhalte* emporgestiegen. Diese suchen unsere Fragen auf Grund einer *distanzierenden Besinnung* so zu beantworten, daß mit dem gewonnenen Erwerb der Einsicht *praktisch etwas angefangen werden kann*. Hier bilden sich die Ansätze der *praktischen Menschenkenntnis* aus, die dann, von Generation zu Generation fortgeerbt, ins allgemeine Bewußtsein eingeht — ein Kulturgut, an welchem jeder Mensch einer bestimmten Gegenwart seinen Anteil hat und aus dem die gültigen Regeln des zwischenmenschlichen Verkehrs, die Satzungen und die Institutionen des öffentlichen Lebens reichen Inhalt ziehen. Aus dieser *allgemeinen praktischen Menschenkenntnis*, gepaart mit den persönlichen Erfahrungen des eigenen Lebensganges, erwächst das soziale Verhalten jedes einzelnen Menschen in denkbar weitestem Begriff.

Aber diese *allgemeine praktische Menschenkenntnis* vermag denjenigen nicht zu befriedigen, der unsere oben gestellten Fragen *nicht* unter bloßen äußeren Zweckgesichtspunkten beantwortet sehen will — nämlich im Hinblick auf ein eigenes zweckmäßiges Verhalten gegenüber anderen Menschen und in bestimmten Situationen. Sie vermag denjenigen nicht zu befriedigen, der vor diesen Fragen steht als vor Aufgaben, die seinem *Erkenntnisvermögen*, seinem *Wahrheitsbedürfnis* gestellt sind. Der *Wahrheitsanspruch* der praktischen Menschenkenntnis ist ein schwankender und geringer *für jeden Einzelfall*, welcher von ihr beurteilt werden soll. Aus Zwecken und zu Zwecken gewonnen, tut sie jedem Einzelfall insofern unrecht, als sie ihn an den Maßstäben ihrer heteronomen Zweckhaftigkeit mißt, anstatt ihn *aus sich selbst* und seinem *Wesen* heraus einsichtig zu machen. Letzteres ist ihr aus mehreren Gründen versagt. Was sie an Kenntnissen vermittelt, sind die zweckgeborenen und zweckgebundenen Spielregeln zwischenmenschlichen Verhaltens und die typischen Weisen, in denen Menschen sich mit diesen auseinandersetzen. So verbleibt die praktische Menschenkenntnis im Äußerlichen der Verhaltensschilderung — und zugleich in einem Konventionsmoralismus jener Zweckregeln, die den Verkehr der Menschen beherrschen und auf die jene Verhaltensschilderungen projiziert werden. Sie dringt eben nur so tief in den Menschen ein, als zu dieser Blickweise der Zweckgebundenheit erforderlich ist. Und die *persönliche Menschenkenntnis des Einzelnen* fügt dem Bestande der allgemeinen Menschenkenntnis nicht allzuviel hinzu. Sie vermag zwar die allgemeine Menschenkenntnis im Spiegel eines persönlichen Lebens plastisch zu machen, zu beleben, mit anschaulichem Gehalt zu erfüllen und zu gestalten — aber diesem Vorzug steht der Nachteil gegenüber, gänzlich gebunden zu sein durch die äußeren und inneren *Begrenzungen* des Einzelnen, der sie ausbildet — durch die äußere Enge seines persönlichen Lebens, des beschränkten Menschen-

kreises seiner Umwelt, seines Berufes, und durch die innere Enge seiner traditionellen und lebensgeschichtlichen Gefühlsbindungen, Wertungsweisen und Erfassungsgesichtspunkte. Ein Großstädter sieht die Menschen anders als ein Landbewohner, ein Richter anders als ein Arzt, ein Mann anders als ein Weib usw. Die persönliche Menschenkenntnis belebt zwar die allgemein überkommene praktische Menschenkenntnis — aber sie *berichtigt* sie nicht; sie beglaubigt sie zwar häufig subjektiv, stellt sie aber ebensooft subjektiv in Frage. Und in jedem Falle *verursacht* sie Täuschungen und Unrecht am andern häufiger, als sie solche *verhindert*.

Nun bezeichnen wir als *Menschenkenntnis* nicht bloß den geschilderten praktischen *Erwerb*, sondern auch die jeweilige *Fähigkeit* zu ihm, wie sie dem Einzelnen zuteil geworden sein mag. Wie diese Fähigkeit auch beschaffen sei: ob eine besondere elementare Erkenntnisquelle eigener Art, ob eine komplizierte Zusammensetzung aus verschiedenen seelischen Fähigkeiten in uns — in jedem Falle ergibt sich eine paradoxe Konsequenz. Gelänge es uns nämlich, diese *Fähigkeit* der Menschenkenntnis unbestochen und befreit von allen Begrenzungen durch persönliche Fehlerquellen zu richtiger Leistung auszubilden, so *bedürfte* es gar nicht mehr des überkommenen konventionellen Erwerbs an praktischer Menschenkenntnis. Sondern es müßte dann gelingen, unsere obigen Fragen *unmittelbar und richtig* zu beantworten — sie *als ein Erkennender* zu beantworten. An die Stelle der *konventionell-praktischen* Menschenkenntnis würde dann eine *wirkliche, echte* Menschenkenntnis treten, eine *Erkenntnis des Menschlichen*, wie es in der ganzen Vielfalt seiner Verschiedenheit zur Erscheinung gelangt und auf die Verschiedenheit der Menschen selber zurückbezogen werden muß.

Gerade danach aber streben wir. Gerade dies ist uns aufgegeben; es gibt kaum eine entscheidendere Aufgabe. Weil wir verstanden werden wollen, weil wir uns wiederfinden wollen im anderen Menschen: darum wollen wir ihm in seinem Anderssein ebenso gerecht werden, wie wir dies für uns selber von ihm erwarten.

Und es ist bedrückend, daß diese entscheidende Aufgabe — über die allgemein praktische Menschenkenntnis hinaus — bisher nur von wenigen großen Geistern und nur in Ansätzen überhaupt einer Lösung nähergebracht worden ist.

Die wertvollsten und tiefsten Einsichten bei der Bearbeitung dieser Aufgabe sind den *Werken der großen Schriftsteller* zu verdanken. Es wird immer übersehen, daß dasjenige, was über die ethischen und ästhetischen Werte eines Werkes hinaus den Einzelnen besonders zu fesseln, zu erschüttern, zu bereichern vermag, das *Bild der Menschen* ist, das das Werk ihm gibt. Hier findet er jene Erweiterung der eigenen inneren Sehfähigkeit, die ihm Wesen und Untergründe der Mitmenschen

in neuem Lichte zeigt. Und so ist die *konstruktive und intuitive Menschenkenntnis des großen Schriftstellers* ein unvergleichliches Bildungselement für jede persönliche Menschenkenntnis des wirklichen Lebens.

Und doch wird auch von den Werken der Literatur unsere Aufgabe nicht voll bewältigt. Diesem Wege ermangelt eine Eigenschaft, deren wir als Erkennende und Erkennenwollende nicht entraten können. Der künstlerischen Menschenkenntnis fehlt der Gesichtspunkt der *Ordnung*. Auch wer weit entfernt ist von dem Fanatismus des Systems, weiß, daß *Erkennen ein Ordnen* ist. Wenn uns die Gestalten eines STENDHAL, eines FLAUBERT, eines DOSTOJEWSKI in der Notwendigkeit ihres inneren Aufbaus und Lebensgangs evident werden, so erleben wir doch nicht in aussagbarer Weise die inneren Gründe dieser Evidenz. Wir erleben diese Evidenz als etwas Einmaliges, nicht Verallgemeinerungsfähiges. Ihre Beglaubigung liegt im Genius des Künstlers, dem wir folgen; sie liegt nicht in *allgemein zugänglichen und aussagbaren Leitsätzen*, auf Grund deren wir fähig wären, in die Verschiedenheit der Menschen *mit dem sicheren Blick des kontrollierten Urteils forschend und erkennend* einzudringen.

Ein solches Geschäft wäre dasjenige einer *Wissenschaft*. Ist eine *Wissenschaft von den Verschiedenheiten der Menschen* und von den *Gründen dieser Verschiedenheiten* möglich? und *wie wäre eine solche Wissenschaft auszubilden?*

Der Antwort auf diese Frage sollen die folgenden Erörterungen gewidmet sein.

2. Die Problematik der wissenschaftlichen Charakterkunde.

Es muß zuvor gesagt werden, daß wir uns hier und in der folgenden Darstellung mit einer *soziologischen* oder *historischen* Bestimmung dessen, was uns „*Wissenschaft*“ ist und bedeutet, nicht zufriedenzugeben vermögen. Unschwer läßt sich dartun, wie der Wissenschaftsbegriff in der *Geschichte* der geistigen Bestrebungen allmählich sich abhob, mehr und mehr zu seiner besonderen Sinnerfüllung gelangte und einen Wandel in seinen Fundierungen und seinen methodologischen Sicherungen erfuhr. Und ebenso läßt sich die *soziologische* Bedeutung und Funktion des Wissenschaftsbegriffes dartun — in einem mehrfachen Sinne: Es läßt sich darstellen, wie er jeweils der Abdruck eines besonderen Kulturgehaltes, einer ökonomisch bedingten Ideologie, einer wachsenden, aber vielleicht vergeblichen Tendenz des Geistes auf seinem Entwicklungswege zu Gemeinschaftsformen war und ist — einer Tendenz, die selber wieder in ihren Wachstumsbedingungen und ihrem Sinn zu verfolgen reizvoll wäre. Wir kämen auf diese Weise — und eben darum lehnen wir diesen Weg ab — dazu, den Begriff *Wissenschaft* als etwas Flexibles, etwas Bedingtes und Relatives anzusprechen. So zweifellos wir ihn auf

diese Weise im gesamten Reiche des Geistigen und der Gemeinschaft besser zu verstehen lernten, so sehr würde sich dabei andererseits dieser Begriff aus jener festen und zentralen Position herauschieben, die er für einen jeden haben muß, der Wissenschaft zu betreiben und zu begründen beabsichtigt. Wir tasten die genannten Gesichtspunkte, unter denen man auf den Begriff Wissenschaft und auf die Wissenschaften selber zu blicken vermag, nicht an; *aber sie sind nicht die unsrigen*. Wissenschaft ist uns nicht ein Geistesgebiet oder eine Methodensammlung, über die man sich in ihren Bedingtheiten unterhalten kann. Wir bestimmen den Begriff und die Norm der Wissenschaft und der Wissenschaftlichkeit weder kulturgeschichtlich noch ideengeschichtlich, noch soziologisch: wir bestimmen sie *systematisch*. Wissenschaft ist uns der Inbegriff dessen, was *wahr* ist — wahr in einem vor der Vernunft verstandesmäßig *beweisbaren* oder *begründbaren* Sinne. Bei dieser systematischen Bestimmung setzen wir also den Begriff der Wahrheit, die Erkennbarkeit der Wahrheit und die Fundiertheit aller Erkenntnis von Wahrheit in der Vernunft voraus. Wir bekennen uns zu einem *philosophischen Rationalismus*. Es ist nicht unseres Amtes, diesen philosophischen Rationalismus hier zu begründen. Wir wissen, daß wir mit dem Bekenntnis zu ihm unsern ganz bestimmten, begrenzten und zeitgebundenen Platz innerhalb der Geschichte des Geistes, der Kultur und der Soziologie einnehmen. Dem ist nun so. Wir sind nicht Propheten, um zu entscheiden, ob in irgendeiner kulturellen Ära dieser Standpunkt einer Relativierung verfallen wird, die andere Normen und Fundamente des Geistigen auf den Schild erhebt. Wir lassen fernerhin innerhalb des philosophischen Rationalismus jegliche Spielformen unbeanstandet gelten, die, wie sie auch sonst beschaffen und fundiert sein mögen, diesen Wissenschaftsbegriff mit uns gemein haben — sie seien positivistischer oder idealistischer oder selbst empiristischer Zugehörigkeit. Wenn wir Charakterkunde als Wissenschaft wollen, so wollen wir sie unter den Kriterien dieses systematischen Wissenschaftsbegriffs. Es bleibt dabei zu untersuchen, ob und inwieweit Charakterkunde als Wissenschaft — im Sinne dieses Wissenschaftsbegriffs — möglich sei. Die vielfältigen, außerordentlichen Schwierigkeiten dieser Fragestellung werden uns in der Folge zu beschäftigen haben.

Indem wir unsern Begriff von Wissenschaft — denjenigen, unter dem wir im folgenden ausschließlich versuchen werden, die Charakterkunde zu begründen, zu entwickeln und darzustellen — offen an die Spitze unserer Ausführungen stellen, damit man wisse, wovon allein auf den folgenden Seiten die Rede ist, glauben wir dennoch nicht, geistiges Erfassen von Gegebenheiten in ein starres dogmatisches Schema zu zwingen. Unser Glaube stützt sich auf den Umstand, daß wir den Wissenschaftsbegriff zwar an einige Voraussetzungen binden, *nicht aber*

an eine Methode — sei es eine solche der Tatsachenfeststellung, der Forschung oder des Denkens und Ordnen. Wenigstens *nicht anders* an eine Methode binden *als in dem allgemeinen Sinne rationaler Rechtfertigung*. Diese ist immer zugleich *Verständigung*; und so ist uns, methodisch gesehen, Wissenschaft dasjenige Gebiet des Geistes, über dessen Konditionalität man sich zwar nicht unterhalten kann, über dessen Form und Gehalt aber eine Verständigung möglich ist, wofern die Erkennbarkeit der Wahrheit und das Selbstvertrauen der Vernunft in die Wahrheit ihrer Erkenntnisse vorausgesetzt wird. Engere Bestimmungen zur Methode zu treffen, wäre mit der Gefahr einer Einzwängung des Geistes und seiner Erkenntnismöglichkeiten verbunden.

Vielleicht ist es bezeichnend, daß man solche Vorwegnahmen über den Wissenschaftsbegriff, den man hat und befolgt, gerade dann als notwendig empfindet, wenn man über *Charakterkunde als Wissenschaft* schreibt. Im gesamten Gebiet der Naturwissenschaften würde sie sich erübrigen, nämlich von selbst verstehen. Und nur an den Grenzen der Naturwissenschaft, da, wo sie in die *Totalität* oder in die *Individualität*, in den *Makrokosmos* oder in den *Mikrokosmos* transzendiert, da pflegt sie sich auf Sinn und Art ihres Wissenschaftsbegriffs zu besinnen, *denn da gerät sie unumgänglich in die Antinomik ihrer eigenen fundierenden oder methodischen Bindungen* und ihres transzendenten neuen Gegenstandsbereichs. Und für die Philosophie erübrigt sich eine Bestimmung ihres Wissenschaftsbegriffs ebenfalls, weil gerade sie vor der Aufgabe steht, ihn, seine Kriterien und Fundamente allererst zum Problem zu machen. Schon daraus ist klar, daß die Charakterkunde in ein Bereich fällt, welches gleichsam *zwischen den empirischen Naturwissenschaften und der Philosophie* liegt: Beide werden von ihr bereits vorausgesetzt, an beiden hat sie Anteil — fundamental mehr gebunden als die Philosophie, nämlich an einen Wissenschaftsbegriff, aber weniger gebunden als die Naturwissenschaften, nämlich in methodologischer Hinsicht. Und dies Gebiet inmitten zwischen den beiden ehrwürdigen Reichen, auf denen der menschliche Geist seine Siege und Niederlagen erleidet, dies Gebiet ist gerade besonders und in höchstem Maße durch jene innere Antinomik gefährdet, die nun einmal zwischen der erfassenden und ordnenden Distinktion einer gegebenen Mannigfaltigkeit einerseits, dem Totalitäts- und Individualitätsproblem andererseits immer wieder aufersteht. Verkrampft man sich hier in die methodologische Enge und Starre der Naturforschung, so beraubt man sich letzten Endes der Möglichkeit, dem Ganzen einer jedweden individuellen Persönlichkeit geistig gegenüberzutreten. „Die Teile habt ihr in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band.“ Gibt man aber zuviel preis: nämlich zugleich auch den sicheren Halt an einem Wissenschaftsbegriff, der die Erkennbarkeit und die Verständigung über das begründbar Wahre voraussetzt, so ver-

liert man sich gerade in der Charakterkunde nur zu leicht in der romantischen Originalität subjektiver Blickweisen, wie sie besten Falles der schöpferische Künstler, schlimmeren Falles die geschwätzige oder geheimnisvolle Scheintiefe all jener pseudowissenschaftlichen oder bekenntnishaft-„weltanschaulichen“ Glaubens- und Heilslehren aufweist, die gerade in der Charakterologie einen bevorzugten Tummelplatz innehaben.

Wie dem auch sei: es zeigt sich, daß bereits im bloßen Begriff einer wissenschaftlichen Charakterkunde ungewöhnlich tiefe und schwerwiegende Fragen angerührt werden, die unser Wissen und Wissenkönnen überhaupt betreffen, soweit es sich auf den Menschen und dessen Eigenart erstreckt. Es sind Fragen, die wir nicht vorschnell, standpunkthaft und aus einem System heraus beantworten können. Wir werden uns vielmehr an die Arbeit halten müssen, welche die *führenden Denker und Forscher* auf diesem Gebiete geleistet haben; wir werden studieren, wie sie — ein jeder auf eigene Weise — an diese Arbeit herangetreten sind und wie sie sich mit ihr abgefunden haben. So wird, *was* wir wissenschaftlich über die menschlichen Charaktere zu erkennen fähig sind und *wie* wir dies sind, sich uns erst allmählich mehr und mehr verdeutlichen. Wir werden unsern „wissenschaftlichen Standpunkt“ nicht fertig mitbringen, sondern *in lernender Beschreibung an den Leistungen unserer Führer nach und nach erarbeiten*. Nichts liegt uns ferner als jene Haltung tönender Selbstsicherheit, die mit den Problemen schon „fertig“ ist, ehe sie noch überhaupt an sie herangelangt.

Besonders *eine* Frage bedarf solch vorsichtiger Selbstbescheidung hinsichtlich der Antwort; und wir sagen dies gleich hier, um damit einem naheliegenden Einwand zu begegnen. Es ist die Frage nach dem *Verhältnis der Charakterkunde zur Psychologie*. Warum, so könnte dieser Einwand lauten, macht ihr denn von den Problemen einer wissenschaftlichen Sicherung und Eigenständigkeit der Charakterkunde soviel Aufhebens? Geht sie nicht einfach irgendwie in die Psychologie ein? Ist nicht ihr Gegenstand ganz derselbe wie derjenige der Psychologie überhaupt?

Die *Psychologie* ist die Wissenschaft von den seelischen Erscheinungen, ihren Zusammenhängen, Ordnungsformen, Grundlagen und Produkten. Sie ist *nicht* bestimmt durch ihre *Methode* oder Blickweise — wie könnte sie das sein, da das Psychische sich in einer heterogenen Fülle von wissenschaftlichen Aspekten darbietet, deren synthetische Systematisierbarkeit ja noch eine nicht voll gelöste wissenschaftstheoretische Aufgabe bildet¹. Sondern die Psychologie ist bestimmt durch ihr *Gegenstandsbereich*, durch eben dies Gegenstandsbereich in seinem denk-

¹ Vgl. hierzu meine „Perspektiven der Seelenheilkunde“, Kap. I u. II. Leipzig 1930.

bar weitesten Betracht. Die Charakterologie scheint, nach dieser Bestimmung, nur als eine Untergruppe oder Teildisziplin innerhalb der Psychologie möglich; — eine Untergruppe, die sich abgrenzen mag entweder durch ein Bereich besonderer spezifischer Objekte oder Fragestellungen innerhalb der psychologischen, oder durch ein Bereich besonderer spezifischer Methoden oder Blickweisen innerhalb derjenigen, die überhaupt im Sinne wissenschaftlicher Erfassung auf Psychisches gerichtet zu werden vermögen.

Charakterologie als Teildisziplin der Psychologie: diesem Anschein ergeben sich denn auch in der Tat die meisten Forscher — mit rühmenswürdiger Ausnahme von KLAGES, der hier klarer, der hier neu gesehen hat, und wovon noch zu sprechen sein wird. Wer die Annahme von der Einordnung der Charakterologie in die Psychologie teilt, ist konsequenterweise gehalten, die *spezifische Differenz* anzugeben und zu begründen, die dem *genus proximum* Psychologie hinzugefügt werden muß, damit innerhalb deren Systematik der ideale Ort für den Unterbegriff Charakterologie und für seine Stellung zum Ganzen der Psychologie aufgewiesen werde.

Hier aber beginnen tatsächlich all jene Divergenzen in der Grundlegung und in den prinzipiellen Ausgangspunkten, von denen die einzelnen Forscher sich abstoßen, um in die unbekanntenen Bereiche vorzudringen. Hier beginnen die Divergenzen: denn wer so denkt, dem bleibt nur übrig, *entweder* von vornherein *definitiv* das besondere *Gegenstands- oder Problembereich* zu bestimmen, auf welches er ausgeht, wenn er Charakterkunde treibt — oder die *besondere Methode festzulegen*, die er für den ausgezeichneten Weg des charakterologischen Forschens innerhalb der Psychologie hält. Derartige Versuche sind tatsächlich in kaum zu ordnender Vielfalt unternommen worden und werden noch immer neu unternommen. Man beginnt etwa mit einer *Definition* dessen, was man unter „Charakter“ versteht und erforschen will. Aber darin liegt bereits eine auswählende deduktive Vorwegnahme und eine Reihe von Voraussetzungen dafür, daß diese Vorwegnahme geschieht; und eine Rechenschaft über diese Voraussetzungen wird nicht gegeben. Hier zeigt sich schon, was dann die Durchführung schnell erkennen läßt: die Willkür und Unzulänglichkeit solchen Vorgehens. Und ein Gleiches gilt von der vielfach geübten Begrenzung einer Charakterkunde durch ihre antizipatorische Bindung an eine *Methode*. Auch diese Festlegung der Charakterkunde durch eine besondere Methode führt sofort in Einseitigkeit und Willkür. In beiden Fällen aber ist nicht nur die Herauslösung der Charakterkunde willkürlich, sondern auch ihre Einstellung in die Psychologie eine völlig unbeglaubigte Privatliebhaberei. Denn jeder Gesichtspunkt, welcher *innerhalb der Psychologie* ausgezeichnet und als „spezifische Differenz“ der Charakterkunde erklärt

wird, ist zufällig, äußerlich und gesucht: er hat *vom Wesen der Psychologie* aus keinen eigenen Sinn.

Man braucht sich dies bloß an einem Beispiel klarzumachen, um es alsbald einzusehen. Wenn man z. B. verfügt: die Charakterkunde ist derjenige Teil der Psychologie, welcher sich mit dem seelischen Geschehen im Hinblick auf die Willensmomente beschäftigt — so wird mit Recht sofort die Frage laut: inwiefern bedarf es für diesen Gegenstand einer besonderen Disziplin? Oder wenn man sagt: Charakterkunde ist derjenige Teil der Psychologie, dessen Methode die sinndeutende Methode ist — so wird sofort die Gegenfrage laut: inwiefern konstituiert diese Methode eine besondere Disziplin? Von der Psychologie als Wissenschaft her zeigen sich derartige Spezialisierungen als Privatliebhabereien ohne eigenen Boden.

Wir werden im folgenden noch sehen, daß es Charakterforschungen gibt, die an der *Erbkunde*, an der *Konstitutionswissenschaft*, an der *Soziologie* als leitendem Prinzip orientiert sind. Es kommt hier nicht darauf an, was von der Tragweite und Tragfähigkeit derartiger Charakterologien zu halten ist; es kommt darauf an, daß es sie als vollgültige Gebilde der Charakterkunde *tatsächlich gibt*. Keines der drei genannten Leitprinzipien für die Ausbildung einer Charakterkunde hat aber *innerhalb der Psychologie* seinen Ursprung. Die Frage, ob die Charakterkunde in die Psychologie als Untergruppe hineingehöre, vereinfacht sich durch solche Feststellungen nicht.

Wir werden die Beantwortung dieser Frage ebenfalls nicht mit dogmatischer Entscheidung vorwegnehmen. Wir werden vielmehr die von der Psychologie aus vorgetriebenen Charakterforschungen prüfend auf uns wirken lassen und danach ein Urteil zu gewinnen suchen, wie weit die *Psychologie* in den Prinzipien und Methoden der Charakterkunde dominiert, und wie weit *andere, eigenständige* oder *entlehnte* Blickweisen in der Charakterkunde hervortreten. Nur die eine und vorläufige Antwort auf die gestellte Frage können wir schon jetzt geben: *das Verhältnis der Charakterkunde zur Psychologie ist nicht dasjenige einer selbstverständlichen Unterordnung*, sondern bildet ein Problem, welches in den Umkreis der wissenschaftstheoretischen Problematik der Charakterkunde selber, den wir kurz andeuteten, hineingehört.

Wir haben also bisher nichts gewonnen als eine erste Einsicht in die *Fragwürdigkeit* unseres Beginns, Charakterkunde als Wissenschaft aufzurichten. *Von dem Gelingen dieses Beginns hängt aber alles ab*. Nur dann werden wir etwas Beglaubigtes über die Verschiedenheiten menschlicher Eigenart aussagen können, nur dann Ordnung und Klarheit in diese Verschiedenheit zu bringen vermögen, wenn uns die Wege zum Wissen und die Voraussetzungen des Wissenskönnens auf diesem Gebiete zugänglich und gesichert sind. Zugang und Sicherung aber

kann uns nicht aus kühner und bedenkenloser Konstruktion erwachsen, sondern nur aus vorsichtiger und lernender Nachprüfung der Wege und Gedanken, welche die Forschung bereits gegangen ist. Diese Nachprüfung ist daher alles andere eher als ein historischer Ballast. Sie ist das Tor, durch das wir eintreten.

II. Der Weg der Typenbildung und die grundsätzlichen Fragestellungen der Charakterkunde.

1. Statistische Typologie.

Zunächst mögen die grundsätzlichen Fragen und Schwierigkeiten, die der wissenschaftlichen Charakterkunde anhaften, freilich gesucht erscheinen. Der naive Mensch beobachtet doch, daß in unserm täglichen Leben die Kenntnis der Charaktere recht sicher und praktisch funktioniert, ohne daß es besonderer allgemeiner und grundlegender Standpunkte dazu bedürfte. Warum sollte nicht auch das *wissenschaftliche* Vorgehen mit gleicher Unbefangenheit an dies Forschungsgebiet herantreten, lediglich darauf beschränkt, die Blickweisen der praktischen Menschenkenntnis sozusagen methodisch ein wenig zu regulieren und zu verfeinern? Wozu bedarf es besonderer wissenschaftstheoretischer oder grundsätzlicher Präsumtionen?

Diese naive Einstellung eines wissenschaftlichen Positivismus finden wir in der Charakterkunde bereits seit ARISTOTELES angedeutet; in der Neuzeit hat sie besonderen Umfang angenommen. Ihre Gestaltungen sind daher als Ausgangspunkt unserer folgenden Überlegungen recht geeignet: sie zeigen nämlich, wie das Brauchbare und Echte an der praktischen Menschenkenntnis durch scheinwissenschaftliche „Exaktheit“ unangemessen angewandter Arbeitsmethoden in Gefahr zu geraten vermag; und hieraus wiederum werden wir lernen, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit eine Charakterkunde zugleich echt und werthaltig sein und doch als Wissenschaft auftreten kann.

Die positivistische, „*induktive*“ Charakterkunde geht nämlich darauf aus, „*typische*“ Merkmale aufzustellen und die Menschen nach diesen „*typischen Merkmalen*“ zu gruppieren. Sie hält sich freilich nicht lange bei der Frage auf, wie der *Begriff des Typus* und des typischen Merkmals zu interpretieren sei, oder durch welche Besonderheiten ein Merkmal geeignet sei, als *Kriterium eines Typus* herausgehoben zu werden, oder welche Beziehung zwischen *Typus und Charakter*, *typischem Merkmal* und *charakteristischem Merkmal* bestehe. Alle diese und noch andere Fragen, deren ganze Bedeutung wir erst im folgenden Abschnitt aufrollen können, werden von der induktiven Charakterkunde und Typenforschung genau so umgangen wie von der praktischen Menschenkenntnis. Lediglich WILLIAM STERN — der sich durch seine Personal-

lehre weit über diese induktive Typenforschung hinausentwickelt hat — versuchte ein *allgemeines Schema* aufzustellen, gemäß welchem Typen gebildet würden¹. Er stellt *drei Schemaformen* auf, das monotypische, antitypische und polytypische.

1. *Das monotypische Schema*: die Menschen werden *kontradiktorisch* nach Anwesenheit oder Nichtanwesenheit des typenbildenden Merkmals eingeteilt. Dieses Schema wird nur als Notbehelf angewendet, etwa bei neugefundenen Besonderheiten, wie z. B. Synästhesie oder der Gabe des Hellsehens. Durch Einteilung nach Dasein oder Fehlen dieses Merkmals, und analoge Einteilungen nach beliebigen anderen Merkmalen (hinsichtlich Vorhandenseins oder Fehlens), ergeben sich Gruppierungen, durch welche solche neuen Phänomene mit anderen bekannteren Erscheinungen in eine statistische Analogie gebracht werden.

2. *Das antitypische Schema*: es bedient sich nicht des kontradiktorischen, sondern des *konträren* Gegensatzes. Von einem Indifferenzpunkt aus erstrecken sich nach entgegengesetzten Richtungen zwei konträre Formen eines Merkmals; und die Richtungsziele dieses Gegensatzes werden zu *Typenzentren*. Zuweilen ist die Indifferenzgegend das Gebiet eines *Mitteltypus*. Dieses Schema ist vor allem bei den *Stellungnahmen* angewandt worden. So führte etwa die Art, wie der Mensch beim Urteilen, Auffassen, Darstellen usw. zum Objekt Stellung nimmt, zu der Gegenüberstellung eines „objektiven“ und eines „subjektiven“ Typus². Für jenen würde die Tendenz bezeichnend sein, dem Objekt als solchem gerecht zu werden; für diesen die Tendenz, vor allem seine persönliche Beziehung zu den Objekten zum Ausdruck zu bringen. Der diesem Gegensatz entsprechende „Mitteltypus“ ist der „*harmonische*“ Typus.

Derlei Gegensätze lassen sich mit Leichtigkeit überall aufstellen: z. B. beim *Schätzen* kann man Überschätzer, Unterschätzer und einen Mitteltypus aufstellen³. Die *Aufmerksamkeitstypik* wurde ebenso auf eine Reihe von Gegensätzen gebracht: fixierend — fluktuierend; distributiv — konzentrativ; stark dilationsfähig — schwach dilationsfähig. Ähnliches machte KRAEPELIN für die Arbeit und antitypische Arbeitseigenschaften; unter ihnen ist der Unterschied der Morgenarbeiter und der Abendarbeiter besonders kennzeichnend⁴.

3. *Das polytypische Schema*: es liegt vor, wenn mit Bezug auf ein Merkmal eine *Vielheit* qualitativ verschiedener typischer Verhaltensformen besteht, die sich nicht mehr in ein eindimensionales Schema ein-

¹ Differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen. Leipzig 1911, besonders Kap. XIII und XIV.

² BAERWALD, Experimentelle Untersuchungen über Urteilsvorsicht und Selbsttätigkeit. Z. angew. Psychol. 2 (1908).

³ LOBSIEN, Über Schätzung kurzer Zeiträume durch Schulkinder. Z. Psychol. 50.

⁴ Der psychologische Versuch in der Psychiatrie. Psychol. Arb. I (1896).

fügen lassen. Gewöhnlich wird diese Polytypik auf eine *Kreuzung* mehrerer einfacherer Schemata zurückgeführt. Ein kennzeichnendes Beispiel hierfür ist die *Temperamentenlehre*. Man setzte voraus, daß Temperamentstypen etwas Komplexes seien, entstanden durch Kreuzung von einfachen Typen. Die einfachen Typen ließ man antitypisch variieren und bildete die denkbaren Kombinationen: kommt z. B. das allgemeine Merkmal *a* in der Antitypik $+a - a$ vor, und das allgemeine Merkmal *b* in der Antitypik $+b - b$, so erhält man durch Kombinationsrechnung vier komplexe Typen:

$$\begin{array}{ll} +a + b & -a + b \\ +a - b & -a - b. \end{array}$$

Drei antitypisch gegliederte Merkmale ergeben acht Kombinationsformen, vier antitypisch gegliederte Merkmale ergeben sechzehn Kombinationsformen. Dergleichen Kombinationsschematik liegt vielfach den *Temperamentslehren* zugrunde. So stellten die alten Hellenen ihre vier Temperamente auf. So erhält auch KANT¹ vier Temperamente durch Kreuzung zweier Antitypen:

$$\begin{array}{ll} \text{gefühlsmäßig} & \longleftrightarrow \text{tätig} \\ \text{Anregung} & \longleftrightarrow \text{Abspannung.} \end{array}$$

Ähnlich bildet HELLOWIG² vier Temperamente durch Kreuzung zweier Antitypen:

$$\begin{array}{ll} \text{starke Rezeption} & \longleftrightarrow \text{schwache Rezeption} \\ \text{starke Reaktion} & \longleftrightarrow \text{schwache Reaktion.} \end{array}$$

Ähnlich bei WUNDT³:

$$\begin{array}{ll} \text{starke Affektveranlagung} & \longleftrightarrow \text{schwache Affektveranlagung} \\ \text{schnelle Affektveranlagung} & \longleftrightarrow \text{langsame Affektveranlagung.} \end{array}$$

HÖFFDING⁴ bildet seine Temperamente durch Kreuzung von drei Antitypen, und erhält folgerichtig acht:

$$\begin{array}{ll} \text{Lust} & \longleftrightarrow \text{Unlust} \\ \text{Stärke} & \longleftrightarrow \text{Schwäche} \\ \text{Schnelligkeit} & \longleftrightarrow \text{Langsamkeit.} \end{array}$$

Solcher Schemata der Temperamente sind in der Literatur etwa zwei Dutzend bekannt geworden⁵. Dabei ist bezeichnend, daß die zur

¹ Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 1798, § 87.

² Die vier Temperamente bei Erwachsenen. 1888.

³ Grundzüge der physiologischen Psychologie. 5. Aufl. 3 (1903).

⁴ Psychologie in Umrissen. 2. Aufl. 1893.

⁵ R. SOMMER (Über Persönlichkeitstypen. Bericht über den VIII. Kongreß für exper. Psychol., Jena 1924, S. 27 ff.) weist auf den Zusammenhang der Temperamentschemata mit der mittelalterlichen alchemistischen Elementenlehre hin und gibt hierfür folgendes Schema aus den Qualitäten *heiß, kalt, trocken, feucht*:

heiß und trocken: Feuer — cholisches Temperament,
 heiß und feucht: Luft — sanguinisches Temperament,
 kalt und feucht: Wasser — melancholisches Temperament,
 kalt und trocken: Erde — phlegmatisches Temperament.

Einteilung gewählten antitypischen Gesichtspunkte stark voneinander abweichen. Schon dies weist uns darauf hin, daß dieselben vom jeweiligen Standpunkt des einzelnen Forschers mit subjektiver Willkür herausgegriffen und angesetzt werden. *Hier liegt das eigentliche Problem* der Temperamentslehre, in der *Wahl des kennzeichnenden Merkmals*, und nicht in dem antitypischen Modus. Die Willkür aber in der Wahl des kennzeichnenden Merkmals legt uns nahe, daß die jeweils gewählte einzelne Funktion offenbar *niemals* mit Sicherheit für das Temperament als solches kennzeichnend sein kann. Es bedarf dazu einer anderen, gründlicheren Ableitung — einer solchen, die uns das für ein Temperament charakteristische Seelengeschehen als kennzeichnend *einsichtig macht*. Diese Erwägung aber führt folgerichtig zu einer *Problematisierung des Temperamentsbegriffs selber* und seiner *Stellung im Ganzen der Person* und ihres Charakters. Wir lernen hieraus, daß es auf dem Wege induktiver Methodik für die Charakterkunde keinen Gewinn gibt, solange die Induktionen „blind“, d. h. nicht im Rahmen eines *prinzipiellen Ansatzes über das Wesen des Charakters* und seine Grundlagen erfolgen.

Etwas Ähnliches können wir auch einer Betrachtung der anderen genannten Schemaformen entnehmen. Es ist gewiß richtig, daß die antitypische Gliederung in bezug auf Merkmale mit besonderer Eindringlichkeit erlaubt, die Menschen nach *Verschiedenheiten* zu gruppieren. Aber es ist keineswegs gleichgültig, *welche* Merkmale man dieser Gliederung unterlegt. Beim Schätzen etwa kann man sicherlich eine Vielheit von Personen nach dem antitypischen Schema gruppieren, wer von diesen Menschen zum Überschätzen, wer zum Unterschätzen neigt — und bei wem beides vorkommt. Die eigentliche Frage ist aber: Ist die jeweilige Tendenz zur Über- oder Unterschätzung etwas *für das Wesen* des betreffenden Menschen *Kennzeichnendes*? Oder ist das Schätzen *relativ unwesentlich* als Bestimmungsstück der Person in charakterologischer Hinsicht? Da wird man bemerken, daß die Antwort fallweise ganz verschieden ausfällt. Und die charakterkundlichen Fragen *beginnen* mit dem Augenblick, wo man den Gründen dafür nachgeht. Diese Gründe aber können aus der antitypischen Gliederung der Schätzungsfähigkeit *nicht* entnommen werden, *sie gehen vielmehr* der Aufstellung dieses Bestimmungsstückes *vorher* — oder besser: es hat überhaupt nur dann einen charakterkundlichen Sinn, das Schätzen zum Kriterium einer Einteilung der Verschiedenheit von Menschen zu machen, wenn im Wesen des menschlichen Charakters *Gründe* dafür vorliegen sollten, dem Schätzen eine besondere Bedeutung, einen *besonderen Erkenntniswert* für den Charakter und seine Eigenart zuzuschreiben. Diese Frage aber kann wiederum *nur aus allgemeineren und grundlegenden Blickweisen* auf das Wesen des Charakters beantwortet werden.

Das gleiche gilt z. B. auch von dem Unterschiede der Morgenarbeiter und der Abendarbeiter. Die zugrunde liegenden Fragen, die charakterkundlich allgemein bedeutungsvoll sind und dem Unterschiede der Morgenarbeiter und der Abendarbeiter überhaupt erst einen *charakterkundlichen Wert* zu geben vermögen, betreffen die Rolle der Arbeit und der Arbeitsweise als Erkenntnismittel und Kriterien verschiedener Charaktere. Auch diese Fragen sind ohne *allgemeine und grundlegende* Erörterungen über den *Begriff des Charakters* und die *Kriterien charakterologischer Eigenart* gar nicht zu lösen.

Wir sehen also, daß die *induktive Typologie* nur dann einen echten charakterkundlichen Forschungswert hat, wenn sie an *übergeordneten Prinzipien* und leitenden Gesichtspunkten orientiert wird, die ihr *vorhergehen*, und die *unabhängig von ihr* erst einmal gewonnen und entwickelt werden müssen. Wohin man gelangt, wenn man diese Erkenntnis vernachlässigt, das sehen wir an einigen neueren Forschungen von G. HEYMANS¹ und WIERSMA², die wir kurz beleuchten müssen, weil sie in ihrer statistischen Methodik besonders „exakt“ sind und gerade diejenigen Momente, in denen wir die eigentliche Sinngebung der Charakterkunde erblicken, besonders vermissen lassen.

Diese Arbeiten legen ihren Untersuchungen ein wirkliches *Massenmaterial* zugrunde. Ihre erste Quelle bildet eine Massenuntersuchung von 2500 Menschen. Ärzte hatten die Aufgabe, bei genau bekannten Personen über *90 Eigenschaften*, die herausgegriffen wurden, ein Urteil abzugeben. Daneben prüfte HEYMANS die Biographien von 110 Personen hinsichtlich des Vorhandenseins oder Fehlens derselben 90 Eigenschaften. Zur Gewinnung von Typen wurden drei antitypische Merkmale gewählt, die ohne besondere Ableitung zu Grundeigenschaften ernannt wurden: *Emotionalität*, *Aktivität* und *Sekundärfunktion* — so daß sich also durch Kreuzung von drei Antitypien acht Typen ergeben müssen. Unter der Sekundärfunktion wurde eine starke Nachhaltigkeit früherer Erlebnisse verstanden, in antitypischem Gegensatz zur Primärfunktion, die sich darin äußert, daß jeder Eindruck ohne weitere Nachhaltigkeit abklingt. Wenn man z. B. eine Scheibe blendend beleuchtet und dann plötzlich auf eine ebenmerkliche Beleuchtung heruntergeht, so werden die Menschen mit Sekundärfunktion länger brauchen (7,7'') als die mit Primärfunktion (5,1''), um die neue ebenmerkliche Helligkeit zu erkennen. Natürlich konnte in der ärztlichen Umfrage nicht dieses experimentellpsychologische Kriterium benutzt werden, um „Primärfunktion“ oder „Sekundärfunktion“ zu statuieren. Statt dessen wurde die Zugehörigkeit eines Menschen zu einer dieser beiden Reak-

¹ Über einige psychische Korrelationen. Z. angew. Psychol. 1.

² HEYMANS u. WIERSMA, Beiträge zur speziellen Psychologie auf Grund einer Massenuntersuchung. Z. Psychol. 51, VI.

tionsformen durch eine Reihe von *Fragen* bestimmt: „schnell getröstet?“, „schnell versöhnt?“, „wechselnd in Sympathien?“, „leicht zu bereden?“ usw. Je *nach der Mehrheit der erteilten Antworten* wurde für das Vorhandensein der angeblichen Grundeigenschaft entschieden. Wir sehen hier abermals eine methodische Merkwürdigkeit: die Nachhaltigkeit optisch-sensorischer Reizwirkungen wurde nicht als eine *spezifische* Disposition betrachtet, sondern als *bloßes Signal* für eine *allgemeinere* entsprechende Reaktionsweise auf allen möglichen seelischen Gebieten, auf solchen der verschiedensten Art. So entsteht der *Begriff der „Sekundärfunktion“*. Hier hat die methodische Exaktheit ein gewaltiges Loch. Denn gewiß darf man derartige Verallgemeinerungen machen; *aber dazu muß erst ihre Zulässigkeit psychologisch plausibel gemacht werden*. Sie kann *nicht unbesehen* als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Und wie würde eine derartige Einsichtigmachung des Rechts zu solcher Verallgemeinerung sich ermöglichen? Wiederum *nur im Rahmen einer übergeordneten Blickweise* auf den Aufbau des ganzen Menschen und das Zusammenwirken seiner psychischen Strukturen zur Eigenart seines Wesens.

Davon ist aber bei HEYMANS und WIERSMA nicht die Rede. *Weder* die psychologische Einheitlichkeit dieser unterstellten Grundfunktionen *noch* das Recht ihrer Kennzeichnung als Grundfunktionen wird besonders dargetan.

Die *Emotionalität*, die zweite Grundeigenschaft, wird direkt durch die Beantwortung der Frage entschieden: „emotionell oder nicht?“ Die *Aktivität*, die dritte Grundeigenschaft, wird festgestellt durch Fragen wie: „im Amte eifrig?“, „in Mußestunden beschäftigt?“, „geneigt frisch anzugreifen oder aufzuschieben?“ usw. Wir sehen bei den beiden Autoren, daß 8 weitere Fragen auf Bewegungen oder Handlungen gehen, 8 auf Gefühle, 10 auf Sekundärfunktion, 17 auf Intelligenz, 38 auf Neigungen hinsichtlich aller Gebiete, 10 auf sonstiges.

Die Untersuchung hatte das Ziel: erstens jede Person in einen der acht entstehenden Kombinationstypen einzureihen. Zweitens: für jede der untersuchten 90 Eigenschaften festzustellen, in welcher Korrelation sie zu jedem Temperament stehe. Das Resultat gibt dann eine empirisch begründete Verteilung einer großen Menge psychischer Eigenschaften auf die Temperamente. Es ist klar, daß bei der Art, wie die einzelnen Merkmale „festgestellt“ werden, eine noch so exakte Korrelationsstatistik die reine Scheinbarkeit ohne jeglichen Wert sein muß.

Die acht Typen sowie ihre Kennzeichen und die Zahl der auf jeden Typ entfallenden Fälle des Materials geben wir in der folgenden Tabelle wieder. Es geht aus ihr auf den ersten Blick hervor, daß die *Kennzeichnung* durch die angeblichen Grundeigenschaften für jeden Typus *nicht etwa induktiv gewonnen* wurde, *sondern durch Permutation (Kreuzung*

von Antitypien) konstruktiv vorweggenommen wird, ganz unabhängig vom Material. Die Autoren hingegen glauben allen Ernstes, die Kennzeichnung eines jeweiligen Typus durch seine Grundeigenschaften erfolge auf Grund des Materials. Hier sehen wir wieder, wie die Scheinexaktheit des statistischen Vorgehens uns nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß die eigentlichen Wesensbestimmungen der Eigenart eines menschlichen Typus aus einer *grundsätzlichen* Blickweise auf menschliche Eigenart deduktiv oder implizit entfließen; die empirische Materialsichtung dient nur der jeweiligen Subsumtion. *In der Art, wie HEYMANS und WIERSMA ihre einzelnen Typen charakterisieren, steckt das eigentliche Problem der Charakterkunde.* Es steckt in der Frage: Wodurch ist die Heraushebung gerade *dieser* Kennzeichen gerechtfertigt? Inwiefern entspricht *sie besonders* dem Wesen menschlicher Eigenart? Auf diese Frage gibt die induktive und statistische Charakterologie keine Antwort.

Zugehörige Fälle	Typus	Kennzeichen	Biographische Materialbeispiele nach HEYMANS
98	Amorphe	nE, nA, P	nicht vertreten
94	Apathiker	nE, nA, S	nicht vertreten
174	Nervöse	E, nA, P	Byron, Fritz Reuter
113	Sentimentale	E, nA, S	Robespierre, Rousseau
95	Sanguiniker	nE, A, P	Bacon, Lessing
439	Phlegmatiker	nE, A, S	Franklin, Hume, Kant, Locke, Mill, Taine
257	Choleriker	E, A, P	Danton, Dickens, Mirabeau, Scott
597	Passionierte	E, A, S	Michelangelo, Pascal, Pasteur, Nietzsche

E = Emotionalität, A = Aktivität, S = Sekundärfunktion, P = Primärfunktion, n = nicht.

Wenn wir einen Blick auf die Liste der Beispiele werfen, welche HEYMANS jedem der Typen zugeordnet hat, so erhalten wir schon aus unserer Befremdung einen weiteren Hinweis, daß mit dieser Methode etwas nicht stimmen kann. LORD BYRON und FRITZ REUTER sollen dem gleichen Typus psychischer Wesenseigenart zugehören, ROBESPIERRE und ROUSSEAU sollen einander in ihren Grundeigenschaften ähnlich sein? Solche Behauptung beweist nur, daß die „Grundeigenschaften“, nach denen diese Männer zusammengeordnet werden, für jeden einzelnen von ihnen recht wesenlos und unbezeichnend sind. Es ist klar, daß REUTER und BYRON, daß ROUSSEAU und ROBESPIERRE in weit tieferen und entscheidenderen Charakterzügen voneinander *abweichen*, als sie — nach dieser Tabelle — *Gemeinsames* haben. Das spricht gerade gegen die Tabelle. HEYMANS gewann diese Zusammenstellungen dadurch, daß er eine Liste von 90 vorher festgelegten Eigenschaftsfragen einfach der Reihe nach mit „ja“ oder „nein“ oder „unentscheidbar“ beantwortete.

Dieses Verfahren liegt auch allen sonstigen „Umfragemethoden“ und *Fragebögen* in der Typen- und Charakterkunde zugrunde. An dem zitierten Ergebnis sehen wir, daß es *auf diese Weise nicht geht*. Und wir können auch den *Grund* dafür angeben. Es wird nämlich immer die eigentliche Aufgabe der Charakterkunde sein, zu prüfen, *in welchem Sinne* die jeweilige „Eigenschaft“ eines Menschen anzusetzen ist, wie sie *im Ganzen der Persönlichkeit* drinsteht, *welche Rolle* sie innerhalb desselben spielt, wie weit sie „charakteristisch“ für ihn ist. Nicht daß sie vorhanden ist oder fehlt, ist wichtig, sondern *in welchen Zusammenhängen* sie vorhanden ist oder fehlt. Manche Alternativfragen werden sicherlich für den *einen* Charakter nicht nur klar entscheidbar sein, sondern auch in ihrem Ergebnis kennzeichnend. Die gleichen Alternativfragen werden bei einem *anderen* Charakter erst einer besonderen Umfärbung unterworfen werden müssen, um überhaupt für ihn sinnvoll zu sein, und trotzdem wird eine Entscheidung unter Umständen nicht möglich sein. Das Ergebnis dieser Überlegungen ist kurz dies: *Der Begriff der Eigenschaft selber wird in der Charakterkunde zu einem Problem*. Zu einem Problem wird, *was* als Eigenschaft im charakterkundlichen Sinne anzusehen ist.

Mit diesen Überlegungen bringen wir gewiß keine unnützen Schwierigkeiten und Geheimnisse in die Charakterkunde hinein, sondern wir erwehren uns nur eines bestimmten scheinwissenschaftlichen Schematismus. Die Charakterkunde ist keine hoheitsvolle und schwer zugängliche Fachtechnik: die reiche Fülle praktischer Menschenkenntnis beweist das Gegenteil. Halten wir uns nur an die Methode *freier Beschreibung*, so, wie sie auch der Schriftsteller bei den Personen seiner Werke anwendet, so sind wir weit sicherer daran, als wenn wir den statistisch-schematischen Umweg dieser „induktiven“ Typenforschung für eine unumgängliche „wissenschaftliche“ Methode ansehen. Was uns die praktische Menschenkenntnis zeigt: dies gute Funktionieren der freien Beschreibung, das hat uns die experimentelle Forschung bestätigt. ARNHEIM¹ hat in hübschen Versuchen nachgewiesen, daß bei freien Charakterbeschreibungen nach vorgelegten Porträts die Versuchspersonen richtige Angaben machten, und zwar in einem Prozentsatz, der die Wahrscheinlichkeit stark überstieg. Es ist nicht so, daß nur wenige Menschen einen besonderen Blick für die Wesenseigenart von Charakteren haben. Es handelt sich bei diesem Blick um eine allgemeine vitale Funktion — wir werden sie noch zu betrachten haben. Man kann ruhig diesem Blick vertrauen: die freien Charakterbeschreibungen scheinen, als Ganzes gewertet, eher noch das Material für eine Charakterkunde herzugeben als jene exakten statistischen Typologien. Was dies besagen will, auf welche grundsätz-

¹ Experimentellpsychologische Untersuchungen zum Ausdrucksproblem. Psychol. Forschg 11.

lichen Fragen wir im Verfolg dieser Vermutung geführt werden: darüber wird alsbald zu sprechen sein.

2. Differentielle Psychologie. Psychotechnik. Testmethoden.

Verweilen wir zuvörderst noch bei der *induktiven Typenforschung*, so müssen wir nunmehr wieder WILLIAM STERN¹ folgen, der die wissenschaftliche Sicherung der Charakterkunde zum Problem einer *differentiellen Psychologie* gemacht hat. Demgemäß hat er gefordert, die Aufstellung von Typen nach den Gesichtspunkten und Methoden der differentiellen Psychologie vorzunehmen und wissenschaftlich zu sichern. Er hat dafür einen allgemeinen Schematismus entworfen: die *Individuen* werden darin durch parallele *Senkrechte* nebeneinandergestellt. Die in jedem Individuum enthaltenen *Merkmale* werden durch eine Reihe von *Punkten* auf der Senkrechten untereinander eingetragen. Und zwar erfolgt die Eintragung so, daß das analoge Merkmal bei mehreren Individuen in gleicher Höhe in die jeweilige Senkrechte eingetragen wird, so daß eine *Horizontale* das *gleiche einzelne Merkmal bei vielen Individuen* verbindet. Auf diese Weise gibt jeweils eine Horizontale durch viele Individuen hindurch einen *Merkmalstypus*, z. B. einen Intelligenzgrad, einen Reproduktionstypus usw. — und der Verfolg der *Horizontalen* ist die Grundlage einer *Variationslehre*. Will man hingegen eine Individualität in bezug auf viele ihr zukommende Merkmale prüfen, so folgt man der *Senkrechten*. So kommt man zur *Psychographie*, d. h. zur Feststellung eines psychischen Merkmalszustandes, der praktisch verwendbar wird.

Vergleicht man zwei oder *mehrere Horizontale*, so hat man die Grundlagen der *Korrelationslehre*, d. h. eine Mehrheit von Merkmalen läßt sich an vielen Individuen hinsichtlich ihres Miteinander statistisch auswerten. Auf diese Weise kann man Zusammenhänge zwischen verschiedenen Begabungsformen, zwischen verschiedenen Intelligenztests, zwischen Temperaments- und Willenseigenschaften berechnen.

Vergleicht man *mehrere Vertikale*, so gelangt man zur *Komparationslehre*: eine Mehrheit von Individuen wird in bezug auf Gleichheit und Verschiedenheit vieler Merkmale geprüft. Dies geschieht z. B. in der Familienforschung.

Dies Schema STERNS ist eine Veranschaulichung. Es ist sicherlich von praktischem Nutzen. Aber alles kommt eben wieder auf die *Auswahl* der charakterkundlichen Merkmale an; und *diese muß unabhängig vom Schema begründet werden*. STERN freilich meint im Gegenteil, daß die Komparationslehre zu einer Charakterologie *hinführen* müsse. Aber bis jetzt ist dies praktisch eine bloße Forderung geblieben. Wir wissen

¹ Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen. Leipzig 1911.

bereits warum. Bisher wurde die Komparationslehre versuchsweise angewendet, wenn es sich um einen Vergleich zu historisch-biographischen Zwecken handelte. Man wollte das intuitive Verfahren durch das psychographische Schema systematisieren. So wurden von KARL und MARIA GROOS¹ die optischen Qualitäten in der Lyrik Schillers mit denjenigen der Lyrik Goethes verglichen. Auf je 10000 Textworte traten bei Schiller in der Jugend optische Elemente doppelt so oft auf als bei dem jungen Goethe. Im Alter Schillers ließ diese Eigenart immer mehr nach, während bei Goethe mit zunehmendem Alter die optischen Qualitäten der Lyrik immer mehr anwuchsen.

Man sieht aus diesem Beispiel, daß die Komparationslehre tatsächlich den Vergleich *nur in einem jeweiligen und willkürlich herausgegriffenen Punkte* systematisch ermöglicht. Es soll nicht über die Bedenklichkeit der statistischen Materialgewinnung in unserem Beispiel gesprochen werden, auch nicht über die psychologische Vieldeutigkeit und die charakterkundliche Nebensächlichkeit des Ergebnisses. Vielmehr interessiert uns hier nur der Rechtsgrund dafür, gerade *diesen Punkt*, nämlich die optischen Qualitäten in der Lyrik, zum „Merkmal“ eines charakterologischen Vergleiches zu machen. Und auch diese Frage interessiert uns nur im Zusammenhang mit der Komparationslehre. Denn da zeigt sich: für diese wichtigste Frage liefert die Komparationslehre *keinen Rechtsgrund* und *keinen Anhaltspunkt*. Diese Merkmalsauswahl und ihre Begründung geht der Komparationslehre *vorher*. Woraus könnte nun aber die Rechtfertigung für die Wahl dieses oder eines anderen „Merkmals“ zum Vergleich zweier Persönlichkeiten erfolgen? Wiederum stehen wir mit dieser Frage vor der Aufgabe, einen *allgemeinen Rahmen* für den Aufbau der Person und ihrer Wesenseigenarten zu finden — einer Aufgabe, die *durch die induktive Typologie nicht gelöst wird, sondern derselben vorangehen muß*. Im Rahmen einer Lösung dieser Aufgabe mag dann die Komparationslehre und die Schematik der differentiellen Psychologie für die Invention einen gewissen Nutzen bringen; als *Grundlage* der Charakterkunde kann sie wesensmäßig *nicht* in Frage kommen.

Unter einem *Generalschema* der Psychographie versteht STERN „eine nach übersichtlichen Einteilungsprinzipien geordnete *Liste* aller derjenigen Merkmale, die für die Erforschung von Individualitäten möglicherweise in Betracht kommen können, ohne Rücksicht auf apriorisch angenommene ‚Wesentlichkeit‘ und auf die besonderen Absichten der einzelnen Individualitätsuntersuchungen“. Zur Kritik dieser Forderung verweisen wir auf das Gesagte: Es ist ohne grundlegende Voraussetzungen *überhaupt nicht möglich*, festzustellen, welche Merkmale „für die Erforschung von Individualitäten in Betracht kommen können“. STERNS

¹ Die optischen Qualitäten in der Lyrik Schillers. Z. Ästhetik 4 (1909).

Forderung gilt gewissermaßen nur vergleichsweise insofern, als seine differentielle Psychologie ihre Ausgangspunkte nicht deduktiv „von oben“, nämlich von der einheitlichen Wesenheit der Person, nimmt (*Charakterkunde*), sondern „von unten“, indem sie von der Vielheit der im Individuum feststellbaren Phänomene ausgeht und zur Einheit der Person aufzusteigen sucht (*Typologie*). Sie hat aber *in ihrem Verfahren keinerlei Gewähr dafür, dieses Ziel zu erreichen*; und wenn STERN¹ an späterer Stelle hervorhebt, bei dieser Arbeitsweise leiteten ihn zwei Gesichtspunkte: „die Person ist Ganzheit“ und „die Person hat Tiefe“ — so mutet diese Betonung bei der Praxis seiner Verfahrensweise widerspruchsvoll an.

Erheblich schwerer beurteilbar in charakterkundlicher Hinsicht sind die typologischen Verfahrensweisen der *Psychotechnik*². Diese will die besondere Eignung oder Nichteignung von Menschen für bestimmte Berufe feststellen. Nun ist der Gesichtspunkt der Eignung für einen bestimmten Beruf ja grundsätzlich ein solcher, der mit Bezug auf das Wesen und die Eigenart des *Charakters* der geprüften Person völlig heteronom ist. Er wird von den technischen und sonstigen Anforderungen diktiert, welche die jeweilige Berufsbetätigung voraussetzt; und es ist ganz klar, daß diese Anforderungen etwas von außen Herangetragenes darstellen und daß deren Prüfung gar nichts über den Aufbau der Person des Prüflings ausmachen könnte, sondern höchstens etwas über die *Spannung* zwischen dem zweckmäßigen Berufsverhalten des betreffenden Berufs und der persönlichen Eigenart des Prüflings. Nun würde man trotzdem ein derartiges Reagens nicht abzulehnen brauchen; es könnte als Indicator eine gewisse Brauchbarkeit haben, um charakterkundliche Rückschlüsse indirekter Art zuzulassen. Aber dazu müßte es psychologisch eindeutig sein. Diese psychologische Eindeutigkeit hat man im Beginn dieser Forschungen denn auch ohne weiteres unterstellt; und daraus haben sich schwere Fehler ergeben. Diese Fehler betrafen nicht nur die charakterkundlichen Rückschlüsse auf die geprüfte Person, sondern sogar Rückschlüsse auf die Berufseignung selber. Die längere Dauer der Reaktionszeit einer Person ist z. B., gemessen an irgendeinem Reaktionsapparat, keineswegs ein Symptom dafür, daß diese Person auch im praktischen Leben „zu langsam“ reagieren wird. Die psychotechnische Eignungsprüfung jeder Form gibt durch Messung oder Statistik erlangbare Zahlenwerte. Aber das ist eine Scheinexaktheit; denn diese Zahlenwerte beziehen sich eben *auf den Ausfall der Prüfung* und *nicht auf das eigentliche Berufsverhalten*. Dieses ist ja immer von ganz anderen Voraussetzungen durchwaltet als die kurze und psychologisch besondere Prüfungssituation. Als die Psycho-

¹ Persönlichkeitsforschung und Testmethode. Jb. Charakterol. 6 (1929).

² GIESE, FRITZ, Handb. psychotechn. Eignungsprüfungen. 1925.

technik diese Fehlerquelle erkannte, nahm sie die *Beobachtung des Verhaltens* der geprüften Person während der Prüfung hinzu; und dies ist nun schon ein zahlenmäßig nicht mehr auswertbarer, der gewöhnlichen Menschenkenntnis sich annähernder Beurteilungsfaktor. Um ihn ins Spiel zu setzen, hätte es eigentlich der Prüfungsaufgabe und Prüfungssituation nicht mehr bedurft; es hätte genügt, diese Beobachtung während einiger Wochen wirklicher beruflicher Tätigkeit ohne Wissen des Prüflings vorzunehmen. Allein der unausrottbare Sinn der induktiven differentiellen Forschung konnte so leicht auf zahlenmäßige Auswertung und statistischen Vergleich nicht verzichten. Und so kam es zu der sog. *Arbeitsprobe*, die in einer zusammengesetzten und in sich sinnvollen, der Berufsleistung nachgebildeten, „*lebensnahen*“ Handlung bestehen soll. Da die einzelne Handlung (Arbeitsversuch) aber naturgemäß den Kriterien einer irrtumsfreien Eignungsprüfung wegen ihrer Vereinzelung nicht genügte, so setzte neben diesem Arbeitsversuch die *Funktionsanalyse* ein: die einzelnen Eigenschaften und Fähigkeiten, deren Prüfung etwas über die allgemeinen Voraussetzungen der Berufseignung aussagen konnte, und ebenso jene, deren Zusammenwirken im Arbeitsversuch beansprucht wurde, wurden einzeln und unabhängig voneinander besonders geprüft, sei es an entsprechenden Apparaten, sei es durch *Tests*. Der Zusammenschluß der Gesamtergebnisse wurde vollzogen durch Aufstellung eines *psychologischen Profils* (ROSSOLIMO¹), eines Querschnitts durch den Prüfling, der in graphischer Darstellung ein „*Schaubild*“ der an dieser Prüfung gewonnenen Ergebnisse gibt. Aber es bedarf wohl keines Wortes, und es ist auch niemals behauptet worden, daß dieses Profil etwa das Charakterbild des Prüflings darstelle.

Die *psychotechnische Prüfung* wurde in den Vereinigten Staaten und in Deutschland zunächst für einzelne Berufskategorien entwickelt. Die wachsenden Anforderungen des *Verkehrs* in all seinen Berufsverzweigungen, später diejenigen der Ausbildung von Lehrlingen *technischer Berufe*, noch später diejenigen der sich mehr und mehr differenzierenden *Angestelltenleistungen* in Industrie und Handel machten es wünschenswert, rasch und gleichförmig zu handhabende Auslesekriterien auszuarbeiten. Insoweit ist nicht das geringste gegen den psychotechnischen Versuch einzuwenden. Im Kriege bedurfte die Zulassung zur *Kriegsfliegerei* einer ähnlichen Auslese. Hier setzte sich in Deutschland die „*lebensnahe*“ Versuchsanordnung durch (BENARY, KRONFELD²); und sie ist seither der Kern aller eigentlichen Arbeitsproben geblieben, sei es mit oder ohne *funktionsanalytische Sonderprüfungen*. Gleichzeitig

¹ Das psychologische Profil. Leipzig 1926.

² Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens, herausgegeben von W. STERN und O. LIPMANN, Heft 8. Leipzig 1920.

hatte in den Vereinigten Staaten wohl der großartigste praktische Versuch gespielt, den die induktive Typologie jemals zu unternehmen Gelegenheit hatte: der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg hatte es erforderlich gemacht, die gesamten eingezogenen Männer auf ihre psychologische *Eignung zum Kriegsdienst* durchzuprüfen. Die Vereinigten Staaten hatten nicht die Kader, um Offiziere und Unteroffiziere für das von ihnen eingezogene gewaltige Heer bereitstellen zu können; und so mußte schon bei der Einziehung eine Auslese stattfinden, um die zur Führung kleinerer und größerer Verbände geeigneteren Persönlichkeiten mit größtmöglicher Zuverlässigkeit zu erfassen. Diese Prüfung von annähernd einer Million Männern wurde durch *Testaufgaben* vollzogen, aus deren Gesamtergebnis sich ein *psychologisches Profil* im Hinblick auf den Zweck, der erreicht werden sollte, errechnen ließ. Die wissenschaftlichen Ergebnisse wurden in einem gewaltigen Bande zusammengefaßt¹, dessen Inhalt grundlegend für die gesamte Forschungsrichtung geworden ist. Natürlich ist eine vergleichsweise Nachprüfung der Frage, ob die durch dies Ausleseprinzip herausdifferenzierten Eignungsunterschiede der Prüflinge sich dann *in der Betätigung des wirklichen Lebens* als richtig bewährt haben, *nicht* erfolgt; sie ist auch gar nicht möglich. Bei den gesamten psychotechnischen Prüfungen hat es sich durchweg um *konstruktiv* gefundene Aufgabestellungen gehandelt, bei denen eine Nachprüfung ihrer Richtigkeit und Angemessenheit weder erfolgt ist noch erfolgen konnte. Lediglich in meiner eigenen Fliegerprüfung haben sich zu Vergleichszwecken 30 bewährte und zum Teil berühmte Kriegsfieger durchtesten lassen, und sie hatten sämtlich ein weit besseres zahlenmäßiges Prüfungsergebnis als meine Hunderte von unbewährten Prüflingen. Allein auch diese Vergleichsmaßnahme scheint mir noch kein entscheidendes Kriterium für die Tauglichkeit der Prüfung selber abzugeben. Und so sehr wir bewundernd vor der gewaltigen und ingeniosen Leistung der „militärischen Psychologengruppe“ der Vereinigten Staaten stehen, so dürfen wir den Umstand nicht verschweigen, daß ein Ergebnis der großen amerikanischen Testprüfung dahin geht, fast 60% der eingezogenen Männer als intellektuell unterdurchschnittlich zu kennzeichnen. Dies Ergebnis scheint eher gegen das Prüfungsverfahren zu sprechen als gegen die amerikanischen Männer.

Wie dem auch sei: der Eindruck dieser Massenprüfung in Amerika selber war so nachhaltig, daß die experimentelle und testmäßige Typologie dortselbst eine fast ubiquitäre Anwendung behalten hat, die das

¹ Psychological Examining in the United States Army. Herausgegeben von ROBERT M. YERKES. Memoirs of the National Academy of Sciences 15. Washington, Staatsdruckerei 1921. Abgekürzter Auszug daraus: Army Mental Tests. Methods, Typical Results and Practical Applications. Washington 1918.

gesamte praktische Leben durchzieht. Diese Anwendung ist mit der Betriebspflege eng verbunden worden; sie hat sich mit zunehmender Rationalisierung und Differenzierung der Arbeit auf allen Gebieten spezialisiert (Taylorismus, Fordismus). Da die allgemeine Voraussetzung und Grundlage jeglicher Arbeitseignung der Stand der *Intelligenz* bildet (in jenem sehr weiten Sinne, der neben der theoretischen vor allem die praktische Intelligenz und das Verhältnis beider zueinander umfaßt), so ist die Errechnung des „*Intelligenzquotienten (IQ)*“ nach POPENOE¹ bei den Stellungssuchenden in kaufmännischen und industriellen Betrieben gang und gäbe geworden, und die Erreichung eines möglichst hohen IQ ist das ersehnte Ziel des jugendlichen Ehrgeizes vieler Schüler und Hochschüler.

In Deutschland hat sich nach dem Kriege, wenn auch nicht in solch ausgesprochenem und einseitigem Maßstabe, eine ähnliche Richtung der Auslese an Hand der induktiven Typologie herausgebildet: die *Begabungsprüfungen*. Neue Bestimmungen über die Sicherung des Aufstieges des Begabten zur höheren Schule und zum Studium kamen dieser Bestrebung entgegen. Im Hinblick auf unsere charakterkundliche Fragestellung sprechen aber die Erfahrungen bei der Begabtenauslese eine warnende Sprache. Mit großem Enthusiasmus gingen WILLIAM STERN und seine Mitarbeiter an die Aufgabe heran, ein Schema der Testprüfungen für die Begabtenauslese an den Hamburger Schulen zu schaffen und die gewonnenen Prüfungsergebnisse zum psychologischen Profil zusammenzufassen². Aber die weitere Entwicklung der als „begabt“ wie als „nichtbegabt“ erfundenen Testprüflinge stimmte nur zu oft nicht hinlänglich mit dem Prüfungsergebnis überein. Die Beobachtung des Verhaltens der Prüflinge mußte hinzugenommen, ja sie mußte sehr schnell auf das Verhalten außerhalb der Prüfung ausgedehnt werden. Das *Lehrerurteil* spielte eine immer stärkere Rolle für die Begabungsauslese selber. Damit war bereits die *Prüfung* als psychologische Bewährungssituation ihrer Vorherrschaft entkleidet; die *lebensgeschichtliche* Würdigung des Werdeganges, der „*Blick auf den ganzen Menschen*“ hatte den Vorrang erlangt. Genau genommen hatte sich damit die induktive typologische Ausleseprüfung selbst ad absurdum geführt. Gewiß lassen sich Sonderbegabungen im Sinne gerichteter Leistungsfähigkeiten, im Sinne eines „Gerüstetseins“ (STERN) durch *Aufgabensetzung* herausdifferenzieren, auch dann, wenn sie bisher infolge un-

¹ Einteilung der Intelligenz in 100 Grade zwischen 100 und 200, zu unterscheiden von dem Intelligenzquotienten W. STERNS, der das Verhältnis von Intelligenzalter und Lebensalter bei Jugendlichen ausdrückt. BOBERTAG, Intelligenzprüfungen usw. Leipzig 1920.

² Die Intelligenz der Kinder und Jugendlichen und die Methode ihrer Untersuchung. Leipzig 1920.

günstiger äußerer Lebensverhältnisse noch nicht zum Vorschein gekommen waren. Aber die Erfahrungen haben doch dahin geführt, daß heute die *verfahrensmäßigen* Prüfungen Jugendlicher im Hinblick auf Begabung und Berufseignung, so, wie sie an den Landesberufsämtern vorgenommen werden, fast völlig frei geworden sind von der Vorherrschaft der induktiv-typologischen Forschung. Sie verwenden, wie HELLMUTH BOGEN¹ in einem ausgezeichneten Werke ausführlich dargetan hat, in erster Linie die lebensgeschichtliche und verstehende Inbeziehungsetzung, also das gleiche Verfahren wie die *praktische Menschenkenntnis*. Sie stellen zwar den Prüfling immer wieder vor *Aufgaben* — aber die *Art, wie* der Prüfling sich mit diesen Aufgaben abfindet, ist ihnen wichtiger als das Leistungsergebnis. Diese Aufgaben werden dann nach den jeweiligen Berufserfordernissen differenziert und spezialisiert: aber aus diesen Befunden wird immer nur dasjenige Ergebnis verwertet, welches einen besonderen Grad von Eignung des Prüflings nahelegt (nicht etwa die „Nichteignung“). Und es wird sodann besonders untersucht, worin dieser Grad von Eignung beruht, wie er sich sonst noch äußert usw. Auch auf die *Neigungen* des jugendlichen Prüflings selber, auf sein *Interessengebiet*, auf sein *Milieu* und dessen Möglichkeiten und Grenzen wird Rücksicht genommen. Hier sehen wir bereits die induktive typologische Methodik in einem *übergreifenden* Erfassungsverfahren des einzelnen Prüflings versinken. Sie spielt nur noch eine hilfswise Funktion innerhalb dieser übergreifenden Einstellung, und letztere geht auf *die ganze Person* des Prüflings, seine Entwicklung und seinen Lebenskreis. Wir sehen hier die Annäherung an charakterkundliches Vorgehen — ohne daß dessen Prinzipien schon herausgearbeitet wären. Die Praxis führt also zu eben denjenigen Fragestellungen hin, die unseren eigenen Bestrebungen vorschweben.

3. Über sog. Charaktertests.

Die Zielsetzungen der psychotechnischen Prüfungsformen waren, wie es in der Natur der Sache liegt, fast durchgehends fern von denjenigen, die einer Charakterkunde gestellt sind. Immerhin wurde bereits bei den psychotechnischen Prüfungen des Verkehrsgewerbes und bei denen der Kriegsfliegerei versucht, die *Wirkung starker emotionaler Einflüsse* auf den Willen und die Handlung der Prüflinge zu berücksichtigen. Bei der psychotechnischen Prüfung im Sport und im Polizeidienst hat SCHULTE² mit seinen Mitarbeitern der emotionalen Eigenart in diesem Sinne eine größere Reihe von apparativen Prüfungen gewidmet. Geistesgegenwart, Entschlußschnelligkeit, Mut, „Startfieber“, Unerschrocken-

¹ Psychologische Grundlegung der praktischen Berufsberatung. Langensalza 1927.

² Eignung und Leistungsprüfung im Sport. Berlin 1925.

heit usw. konnten auf diese Weise verglichen werden¹. Auf die Methoden sei hier nicht eingegangen. Wären sie ohne Fehlerquellen zu handhaben, so würden sie in der Tat eine Brücke zur charakterkundlichen Beurteilung darstellen. Man würde aus den *guten* Ergebnissen dieser experimentellen Prüfungen auf das *Vorhandensein* der durch sie geprüften Eigenschaften schließen können. Freilich würde man aus den *schlechten* Ergebnissen *nicht* ohne weiteres auf das *Nichtvorhandensein* der geprüften Eigenschaften schließen dürfen. Nun ist aber — und dies hat auch SCHULTE betont — die Prüfung mit diesen Verfahrensweisen immer nur *im Gesamtzusammenhange* der jeweiligen Erfahrungen mit dem einzelnen Prüfling verwertbar. Das liegt daran, daß der Prüfling ständig *ein klares Wissen darum hat, daß er geprüft wird*. Dies Bewußtsein der Prüfungssituation steigert seinen Leistungsehrgeiz und macht ihn gleichzeitig des Umstandes sicher, daß ihm die drohenden und eintretenden Schrecknisse und Aufregungen nichts anhaben können, daß ihm nichts Ernstliches passieren wird, daß diese äußeren Einwirkungen eben nur dazu dienen, ihn zu prüfen. Hier steckt also eine besonders folgenschwere Verfälschungstendenz. Sie läßt sich bei keiner darauf bezüglichen apparativen Prüfung ausschalten. Es ist *nicht der Ernst* einer wirklichen Gefahr, es ist *der bloße Schein* einer solchen, der zu Prüfungszwecken erzeugt wird — was liegt näher, als daß gerade der Furchtsame, der seine Schwäche verbergen will, sich ständig der Uneigentlichkeit dieses Verfahrens bewußt bleibt?

Einige andere hierher gehörige Testmethoden sind aus bestimmten Bedürfnissen der *Rechtspflege* und der forensischen Psychologie hervorgegangen und ergeben in der Tat eine gewisse Präzisierung und *Erweiterung der praktischen Menschenkenntnis*. Es waren die Erfahrungen über *Aussagetreue* und *Glaubwürdigkeit* von Erwachsenen und vor allem von Jugendlichen vor Gericht, die eine Kombination von Testmethoden erforderlich machten. Diese Tests nun sagen tatsächlich nichts eigentlich Funktionsanalytisches mehr aus; sie prüfen das „lebensnahe“ Zusammenwirken affektiver Momente und deren Störungswirkung bei solchen Aufgaben, die mit forensischen Aussagen in gewisser Analogie stehen. Die *Bildertests* geben eine komplexe, in sich sinnvolle Szene (ein „Sujet“) wieder, aufgebaut aus einer Vielzahl verschiedenartiger und verschieden bedeutsamer Details. Die Darstellung besitzt, hinter ihrer gegenständlichen Bedeutung, noch eine meist komische Pointe. In der Prüfung der verbalen Wiedergabe des Bildertests treten — neben den hier nicht wichtigen Funktionen der Sinnerfassung und Gedächtnistätigkeit — vor allem die *affektiven Verfälschungstendenzen* und ihre Folgen hervor: die spontane, phantasiebedingte, oder die situative und

¹ SCHULTE, Eine Versuchsanordnung zur Prüfung der Geistesgegenwart und Entschlußkraft. Werkz.-Masch. 1920.

fremdbedingte Suggestibilität, die affektive Tendenz der Festhaltung an einmal ausgesprochenen Irrtümern — und ihr Gegenteil: Phantasiearmut, Nüchternheit, Sachlichkeit. Noch stärker zeigen sich diese Momente an der Prüfung durch sog. *Bildergänzungstests*, bei denen eine unvollständige und dabei mehrdeutig ergänzbare Zeichnung reproduziert werden soll. Die „*self-direction-Tests*“ setzen eine verwirrende rasche Reihenfolge von kleinen Aufgaben in einer sprachlichen Form, die nur bei scharfer Aufmerksamkeit und nüchterner Sachlichkeit von einem ganz anderen Sinne abgelöst auffaßbar ist; die möglichst schnelle Bewältigung läßt eine Reihe von affektiven Merkmalen und willentlichen Eigenarten des Prüflings erkennen: ob er sich verblüffen läßt, unsicher wird, verzagt — oder ob er unbeirrbar bedächtig und sachlich ist — oder ob er flink, wendig und geistesgegenwärtig ist — oder ob er unzuverlässig-phantastisch und oberflächlich ist. — Der *Healy-Test* hat sich vor allem bei Kindern und Jugendlichen bewährt. Er stellt das Kind vor eine unvollziehbare Aufgabe, deren Unvollziehbarkeit es aber nicht bemerkt (Eintragung der Mittelpunkte in eine Anzahl Kreise — bei fest geschlossenen Augen). Dadurch tritt an das Kind die Versuchung heran, aus Leistungsehrgeiz, Geltungsstreben oder auch nur unter dem Druck der Prüfungssituation gegen die Aufgabe, die Augen fest zu schließen, zu verstoßen, also „unehrlich“ zu sein. Neben denjenigen Kindern, die dies nicht tun, sondern korrekt verfahren, gibt es immer eine Anzahl, die der Versuchung unterliegen. Dies beweist natürlich noch gar nichts. Aber wenn das Kind, auf diesen Umstand hingewiesen, ihn leugnet und bei der Behauptung bleibt, es habe korrekt gearbeitet — obschon die genau sitzenden Eintragungen der Mittelpunkte das Gegenteil beweisen: dann ist in der Tat eine auch charakterologisch bedeutsame affektive Verhaltensweise ans Licht gezogen¹.

Auf einer höheren Ebene als diese „praktischen Charaktertests“ bewegt sich die Fragestellung und Methode, die den *Rorschach-Tests* zugrunde liegt². Sie besteht darin, daß optische Zufallsformen (Kleckse) von bilateraler Symmetrie vom Prüfling gegenständlich oder sinnvoll gedeutet werden sollen. Ohne auf die weittragenden theoretischen Erörterungen RORSCHACHS einzugehen, der an Hand der BLEULER-JUNGschen „Komplex“-lehre eine Typologie der Erlebensformen unternimmt, kann seinen experimentellen Prüfungen darin beigetreten werden, daß die *Phantasieleistung* des jugendlichen Prüflings in gewissen Eigentümlichkeiten klar zutage tritt. Sowohl die Richtungen, in denen jeweils

¹ Literatur hierzu: O. LIPMANN, Handb. psychol. Hilfsmittel d. psychiatr. Diagnostik. Leipzig 1922.

² RORSCHACH, Psychodiagnostik. Bern u. Leipzig 1921. — Vgl. auch BEHN-ESCHENBURG, Psychische Schüleruntersuchungen mit dem Formdeutversuch. Bern u. Leipzig 1921.

gegenständlich zu deuten versucht wird, sind affektiv kennzeichnend, als auch die jeweilige Ausnützung der Testmerkmale zum Behufe der Deutung. Während ungefähre Formanalogien, wenn sie vorwiegend zur Deutung hinleiten, nicht viel besagen, ist das führende Hervortreten der Farbwerte schon für eine besonders lebhaft affektive Beindruckbarkeit bezeichnend. Umdeutung des Unbelebten ins Belebte, des Vorhandenen in ein Geschehendes, der Form in Bewegung ist kennzeichnend für affektiv-synthetische Gaben von jeweils verschiedener Plastizität. Hieraus lassen sich dann Erlebnistypen bilden, denen im einzelnen nicht gefolgt sei¹.

Neuerdings versucht HENNING² den Charakter *in Versuchen* zu fassen, bei denen *zwei oder mehr Personen* zu einer Leistung zusammenwirken. Er koppelt mehrere Personen durch technische Vorrichtungen oder geistige Mittel so aneinander, daß dieselben sogleich mit beginnendem Versuch unweigerlich charaktermäßig aufeinander einwirken müssen. HENNING hat eine große Zahl derartiger Apparate und Versuchsanordnungen ausgebildet. Er untersucht auf diese Weise z. B. die motorische Initiative, die geistige Initiative, die Suggestibilität, die Ausübung suggestiver Wirkung, die Hilfsbereitschaft, die Brutalität, die Ehrlichkeit, Ängstlichkeit, Neugierde, Entschlußgeschwindigkeit sowie eine Reihe zusammengesetzter Verhaltensweisen (kaufmännische Ehrlichkeit usw.). HENNING unterscheidet, wie er eingehend darlegt, in Deutschland zwei kulturpsychologische Typen: der eine blickt auf die Werte des Südens und Westens, auf die Antike und das Mittelmeer; der andere blickt auf den Norden, auf die Werte Skandinaviens, Rußlands und Angelsachsens. Diese historisch überkommene Zweiteilung der Werthaltungen — „hie Stauffer“, „hie Wolf“ — dringt bis in die Alltäglichkeit des Individuums. Gemeint ist der Unterschied des klassisch-humanistischen Ideals und des Ideals der germanischen Kolonisation, des „ordensritterlichen“ Ideals. Diese Ideale sollen sich an zwei lebenspsychologischen Typen abbilden: dem *sachlichen* Typus (Bindung an *sachliche* Werte im Leben) und dem *personal eingestellten*, repräsentativ orientierten Typus, der in seinem Handeln und Werten auf eine *soziologisch* bedingte Wertpyramide bezogen ist.

Diese Typenbildungen HENNING'S in allen Ehren: man kann fragen, ob sie tatsächlich auf grundlegende Verschiedenheiten im Aufbau der Person gehen oder nicht vielmehr auf die Bestimmtheit der Person

¹ In einer vortrefflichen Untersuchung kommt M. EKENBERG [Zur Frage der Charaktertests und ihrer Methodik. *Z. angew. Psychol.* 34, 494 ff. (1930)] zu dem Ergebnis, daß die praktische Brauchbarkeit derselben nur da in Betracht zu ziehen ist, wo eine *Testreihe*, eingebaut in Leistungstests, bei lebensnaher Situation angewandt wird.

² Ziele und Möglichkeiten der experimentellen Charakterologie. *Jb. Charakterk.* 6 (1929). Ferner die Arbeiten H.'s in der *Z. Psychol.* 1927 ff.

durch ihre kulturelle Milieutradition; man kann den Gesichtspunkt der Ableitung dieser Typen studieren und daran ihre Spannweite ermessen. Unklar ist lediglich, *was diese Typenaufstellung mit den experimentellen Verfahrensweisen und Apparaten HENNINGS zu tun habe*. Will er wirklich glauben machen, er habe diese Zweiteilung menschlicher Grundeigenarten vermittels des von ihm erfundenen „Zwei-Scheren-Apparats“ oder der „Doppelstanze“ oder des „Schleifenbinders“ oder des „Differentialexponimeters“ entdeckt, und *in diesen Apparaten* lägen die Rechtfertigungsgründe für diese Typenaufstellung? Der Grund seiner Typenaufstellung liegt so offensichtlich in HENNINGS besonderer kultureller Blickweise, in seinem Bilde der Welt und des Menschen, daß es eine merkwürdige Verkennung bedeutet, statt dieser Grundlage seine experimentellen Versuche als solche anzubieten. In seinen Arbeiten steht auch kein Wort darüber, wie HENNING aus seinen Versuchsergebnissen zu seinen Typen gelangt. Er und seine Forschung ist vielmehr ein geradezu klassisches Beispiel dafür, daß die Grundlagen der Typenbildung und des Blicks auf menschliche Eigenart *ganz anderswo* liegen, *als durch experimentelle Verfahren jemals erhärtet werden kann*. Hat man erst einmal diese Grundlagen der Blickweise auf den Menschen, seinen Aufbau und seine wesensmäßigen Verschiedenheiten, dann erweisen sich die experimentellen Versuchsanordnungen als behelfsmäßige *äußerliche Indikatoren*; niemals aber vermag diese Forschungsweise die Charakterkunde *zu begründen*.

Welche Wege wir hierzu einzuschlagen haben, wollen wir uns im folgenden näher klarmachen.

4. Der Begriff der Eigenschaft in der Typen- und Charakterkunde.

Wenn wir aus dem bisher Vorgetragenen etwas lernen wollen, was uns zur Bewältigung unserer Aufgabe verhilft, so kann das nur in der Feststellung dessen bestehen, *was wir zunächst zu fragen haben*, damit eine Charakterkunde als Wissenschaft durchführbar werde. Der Positivismus der induktiven Typologie hatte ja gerade nicht *gefragt*; er hatte auf gut Glück an irgendeiner zufälligen Merkmalsbildung statistisch zugemackelt. So waren seine „Typen“ unbeglaubigte, „ebenso billige wie nutzlose Erfindungen“ (KLAGES). Wir haben gesehen, warum das so sein mußte.

Wir müssen uns darüber klar sein, daß wir bisher noch nicht dazu vorgedrungen sind, die *eigentliche* Fragestellung einer Charakterkunde zu entwickeln: die Frage nach *Sinn und Wesen des Charakters* — eben jene Frage, deren rein definitorische Beantwortung wir ebenso abgelehnt haben wie deren Subsumtion unter eine Psychologie, die auf bloße Merkmalsfeststellungen ausgeht oder auf eine besondere Methode zugespitzt ist. Wir haben aus den vorgängigen Ausführungen einsehen

müssen, daß die landläufige Selbstverständlichkeit und Sicherheit, mit der wir im praktischen Leben den Begriff des Charakters anwenden und von den Verschiedenheiten der menschlichen Charaktere sprechen, um so fragwürdiger wird, je mehr wir uns dem Versuch einer *wissenschaftlichen* Erfassung annähern. Auf dem Wege zu dieser liegt eine Reihe von *Vorfragen*, und ihnen wollen wir uns zunächst zuwenden.

Wir sprechen unbedenken von *seelischen „Eigenschaften“* und müssen uns die Frage vorlegen, was wir eigentlich damit meinen, wenn wir gewisse Eigenschaften *herausheben*, andere vernachlässigen und die herausgehobenen Eigenschaften zu „*Kennzeichen*“ ihres Trägers machen. Wir sprechen von „*Verschiedenheiten*“ der Menschen — aber daß die Menschen verschieden sind, steht ja schon numerisch fest; und so müssen wir uns fragen, was wir eigentlich damit meinen, wenn wir gewisse Verschiedenheiten herausheben und zu „*grundlegenden*“, „*sinnvollen*“, „*wesensmäßigen*“ *Einteilungskriterien* der Menschen machen. Wir sprechen von „*typischen*“ Eigenschaften und Verschiedenheiten, und wir sprechen von „*charakteristischen*“ Eigenschaften und Verschiedenheiten; wir sprechen von menschlichen *Typen* und von menschlichen *Charakteren*. Und wir müssen uns fragen, was wir meinen, wenn wir solche menschlichen *Typen* aufstellen oder wenn wir einen Menschen zu einem menschlichen Typus zurechnen. Wir müssen uns fragen, *wie* wir das machen; mit welchen logischen, methodischen und ontologischen Rechtsgründen. Wir müssen uns ferner fragen, was denn damit gewonnen sei: für unsere Erkenntnis vom Menschen überhaupt und von dem jeweiligen Einzelmenschen insbesondere. Endlich und vor allem aber müssen wir uns darauf besinnen, was die so gewonnenen Typen denn mit den menschlichen Charakteren zu tun haben. Aus diesen Erwägungen wird sich uns das Problem des Charakters und der menschlichen Charaktere zwar nicht lösen, aber in all seinen Tönungen beleuchten lassen; und wir werden festeren Boden für unsere eigentliche Fragestellung, die *charakterologische* Fragestellung, gewinnen.

Wenn wir von seelischen oder geistigen *Eigenschaften* sprechen, so meinen wir damit einen engeren Kreis von Beschaffenheiten, Merkmalen oder Qualitäten von besonderer, ausgezeichneter Art. Worin besteht diese Besonderheit des Eigenschaftsbegriffes?

Der Mensch hat Erlebnisse, und er zeigt Verhaltensweisen — soll nun hinter jedem Erlebnis die „*Eigenschaft*“ stehen, es zu haben? Soll hinter jedem Verhalten die „*Eigenschaft*“ stehen, es zu realisieren? Dann hätte der Mensch ebenso viele „*Eigenschaften*“, wie Erlebnisse und Verhaltensweisen möglich sind. Und hierbei ist noch zu bedenken, daß die tatsächlich auftretenden Erlebnisse und Verhaltensweisen in der Regel höchst zusammengesetzt sind und nur durch Abstraktion und Erfahrung auf einfachere Grundformen zurückzuführen. Ent-

spricht nun die jeweilige unterstellte „Eigenschaft“ einer solchen herausgelösten einfachen Grundform des Phänomens? oder entspricht sie jeweils dem zusammengesetzten Phänomen? oder gibt es ebenso viele verschiedene Eigenschaften, als es Teile innerhalb des Phänomens gibt?

Diese Fragen haben lediglich den Zweck, den Rückschluß vom psychischen Phänomen auf die fundierende „Eigenschaft“ in seiner Bedenklichkeit zu zeigen: es wird vermittels einer leeren dialektischen Operation die „Eigenschaft“ hinter dem Phänomen hervorgezaubert, weil es unserm naiven Ursachbedürfnis entspricht, die Phänomene irgendwodurch zu „erklären“. Diese Erklärung des Phänomens durch die „Eigenschaft“ ist aber im Grunde genau so nichtssagend wie die analoge Scheinerklärung eines psychischen Phänomens in seiner Eigenständigkeit durch den „Reiz“, der es „ausgelöst“ hat. BAADE¹, der die Leere dieser Dialektik voll durchschaut, ist ihr unmerklich dennoch selber verfallen. Er spricht von „generellen Eigenschaften“, welche eine kontinuierliche Ähnlichkeitsreihe von Phänomenen fundieren, und von „circumscriphten Eigenschaften“, welche ein bestimmtes Phänomen fundieren, wofern sie dies „stereotyp und mit geringer Streubreite“ tun. So sehr es heuristisch einleuchtend ist, BAADES Kriterium einer „generellen Eigenschaft“ zu erproben, so sehr beweist der Begriff der „circumscriphten Eigenschaft“, daß diese Probe unbefriedigend ausfällt. Denn wenn es gelänge, alle Phänomene in kontinuierliche Ähnlichkeitsreihen zu bringen, so würde offenbar der Begriff der circumscriphten Eigenschaft nicht gebildet zu werden brauchen. Sein Merkmal ist die Stereotypie und geringe Streubreite — aber wir können nur vom stereotypen Auftreten des Phänomens etwas aussagen, nicht von seiner Fundierung in einer „circumscriphten Eigenschaft“: diese beruht vielmehr auf bloßer dialektischer Unterstellung, auf einem Kunstgriff unseres naiven Erklärungsbedürfnisses. Geben wir diesem nach, so können wir unendlich viele „circumscriphte Eigenschaften“ aufstellen — und es läßt sich nicht einsehen, wozu wir dann noch „generelle“ besonders herleiten.

Sicher ist mit den bisherigen Erwägungen insofern etwas Richtiges getroffen, als wir für den Begriff einer Eigenschaft grundsätzlich zweierlei fordern: die individuelle *Konstanz* und die *funktionale* Beschaffenheit. Unter letzterer verstehen wir, daß die Eigenschaft den Grund der Möglichkeit einer besonderen, in sich gleichbleibenden *Art und Weise* ist, Erlebnisse zu haben oder auf sie zu antworten. Aber damit ist noch wenig gewonnen. Denn es ist natürlich naheliegend und alles andere als neu, hinter dem jeweiligen psychischen Phänomen die Funktion oder den Zusammenhang der Funktionen zu sehen, deren Vollzug das Phänomen aktualisiert und gestaltet. Und ebenso ist es eine alte Sache,

¹ Zur Lehre von den psychischen Eigenschaften, Z. Psychol, 85, 245 (1920).

diese Funktionen auf „Dispositionen“ konstanter Art zurückzuführen. Diese Funktionen aber und ebenso die ihnen zugrunde liegenden Dispositionen — sind artgemäß, konstitutiv für den seelischen Aufbau des Menschen schlechthin, als Gattungswesen. Und gerade dies *meinen wir nicht*, wenn wir von individuellen Eigenschaften reden, von Eigenschaften, die einen Menschen als solchen „kennzeichnen“, d. h. von andern Menschen noch anders als numerisch unterscheiden, nämlich im Hinblick auf sein psychisches Eigensein und dessen Eigenart.

Einen Schritt weiter führt uns PETERS¹, wenn es ihm nämlich weniger auf diese Funktionen ankommt als auf deren jeweiliges Zusammenwirken und Ins-Spiel-Treten: also auf Bereitschaft und Art, in besonderer und individuell zusammengefaßter Weise auf „Reize“ oder Materien „anzuspringen“. Er unterscheidet *Leistungseigenschaften* im Sinne von Fähigkeiten und Begabungen, und *spontane* Reaktions-eigenschaften, wie z. B. das Temperament. Der konstante und funktionale Charakter dieser Eigenschaftsbegriffe ist deutlich. Aber PETERS entfernt sich nicht von dem generischen und gattungsmäßigen Charakter der zugrunde liegenden Dispositionen; das Individuelle liegt nur in deren jeweiligem Einsatz. Und für diesen gibt PETERS kein Prinzip der Ableitung und des Verständnisses: er übersieht, daß er, vom Wesen der Individualität her gesehen, auch „Zufall“ sein kann.

Diese Lücke sucht WILLIAM STERN² zu schließen. Er geht vom Wesen der ganzen Person aus und bezeichnet dasselbe mit dem aristotelischen Begriff der Entelechie. In ihr besteht ein Zusammenhang der Dispositionen — sie wirken gewissermaßen zur Einheit des Ganzen zusammen. An den Dispositionen unterscheidet STERN die *Tendenz* und die *Potenz*, das Gerichtetsein und das Gerüstetsein. Eigenschaften nennt er solche Dispositionen, die eine schon vorhandene Zwecksetzung gleichförmig verwirklichen. Eigenschaften sind also Funktionseigenarten von Konstanz und Regelmäßigkeit — wobei STERN keineswegs verkennt, daß es sich hierbei nur um Grenzbegriffe handelt, weil eine gewisse Spielraumbreite des Schwankens sich tatsächlich nicht ausschalten läßt.

Es ist keine Frage, daß diese Aufstellungen STERNS für unsere Aufgabe sehr wertvoll sind. Ihren Wert sehen wir vor allem in dem leitenden Prinzip: daß die Eigenschaften die Einheit der Person konstitutiv verwirklichen. In ihnen wird also die Eigenart der Person manifest. Von hier aus versteht sich das Merkmal des Gerichtetseins und der Bereitschaft, der Konstanz und des Funktionalen an den Eigenschaften. Wenn STERN auch Zustände durch Eigenschaften unterbaut sieht, so spricht dies nicht gegen den funktionalen Charakter der Eigenschaft: denn auch das Zuständliche des Seelenlebens ist intentional gestaltet.

¹ Vererbung geistiger Eigenschaften und psych. Konst. S. 22ff. Jena 1925.

² Die menschliche Persönlichkeit. S. 66ff. Leipzig 1918.

STERN unterscheidet formale, inhaltliche und strukturelle Eigenschaften. Als Beispiel einer inhaltlichen Eigenschaft nennt er die musikalische Begabung oder die Lichtempfindlichkeit. Als Beispiel einer formalen Eigenschaft nennt er dynamische Faktoren, wie die Lebhaftigkeit oder Erreglichkeit. Als Beispiel einer strukturellen Eigenschaft nennt er die Hegemonie einer bestimmten Tendenz oder Bereitschaft im Zusammenhange der Einzeldispositionen.

Lassen wir diese letztgenannte Einteilung auf sich beruhen, so müssen wir zunächst einem Bedenken nachgehen, das sich an STERN'S Versuch knüpft, den Dispositionsbegriff schon jetzt einzuführen. Gewiß wird es sich später zeigen, daß und an welcher Stelle wir seiner nicht entraten können — *nämlich wofern wir Charaktere und Charakterzüge als „Natur“ und als Objekte von Naturerkenntnis zu begreifen versuchen.* Dieser Gesichtspunkt ist aber weder der einzige noch der übergreifende für eine Betrachtung des Charakters — es gibt noch andere, und wir werden sie kennenlernen. Innerhalb einer naturwissenschaftlichen Charakterkunde hat der Begriff der Disposition als Erklärungsprinzip für konstante funktionale „Eigenschaften“ seinen guten Sinn: er unterstellt dem Funktionieren dieser Eigenschaften nämlich ein biologisches Geschehen (biologisch im Sinne der naturwissenschaftlichen Biologie). Da, wo wir den Charakter und seine Eigenschaften biologisch-naturwissenschaftlich erklären wollen, kommt als eine von den möglichen Maximen der Erklärung der Begriff der Disposition legitim in Frage — und ebenso weiterhin die Alternative: angeborene oder erworbene Disposition. Aber an dem Punkte, wo wir im gegenwärtigen Augenblick unserer Untersuchung halten, ist weder die Suprematie noch sogar die Zulänglichkeit einer Betrachtungsweise ausgemacht, die den Charakter und seine Eigenschaften mit den Mitteln der biologischen Theorie erklärt. Wir stehen vielmehr noch mitten in der Problematik des Eigenschaftsbegriffes selber, noch vor und jenseits jeglicher Frage nach der natürlichen Erklärung des Vorkommens von Eigenschaften. Würden wir mit STERN schon hier den Begriff der Disposition einführen, so würden wir unbemerkt genau den gleichen dialektischen Kunstgriff vollziehen, wie wir dies vorher bei der „naiven“ Einführung des Eigenschaftsbegriffes getan hatten. Wir würden hinter der „Eigenschaft“ die „Disposition“ hervorzaubern, genau wie wir zuvor hinter dem Phänomen die Eigenschaft hervorgezaubert hatten — eine nominalistische Scheinerklärung. Nach solcher „Erklärung“ bliebe nichts anderes übrig, als nunmehr die Möglichkeit von Dispositionen begrifflich zu „erklären“. Und da stehen wir vor der Entscheidung, entweder die Wendung zu einer naturwissenschaftlichen Theorie oder zu einer Metaphysik der Dispositionen vorwegnehmen zu müssen — beides mit Bezug auf unsere Aufgabe einseitige heteronome Konstruktionen.

Tun wir das nicht — wenigstens nicht von vornherein —, so bleibt aber das Verfahren der formalen Reduktion der psychischen Phänomene auf Eigenschaften und der Eigenschaften auf Dispositionen eine nichtsagende begriffliche Unverbindlichkeit.

Was uns jedoch an STERNS Lehre als bedeutsam erscheint, das ist das Bestreben, das Eigenschaftliche der Eigenschaft grundsätzlich vor anderen psychischen Gegebenheiten dadurch auszuzeichnen, daß sie in eine besondere *Beziehung zum ganzen Menschen* gesetzt ist, „an“ dem sie auftritt. *Durch diese besondere Beziehung zum ganzen Menschen ist alles Eigenschaftliche aus dem sonstigen Psychischen herausgehoben: in der Eigenschaft erscheint oder gibt sich der ganze Mensch; er tritt in seinem Eigensein und in seiner Eigenart an ihr und hinter ihr hervor.* Indem die Eigenschaft am Menschen als ihrem Träger auftritt, ist sie für eben dies Eigene und Eigenartige ihres Trägers „bezeichnend“ — ein Index seines Wesens.

Wir sprechen dabei vom Menschen nicht als Gattungswesen, nicht mit Bezug auf irgendein Merkmal, welches er mit den Menschen schlechthin gemeinsam hat und vermittels dessen er in dem Begriff Mensch aufgeht — sondern wir sprechen vom Menschen als individueller Person, mit Bezug auf Eigenschaften, vermittels derer er in seinem personalen Wesen, in seiner Selbstheit aus der Gattung Mensch heraustritt und sich von jeglichem anderen Menschen abhebt. Es ist deutlich, daß es, um den hier angedeuteten Gedankengang über das Verhältnis von Eigenschaft und Träger wissenschaftlich zu gestalten, gewisser allgemeiner Voraussetzungen bedarf, die das Wesen und den Aufbau des Menschen als einer in sich geschlossenen, ganzheitlichen und eigenständigen Person betreffen. Nur wer ein solches Bild vom Wesen des Menschen hinsichtlich seiner Personhaftigkeit in sich trägt, vermag die inneren Notwendigkeiten zu bezeichnen, kraft deren eben dies Wesen in bestimmten seelischen Äußerungen und Gebilden lebt und wirkt und daher an ihnen und durch sie begrifflich wird.

Wenn wir an dieser Stelle noch einmal die entscheidende Alternative formulieren wollen, so würden wir sagen: entweder der Begriff der Eigenschaft beruht lediglich auf der Dialektik der begrifflichen Reduktion von seelischen Phänomenen. Dann fehlt aber jegliches Kriterium des „Bezeichnenden“ oder „Unbezeichnenden“ für die Personalität und Eigenständigkeit des Subjekts dieser Phänomene — und damit fehlt auch jede Möglichkeit, von hier aus zum „Charakter“ und seinen „Charakterzügen“ zu kommen. Oder es gibt — tatsächlich oder für unser Begreifenkönnen verbindlich — „bezeichnende“ und „unbezeichnende“ Geschehnisse und Vorgänge in der einzelnen Seele, und die bezeichnenden sind „Eigenschaften“ in dem hier gemeinten Sinne. Dann ist eine unumgängliche Voraussetzung, daß zwischen diesen

Eigenschaften und der Person ihres Trägers eine grundlegende Beziehung besteht, kraft deren sie als Eigenschaften den Träger kennzeichnen.

Welches nun aber das Bild ist, das von Wesen und Aufbau der Person gelten soll und das jeglicher Lehre von den Eigenschaften des Charakters zugrunde liegt: gerade diese Frage ist ein Hauptthema für eine wissenschaftliche Grundlegung der Charakterkunde, für eine Theorie des Charakters. Es sind hier viele Antworten möglich. Und es bestehen mannigfache ideologische und ideengeschichtliche Beziehungen zwischen diesen Antworten. Wie es sich damit verhält, wird in diesem Buche eingehend behandelt werden; und wir können nicht schon hier irgendwelche Entscheidungen vorwegnehmen. Unsere eigene Auffassung soll ja erst an Hand des Studiums der vorliegenden und der überhaupt möglichen Lehren vom Aufbau des Charakters erarbeitet werden.

Hier können wir nur summarisch andeuten, daß jede Lehre vom Verhältnis des Charakters zu den Eigenschaften angelehnt sein wird an die Lehre vom Verhältnis des Ganzen zu seinen Teilen. Wenn WILLIAM STERN für die Ganzheit des personalen Charakters den Begriff der *Entelechie* heranzog, so ist diese Bezeichnung eben eine der philosophischen Ausprägungen, welche die Theorie des Charakters erfährt. In ihr wie in jeder kommt zum Ausdruck, daß das Ganze, also der Charakter, mehr ist als die Summe seiner Teile, nämlich der Eigenschaften. Die Eigenschaften konstituieren den Charakter; jede einzelne hat ihre besondere Stelle innerhalb seines Aufbaus — und der Charakter ist gewissermaßen nur die Form der Einheit des Aufbaus und Zusammenbestehens dieser Eigenschaften. Man kann dieses Verhältnis wiederum theoretisch verschieden ausdrücken: man kann den *Begriff des Gesetzes* anwenden und behaupten, die Beziehung zwischen dem Charakter und jeder der ihm zugeordneten Eigenschaften sei eine gesetzmäßige, oder der Charakter selber sei nichts als der Inbegriff eines Gesetzes, welches an seinen zugeordneten Eigenschaften ablesbar wäre. Man kann auch den *Sinnbegriff* anwenden und sagen: Diejenigen Merkmale, die wir als Eigenschaften auszeichnen, erlangten diese Bedeutung dadurch, daß sie Sinngebilde seien, nämlich insofern sie auf den Charakter als sinngebende Instanz zurückverwiesen. Oder man kann das Moment der Zusammenordnung der Eigenschaften zur *Einheitsform* des Charakters gleichsam morphologisch betrachten und den *Begriff der Struktur* darauf anwenden. Dann hat nicht nur der Charakter als Ganzes die Bedeutung einer Struktur, sondern auch die Eigenschaften, insofern sie jeweils eine konstitutive Stelle innerhalb seines Rahmens einnehmen, sind strukturiert. Und wenn man die Begriffe von Sinn und Struktur bei dieser Betrachtung verbindet, so gelangt man zu der Auffassung der Eigenschaften als *sinnvoller Strukturen*, die sowohl ihre Sinn-

bedeutung als auch ihre Strukturbedeutung vom Charakter her jeweils erlangen.

Sieht man endlich im Charakter nicht nur einen *Seinsbestand*, sondern auch einen *Wertbestand*: so geben seine Eigenschaften die *Wertrichtungen* an, in denen er sich ausprägt — und so werden die Eigenschaften zu den Prüfsteinen des besonderen Wertes einer Persönlichkeit und ihres Charakters.

Alle diese theoretischen Unterbauungen des Eigenschaftsbegriffes sind möglich und sind in bestimmten jeweiligen Theorien des Charakters durchgeführt worden. Wir werden die darauf begründeten einzelnen charakterologischen Richtungen, Lehren und Systeme vergleichend zu prüfen haben. Und wir können schon jetzt vorwegnehmen, daß jede derselben ihren eigenen inneren Widerspruch in sich trägt.

5. Zur Theorie der Typenbildung¹.

Aber wir sind noch gar nicht bis zu dieser Betrachtung vorgedrungen. Vergegenwärtigen wir uns unsern bisherigen Gedankengang, so finden wir an seinem Anfangspunkte eine relativ einfache und unbeschwerte Fragestellung: nämlich diejenige, wie wir es machen müssen, um die Menschen nach jeweiligen seelischen Gleichheiten und Verschiedenheiten zu gruppieren. Wir hatten gesehen, daß man mit der induktiven Typenforschung unbefangen ein beliebiges Merkmal oder Merkmalspaar durch Abstraktion herausgreifen kann und die Menschen danach in Gruppen bringt. Diese Abstraktion, wie jede, ist willkürlich und in unser Belieben gestellt. Sie ist also niemals falsch. Wohl aber kann sie völlig unerheblich sein, nämlich dann, wenn das herausgehobene Merkmal weder konstant noch funktional noch bezeichnend ist. Dann übersieht die Abstraktion am einzelnen Menschen das wirklich Bezeichnende, für ihn Wesentliche, nur um ihn in einer solchen für sein Wesen unerheblichen Gruppierung unterzubringen. Was aber bezeichnend sei und was nicht, mußte erst aus einer theoretischen Erörterung über den Eigenschaftsbegriff abgeleitet werden.

Dies war unser bisheriger Gedankengang. Nichts läge nun näher, als aus unsern Erwägungen den Schluß zu ziehen: gruppieren wir also die Menschen nach solchen echten Eigenschaften. Gruppieren wir sie nach Merkmalen, denen eine wirkliche Eigenschaftsbedeutung zukommt.

Allein wenn wir uns diese Forderung ansehen, so geraten wir wiederum in eine Schwierigkeit. Wir wollen diese Schwierigkeit zunächst nur theoretisch aussprechen: die Praxis wird sich dann sehr schnell zeigen. Wir hatten nämlich als das Wesen der Eigenschaft ausge-

¹ Vgl. hierzu O. SELZ, Über die Persönlichkeitstypen usw. Bericht 8. Kongreß exper. Psychol., Jena 1924. Seine Einstellung ist freilich weniger gebunden als die folgende.

sprochen, daß sie — unter welcher theoretischer Substruktion immer — kennzeichnend sei für den Charakter, an dem sie und durch den sie besteht. Der Charakter war uns, ohne jede definitonische Festlegung, als das eigentliche personale Moment des Einzelmenschen gewiß. Er war uns gewiß als dasjenige Moment, wodurch sich jeglicher Mensch von jeglichem anderen wesensmäßig unterschied, abhob und als einmalige und einzigartige Individualität dartat. Bei solch strenger Fassung ist aber auch jede Eigenschaft ganz individuell und einmalig. Sie ist es gerade durch den Bezug auf den Charakter, dem sie zugeordnet ist. Zwei scheinbar gleiche Eigenschaften zweier verschiedener Charaktere bedeuten nicht das gleiche, sondern etwas Verschiedenes; sie sind also eigentlich unvergleichbar.

Das ist auch tatsächlich so. Wir sagen etwa von zwei verschiedenen Menschen in gleicher Weise aus, sie seien stolz. Wir setzen hierbei bestimmte Verhaltensweisen dieser Menschen gegenüber andern Menschen einander gleich, und zwar sowohl hinsichtlich ihrer beschreibbaren Merkmale als auch hinsichtlich ihrer innern Motivation. Wenn wir aber die Eigenschaftsbedeutung des Stolzes bei dem einen und bei dem andern dieser beiden Charaktere betrachten, so sehen wir, daß es sich um völlig verschiedene Gebilde handelt. Bei dem einen erfassen wir etwa seinen Stolz als eine ichferne Haltung der Verschleierung und Abwehr, hinter der eine Weichheit, Bestimmbarkeit und Unsicherheit des Selbsterlebens steht, die nur durch solche Maske verdeckt wird. Bei dem andern Charakter ist sein Stolz ein ichnahes Ergebnis der Fülle und der strömenden Kräfte eines erfolgreichen Willens. Der eine Stolz ist eine Form der Abwehr des Milieus, der andere eine erlebte souveräne Beherrschung desselben. Und doch nennen wir diese grundverschiedenen Strukturen beide Stolz. Derartige Erwägungen lassen sich bei jedem Versuch eines Vergleiches von Eigenschaften anstellen und rechtfertigen unsern theoretischen Nachweis ihrer Unvergleichbarkeit.

Hiernach stehen wir nun vor folgender Antinomie: Wir können die Menschen vergleichen und gruppieren mit Bezug auf Merkmale, die *keine* Eigenschaftsbedeutung haben, also unerheblich für ihr personales Wesen sind. Wir können sie *nicht* vergleichen mit Bezug auf gerade diejenigen Eigenschaften, die für ihr personales Wesen kennzeichnend sind. Wie befreien wir uns aus dieser Antinomie?

Wir wollen hier nur andeuten, daß diese Antinomie lediglich ein Sonderfall einer tieferen und umfassenderen Antinomie ist, die unserer Erkenntnis überhaupt auferlegt ist: Erkenntnis ist ihrem Wesen nach begrifflich, abgestellt auf das Allgemeine, Gesetzmäßige, für den Begriff einer Gesamtheit von Phänomenen geltende; die Blickrichtung auf das Einmalige, Unwiederholbare, wesensmäßig Einzigartige — kurz auf

das Individuelle — ist der Begrifflichkeit und den immanenten Zielen unserer Erkenntnis entgegengesetzt. Wie diese Antinomie grundsätzlich und wissenschaftstheoretisch überwunden werden kann, habe ich an früherer Stelle¹ untersucht. Ich komme hier nicht mehr darauf zurück.

Hier interessiert uns lediglich der heuristische und praktische Weg, den die Wissenschaft gehen kann, um mit unserer besonderen Antinomie so weit fertigzuwerden, daß sie zu brauchbaren Methoden und Ergebnissen gelangt. Da sind es zwei Überlegungen, die uns zu einem Ausweg verhelfen.

Die erste dieser Überlegungen ergibt sich, sobald wir die Art und Weise betrachten, wie wir Eigenschaften und Charaktere tatsächlich erfassen. Wir können da zwei gänzlich voneinander verschiedene innere Verhaltensweisen unseres Erkennens unterscheiden. Einmal nämlich haben wir auf irgendeine Weise ein „Bild“ von dem andern Menschen, seinem Wesen und seinen Eigenschaften. Dieses „Bild“ ist uns auf eine *irrationale* Weise gegeben. Es ist in seiner Gegebenheit mit einem mehr oder weniger starken *Evidenzerlebnis* verbunden. Dies Evidenzerleben ist natürlich in keiner Weise ein Garant der objektiven Richtigkeit unseres Bildes vom andern Menschen. Es ist nicht so, daß dies Bild nun wirklich ein Abbild wäre: darüber ist mit der tatsächlichen Konstatierung noch gar nichts ausgemacht. Wir wissen nur, daß dieses Bild genau so einmalig und von jeglichem anderen unterschieden ist wie der Mensch in seiner Eigenart. Das Bild ist auch nicht „anschaulich“ in dem üblichen Sinne sensorischer Anschauung, wenngleich es anschauliche Materien enthält. Lediglich die irrationale und evidente Eigenart seines Gegebenseins machen das Bildhafte dieses Bildes aus. Die Weisen und Wege, auf denen das Erlebnis dieses Bildes zustande kommt, sind sehr genau untersucht worden. Wir wollen, unbeschadet dieser einzelnen Zuwendungsweisen, überhaupt ohne weitere wissenschaftstheoretische Vorwegnahme, lediglich gemäß dem Bildhaftigkeitsmoment dieses Bildes, den Weg zu ihm als den der *intuitiven* Erfassung bezeichnen.

Diese intuitive Erfassung — auf den „ganzen Menschen“ gehend, irrational, unbeglaubigt, aber evident erlebt — ist nun tatsächlich ständig verflochten mit einer zweiten Erfassungsweise, über deren *rationalen* und *erfahrungsmäßigen* Grundzug kein Zweifel sein kann: mit der distanzierenden Besinnung des Verstandes, mit der abstraktiven *Zergliederung*. Wir suchen uns durch Überlegungen klar zu werden über die Motive, die einer Handlung oder Haltung des andern Menschen zugrunde liegen, und über die konstanten und kennzeichnenden Momente in der Motivierbarkeit — also über dasjenige, was wir die Eigenschaften nennen. Da die Abstraktionen und Überlegungen, die wir

¹ Das Wesen der psychiatrischen Erkenntnis. S. 190 ff. Berlin 1920.

dabei anstellen, insgesamt auf Allgemeinbedeutungen gehen, so wissen wir, daß wir mit ihnen das „Eigentliche“ und somit Eigenschaftliche des Menschen nicht völlig treffen. Unser intuitives Bild jedoch wird zum Korrektiv des Vorbezielens, das unsern Begriffen anhaftet. Die zwischen gedachtem Begriff und erlebtem Bilde verbleibende Spanne suchen wir durch immer weiter zwischengeschaltete neue Abstraktionen zu „*rationalisieren*“, bis ein ganzes Netz oder eine Textur differenzierender Abstraktionen sie mehr und mehr ausfüllt. Wir wissen, daß dieser Vorgang seinem Wesen nach unvollendbar ist. Zugleich aber verbürgt uns die gedankliche Arbeit eine Objektivierung unseres Bildes vom andern Menschen, eine Befreiung dieses Bildes von seinen irrationalen Unbeglaubigtheiten und Fehlermöglichkeiten; sie setzt an Stelle der subjektiven Evidenz des Erlebens die Distanz objektiver und objektiv zu rechtfertigender Stellungnahmen.

So gehen wir tatsächlich vor, sobald wir menschliche Charaktere uns verdeutlichen. Und hier können wir nun die zweite, eigentlich entscheidende Überlegung anschließen, die uns weiterhelfen soll. Nämlich es bedarf — nach dem vorangeschickten Programm unserer Arbeit — ja keines Hinweises darauf, daß wir in dem *rationalen* Vorgang die *eigentliche Aufgabe* der Charakterkunde als Wissenschaft erblicken. Dieser rationale Vorgang besteht nun in einer Reihe von differenzierenden Abstraktionen, und wir haben schon gesagt, daß diese Abstraktionen willkürlich sind und des Kriteriums der Erheblichkeit oder Unerheblichkeit für unsern Zweck gänzlich ermangeln. Indem wir nun aber die intuitive Erfassung jenes Bildes *als Korrektiv* hinzunehmen, *ergibt sich von selber ein Richtmaß und ein leitendes Prinzip für die Richtung der Abstraktionen* und ihre Unterordnung und Differenzierung. Denn während die Abstraktionen sämtlich *Allgemeinbedeutungen* und *transindividuelle* Beschaffenheiten aussprechen, steht ihnen jenes Bild als Prüfstein ihrer Bewährung ständig gegenüber. Die Abstraktionen ordnen Gattungsbegriffe untereinander und zueinander: das Bild hält den Blick auf das *Individuelle* der Individualität gerichtet. Die *Abstraktionen* des Verstandes haben zum leitenden Prinzip *eine Allgemeinvorstellung vom Wesen und Aufbau des Menschen überhaupt*, dessen, was *transindividuell* für diesen Aufbau des Menschen wesensmäßig ist, *allgemein* von ihm gilt. Sie unterstehen also einer *Theorie des Menschen*. Das *Bild* hat ständig den *besonderen* Menschen als Einzelwesen zum Gegenstand. Die Differenzierung und Unterordnung der Abstraktionen geht also *vom Allgemeinen* und von den *allgemeinen Wesensbestimmungen des Menschen überhaupt* in Richtung *auf dieses Bild* vor sich. Im *Bilde* ist die individuelle Ganzheit als evidentestes Erlebnis da, und die Eigenschaften sind Aussage- und Formulierungsversuche dessen, was implizite mit dieser Ganzheit an Einzelmomenten gegeben wird. In der

Rationalisierung sind die Eigenschaften quasi Grenzbegriffe, bis zu denen mit rationalen abstraktiven Mitteln vorgedrungen werden soll. Die Eigenschaften sind also der *ideale Schnittpunkt*, in dem beide Betrachtungsweisen sich treffen; in der *Abstraktion* sind sie das Ziel, das eben noch annäherungsweise mit differenzierten Allgemeinbegriffen erreichbar ist und umschrieben werden kann; im *Bilde* sind sie die anschauliche Erfüllung und intuitive Bestätigung für die Berechtigung der eingeschlagenen Abstraktionsrichtung. *Von den Eigenschaften zum Charakter ist der Weg ein ausschließlich irrationaler*, vom Verstande unauflöslicher und einfach hinzunehmender. *Von den Eigenschaften zur Gattung Mensch, zum Begriff Mensch ist der Weg ein rationaler*, wissenschaftlich klar ausdrückbarer und nachprüfbarer.

Mit dieser Erwägung ist die Antinomie, von der wir ausgehen, *tatsächlich* und heuristisch *überwunden*. Eigenschaften sind *unvergleichbar*, insofern sie Ausstrahlungen verschiedener *Charaktere* bilden. Sie sind *vergleichbar*, und zwar wissenschaftlich in ihren Umschreibungen vermittelt differenzierender Allgemeinbegriffe, unter dem Aspekt der *Gattung Mensch*.

Wir bezeichnen das Netz der differenzierenden Begriffe und Abstraktionen, welches *von der Gattung Mensch bis zu den Eigenschaften* hinführt, als dasjenige der *typisierenden* Abstraktionen, die Begriffe als Inbegriffe von *Typen*.

Der *Prozeß der Typenbildung* und die *Kennzeichnung einer Individualität durch typische Merkmale* — diese Verfahrensweisen der Vorarbeit zu einer wissenschaftlichen Charakterkunde gewinnen nunmehr an Durchsichtigkeit. Wir gehen aus von der „fundamentalen“ und „merkwürdigen Tatsache“, daß alles, was existiert, zugleich als einzigartig, als „Individuum“, und hinwiederum als Repräsentation eines Allgemeinen, eines „Universale“ im Sinne der mittelalterlichen Philosophie betrachtet werden kann¹. Man kann mit gleichem Rechte sagen, daß jedes menschliche Individuum *einzig* sei, wie daß es die wesentlichen Kennzeichen der „*Gattung*“ Mensch aufweist. MÜLLER-FREIENFELS sagt in seiner ausgezeichneten Studie: „Neben, ja vielleicht über aller individuellen Formung erweist sich die *Gattung* als eine umgrenzbare Wesenheit“. In der gesamten Typologie kehrt gegenwärtig — wenn auch in geänderter Form — die alte Streitfrage zwischen Realismus und Nominalismus wieder: ob man diese Universalien, die Gattungen und Typen als „primär gestaltende schöpferische Formen“ neben oder über dem Individuum anzusehen habe oder nicht — ob die Universalien „ante rem“, „in re“ oder „post rem“ da seien.

Ohne diesen Streit etwa hier philosophisch auszutragen, werden wir mit MÜLLER-FREIENFELS der Ansicht sein dürfen, daß mindestens beim

¹ MÜLLER-FREIENFELS, Individualität und Typus. Jb. Charakterol. 5 (1928).

Menschen die Spanne zwischen dem Singulare und dem Universale durch eine Reihe von „Zwischenstationen“ interpolierbar ist. Wählt man die Gattung Mensch zum Universale, welches immer wieder singular repräsentiert wird, so sind diese Zwischenstationen eben jene Gruppenbildungen, die durch differenzierende Merkmale zwischen das Gattungshafte und die Individualität eingeschoben werden. Es gibt freilich noch eine andere Art der Beziehung zwischen Singulare und Universale: der einzelne Mensch wäre die *Repräsentation einer Idee*, eines Universale, welches aber *nur eben durch ihn* repräsentiert wird. Es ist deutlich, daß diese „idealtypische Begriffsbildung“ des Menschen, die Verabsolutierung und Verideelichung eines repräsentativen „Zentralfaktors“, ein platonisches „Universale ante rem“ darstellt¹. Damit wäre eine einseitige metaphysische Lösung des Universalienstreites vorweggenommen. Zu ihr können wir nur bemerken, jenseits aller Metaphysik: gibt es eine absolute Idee des einzelnen Menschen, so kann sie nicht zugleich die Idee eines Typus sein, der empirisch vielfältig

¹ Die „idealtypische Begriffsbildung“ im Sinne MAX WEBERS [Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie. Logos 4 (1913)] ist ein Abkömmling der HEGELschen Ideenlehre, nach welcher die Idee die Wirklichkeit regiert und Natur nichts ist als die „Idee in der Form des Anderseins“. Alles Existierende „hat nur Wahrheit, insofern es eine Existenz ist in der Idee“. In der verstehenden Soziologie werden Objekte, Gruppen, Personen in „Individualbegriffen“ erfaßt — in demjenigen Moment, wodurch sie sich von allen andern unterscheiden, einzigartig — eben individuell sind. Bei Personen ist dies unterscheidende Moment die Bedeutsamkeit ihres besonderen Wesens, Seins oder Wirkens — Bedeutsamkeit mit Bezug auf eine vorausgesetzte Wertskala: eben diejenige des jeweils angewandten historischen oder soziologischen Verstehensgesichtspunktes. Mit Bezug auf diese Bedeutsamkeit wird die Person (oder das sonstige historisch-soziologische Objekt) als ein *Idealtypus* konstruiert: dies eine Wesensmerkmal wird verabsolutiert; alles sonstige Seelenleben, wofern es nicht jene Bedeutsamkeit widerspiegelt, wird bewußt übersehen. Diese Bildung von Individualbegriffen und Idealtypen erfolgt nicht aus Erfahrung: wiewohl sie empirisches Material benutzt, so schweben ihre Ergebnisse doch in einer idealen Sphäre, die über die Erfahrung hinausweist. Hierbei trennen sich *abstraktive* Individualbegriffe — z. B. der Begriff „Erde“ („Geoid“) als Idealtyp unseres Planeten, und *konstruktive* Individualbegriffe, welche letzteren in der Erfahrungswirklichkeit überhaupt kein Gegenstand unmittelbar entspricht — z. B. derjenige des „Homo oeconomicus“ der Wirtschaftstheorie. Dieses logische Schema ist für die geistes- oder kulturwissenschaftliche Persönlichkeitskunde, insbesondere die historische Betrachtung von Persönlichkeiten, fruchtbar gemacht worden: die historischen Individualitäten werden insoweit erfaßt, als sie ihre Idee, nämlich ihren Idealtypus verwirklichen, direkt oder symbolisch darstellen oder erfüllen.

Es besteht kein Grund dazu, an dieser Stelle über die logischen und wissenschaftstheoretischen Schwierigkeiten zu handeln, die damit aufgeworfen sind. Wir werden darauf zurückkommen, sobald wir den *charakterologischen Auswertungen* gegenüberstehen, welche diese Betrachtungsweise bei SPRANGER und JASPERS gefunden hat. Hier sei nur gesagt, daß wir in *unserer* Darstellung den Weg der herrschenden abstraktiven Logik der Typenbildung innehalten.

realisiert wird. Ist der einzelne Mensch die Verkörperung eines Gedankens des göttlichen Schöpfers, so ist dieser Gedanke, als Idee von uns zu ahnen, ebenso „singulär“ wie seine Verkörperung. Mit Recht haben daher die Schöpfer der „idealtypischen Begriffsbildung“ immer abgelehnt, zu untersuchen, ob und inwieweit sich ihre Begriffe empirisch mehr als nur einmalig, nämlich historisch erfüllen. Aber die wissenschaftliche Intention muß ihrerseits auf den anmaßlichen Anspruch verzichten, die Ideen des Schöpfers zu erraten. Sie muß sich daher, wie sie auch sonst vorgehen möge, nicht nur an die *absolute* Geltung, sondern auch an die *allgemeine* Geltung und Bedeutung der Universalien halten. Und so bleibt ihr gar nichts anderes übrig, als dem Singulare der Individualität das Universale der *Gattung* gegenüberzustellen.

Ist dem aber so, dann ist uns der Weg von der Gattung zum Individuum hinsichtlich des Abstraktionsverfahrens klar vorgezeichnet. Und damit auch der Weg der *Typologie*. Wir können nämlich eine große Reihe von Aussagen über die Gattung machen, die zwar synthetisch sind, dennoch aber konstitutiv für die möglichen Repräsentationen derselben. Diese Aussagen beziehen sich zunächst auf die Verschiedenheit des *Ortes* und der *Zeit*, in denen Vertreter der Gattung existieren. Und da dieses Existieren ein *lebendiges Dasein* ist, so ergeben sich weitere Aussagen konstitutiver Art aus der Tatsache des *Lebens*, der Erhaltung und Erfüllung desselben. So entstehen die immanenten heuristischen Maximen der Typenbildung aus den fundamentalen synthetischen *Aussagen über das Dasein der Gattung Mensch auf dieser Erde*. Aus den Verschiedenheiten des *Lebensortes* ergeben sich die *regionären* Typen, die anthropologischen, rassistischen und volklichen. Aus den Verschiedenheiten der *Lebenszeit* ergeben sich die Alterstypen und Reifungstypen — sowohl bezogen auf die Gattung als Ganzes wie auch bezogen auf einzelne regionäre und volkliche Gruppen. Aus den *Funktionen des Lebens selber* ergeben sich die Geschlechtstypen und die Sozialtypen. Differenziert man mehrere Gesichtspunkte dieser typologischen Abstraktionen miteinander, so gelangt man zu besonders feinen Maschenwerken, in denen sich die soziologisch-historisch-kulturellen Typenbildungen mit biologisch-volklichen Typisierungen verbinden. Dies braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Es bedeutet hierbei keinen Einwand durchschlagender Art, daß die gewonnenen Typenbegriffe sich im zeitlich-örtlichen Kulturwandel in ihren wesentlichen Inhalten zu ändern vermögen: daß z. B. die Volkstypen oder die Geschlechtstypen im Wandel der Kultur bestimmte Inhalte verlieren, andere hinzugewinnen. Diese Tatsache, die z. B. MÜLLER-FREIENFELS zur Resignation veranlaßt, bedeutet keinen Einwand gegen das *Prinzip* der Typisierung von der Gattung aus, sondern sie

ermahnt uns nur, die Fehlerquellen bei der Inhaltsbestimmung der Typen und Typenmerkmale sorgsam zu berücksichtigen.

Nun können aber, von der *Individualität* her gesehen, alle diese genannten Aussagen, welche Gattungsmerkmale miteinander differenzieren, unbezeichnend sein. Ja, im Hinblick auf das eigentliche Wesen der Person, auf das Individuelle an ihr, *müssen* sie dies sogar sein. Dies Individuelle der Person erfassen wir an ihren *Eigenschaften* — wir haben davon bereits gesprochen. Um diese individuellen Eigenschaften durch unsere typischen Begriffskoppelungen wenigstens annäherungsweise zu erreichen, bedarf es eines zweiten Universale, von welchem schon die Rede war: einer Allgemeinvorstellung von der *Struktur der Person*. Da die Person zugleich Gattungswesen ist, hat sie die konstitutiven Merkmale der Gattung. Und wir stehen vor der Frage: *Welche konstitutiven Merkmale hat jedes mögliche Einzelwesen der Gattung Mensch im Hinblick auf seine personale Struktur aufzuweisen?* Wir werden auch hierüber fundamentale synthetische Aussagen machen können — die „Implikationen des Daseins als Person“¹: sie ist ein leibhafter Organismus mit einem besonderen Lebensort und Lebensraum, mit einer besonderen Lebenszeit und Lebensumwelt, mit einer besonderen Teilhaftigkeit an den Voraussetzungen des objektiven Geistes, mit einer besonderen Teilhaftigkeit an der Sprache, in der sie lebt, mit einer besonderen Eingliederung der eigenen Lebens-tätigkeit in die Lebensbedingungen der Gattungsgruppe, der sie zugehörig ist, und mit einer besonderen Lebensgeschichte. Aus diesen Bedingungsreihen folgt für jede mögliche Einzelperson z. B., was sie mit ihrem organismischen Gute anfängt, ferner wie sie zu sich selber steht, ferner wie sie zum Leben in ihrer Umwelt steht — ihr „Lebensstil“ usw. Von hier aus werden ihre *Eigenschaften* durchaus noch mit den differenzierenden Abstraktionen, die von der Gattung ausgehen, annäherungsweise erfaßbar. Die Kluft zwischen der Eigenschaft und der Gattung ist also durch ein Netz von Abstraktionen ungefähr zu schließen, das für eine rationale Typologie völlig ausreicht. Wenn wir im folgenden diesen Weg beschreiten, so leisten wir hinreichende Vorarbeit für eine Charakterkunde. Wir haben lediglich zweierlei zu berücksichtigen: Jene Allgemeinvorstellung von den Implikationen des Person-Seins, vom Aufbau der Person und ihren Eigenschaften ist in ihrem Kerne bei den einzelnen Denkern *verschieden*. Diese Verschiedenheit gründet unabhängig von den konstitutiven synthetischen Aussagen, die wir über die Existenz der Person machen können, in einem besonderen philosophischen Aspekt auf das Wesen des Menschen und seine Bestimmung. Und hier haben wir einfach den uns führenden Denkern zunächst zu folgen. Und zweitens: der Prozeß der *Typenbildung*

¹ KRONFELD, Perspektiven der Seelenheilkunde. S. 94 ff. Leipzig 1930.

ist noch etwas anderes als die *Kennzeichnung einer Person als solcher* durch typische Merkmale. Im letzteren Falle bedürfen wir jenes Korrektivs, welches wir im „Bilde“ der betreffenden Person in uns tragen — wobei wir auf das Zustandekommen jenes Bildes an einer späteren Stelle eingehen werden.

Wir wollen uns das Gesagte zum Schluß noch an zwei Beispielen verdeutlichen. DILTHEY¹ stellt etwa den „naturegebundenen“, den „heroischen“ und den „kontemplativen“ Typus des Menschen auf. Zweifellos sind hier drei einzelne „Eigenschaften“ getroffen — und zwar drei Eigenschaften, in denen sich „der ganze Mensch“ darstellen kann. Aber die Unterordnung *jedes* Einzelmenschen unter einen der drei Typen wird fragwürdig, schwierig, ja unmöglich sein. Und für eine *Mehrzahl* von Menschen wird mit der Feststellung, ob ihnen eine dieser Eigenschaften zukommt oder nicht, *nicht* jenes Kennzeichnende ausgesagt sein, welches ihrem Wesen entspricht. Dies wird vielmehr nur ganz gelegentlich einmal besonders zutreffen. DILTHEYS Begriffe schließen einander ferner nicht aus: es ist nicht gesagt, daß nicht ein naturegebundener Mensch nicht auch kontemplativ oder heroisch sein könnte oder der gleiche Mensch in verschiedenen Lebensphasen bald das eine, bald das andere. DILTHEYS Typisierung ist diejenige einer „idealtypischen Begriffsbildung“ ohne Rücksicht auf ihre empirische Realisierung, eines *Universale ante rem*. Kein Mensch ist *nur* naturegebunden oder *nur* heroisch oder *nur* kontemplativ. Unbeschadet der Größe DILTHEYS werden wir also von einer derartigen Typenbildung nicht befriedigt werden.

Hingegen trafen wir bei unserer Darstellung der induktiven Typologie eine Typenbildung an, die BAERWALD als diejenige des *sachbezogenen* und des *ichbezogenen* Menschen und HENNING als diejenige des ordensritterlichen und des hellenischen Menschen kennzeichnen wollte. Diese Typenbildung finden wir bei den einzelnen Denkern immer wieder. SCHILLER hat sie in der Dichtung als diejenige des naiven und des sentimentalischen Dichters bezeichnet: „Der naive Dichter ist Natur, der sentimentale sucht sie“, er „reflektiert über den Eindruck, den die Gegenstände auf *ihn* machen“. JUNG² hat diese beiden Typen als diejenigen des extrovertierten Menschen und des introvertierten Menschen begründet; E. JAENSCH³ als diejenigen des integrierten und des desintegrierten, usw.

Hier sind wirklich, wie VON HATTINGBERG⁴ ausführt, zwei einander

¹ Beiträge zur Charakterologie. Gesammelte Schriften. 1924.

² Psychologische Typen. Zürich 1921.

³ Grundformen menschlichen Seins. Berlin 1929.

⁴ Psychologische Typen. Bericht über den vierten allgemeinen ärztlichen Kongreß für Psychotherapie. Leipzig 1929.

ausschließende Verhaltensweisen des Menschen getroffen. Diese Verhaltensweisen sind *Eigenschaften*, denn sie verraten etwas vom Wesen des ganzen Menschen, ja sie repräsentieren es. Sie sind ferner vom Universale „Struktur der Person“ her konstitutiv, denn sie ergeben sich aus der impliziten Stellung, die jegliche Person zu sich und den Dingen einnehmen muß. Und endlich sind sie vom Universale der *Gattung* Mensch her durch differenzierende Abstraktion erfaßbar. Mithin bilden sie eine echte und wesensgemäße Typeneinteilung.

Wenn wir auf diese Weise eine Person unter *typologischen* Abstraktionsgesichtspunkten zu bestimmen und zu erfassen suchen, so bestimmen wir sie gleichsam mit Bezug auf ein *Koordinatensystem*. Solcher Koordinatensysteme sind mehrere — theoretisch beliebig viele — möglich. Aber aus dem charakterologischen Ziele, das wir uns gesetzt haben, wird sich immer das eine oder andere als vorzugswürdig erweisen — vorzugswürdig, insofern die Bestimmung der Person durch gerade *diese* typologische Abstraktionsrichtung besonders dicht an die eigentlichen Eigenschaften heranführt. Und es ist nicht zu vergessen, daß auch zwischen den einzelnen möglichen oder zielgerecht naheliegenden Koordinatensystemen eine Beziehung obwaltet, die sich psychologisch ausdrücken läßt. Mit diesen Ausführungen ist bereits gesagt, daß wir die einzelnen Typenbegriffe für *reine Zweckbegriffe* halten, nicht für „*Universalia ante rem*“, sondern „*post rem*“, wobei wir jedoch nicht leugnen, daß etwelche unter ihnen — ähnlich dem Begriff der *Gattung* — als „*Universalia in re*“ gelten mögen. Hierzu dürfte insbesondere eine Reihe von Eigenschaftsbegriffen gehören. Wir untersuchen diese wissenschaftstheoretischen Fragen nicht weiter und lassen die Entscheidung offen, da es uns genügt, unsern Weg nunmehr zu kennen. Wenn er bis in die Nähe der *Eigenschaften* und somit der *charakterologischen* Bestimmungen führt, so ist es uns genügend, die typologischen Determinanten lediglich als Rechenpfennige in Kauf zu nehmen.

6. Die charakterologische Fragestellung und ihre grundsätzlichen Gestaltungen.

Nunmehr sind wir so weit, die der Charakterkunde — im Unterschied zur Psychologie — zukommende Sonderaufgabe bestimmen zu können. Wir tun dies nicht durch definatorische Abgrenzungen. FRIEDRICH SEIFERT¹ hat bereits darauf hingewiesen, daß sich die Aufgaben der Psychologie und der Charakterologie in einem definatorischen oder systematischen Sinne nicht voneinander trennen lassen. Wenn wir von einer Charakterkunde dennoch als besonderem Gebiete jenseits des

¹ Charakterologie. Im Handb. d. Philosophie von BÄUMLER und SCHRÖTER, Abt. III. Berlin u. München 1929.

psychologischen handeln, so liegt dies daran, daß ihr in der Geschichte des Geistes eine Sonderstellung zukommt. Gerade die wesenhaften heutigen Gestaltungstendenzen der Charakterkunde sind nur im Zusammenhang der gesamten geistigen und ideengeschichtlichen Gegenwartssituation klarzustellen. SEIFERT hat hier in der Charakterkunde und all ihren mannigfachen Quellgebieten den Ausdruck eines *spezi-fischen Erkennenwollens*, den Impuls zu einer erkennenden *Neuorientierung innerhalb des „inneren Menschen“* gesehen. Diese Neuorientierung ist ideengeschichtlich gebunden und vorbedingt. Wir erkennen zunächst die beiden entgegengesetzten Grundtendenzen: entweder den Charakter als *Naturgegebenheit* zu betrachten oder ihn zu *vergeistigen* und als freie persönliche Vernunfttat aufzufassen. Beide Wege tragen ihren inneren Widerspruch in sich selbst. Der rein *naturalistische* Weg scheidet daran, daß die innere persönliche Lebendigkeit des Menschen niemals ein heraustrennbarer Teil der Objektwelt ist und sein kann. Die *idealistische* Betrachtung des Charakters aber gerät in die Gefahr, das freie autonome Ich auch von der Welt, in der es nun einmal steht und *durch* die es besteht, abzuschneiden und in seinen vermeintlichen autonomen Eigenbereich abzukapseln. Menschsein im idealistischen Sinne heißt: reines, auf sich selbst gestelltes, sich selbst bestimmendes Vernunft-Ichsein — „ein Wesen, welches selbst Ursache, und zwar absolut letzte Ursache seiner Zustände sein, welches sich nach Gründen, die es aus sich selbst nimmt, verändern kann“ (SCHILLER). So haftet beiden Denkweisen eine Einseitigkeit an, die sie im Grunde jeweils aufhebt. Aber SEIFERT sagt mit Recht, es bleibe die Frage zu lösen, welche der beiden Einseitigkeiten den bedenklicheren Irrtum bedeute, da jede von ihnen doch unumgänglich und unvermeidbar sei: die geistberauschte Ichüberschätzung (um den Preis der Naturlosigkeit, der Entweltlichung des Menschen) — oder die weltstüchtige Naturvergötterung (um den Preis der Entselbstung des Menschen). So stehen wir vor der charakterologischen Frage in dem Bewußtsein, daß beide Denkrichtungen *allein niemals den Menschen selber erreichen*. Aber indem wir dies feststellen, erkennen wir zugleich, daß gerade in und mit dieser Antinomik die Rechtfertigung und der Ursprung davon gegeben ist, eine von Philosophie wie von Naturwissenschaft losgelöste, *eigenständige Charakterkunde* zu fordern. SEIFERT formuliert sehr glücklich folgenden Satz: „Wenn die Charakterologie für das gegenwärtige Bewußtsein mehr bedeutet als ein interessantes Grenzgebiet — inhaltlich zu bestimmen nur durch definitorische Bemühungen um den Begriff des ‚Charakters‘ — und sie bedeutet mehr —, dann kann ihr Sinn nur so aufzufassen sein: die Charakterologie ist das Hinstreben zur *Psychologie des ganzen Menschen*, unter Verwerfung des Subjekt-Objekt-Gegensatzes als anthropologischer Basis.“ Dazu bedarf es eines Wirklichkeitsbewußtseins,

eben jenes, das ein Stigma der geistigen Gegenwart ist — einer Wirklichkeit, die nicht identisch ist mit Natur als dem Herrschaftsbereich objektiver Gesetze, sondern mit Natur *im Sinne des in uns Wirkenden, das wir sind*, das in Begegnung von Mensch und Welt *gelebt* wird. Solch *fundamentale anthropologische* Besinnung, die zum ganzen existentiellen Menschen hinstrebt, hebt die Trennung des Cogitare vom Vivere auf. Sie will mit dem Begriff des Charakters den Menschen treffen, wie er in seiner individuellen Prägung existiert, *ohne* Ausschaltung oder Herabsetzung irgendeiner Wesenseite seiner Existenz — möge sie zu seinen Naturgrundlagen gehören oder zu seinem bewußten und freien Selbst. Kein System psychologischer Bestimmungen vermag es, dieses individuell = Ganze ohne einen Rest auszudrücken; nur der Eigenname des Menschen benennt es — wenn auch unausdrücklich, bloß „der Idee nach“.

Eine Begründung, ja auch nur eine Exposition der fundamentalen Seinstheorie in ihren Bezügen zu aller sonstiger Erkenntniskritik, insbesondere zum Cartesianischen Problem, kann innerhalb dieses Buches billigerweise nicht verlangt oder erwartet werden. Es wird sich empfehlen, daß derjenige, dem dieses Gebiet der *πρώτη φιλοσοφία* sich erschließen soll, von dem Studium der hervorragendsten Gegenwartsverfechter des Ontologismus ausgeht, in erstem Betracht von MAX SCHELER und MARTIN HEIDEGGER¹, und sich zurücktastet zu der großen Gestalt KIERKEGAARDS, in dessen Werken die tiefsten Quellen der Problematologie des Da-Seins und der Selbstheit rauschen. Wenn wir diesen Namen nicht zum Zentrum einer besonderen Untersuchung über das Wesen der Charakterkunde machten, so lediglich deshalb, weil wir aus seinen metaphysisch-religiös und ethisch gerichteten Intentionen das charakterologisch Wichtige allzu mühsam und künstlich herauslösen müßten². Von ihm führt der Weg, den die fundamentale Anthro-

¹ Sein und Zeit. 2. Aufl. Halle 1929.

² Das tiefste Werk dieses Mannes, den unsere Zeit allererst dunkel in seiner Größe erahnt, ist die Schrift: „Die Krankheit zum Tode“ (Jena 1911). Es handelt von der Verzweiflung, die eine „Krankheit im Selbst“ des Menschen ist. Entweder der Verzweifelte ist sich nicht bewußt, ein Selbst zu haben, oder er ist sich dessen bewußt. Im letzteren Falle will er entweder verzweifeln *nicht* er selbst sein (Schwäche, „weibliche Form“ der Verzweiflung) — oder er will verzweiflungsvoll er selbst sein, ohne es zu erreichen (Trotz). Mangelnde Endlichkeit im Selbst (Phantastik des Fühlens und Denkens und Wollens) ergibt verzweiflungsvolle Verflüchtigung der Selbstheit; mangelnde Unendlichkeit im Selbst schafft die „Selbstentmannung der Borniertheit“. Mangelnde Notwendigkeit des Selbst setzt verzweifeln *Entwicklichung*, mangelnde Möglichkeiten machen das Selbst stumm und leblos. — Das zweite wichtige Buch KIERKEGAARDS ist: „Der Begriff der Angst“ (Jena 1912). Es enthält jene erste Auseinandersetzung des Urverhältnisses zwischen Angst und Selbstheit, Angst und Tat, Angst und synthetischem Bewußtsein, die nachmals für die fundamentale Ontologie HEIDEGGERS grundlegend geworden ist und die ich in meinen eigenen „Perspektiven der Seelenheilkunde“ zum Angelpunkt gemacht habe.

pologie genommen hat, zurück zur „Urwissenschaft“ CHRISTIAN TRAU-GOTT KRUGS oder zur „psychischen Anthropologie“ von JACOB FRIEDRICH FRIES — und weiter zur transzendentalen Deduktionslehre KANTS und zur Theorie der Person in SPINOZAS Ethik. Diese meine — zugestandenermaßen von den üblichen Ableitungen abweichende — ideengeschichtliche Herleitung einer Grundwissenschaft vom Wesen des existentiellen Menschen vermeidet jeglichen Streit wider allen cartesianischen und nachcartesianischen Transzendentalismus: auch wider die gegenwärtig aussterbende Logistik und wider die Interpretation, die HUSSERL der Phänomenologie in modaler Hinsicht gibt. Und doch ist die so gesehene fundamentale Anthropologie weder eine Erschleichung des Realismus noch des Psychologismus: ihre Methode ist die transzendente Deduktion, ihr Ausgangspunkt das, was man gemeinhin „das Seelische“ nennt; aber ihr Ziel ist ein Geltungsbereich vor und jenseits aller Erfahrung und psychologischen Beweisbarkeit — nämlich die Voraussetzungen der existentiellen Selbstheit, die „ich“ zu sich sagt und als Ich dem Wirklichen begegnet; die Voraussetzungen dessen, was zum Wesen des „Da-Seins als Person“ gehört¹.

Die Ausdrückbarkeit dieses „persönlichen Wesens“ in den unpersönlichen Bestimmungsstücken der *Typologie* bleibt unvollkommen und vergegenständlicht die psychologischen Teile, solange diese nicht durch eine „Repersonifizierung“ der Eigenschaften wiederum zu Ausdrucksgestaltungen der Person gemacht werden. Die Bestimmung des Charakters durch den Inbegriff seiner psychischen Möglichkeiten, nämlich der Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten, die zum Wesensganzen des Menschen gehören und seine innere Wirklichkeit mitgestalten, bleibt an der Stelle stecken, an welcher der Charakter sich als ein Aggregat isolierter unabhängiger Dispositionen darstellt. Alles drängt hier zu einer *Metaphysik der Person*, zu einer fundamentalen Anthropologie in dem angegebenen Sinne — als der Grundlage, auf der jene Betrachtungsweisen allererst ihren Lebenszusammenhang zu gewinnen vermögen.

Wir entnehmen ihr den gemeinsamen, für den „Menschen überhaupt“ gültigen Hintergrund. Er liegt nicht bloß im Artgemäßen, Organismischen: denn die Leibesbindung würde nur zu einem Dasein des Einzelnen *als Individuum* führen, *nicht als Person*. Das Individuumsein ist organisches Dasein; die Vereinzelnung und Unterschiedenheit des Individuums ist eine bloß numerische — eine bloß außenweltlich-raumzeitlich bestimmbare, vom „Milieu“ gesetzte. *Personen* aber sind voneinander verschieden *in ihrem Selbst* und durch ihre Selbstheit. Jener allgemeine metaphysische Hintergrund des „Menschenhaften“ einer Existenz muß zugleich die Teilhabe am objektiven Geist einschließen

¹ Vgl. Perspektiven der Seelenheilkunde, Kap. 1—4.

sowie an jener transsubjektiven transpersonalen Sphäre, aus der das Du und das Wir, Sprache, Verständigung, Geltung und Gemeinschaft möglich werden. Ich habe diese Sphäre als *Metakoinon* abgegrenzt. In ihr hat jegliche Person ihren Individuationsort; und es läßt sich zeigen, wie dieser sich bildet, in Anlehnung an welche Prinzipien. Es läßt sich zeigen, wie mit dieser Individuation die Selbstheit des Individuums sich vorbereitet. Dieses Selbst des Einzelnen aber — mit allen seinen Gaben, d. i. Möglichkeiten und Notwendigkeiten, die in jenen metaphysischen Gründen wurzeln —, dieses Selbst, dieses „Verhältnis“ des Einzelneins, „das sich zu sich selber verhält, indem es sich zu einem anderen verhält“ (KIERKEGAARD): es ist *wesensmäßig einsam*. Es ruht in sich, in dem metaphysischen Bestande seiner Ichheit (PAUL HOFMANN): obzwar es, um eben dieses Selbst zu sein, sich „zu einem andern verhalten“ muß — nämlich dem Nichtich, aus dem es sich dadurch heraushebt, begegnen, sich mit ihm (der „Welt“) auseinandersetzen — und die Welt eben in und durch diese Auseinandersetzung gestalten muß. In dieser „implikativen“ Auseinandersetzung (die in den intentionalen Vollzügen des synthetischen Bewußtseins erfolgt) gewinnt es sich, *wird* es das Selbst, als das es *ist*.

Der Mensch lebt: alles an dieser Auseinandersetzung ist einmalig, ist nur-so-wie-es-ist; ist nur *lebensgeschichtlich* erfaßbar — und ist *sinnvoll-notwendig* in eben diesem lebensgeschichtlichen Gange und seiner Erfaßbarkeit. *Charakter nennen wir die Gestaltung der Selbstheit* an und in ihren Begegnungen mit der Welt, an und in ihrem „Verhalten zu sich selbst, indem sie sich zu jenem anderen verhält“, das wir ihre lebensgeschichtliche Wirklichkeit nennen. *Charakter ist die Selbstheit der existentiellen Person, bestimmt an ihrer lebensgeschichtlichen Wirklichkeit*. Charakterkunde treibt, wer die lebensgeschichtliche Wirklichkeit einer Person als sinnvoll-notwendig mit Bezug auf deren Selbstheit zu erfassen sucht — und umgekehrt: wer diese Selbstheit und „Eigenart“ der Person *lebensgeschichtlich* als sinnvoll-notwendig begreift.

Nur diese kurzen Andeutungen sollen hier erfolgen: es ist nicht die Absicht dieses Buches, die fundamental-anthropologischen Grundfragen auch nur im geringsten weiter auszuspinnen, als dies für die Darstellung der Charakterkunde unumgänglich ist. Wen Näheres interessiert, der sei auf mein öfter zitiertes Buch „*Perspektiven der Seelenheilkunde*“ verwiesen. Es möge genügen, hier das fundierende Prinzip jeder möglichen Charakterkunde, das metaphysische Prinzip der Person, so kurz wie möglich aufgezeigt zu haben.

Wenn wir diesen *Gedanken einer Metaphysik der Person* als des Prinzips jeglicher Charakterkunde weiterdenken, so ergeben sich uns die *möglichen Ausgangspunkte für eine charakterologische Bestimmung des Menschen*, und damit die *möglichen Leitbegriffe charakterologischer*

Systembildung, aus eben jenem metaphysischen Prinzip, welches jeweils als „Wesen“ der Person eingesetzt wird. Wir treiben hier nicht Metaphysik. Wir entscheiden mithin nicht darüber, welches dieser metaphysischen Prinzipien vorzugswürdig sei. Wie könnten wir das auch! Sondern wir begnügen uns für die Darstellung des charakterologischen Problems damit, die einzelnen möglichen Prinzipien und Standorte zu bezeichnen, die jeweils für die Grundlegung einer Charakterkunde in Frage kommen. Damit wird zugleich die Einteilung für alle folgenden Darstellungen dieses Buches festgelegt.

1) Wir können zunächst den rein normativen Standpunkt einnehmen und die Person als *sittliche Person* sehen. Und wir können somit von diesem Standpunkt aus den Charakter als *ethisches* Bestandteil betrachten: als *sittliche Aufgabe* oder Forderung, als sittliches Gebot oder sittliches Ideal.

2) Wir können ferner innerhalb der *ontologischen* Sphäre verbleiben. Hier aber können wir wiederum zwei grundlegende metaphysische Standpunkte voneinander trennen: jenen, für den die Person *Natur* ist, *Objekt*, Gegebenheit — und jenen, für den die Person *Subjekt* ist, „geistige substantielle Individualität“ (HEGEL) im Sinne einer *verwirklichten Idee*. Nennen wir den erstgenannten metaphysischen Ort den „*naturalistischen*“, den zweiten den „*philosophischen*“ — wobei wir uns der abbreviatorischen Zweifelhaftigkeit dieser Termini wohl bewußt sind: so läßt sich ein Gebiet *philosophischer Anthropologie des Charakters* von einem ebensolchen *naturalistischer Anthropologie* im Sinne prinzipiell verschiedener Aspekte trennen.

2a) Innerhalb der Sphäre, die wir soeben als *philosophische Anthropologie des Charakters* herausgelöst haben, trennen wir wiederum diejenigen metaphysisch begründbaren Standorte, für welche die Person ein grundsätzlich *rational niemals fundierbares und erfaßbares* Seinsbereich darstellt, und diejenigen, denen die *Ratio ein tragendes Fundament der Person und ihrer Erfassung* bedeutet.

2a, α) Den *ersten* dieser beiden Standorte einer möglichen Charakterologie, denjenigen des *metaphysischen Irrationalismus der Person*, finden wir realisiert in jenen charakterkundlichen Gedanken und Systemen, denen wir in der *Weisheit des Ostens* begegnen. In gleicher Weise begegnen wir ihnen in der *deutschen Romantik*, insbesondere bei BACHOFEN und CARUS. In neuer gewaltigerer Fassung verwirklicht sich dieser Aspekt bei NIETZSCHE, und in der Gegenwart findet er seine tiefere systematische Ausprägung bei LUDWIG KLAGES, dem die Charakterkunde ihren neuen Aufschwung in erster Linie verdankt.

2a, β) Das *zweite* der beiden philosophischen Bereiche möglicher Charakterkunde, der *metaphysische Rationalismus der Person*, sieht den Menschen als *geistiges* Wesen und seinen Charakter vom Geiste her

geleitet und gestaltet. Metaphysik und Anthropologie des klassischen Idealismus knüpfen an die Augustinischen Grundlagen des abendländischen Menschenbildes an. KANT und SCHILLER, HEGEL und HERBART werden zu Paten charakterologischer Ausdeutung. In ihrem Ideenkreise ist der Begriff der Charakterologie neu geprägt worden: von BAHNSEN, dem Schüler SCHOPENHAUERS. An diese Tradition knüpfen die gegenwärtigen geisteswissenschaftlichen Charakterologien an, wie sie in den denkerischen Gestaltungen eines DILTHEY, JASPERS, SPRANGER und HAEBERLIN vorliegen. Von der rationalen *Ontologie* des Charakters führen bestimmte Brücken zur *normativen* Sphäre zurück: bei BAHNSEN leicht angedeutet, bei KERSCHENSTEINER bewußter betont.

Wir werden im folgenden alle diese Denker ein Stück ihres Weges begleiten und sehen, was sie uns zu sagen haben.

2 B) Dem Gesamtbereich der philosophischen Charakterlehren steht das große Gebiet der *naturalistischen Anthropologie der Person* gegenüber. In ihnen ist die Person *Objekt* empirischer Zuwendung. Sie ist *Natur*, und all ihre Manifestationen sind Natur. Sie steht mit ihnen an ihrem empirischen Ort innerhalb der großen Naturreiche. Häuften sich in den philosophischen Charakterlehren Gedanken, so türmen sich in den naturalistischen Charakterlehren die *Materialien* schier unübersehbar auf. Wir werden bei der *Einteilung* der naturalistischen Charakterlehren der großen Versuchung entgegen müssen, diese Materialien und ihre Gewinnungsart zum Einteilungsprinzip zu machen. Dies geschieht ja sehr häufig. Wir werden vielmehr auch die empirischen Quellgebiete der Charakterkunde nach dem *grundsätzlichen Standort* und der grundsätzlichen Blickweise unterscheiden, die ihnen jeweils eignet.

Hier ergeben sich *zwei* prinzipielle Einstellungen auf den Menschen als Natur oder auf die Natur des Menschen: wir wollen sie — ebenfalls unter bewußtem Absehen von der abkürzenden Schiefheit der Termini — als die *statische* und *dynamische* trennen. Die erstere stellt den Menschen als statisches, *ruhend* und *in sich vollendetes Naturding* dar, und zwar *im Hinblick auf natürliche Ursprünge und Ursachen seines Seins*. Die zweite, *genetisch-dynamische* Einstellung erfaßt den Menschen *in seinem Werden* und legt auf den Fluß und die *Zusammenhänge dieses Werdens* das eigentliche Gewicht.

2 b, α) Zu den Quellgebieten der *statischen, darstellenden, empirischen Charakterforschung* gehören wiederum *zwei* grundlegend verschiedene: einmal das Gesamtbereich des *naturwissenschaftlich-biologischen Forschens*, das die Ursprünge und Ursachen der empirischen Einzelperson in ihrer *organismischen* Beschaffenheit sucht. Und zweitens das Gesamtbereich der *soziologischen* Charakterforschung, welches die Ursprünge und Ursachen der natürlichen Beschaffenheit der einzelnen Person in den *Gesetzen der Gesellschaft* aufsucht.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß in der *biologischen* Betrachtung der empirischen Charaktere die *medizinischen* Forschungen den breitesten Raum beanspruchen: die *Erblehre* und *Dispositionslehre*, die *Konstitutionsforschung* und die *Physiologie*, die *Pathologie* und die *Psychiatrie*. Ihnen allen entstammen gewisse herrschende Lehren von den *psychophysischen Zuordnungen* und von ihrer Ausprägung in der organismischen Struktur der Person. Ihre Ergebnisse führen uns zu bestimmten Annahmen über die *Temperamente*, die *Triebe* und die *Reaktionsformen* auf Reize, deren Erscheinung im Rahmen der organismischen *Anlage*, *Beschaffenheit* und *Entwicklungsphase* nach biologischen Gesetzen zu den Verschiedenheiten der Personen hinführt.

Die *soziologischen Theorien* des empirischen Einzelmenschen sind völlig entsprechend den biologischen gebaut. Nur setzten sie an Stelle der organismischen Quellen die *sozialen Determinanten* der Person in die souveräne Bildnerröle und sind insofern bereits *genetisch*.

Wir werden beiden Forschungsrichtungen nicht nur folgen, sondern zugleich ihren *Grenzen* nachzuspüren haben.

2 b, β) Die *genetisch-dynamischen Betrachtungsweisen des menschlichen Charakters* endlich führen in die biologische Betrachtung ein zunächst rein naturwissenschaftlich-kausal gedachtes *genetisches Erklärungsprinzip* ein. Unversehens aber wandelt sich ihnen der *Begriff der Genese* zu demjenigen des *Lebenszusammenhanges*, der *Begriff der Dynamik* zu demjenigen der *Lebensgeschichte*. So geht es insonderheit der FREUDSchen Psychoanalyse, die zu ihrem charakterologischen Geschäfte sich noch der naturwissenschaftlich-kausalen Formeln bedient, obzwar sie ihre Ziele *lebensgeschichtlich* meint. Wird dieser Begriff des Lebenszusammenhanges und der Lebensgeschichte dem Forscher bewußter, so sucht er *Sinn und Prinzip alles lebensgeschichtlichen Zusammenhängens* in einer Person zu bestimmen: und dies kann wiederum auf dem Boden des *Rationalismus* oder des grundsätzlichen *Irrationalismus* der Person geschehen. Der Repräsentant der *ersten* Richtung ist A. ADLER, der den Sinn eines individuellen Lebens, seinen *Lebensstil* charakterologisch zu bestimmen sucht aus einem *finalistisch rationalisierbaren Lebensplan*. Der Repräsentant der *zweiten* Richtung ist C. G. JUNG, der den Sinn des individuellen Lebens in eine, rational unvollziehbare, Idee, eine philosophisch-anthropologische *Grundschrift* transsubjektiver Art zurückverlegt, zu deren Bildung er durch die Antinomik des naturwissenschaftlichen Genetismus gelangt: des *kollektiven Unbewußten* und seiner „Urbilder“, welche die individuelle Prägung unterbauen. So *schließt sich der Ring*: die naturalistischen Anthropologien kehren zu jenen philosophischen Ausgangspunkten zurück, von denen unsere Darstellung den Anfang nahm.

Diesem Wege im Kreise wird unsere Darstellung folgen. Sie wird sich dabei ständig der *inneren Antinomik* bewußt sein, die einem jeglichen charakterologischen System als solchem anhaften muß — jener Antinomik, die nichts anderes anzeigt als die *Ergänzungsbedürftigkeit* der einen Blickweise durch die anderen: der irrationalistischen durch die rationalistische, der rationalistischen durch die irrationalistische, und beider durch die naturalistische und der naturalistischen hinwiederum durch die philosophisch-anthropologische Blickweise. Es liegt dies im Wesen der Sache, die der Mensch ist, der Mensch als Mikrokosmos in voller lebendiger Wirklichkeit.

So ist uns die *fundamentale Anthropologie als Basis* unserer charakterologischen Darstellung aufgegeben — in ihr versteht sich der *Charakter als die Selbstheit der Person, bestimmt durch ihre und an ihrer Wirklichkeit und Weltbegegnung*. Die Methode der *Beschreibung* von den Gehaltserfüllungen und Strukturen menschlicher Charaktere und Verschiedenheiten ist diejenige der *abstraktiven Typologie*, der möglichst weitgehenden Rationalisierung des Irrationalen, mit dem *Ziel der „Eigenschaft“* — wie wir dies eingehend erörtert haben. Das *Bild des Menschenhaften* jedoch, das jeweilige Universale, welches hinter der individuellen Repräsentanz steht, ist fundiert in der jeweils *besonderen Blickweise*, die wir den einzelnen soeben systematisch aufgeführten *Richtungen in der Charakterologie* verdanken.

Diesen letzteren gilt es nun zu folgen. Da wir hier keine historischen Intentionen haben, sondern lediglich systematische, so vollziehen wir diese Absicht so, daß wir *jede* der möglichen charakterologischen Blickweisen von demjenigen Fundament aus uns aneignen, welches *ein besonders hervorragender Vertreter* ihr gegeben hat. Wir streben also nicht historische Vollständigkeit an, sondern exemplarische Verdeutlichung innerhalb eines systematischen Rahmens. In diesem Sinne wollen die folgenden Kapitel des Buches aufgenommen sein.

Zweiter Teil.

Ethik und Charakter.

I. Charakter als sittliche Forderung.

(Der Charakter im Lichte der rationalen Ethik.)

1. Ontologische und ethische Fragestellung der Charakterkunde.

Mit diesen Ausführungen hätten wir den Weg gewonnen, die Verschiedenheiten im Wesen der Menschen und in ihren Eigenschaften wissenschaftlich herausheben und bezeichnen zu können. Wir hätten damit die Vorarbeit für eine Darstellung der verschiedenen Möglich-

keiten einer wissenschaftlichen Charakterkunde geleistet — wofern wir den Begriff des Charakters als einen ontologischen Begriff fassen und die Problematik des Charakters — oder der Charaktere — eben ausschließlich in den Verschiedenheiten ihres Daseins und Beschaffenseins erblicken.

Bevor wir uns aber diesem wissenschaftlichen Aspekt auf den Charakter und die Charaktere zuwenden, ist es notwendig, eine gänzlich andere Blickweise auf den Charakter einzuhalten: nämlich diejenige, welche den Charakter *nicht* als einen hinzunehmenden Bestand menschlichen Seins erfaßt, sondern als eine *sittliche Aufgabe*. Gerade weil sich in der Charakterkunde und auch in der praktischen Menschenkenntnis diese beiden Betrachtungsweisen ständig vermischen, gilt es für uns, die ontologische, feststellende und zergliedernde Betrachtungsweise von der ethischen, fordernden und wertenden Betrachtungsweise grundsätzlich abzusondern.

Es ist aber sinnlos, diese *grundsätzliche Trennung* der *ontologischen* und der *thetischen* Charakterlehre, welche das Gebot wissenschaftlicher Klarheit ist, nun etwa gleichzusetzen mit der *Verwerfung* der einen oder anderen. Es ist nun einmal so, daß das Wort „Charakter“ in beiden Bedeutungen auftritt¹; und die ethische Bewertung der ontisch vorgefundenen Charaktereigenschaften und Charaktere entspricht ebenso sehr einem tiefen Bedürfnis der praktischen Menschenkenntnis, wie andererseits die psychologische Gehaltserfüllung des sittlichen Charakterbegriffs notwendig ist, um ethische Wert- und Unwerturteile allererst möglich zu machen. Was aber im wirklichen Leben als komplexe Stellungnahme fraglos hingenommen wird, das bedarf in der wissenschaftlichen Darstellung einer reinlichen Scheidung. Es ist daher notwendig, zum ontologischen Problem des Charakters erst dann vorzustoßen, wenn wir uns über den ethischen Gehalt des Charakters als Forderung und Aufgabe hinreichend klar geworden sind.

Indem wir uns also, aus den genannten Gründen, dem Charakter als sittlicher Forderung zuwenden, unterbrechen wir notgedrungen unsere bisherigen ontologisch-methodischen Gedankengänge. Und für diese Darstellung oder Einschaltung des *Charakterproblems in der Ethik* halten wir uns an die geistige Führerschaft desjenigen Denkers, bei welchem die Fragestellung und die denkerische Lösung am reinsten heraustritt. Am reinsten — d. h. am wenigsten beschwert mit unausgesprochenen Vorwegnahmen ethisch-inhaltlicher Art; und ferner am meisten losgelöst von allen ontologischen Voraussetzungen.

¹ ALLERS, R., Das Werden der sittlichen Person, Freiburg 1929, begründet eindrucksvoll, daß der Begriff des Charakters immer ein normatives Moment enthalte: die „individuelle Regelmäßigkeit oder Maxime des Handelns“ — und schon dadurch nicht mit einer bloß ontologischen „Eigenschaft der Person“ gleichgesetzt werden dürfe.

Zu diesem geistigen Führer wählen wir LEONARD NELSON, den großen Vollender der systematischen Ethik¹,

2. Das Gebot des Charakters (LEONARD NELSON).

LEONARD NELSON stößt auf das Problem des Charakters in der Ethik an derjenigen Stelle, wo er die formale Pflichtenlehre entwickeln will. Es bedarf dazu eines synthetischen Grundsatzes. Dieser Grundsatz darf nichts darüber aussagen, welchen *Inhalt* das Sittengesetz hat. Er darf aber als synthetischer Grundsatz auch nicht bei dem bloßen *Begriff* des Sittengesetzes stehenbleiben. Er behauptet nur, daß es etwas gibt, was unter diesen Begriff fällt — eine Voraussetzung, die er in dem Satze formuliert: *Es gibt ein Sittengesetz.*

Der so aufgestellte Satz spricht selber kein Gebot aus. Er behauptet lediglich die *praktische Realität* des Pflichtbegriffs. Unser Satz ist ferner synthetisch; denn es versteht sich nicht auf Grund des bloßen Begriffs der Pflicht, daß es etwas gibt, was unter diesen Begriff fällt. Es wird in diesem Satz etwas ausgesprochen, das logisch nicht notwendig ist. Dieser aufgestellte Satz ist die *einzig*e synthetische Behauptung, die wir der formalen Pflichtenlehre zugrunde legen können. Jede weitergehende praktische Behauptung würde etwas über den Inhalt des Sittengesetzes ausmachen und also die Grenzen der formalen Pflichtenlehre überschreiten. So arm nun dieser Satz an Inhalt zu sein scheint, so besitzt seine Isolierung doch praktische Bedeutung, dadurch nämlich, daß bereits auf Grund dieses Satzes, ohne Hinzunahme weiterer Voraussetzungen, die Ableitung eines Gebotes gelingt. Dies Gebot ist das *Gebot des Charakters.*

Aus unserem Obersatz allein läßt sich freilich das fragliche Gebot nicht ergreifen. Wir bedürfen eines Untersatzes. Aber wir dürfen weder synthetische Sätze aus der Erfahrung noch solche über den Inhalt des Sittengesetzes hierzu nehmen. Wir sind jedoch darauf auch nicht angewiesen. Es genügt, an die Feststellung zu denken, daß die *Existenz*

¹ Es ist mir ein tiefes Bedürfnis, die zeitlose Bedeutung meines unvergeßlichen philosophischen Lehrers und Freundes auch in unserem Denkbereich darzutun. NELSON hat in seinem nachgelassenen, noch unveröffentlichten zweiten Bande der großen Ethik, deren erster und dritter Band bei seinen Lebzeiten erschienen sind, zu unserer Frage eingehend Stellung genommen. Ich verdanke den Einblick in das Manuskript und die Erlaubnis zur Wiedergabe der Güte von Dr. GRETE HERMANN, die mit der Vorbereitung der Herausgabe dieses zweiten Bandes, des Systems der philosophischen Ethik und Pädagogik, befaßt ist. Es handelt sich um den Abschnitt des Manuskripts, der „Synthetische Sätze der formalen Pflichtenlehre“ überschrieben ist. Bei der unerhört präzisen und eindeutigen Ausdrucksform, die NELSON zu eigen war, wäre es kaum möglich — und überdies wäre es für mein Empfinden ein Verstoß gegen die ihm geschuldete Dankbarkeit und Ehrfurcht —, eine wesentlich andere Darstellungsform zu wählen, als er es in seiner Niederschrift tat. Es sei ausdrücklich auf das in Bälde erscheinende Gesamtwerk des Verstorbenen hingewiesen.

des Sittengesetzes *nicht* dessen *Geltung* bedingt. Denn es liegt in der bloßen Form eines Sittengesetzes, daß die Möglichkeit eines Widerstreites besteht zwischen dem, was *geschieht*, und dem, was geschehen *soll*. Dieses analytische Prinzip brauchen wir nur als Untersatz hinzuzunehmen, um das fragliche Gebot zu erhalten. NELSON nennt dieses Prinzip die *Subsumtionsformel* der formalen Pflichtenlehre. Sie besagt, daß es kein Naturgesetz geben kann, wonach das Sittengesetz in der Natur gelten müßte oder nicht gelten könnte.

Die Bedeutung dieses Satzes erkennen wir, wenn wir den Begriff des Handelns in der Natur ins Auge fassen. Unser Handeln in der Natur bestimmt sich nach den Kräften, die in der Natur vorhanden sind. Und die Verteilung dieser Kräfte findet statt ohne Rücksicht auf ihren Wert oder Unwert, insbesondere ohne Rücksicht auf ihr Verhältnis zum Sittengesetz. Der Bestimmungsgrund des Willens liegt nicht in der Vorzugswürdigkeit der Handlung, nicht in ihrem überwiegenden Wert, sondern in dem überwiegenden Antrieb, der auf den Willen wirkt. Dies bringt unsere Subsumtionsformel zum Ausdruck.

Wir können nunmehr zur Aufstellung des Gebotes schreiten. Da die beiden angeführten Voraussetzungen a priori gelten, so muß auch das aus ihnen abzuleitende Gebot, der Schlußsatz der formalen Pflichtenlehre, a priori gelten. Ob eine subjektive Neigung eines in der Natur handelnden Wesens auf das gerichtet ist, was das Sittengesetz gebietet, das ist nach unserer Subsumtionsformel zufällig. Andererseits liegt es in der praktischen Notwendigkeit des Sittengesetzes, daß seine Erfüllung nicht dem Zufall überlassen bleiben soll. Halten wir uns nur an die Naturgesetze, so können wir sagen: es *kann* das geschehen, was nach dem Sittengesetz geschehen soll. Andererseits: *daß* dies geschieht, soll in der Natur nicht zufällig bleiben. Es bleibt aber zufällig in dem hier gemeinten Sinne, *solange die Erfüllung des Gesetzes nicht durch den Willen gesichert ist*, an den sich das Sittengesetz richtet.

Zur Erfüllung dieser Forderung genügt nicht die Rechtlichkeit einer Handlung, d. h. ihre Übereinstimmung mit dem Inhalt des Gesetzes. Nicht daß der Wille sich auf eine rechtliche Tat richtet, sondern daß er die Rechtlichkeit der Tat will, sichert die Erfüllung des Gesetzes. Gibt es überhaupt ein Sittengesetz, so folgt für jedes vernünftige Wesen in der Natur das *Gebot*, die Erfüllung dieses Gesetzes dem Zufall zu entziehen, dem sie an sich in der Natur ausgesetzt ist — dem Zufall nämlich, ob gerade ein überwiegender Antrieb auf das gerichtet ist, was dem Gesetze nach geschehen soll. Es folgt also das Gebot, die Pflichterfüllung zum Gegenstand des Willens zu machen. NELSON nennt dies das *Gebot des Charakters*.

In dem Gebot des Charakters, dem Schlußsatz der formalen Pflichtenlehre, liegt für NELSON der Angelpunkt der ganzen Ethik.

In der Ethik wird das Wort „Charakter“ in einem weiteren und einem engeren Sinne gebraucht. Das zeigt sich darin, daß man einerseits von einem guten oder schlechten Charakter spricht, andererseits aber vom Charakter im lediglich auszeichnenden Sinne. NELSON verwendet das Wort Charakter lediglich im auszeichnenden Sinne. Dieser Begriff des Charakters wird von demjenigen Menschen ausgesagt, *der sich die Erfüllung des Sittengesetzes zum Vorsatz macht*, so daß sie für ihn nicht mehr zufällig ist. Charakter ist also die Eigenschaft dessen, der das Pflichtbewußtsein zum überwiegenden Antrieb seines Willens macht. Und die Handlung, *durch die dies geschieht*, ist es, die durch das abgeleitete Gebot zur Pflicht wird. Diese Pflicht steht fest, unabhängig davon, wie man den Inhalt des Sittengesetzes bestimmt. Es kann keine Inhaltsbestimmung geben, die sich zu dieser Forderung des Charakters in Widerspruch setzt.

Charakter in diesem engeren Sinne setzt nun freilich das als notwendig voraus, was man in einem weiteren Sinne unter einem Charakter versteht. Man spricht von einem Charakter, sofern jemand nicht blindlings handelt, sich nicht treiben läßt, sondern *nach Vorsätzen* handelt: und ein solcher Charakter wird zu einem *guten* Charakter dadurch, daß der Vorsatz, nach dem gehandelt wird, sich auf die Erfüllung der Pflicht richtet. Charakter im weiteren Sinne, wonach er eine Vorbedingung für den guten Charakter ist, bedeutet also *die Eigenschaft eines Willens, sein Handeln dem Zufall zu entziehen*.

Bei dieser Bestimmung ist keine Rücksicht darauf genommen, *zugunsten welcher Regel* der Wille sich durch Vorsätze bestimmen läßt; genug, daß er an sein Handeln irgendwelche bindenden Forderungen stellt — mögen diese dem Sittengesetz entnommen sein oder nicht. Charakter besteht hier in der Unabhängigkeit des Willens von dem Umstand, welcher unter den gerade wirkenden Antrieben der stärkste ist. Diese Unabhängigkeit ist nur dadurch möglich, daß der Wille die Antriebe gemäß einer allgemeinen Regel kontrolliert und modifiziert.

NELSON bezeichnet im Interesse eines bequemeren und kürzeren Sprachgebrauches einen Antrieb, der durch seine unmittelbare Lebhaftigkeit den Willen bestimmt, als triebhaften, und einen entsprechenden Entschluß als triebhaften Entschluß. Demgemäß bedeutet ihm Charakter die Unabhängigkeit des Willens von triebhaften Bestimmungsgründen, d. h. solchen, die den Willen bestimmen ohne die Vermittlung eines Vorsatzes. Da die Rücksicht auf die Regel des Wertes der Handlung nur vermittelt der Reflexion stattfinden kann — angesichts der ursprünglichen Evidenzlosigkeit dieser Regel —, so läßt sich der Charakter auch positiv bestimmen als die Herrschaft der Reflexion über die Antriebe. Daß die Antriebe nicht unmittelbar den Entschluß bestimmen, daß dieser vielmehr erst durch Vermittlung der Reflexion be-

stimmt wird, nämlich auf Grund einer Vergleichung der verschiedenen Antriebe: dies ist das Wesensmerkmal der *Besonnenheit* des Entschlusses. Die Regel des Wertes, welche die Voraussetzung eines besonnenen Entschlusses bildet, nennen wir *Vorsatz*, Maxime oder praktisches Prinzip. Für diesen Begriff des Charakters kommt es nicht auf den Inhalt des Prinzips, sondern nur auf die *Form* des Handelns an, nämlich darauf, daß überhaupt nach Grundsätzen gehandelt wird, im Gegensatz zum triebhaften Handeln.

3. Die Stärke des Charakters.

Hieraus folgert NELSON die erste Forderung des Charakters: die *Stärke* desselben, nämlich die Unabhängigkeit des Handelns von Affekten. Wir schreiben Charakterstärke dem zu, dessen Wille kein Spielball augenblicklicher Affekte ist. Die Affekte, ihre Art und Stärke und ihre Abhängigkeit von Eindrücken, kennzeichnen mehr die Umstände als den Charakter; denn dieser besteht erst in der Beherrschung der Affekte, und die Kraft dieser Beherrschung macht seine Stärke aus. Sie bemißt sich nach dem Stärkegrad, den ein Affekt annehmen kann, ohne daß der Wille sich durch ihn bestimmen läßt.

Die Stärke des Charakters zeigt sich in verschiedenen Formen. Sie zeigt sich einmal negativ in *Unterlassungen*, insofern als der Wille dem Ansturm der Affekte nicht nachgibt. Ferner zeigt sie sich positiv durch Handlungen, die unter Überwindung affektiver Antriebe erfolgen. In beiderlei Hinsicht unterscheiden wir weiter, ob ein einzelner *Entschluß* die Stärke des Charakters zeigt oder ob der Charakter sich darüber hinaus in der Durchführung eines einmal gefaßten Entschlusses bewährt, im *Festhalten* an ihm trotz der andrängenden Affekte. So erhalten wir vier Erscheinungsformen der Charakterstärke als ebenso viele Forderungen. NELSON übernimmt den Sprachgebrauch, die negative Kraft der Unterlassung von Triebhandlungen, zu denen Affekte hindrängen, als *Selbstbeherrschung* zu bezeichnen. Selbstbeherrschung ist die Eigenschaft, sich nicht durch einen auf den Willen einstürmenden Affekt hinreißen zu lassen. Wir unterscheiden davon die *Entschlossenheit*, nämlich die Kraft, Entschlüsse zu fassen und durchzuführen unter Überwindung entgegengerichteter Affekte. NELSON nennt ferner die Kraft, einzelne Entschlüsse gegenüber widerstreitenden Affekten zu fassen, *Geistesgegenwart*; und als *Standhaftigkeit* bezeichnet er das Festhalten einmal gefaßter Entschlüsse unter Überwindung ständig andrängender Gegenaffekte.

Durch die Verbindung dieser vier Eigenschaften ergeben sich vier weitere Forderungen, die zusammen die Stärke des Charakters ausmachen. Selbstbeherrschung in der Form der Geistesgegenwart ist *Mäßigung*, in der Form der Standhaftigkeit ist sie *Geduld*. Entschlossen-

heit in der Form der Geistesgegenwart ist *Mut*, in der Form der Standhaftigkeit *Tapferkeit*.

NELSON wünscht hier in der Anwendung dieser Begriffsbestimmungen als *Forderungen* richtig verstanden zu werden, und er führt zu diesem Zwecke den Begriff der *Tugenden* wieder ein. Tugenden sind Eigenschaften des Charakters, *insofern er sittliches Gebot ist*. Er warnt ausdrücklich vor naheliegenden Verwechslungen, etwa indem man die Stärke des Charakters einfach erklärt als die Eigenschaft, sich nicht durch Affekte hinreißen zu lassen. Dazu bedürfte es unter Umständen keines Charakters; dazu kann es genügen, daß gar keine Affekte auftreten. Ein affektiv unempfindlicher Mensch wird sich nicht hinreißen lassen und besitzt dennoch keine Stärke des Charakters. Diese besteht in der Beherrschung der Affekte; von Beherrschung aber kann nur da die Rede sein, wo es etwas zu beherrschen gibt. Entsprechendes gilt von den angeführten Tugenden. Geduld ist nicht jene Nachgiebigkeit, von der es im Faust heißt: „Und Fluch vor allem der Geduld.“ Sondern sie ist gerade die Unnachgiebigkeit gegenüber Affekten. Den Mut als Tugend darf man nicht verwechseln mit der Furchtlosigkeit. Der Furchtlose bedarf keines Mutes, so wie der Apathische keiner Mäßigung bedarf. Mut als Tugend besteht in der Überwindung der Furcht. Charakter zeigt sich überhaupt nur da, wo Neigungen wirklich überwunden werden, und zwar auch hier nur, wo die Überwindung ein Werk des Willens ist, wo sie auf einem Entschluß beruht, nicht etwa auf einer schon vorhandenen Neigung. Zum Mut gehört mehr als jene Veranlagung, vermöge derer jemand vor Hindernissen nicht zurückschreckt, ja vielleicht ein Vergnügen darin findet, den Kampf mit den Hindernissen aufzunehmen, sei es aus Kampflust, Abenteuerlust oder Eitelkeit. Die Überwindung, die das Kennzeichen des Charakters ist, nennt man daher mit Recht *Selbstüberwindung*. Darin drückt sich aus, daß ein eigener Entschluß zu ihr gehört: der Entschluß zum Kampf gegen das Übergewicht von Neigungen.

4. Die Lebendigkeit des Charakters.

Die zweite Bedingung des Charakters ist seine Lebendigkeit, worunter NELSON die Unabhängigkeit des Willens von der Macht der Gewohnheit versteht. Gewohnheit, Gleichförmigkeit des Handelns, beruht auf der unwillkürlichen Wirksamkeit dauerhaft gewordener, eingewurzelter Antriebe. Wenn diese eine gewisse Stärke erreichen, sind sie im Sinne des NELSONSchen Sprachgebrauches *Leidenschaften*¹. Wie die Stärke des

¹ NELSON kennt die Schwierigkeiten des Sprachgebrauches und weiß, daß man auch einen solchen Menschen als leidenschaftlich zu bezeichnen pflegt, der leicht Affekten zugänglich ist. Ihm kommt es aber an dieser Stelle gerade auf die dauerhaft gewordenen Antriebe an, für welche das Wort Leidenschaft ebenfalls gebraucht wird.

Charakters die Unabhängigkeit von Affekten fordert, so fordert seine Lebendigkeit die Unabhängigkeit von Leidenschaften. Sie fordert die Bereitschaft, jederzeit einer Gewohnheit entgegenzuhandeln, sofern die Regel des Wertes es gebietet. Insofern stellt die Lebendigkeit des Charakters die Tugend der *inneren Freiheit* dar.

Auch hier liegen Verwechslungen nahe. NELSONS Begriff der Lebendigkeit des Charakters ist etwas völlig anderes als das, was man etwa die Lebhaftigkeit eines Menschen nennt, seine Erregbarkeit durch Erlebnisse, seine Zugänglichkeit für Leidenschaften. Auch für NELSON gehören die Leidenschaften zur Gesundheit und zum Reichtum des Lebens. Aber die Lebendigkeit des Charakters besteht in ihrer Beherrschung. Wo keine Leidenschaften vorhanden sind, kann sich die Lebendigkeit des Charakters nicht erst zeigen. Je stärker die Leidenschaften sind, desto mehr wird sich die Lebendigkeit des Charakters erproben können: ihr Maß besteht gerade in der Stärke der Leidenschaften, denen der Wille sich noch gewachsen zeigt.

An diesem Orte wird ganz deutlich, daß der Charakter nicht etwa eine Sache der Gewohnheit ist. Im Gegenteil: wo die Gewohnheit herrscht, fehlt eine wesentliche Bedingung des Charakters. Lebendigkeit des Charakters erfordert allemal einen besonnenen Entschluß, einen *neuen* Entschluß, und kann als solche durch keine Gewohnheit ersetzt werden.

Handeln aus Charakter, nämlich besonnenes Handeln nach Grundsätzen, und Handeln aus Gewohnheit, nämlich unter dem Einfluß von eindeutig und dauernd vorherrschenden Antrieben, führen beide zu einer gewissen Konstanz, zu einer Gleichheit des Verhaltens, die etwas Irreführendes hat. Nicht jede Konstanz des Handelns macht schon das aus, was wir Charakter nennen. Sie kann auch auf gewissen Veranlagungen beruhen, auf einer Gleichheit der Wirkungen von Eindrücken. Diese können recht wohl zufällig dieselbe Art des Handelns hervorrufen wie ein Charakter. Die Gleichheit des Handelns kann beruhen auf einer bloßen Konstanz der Umstände, unter deren Einfluß der Handelnde steht; sie kann daher auch beruhen auf einer Gleichheit der durch den Willen gelenkten Antriebe. So ist es jedesmal erst die Frage, ob die Konstanz des Handelns nur durch die Gleichheit der Umstände bedingt ist, insbesondere derer, die auf Veranlagungen zurückgehen — oder ob sie eine Folge von Grundsätzen ist. Im ersten Falle erklärt sich diese Konstanz vielleicht durch nichts anderes als durch den Mangel an Gelegenheit, einmal anders zu handeln.

Damit kommt NELSON auf den Unterschied zwischen dem Charakter und dem Temperament. Das Temperament kennzeichnet gar nicht den Willen eines Menschen, sondern betrifft die Art und Stärke seiner Antriebe, Affekte und Leidenschaften. Diese können von der Art sein, daß die durch sie bedingte Handlungsweise in sich übereinstimmend

bleibt. Aber das ist dann zufällig, d. h. es hängt nicht vom Willen des Menschen ab. Einförmige Veranlagungen, welche dieselben Wirkungen haben, wie sie auch der Charakter zur Folge hätte, sind noch keine Tugenden. Man sollte von ihnen höchstens als Temperamentstugenden sprechen. Es sind solche Eigenschaften, die mit der Eigentümlichkeit des Charakters im allgemeinen übereinstimmen. Sie brauchen aber keineswegs mit wirklichem Charakter verbunden zu sein. Im Gegenteil, diese Eigenschaften können einen Anlaß dazu geben, daß sich eine Schwäche des Charakters zeigt — nämlich dann, wenn der Charakter erfordern würde, der Veranlagung gerade entgegen zu handeln, ein Fall, den wir niemals mit Sicherheit ausschließen können. Es kommt hier darauf an, daß wir die Gleichförmigkeit der Handlungen, die auf einer Gleichförmigkeit der Veranlagungen beruht, unterscheiden von der Konstanz des Handelns, die auf dem Charakter beruht. Die Einheitlichkeit der Grundsätze bedingt durchaus nicht eine Gleichförmigkeit des Handelns, sondern sie kann erfordern, die Gleichförmigkeit des Handelns, die Gewohnheit gerade zu durchbrechen. Und diese Bereitschaft, aus Treue zu Grundsätzen eine zur Gewohnheit gewordene Handlungsweise zu durchbrechen, ist gerade das, was mit der Lebendigkeit des Charakters gemeint wird.

5. Die Reinheit des Charakters.

Was muß nun zu den genannten Eigenschaften hinzukommen, um den Charakter zu einem sittlichen Charakter zu machen? Charakter überhaupt war uns bestimmt durch das Handeln nach Grundsätzen, wobei es gleichgültig bleibt, welches diese Grundsätze sind. Wollen wir dagegen den Begriff des sittlichen Charakters bestimmen, so stoßen wir auf die Frage nach der *Art* dieser Grundsätze. Bei aller Besonnenheit des Handelns kann der Grundsatz oder die allgemeine praktische Regel durchaus beliebig, ja sogar sittlich verwerflich sein. In solchen Fällen ist die Maxime des Handelns keine objektive Regel der Vorzugswürdigkeit, sondern es wird nur durch die Reflexion eine subjektive Neigung zur Regel oder zum Grundsatz erhoben. Ein sittlicher Entschluß ist zwar allemal ein besonnener, nicht aber ist ein besonnener Entschluß immer ein sittlicher.

NELSON nennt die hinzutretende Bedingung, welche die Besonnenheit zu einer sittlichen Eigenschaft macht, die *Reinheit* des Charakters. Diese Bedingung wird dadurch erfüllt, daß die Inhaltsbestimmung der Maxime, die das Handeln leitet, ihrerseits dem Zufall entzogen wird — dem Zufall nämlich, ob sie mit der objektiven Vorzugswürdigkeit übereinstimmt oder nicht.

Reinheit des Charakters erfordert, das Handeln nicht nur überhaupt dem Zufall zu entziehen — dies geschieht schon durch Grundsätze an

sich —, sondern es ihm zu entziehen zugunsten derjenigen Regel des Wertes der Handlung, die uns durch Pflicht auferlegt wird. Das Pflichtbewußtsein hat von Natur aus nicht hinreichende Klarheit, um mit Notwendigkeit den Willen zu bestimmen. Die Reinheit des Charakters ist die Eigenschaft, kraft derer ein Mensch jeden andern Antrieb dem Bewußtsein der Pflicht unterordnet. Reinheit des Charakters ist moralische Bereitschaft.

Damit ist nun nicht geboten, den sittlichen Antrieb zum *ausschließlichen* Antrieb zu machen. Reinheit des Charakters bedeutet für NELSON nicht etwa die Abtötung der Neigungen als Ziel eines sittlichen Vorsatzes. Ferner muß man bedenken, daß die Bereitschaft, dem Sittengesetz zu folgen, auch wenn die Neigung nicht auf die sittliche Handlung gerichtet ist, nicht durch bloßen Zufall entstehen kann, sondern daß es dazu eines besonderen Entschlusses bedarf. Diese Bereitschaft beweist sich dadurch, daß wir den Entschluß fassen, der Pflicht auch dann zu folgen, wenn nicht schon eine Neigung auf ihrer Seite ist. Auf diesen Fall müssen wir immer gefaßt sein, weil es kein Naturgesetz gibt, das uns der Übereinstimmung von Neigung und Pflicht versichert. Hier ist also ein eigener Entschluß geboten. Wenn wir auch in dem Gebot des Charakters nicht die Forderung erheben, immer moralisch zu handeln, so folgt aus ihm doch, daß die geforderte moralische Bereitschaft den Vorsatz einschließt, gegebenenfalls moralisch zu handeln — dann nämlich, wenn die Neigung nicht ohnehin auf seiten der Pflicht ist. Wie oft wir überhaupt in die Lage kommen, moralisch zu handeln, um die Pflicht zu erfüllen, darüber läßt sich nichts ausmachen. Man darf daher die Moralität eines Menschen nicht nach der Zahl seiner moralischen Handlungen beurteilen. Ob und wann er in die Lage kommt, moralisch zu handeln, das hängt von den Umständen ab und kennzeichnet nicht seinen Charakter.

Es gibt allerdings *eine* moralische Handlung, deren praktische Notwendigkeit man a priori beweisen kann, und das ist gerade diejenige, durch die das Gebot des Charakters erfüllt wird. Die Erfüllung dieses Gebotes ist ihrerseits nur möglich durch eine moralische Handlung: denn daß es eine Neigung gäbe, die uns zu bestimmen vermöchte, jeder möglichen noch so starken Neigung gegebenenfalls entgegen zu handeln, das widerspricht sich selber. Dieser Entschluß aber ist es, den das Gebot des Charakters erfordert. Diese und nur diese moralische Handlung aus dem Bewußtsein der Pflicht ist es, deren praktische Notwendigkeit wir a priori beweisen können.

6. Die Bedeutung des ethischen Charakterbegriffes für die Charakterkunde.

Es kennzeichnet die Eigenart der NELSONSchen Ethik, daß sie errichtet ist als die Lehre von den *Aufgaben* des Vernunftwesens. Sie

steht damit im Gegensatz zu jeder Darstellung der Ethik als *Wertlehre*.

Die *Ethik als Wertlehre*, welche den Begriff der *Aufgabe* umgeht, kann infolgedessen nichts darüber aussagen, wie die Menschen sich verhalten *sollten*. Ihr fehlt die Möglichkeit, eine *Verbindlichkeit* dafür abzuleiten, daß der Mensch sich seinem Streben nach der Verwirklichung von Werten hingibt. Es bleibt „Zufall“ im Sinne NELSONS, daß er dies tut und wie er dies tut. Und auch wenn die Ethik als Wertlehre etwa Aussagen darüber macht — wenn sie diejenigen ethisch wertvollen Handlungen bestimmt, zu denen die Menschen sich tatsächlich entschließen: so bleiben diese Aussagen bedeutungslos. Denn das Streben nach der Verwirklichung von Werten ist durchaus nicht das *tatsächlich* herrschende Streben im Menschen; und warum es eigentlich zur Herrschaft kommen *soll*, bleibt unbegründbar, solange die Begriffe der *Aufgabe* und des Ideals als einer *Aufgabe* nicht den tragenden Grund der Ethik bilden.

Mit der ihm eigenen Konsequenz hat NELSON diesen Erwägungen entsprochen. Dafür zeugt die vorgetragene Lehre vom Charakter. Der Charakter ist Aufgabe, sittliche Aufgabe: *er ist die allen andern möglichen Aufgaben übergeordnete Aufgabe*.

Bezeichnen wir die Aufgabe der Verwirklichung von Werten als *Ideal*, so setzt das Gebot des Charakters zugleich ein Ideal fest — im Sinne eines positiven Zweckes und Zieles für das Leben des Vernunftwesens Mensch. Das *Ideal des Charakters* ergibt sich bei NELSON aus der Überlegung, daß jedes Ideal, welches sein Inhalt auch sein mag, sich als Aufgabe an den *Willen* wendet und von ihm seine Erfüllung verlangt. Dem Ideal ist, wie wir sahen, nicht Genüge getan, wenn das, was dem Ideal gemäß geschehen sollte, nur dank solcher Umstände geschieht, die außerhalb des Willens liegen. Gibt es überhaupt ein Ideal, so folgt daraus a priori die Aufgabe, die Erfüllung des Ideals dem Zufall solcher Umstände zu entziehen — d. h. also die Erfüllung idealer Aufgaben zum Ziele des Willens zu machen und ihretwillen widerstrebende Neigungen und Antriebe zurückzustellen. Diese Aufgabe ist im Sinne NELSONS das Ideal des Charakters.

Da hiernach von einer Erfüllung idealer Aufgaben nur da gesprochen werden kann, wo die Übereinstimmung der Handhabung mit den Forderungen des Ideals ein Werk des *Willens* ist: so ist die Erfüllung des Ideals des Charakters eine notwendige Bedingung für die Erfüllung irgendeines anderen Ideals. Das Ideal des Charakters ist insofern allen anderen Idealen übergeordnet.

Dies ist in seiner ungeheuren Folgesicherheit der Grundgedanke NELSONS und die rein ethische Determination des Charakterbegriffes. Es ist nur konsequent, wenn NELSON die Anlagen und Strukturen

eines Menschen, überhaupt die ontologischen Befunde prinzipiell nicht dem Charakter zuordnet, sondern dem Gebiet dessen, was er die „Umstände“ nennt, nämlich des in ethischer Hinsicht Irrelevanten. Es ist andererseits keine Frage, daß die ontologische Charakterkunde ihr eigentliches Arbeitsgebiet gerade in diesen ethisch irrelevanten „Umständen“ der Person suchen wird. NELSONS ethische Bestimmung des Charakters und jegliche mögliche ontologische Bestimmung des Charakters fallen also absolut und reinlich auseinander. Gerade dadurch aber, daß diese reinliche Scheidung stattfindet, lassen sich beide Betrachtungsweisen nebeneinander und unabhängig voneinander ermöglichen. Dadurch wird einerseits die *wertfreie konstatierende* Erfassung und Ordnung menschlicher Verschiedenheiten vom Wesen des individuellen Menschen her ermöglicht, *ungestört durch das Hineinspielen unbeglaubigter ethischer Wertgesichtspunkte*; und andererseits wird dadurch eine *ethische* Bestimmung des Charakters geschaffen, die für jede mögliche Handlungsweise jeder möglichen Person mit höchster Unparteilichkeit zu sagen gestattet, ob in dem Objekt der Wertung die Aufgabe und das Ideal des Charakters eine Verwirklichung erfuhr oder nicht.

So zeigt die von NELSON vollzogene völlige Herauslösung der normativen Charakterlehre aus aller Ontologie zugleich eine Befreiung dieser Ontologie von den überall unterlaufenden falschen normativen Gesten, denen wir in fast jeder philosophisch fundierten Charakterkunde begegnen, ebenso wie sie die praktische Menschenkenntnis verfälschen. Weder BAHNSEN noch KERSCHENSTEINER, weder SPRANGER noch HAEBERLIN, und selbst ein KLAGES nicht ist in der von ihm fundierten Charakterkunde völlig frei geblieben von solchen ausdrücklichen oder unausdrücklichen Wertgesichtspunkten, die in einer Seinswissenschaft keine Stelle haben. Einzig und allein die innere Konsequenz NELSONS, *bloß* als Ethiker zu sprechen, *jenseits* der Ontologie, die den „Umständen“ der Person verbleibt: einzig und allein diese Haltung ermöglicht auch eine klare und nüchterne ontologische Charakterkunde.

Die Haltung NELSONS ist nicht bloß um dieses negativen Momentes willen, nämlich der Ermöglichung einer wertungsfreien Ontologie, ein großer Gewinn für die Charakterkunde: sie trägt auch in sich selber für die Charakterkunde eine besondere Bedeutung. Charakter als Aufgabe und sittliches Ideal in der Bestimmung, die NELSON davon getroffen hat, ist als ethisches und pädagogisches Korrektiv und Ziel auf jeden beliebigen möglichen Menschen anwendbar, wofern dieser Mensch auch Vernunftwesen ist. Unter dem Kriterium des Charakters von NELSON *gibt es keine* „von Natur aus“ oder „durch ihre Natur“ sittlich wertvolleren oder wertloseren Anlagen, Fähigkeiten oder Möglichkeiten des Menschen. Was der Mensch seinem Wesen nach mitbringt, das kann er selber sittlich wertvoll gestalten oder nicht, je nachdem er damit das

Ideal des Charakters zu verwirklichen strebt — ein Ideal, das nicht nur für jeden gilt, von jedem erreicht werden soll, sondern auch von jedem angestrebt werden *kann*, er sei beschaffen wie er wolle. Gerade der reichere, von Fähigkeiten, Interessen und Leidenschaften erfülltere Mensch, gerade der von der Intensität seiner Antriebe durchherrschte Mensch hat im Streben nach der Erfüllung dieses Ideals die schwereren Aufgaben. Seine Vorzüge werden zu Schwierigkeiten und Belastungen auf diesem Wege. Er kann sich ihrer nur dann freuen, und die anderen können sie bei ihm dann positiv bewerten, wenn er mit ihnen das erstrebt, was das Gebot des Charakters vorschreibt. Die sittlich verwerfliche Unterscheidung des „an sich wertvolleren“ Menschen und des „an sich wertloseren Menschen“ oder „Menschentypus“ bricht damit vor der ethischen Instanz der Charakterforderung zusammen. Sie erweist sich als das, was sie ist: als eine *Ausflucht* vor der sittlichen Forderung. Es ist hier nicht der Ort, um darzutun, daß *jede Ethik als bloße Wertlehre* keine Ethik ist, sondern die gleiche Ausflucht vor der *wirklichen* Ethik: der Ethik der Pflichten und Aufgaben.

Die *ontologische* Charakterkunde aber wird, losgelöst von diesen Fragen unserer sittlichen Bestimmung als Vernunftwesen, losgelöst von dem echten und unechten Pathos der Wertungen, *ihren Eigengesetzen wieder zurückgegeben*. Im Sinne NELSONS sind die ontologische Personenlehre und die ethische Charakterlehre zwei Gebiete, die überhaupt nichts miteinander zu tun haben und sich weder gegenseitig durchdringen noch stören.

Zu Unrecht hat man den Einwand erhoben, eine ethische Bestimmung des Charakters, wie sie NELSON gibt, sei „*lebensfeindlich*“ und genüge nicht der Rücksicht auf die individuelle Fülle der Person und ihrer Möglichkeiten. Gegen die Verwirklichung ungelebter Möglichkeiten richtet sich *keine einzige Seite* in dieser sittlichen Bestimmung des Charakters: allerdings mit der Einschränkung, daß diese Verwirklichung dem Gebot der Pflicht nicht zuwiderlaufen darf, und mit der idealen Forderung, daß sie im Dienste sittlicher Selbstbestimmung, im Dienste der Erfüllung von Idealen erfolge. Aber freilich ist diese ethische Bestimmung des Charakters in souveräner Weise erhaben über jenen Kultus des „Individualismus“, der die Buntheit und Fülle der Möglichkeiten zum sozialen, vitalen oder ästhetischen Selbstzweck macht oder gar zum sittlichen Wertmaßstab. Die „Achtung vor der Würde der Person“: dieser Inhalt des rational begründeten Pflichtgesetzes zeigt bereits, wie wenig die Charakterethik gesonnen ist, über die Werte des Individuellen hinwegzugehen — aber freilich nur, sofern diese Werte sich als Erfüllung von Aufgaben darstellen.

Damit ist auch ein *zweiter* Einwand gegen die normative Charakterlehre im Sinne NELSONS als unbegründet nachgewiesen, nämlich deren

„uniformierende“ Tendenz. Auf das formale „Gebot des Charakters“ wirken ja all die Momente inhaltlich determinierend ein, die dem jeweiligen individuellen Leben angehören und von NELSON als „Umstände“ zusammengefaßt wurden. Das Gebot des Charakters gilt freilich jenseits dieser Umstände. So überaus individualisierend daher die jeweilige Gehaltserfüllung des sittlichen Charakterbegriffs bei NELSON sich gestaltet — ist doch das Gebot des Charakters bei ihm lediglich und ausdrücklich formal ausgesprochen —, so ist andererseits freilich die in ihm vollzogene Forderung eine absolute, radikale, unbedingte, rigorose. *Nicht Uniformismus* folgt aus der Fassung des Charakters als sittlicher Aufgabe, *wohl aber ein Rigorismus* ethischen Gepräges, der wohlthuend absticht von aller „psychologischen“ Kompromißlerei.

II. Charakter und Läuterung.

(Der Charakter im Lichte der Weisheit des Ostens.)

1. Yoga.

Yoga im Rahmen dieser charakterologischen Darstellung möchte ich nicht als System einer Gesamt-Philosophie deuten¹, sondern im

¹ Die Formulierungen dieses Kapitels ergaben sich aus gemeinsamer Arbeit mit HILDE MÜLLER-GERLOFF, der ich auch an dieser Stelle bestens danke. Es muß betont werden, daß wir beide die Originalsprachen des Quellmaterials nicht kennen; es ist daher möglich, daß der indologische und sinologische Fachmann gegen manche Einzelheit berechnete Bedenken haben kann. Nichtsdestoweniger glauben wir den Kern dessen, worauf die Weisheit des Ostens hinsichtlich der Bestimmung des menschlichen Charakters abzielt, nicht in grober Weise zu verfehlen — und in dieser Meinung werde ich durch die wertvollen Förderungen und Anregungen bestärkt, die ich meinem verehrten Freunde RANGSIT, Prinz von Siam, in vielen Gesprächen verdanke. Die Deutungen und Formulierungen, die wir versuchen, stützen sich vielfach auf die literarischen Publikationen kenntnisreicherer Vermittler. Insbesondere benutzte Werke sind:

- BECK, HERMANN, Buddhismus. 2 Bde. Sammlung Göschen.
 BOHN, Psychologie des Buddhismus. München u. Wiesbaden 1921.
 CURTIS, Die neue Mystik — Der Weg des Schweigens. Prien 1927.
 DAVIDS, RHYS, Der Buddhismus. Sammlung Reklam.
 HAUER, Yoga im Lichte der Psychotherapie. Ber. über d. 5. allg. Kongreß f. Psychotherapie. Leipzig 1930.
 HEILER, Die buddhistische Versenkung. München: Reinhardt.
 LEDBEATER, Die Chakras. Düsseldorf: Ringverlag 1926.
 OTTO, Das Heilige — Westöstliche Mystik. Gotha: Klotz.
 RITTELMEYER, Meditation. Stuttgart: Verlag der Christengemeinschaft.
 ROUSSELLE, Mysterium der Wandlung. Darmstadt: Verlag Reichel.
 SCHMITZ, Psychoanalyse und Yoga. Darmstadt: Verlag Reichel.
 WILHELM, R., Taoteking, das Buch des Alten usw. — I Ging, das Buch der Wandlungen. — KUNGFUTSE, Gespräche. Jena: Diederichs.
 WILHELM, R., u. C. G. JUNG, Das Geheimnis der goldenen Blüte. München: Dorn-Verlag 1929.

Sinne von HERMANN BECK als einen Weg, durch Meditation zu neuen Bewußtseinsformen, übersinnlichen Erkenntnissen, höchsten geistigen Fähigkeiten zu gelangen und dadurch zu dem *Einswerden mit dem höchsten Gut*; also als den *Weg zur Erfüllung eines ethischen Ideals*, einer Läuterung und Vollendung. Dieses irrationale Ethos bildet ein Urmotiv, das unabhängig von Rasse, Land, Klima die menschliche Seele immer bewegt hat. Die Verbindung mit unserm Hauptthema, der Charakterkunde, wird sich ohne besondere Hinweise aus der Darstellung der Abwandlung des Yoga-Gedankens in eben besprochener Ausdeutung in Indien, China, Japan und dem Abendland ergeben.

Yoga, Joch; iungere, coniungere, anjochen, zügeln — das ist in klassischer Definition: das *Anjochen der Gedanken*. Gleichwie der Yoga-caryio, der Wagenlenker, der Meister der Zugtiere, die Rosse oder Zugtiere zügelt, so zügelt der Yogin den Geist in der Meditation.

Rajah-Yoga, der Königsyoga, ist der Weg in die tiefen Seelenschächte, in denen alles Leid, aber auch alle ewigen Heilskräfte beschlossen sind. Rajah-Yoga befreit „*purusa*“, den wahren Kern im Menschen, das geistige Selbst (*purusa* im Gegensatz zu *prakrti* = Materie gedacht), das teil hat am Allgeist und damit an der Allwissenheit — von den, *purusa* erstickenden, sündigen Verstrickungen der „*klesa*“ (Qualen, Kümmernisse, Beschwerden), der Begierden, die den Menschen an die niedere Stoff- und Sinnlichkeit fesseln. Die Begierden können im Menschen nur so wuchern aus „*avidya*“, Falschwissen; *avidya*, Falschwissen, ist der Gegenpol von „*atman*“, dem Allwissen, der identisch ist mit *Brahma*, der Allgottheit.

Die „*klesa*“, die Begierden, sind im Unterbewußtsein als ruhende Kräfte gegenwärtig: als „*samskara*“ = unterbewußte Bildekräfte — im Oberbewußtsein aber als „*vrtti*“, als lebendige gegenwärtige Vorstellungen. Diese unterbewußten Bildekräfte aber sind die Prädispositionen für das Rad der Wiedergeburt. Sie lösen das „*karman*“ aus, die das Geschick in der kommenden Existenz bestimmenden Handlungen: Gutes tun bringt glückliche Wiedergeburt, Böses tun unglückliche. Da aber alles *karman* vom höchsten Gesichtspunkt her leidvoll ist, so kann der Mensch zur Überwindung des Leidens nur gelangen, wenn das Falschwissen, die Begierden, an der Wurzel ausgerottet werden; das wahre Selbst, „*purusa*“, befreit wird aus der Umklammerung der Leidenschaften, und „*moksa*“, Erlösung, Läuterung, Befreiung, erreicht ist; und dadurch wird der Yogin, frei von Bindungen, Herr seiner selbst. Nach dem ältesten Yogalehrbuch, dem Yoga-Sutra des Patanjali, gehört ein komplizierter *seelischer Läuterungsprozeß* dazu, *purusa* zu befreien: der *achtgliedrige Pfad*. Zuerst Hingabe, Glauben, dann eine ethische Läuterung, *jama* und „*niijama*“, Zucht und Selbstzucht, die zweimal fünf Tugenden umfassen: Nichtschädigung von Lebewesen,

Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Keuschheit, Besitzlosigkeit, Reinheit, Genügsamkeit, Askese, Schriftstudium, Gottergebenheit. Die folgenden Stufen erscheinen als richtiger Sitz, Atemtechnik, Einziehen der Sinnesorgane. Nach diesen körperlichen Vorbereitungen beginnt die geistige Konzentration, die immer tiefer wird: zur *Meditation* und *Kontemplation*. Die Frucht ist die Erkenntnis des eigenen seelischen Getriebes und die Erfahrung der drei großen Heilswahrheiten: *ein Unverlierbares ist in mir, purusa*, — es gibt eine Befreiung von jeder Gebundenheit — und ich habe sie erfahren, — der ganze Weltlauf hat den Sinn diese Befreiung zu verwirklichen. „*Nirodha*“, die Vernichtung der unterbewußten Bildekräfte, ist bewirkt, ein neues *karman* kann nicht mehr entstehen, der Pfad ist vollendet, *der Yogin ist seinem geistigen Urbilde, dem purusa, gleich*. Kennzeichen dieses letzten Zustandes ist für den Yogin die bewußtlose Versunkenheit, ein magischer, hypnotischer, ekstatischer Trance, dem die bekannten Phänomene des Lebendigbegrabenwerdens oder der in der Hand nistenden Vögel legendenhaft nachgesagt zu werden scheinen.

Eine andere Yogaform ist *Hatha-Yoga*, das besonders die *körperlichen Vorbereitungen* zur Konzentration in den Mittelpunkt des Trainings stellt. Zuerst eine Atemschulung. Wie die *Samskara* als die Bildekräfte des bewußten Seelenlebens angesehen werden, so gilt der Atem als die verborgene Bildekraft des Körpers. Diese Atemschulung, die in einer möglichst gewaltsamen Atemhemmung gipfelt, mit dem Ziel, durch eine Überladung des Blutes mit Kohlensäure das Gehirn möglichst schnell in Bewußtlosigkeit zu bringen, wird in den absonderlichsten Stellungen geübt und entartet zu einer technischen Methode, zu Jongleurkunststücken mit unerquicklichem Einschlag.

BUDDHA, der im Anfang seines Weges zu dem Yoga-Lehrer ARADA kam, rückte bald ab von der einseitigen äußerlichen Askese des *Hatha-Yoga* — aber auch von der abstrakten Versenkungskunst des *Rajah-Yoga* mit dem Ziele der Nichtsheit. Zu dieser Nichtsheit, dem Zurückführen des Gefühls auf eine Indifferenz, diente die *Kasina-Übung* = Ganzheits-Übung. Der Yogin starrt ein Häufchen Erde, ein brennendes Licht, einen Napf Wasser an — so lange, bis er von diesen Objekten ein Nachbild, einen inneren Abglanz hat, so deutlich wie das Objekt selbst. Dieses Nachbild wird aufs äußerste prolongiert. Der Asket verläßt nun das *Kasina*-Objekt und betrachtet an einem andern Ort dieses innere Bild, bis er davon einen Abglanz zweiten Grades erlangt hat. Nach weiterem sehr langem Anstarren des schattenhaften sekundären Nachbildes des *Kasina*-Objektes verflüchtigt sich dieses — und es bleibt die bildlose Vorstellung des unendlichen Raumes, der Stätte des Nichts, von der BUDDHA sagte: „Nicht führt diese Lehre zur Entsagung, nicht zur Leidenschaftslosigkeit, nicht zur Zerstörung, nicht

zur Beruhigung, nicht zur übersinnlichen Erkenntnis, nicht zur vollen Erleuchtung, sondern nur zur Erreichung der Stätte des Nichts.“

BUDDHA lehrte im Anfang auch den achtgliedrigen Pfad, der in seiner Stufenzahl offenbar den *Yogatraditionen* entlehnt ist. Er vereinfacht ihn aber später auf *vier* Glieder, die, nach der vorbereitenden Zucht, den alten ethischen Brahmanen — geboten in Tat, Rede und Gesinnung, den körperlichen Verhaltensgeboten Einsamkeit, ruhige Körperhaltung, bewußte Atemregulierung — eine *Stufenleiter* von Bewußtseinszuständen darstellen. Von der *Konzentration*, dem Richten des Geistes auf einen Punkt, dringt der Buddhist zur *Meditation* — dem Verharren in dem Sammlungszustand aller inneren Regungen, von da ab sinkt er hinein in die *Kontemplation*, in die Andachtsstufe, in die heilige Gleichgültigkeit, aus der die höchste Erleuchtung kommt.

Die vornehmste Versenkungsleiter, das „*jhana*“, von dessen vierter Stufe aus Buddha in das *Nirvana* einging, hat ein spezielles Versenkungsthema: *das Leid*. Daneben gibt es eine parallele Versenkungsskala, die *vom sozialen Verhalten* gegenüber den andern fühlenden Wesen handelt. Als dritte existiert auch im Buddhismus die *Kasina-Übung*.

In der *jhana*-Versenkungsleiter wuchsen Buddha die wunderbaren Kräfte und Erkenntnisse: das himmlische Gehör, die himmlischen Lichterscheinungen, die Erkenntnis fremder Herzen, alsdann das dreifache Wissen: die Erinnerung an frühere Geburten, an das ethische Gesetz vom *karman* — und als Höchstes die intuitive Erleuchtung, „*Bodhi*“, der vierfache Satz vom Leiden. So steht vor ihm die Erkenntnis: „Aus dem Nichtwissen entstehen die Bildekräfte im Unterbewußtsein, aus Unterbewußtsein Bewußtsein, aus Bewußtsein Name und Form, daraus die Sinne, aus den Sinnen Berührung, aus Berührung Empfindung, aus der Empfindung sinnliche Begierde, aus der Begierde das Ergreifen des Sinnlichen, daraus Empfängnis zum physischen Dasein, aus der Empfängnis Geburt, aus Geburt Alter, Tod, Kummer und Wehklagen, Leiden, Betrübnis und Verzweiflung.“ Und aus dieser Erkenntnis folgt für ihn die andere, daß, wie durch die Entstehung des Einen auch die Entstehung des Anderen, so auch durch das Nichtsein des Einen das Nichtsein des Andern bedingt wird, so daß er in der Vernichtung des Irrtums den Weg erkennt, der durch die Vernichtung der Bildekräfte und aller aus ihnen hervorgehenden Phasen der Sinnlichkeit hindurch zuletzt zur Vernichtung von Alter, Tod und Leiden führt. So erschaut er die Wahrheit vom Irrtum, von der Entstehung des Irrtums, von der Vernichtung des Irrtums, vom Weg, der zur Vernichtung des Irrtums führt, desgleichen die Wahrheit von den Bildekräften, ihrem Entstehen und ihrer Vernichtung, und so durch alle Glieder der Ursachenkette hindurch, bis er zuletzt erkennt: „dies ist der Tod, dies die Ursache des Todes, dies die Vernichtung des Todes,

dies der Weg, der zur Vernichtung des Todes führt; dies ist das Leiden, dies die Entstehung des Leidens, dies die Vernichtung des Leidens, dies der Weg, der zur Vernichtung des Leidens führt.“

Nirvana, das Endziel, das höchste Heilsgut, ist erreicht. Ein numinosum im wahrsten Sinne, vermeidet der Buddhist in heiliger Scheu es in Worte zu kleiden.

Den, der zur Ruhe ging, kein Maß ermißt ihn,
 Von ihm zu sprechen gibt es keine Worte,
 Verweht ist, was das Denken könnt' erfassen,
 So ist der Rede jeder Pfad verschlossen.

RHYS DAVIDS charakterisiert Yoga und Buddhismus sehr treffend: Während der Yoga vorwiegend physisch und hypnotisch ist, ist die buddhistische Versenkung vorwiegend intellektuell und ethisch. Der buddhistische Bettelmönch sammelt sich im Gegensatz zum Yogin immer nur auf eine religiöse Heilswahrheit — der Yogin pflegt eine gedanken- und gefühllose Konzentration auf ein bedeutungsloses äußeres Objekt. Buddha verlangte von seinen Schülern allzeit höchste Wachsamkeit, denn nur aus dieser resultiert höchste Erkenntnis — der Yogin stellt über die bewußte Versenkung die bewußtlose Versunkenheit. Yoga ist eine Methode, Buddhismus eine Religion, sagt EDWARD LEHMANN. *Und dennoch haben beide Wege das gemeinsame Ziel: die Einigung des Menschen mit seinem wahren Selbst.*

Kundalini oder *Laya-Yoga*, von HAUER auch *das tantrische* genannt, ist dem *Hatha-Yoga* insofern verwandt, als es durch Transmutation physischer Kräfte in geistige die Läuterung beschleunigen will. Es nimmt im Menschen sieben Kraftzentren an, die *Chakras*¹: das Wurzelchakra an der Basis der Wirbelsäule, ungefähr bestimmt durch das Kreuzbein und Steißbeingeflecht, das Milzchakra über der Milz, Lendenganglion, Milzgeflecht—Nabelchakra über dem Nabel, Brustganglion, Sonnengeflecht—Herzchakra über dem Herzen, Nackenganglion, Herz-, Lungen- und Kranzgeflecht—Halschakra am Halse, Kehlkopfgeflecht—Stirnchakra zwischen den Augenbrauen, Halsschlagadergeflecht (bekannt als Konzentrationspunkt der Buddhastatuen), und als letztes das Scheitelchakra, Parietalorgan, drittes Sensorium. Im Wurzelchakra, den Keimdrüsen entsprechend, liegt eingerollt und schlummernd die Schlange *Kundalini*², das uralte *Eros*-Symbol, mit ihrem Kopf die Wirbelsäule, den Stab des Brahma, verschließend. Durch konzentrierte Versenkung soll *Kundalini* geweckt werden, d. h. der Saft der Keimdrüsen soll einen Kreislauf durch die übrigen Chakras beginnen und steigen bis zum Scheitelsensorium, *dem Sitz des purusa oder Atman*,

¹ Die naiv-spekulativen „Identifizierungen“ der einzelnen Chakras mit den anatomischen Abschnitten des sympathisch-parasympathischen Systems usw. sind natürlich abendländische Deutung; vgl. LEDBEATER, I. c.

² Bei LEDBEATER wird *Kundalini* übersetzt als „Schlangenfeuer“.

und dort die tausendblättrige Lotos entfalten, die heilige Erleuchtung, die man auf manchen Buddhabil dern als Krönchen oder Flammenausstrahlungen symbolisiert findet.

Nach HAUER ist dieses tantrische Yoga noch heute ein wesentlicher Bildungsfaktor der Japaner, besonders des Kriegeradels.

SCHMITZ in seinem Buche „Psychoanalyse und Yoga“ — von J. W. HAUER wohl mit Recht als unwissenschaftlich abgelehnt — macht dennoch einen recht reizvollen Versuch, Kundalini-Yoga als einzige dem heutigen Europäer gemäße Yoga-Form mit der Psychoanalyse zu synthetisieren — d. h. durch Analyse zu jenem tiefstgelagerten Eros vorzudringen, ihn durch Erkenntnis zu bändigen. Dann erst kann die tiefe Versenkung beginnen, in der Eros aufsteigt bis zum Sitze des Selbst, und dadurch Trieb und Geist sich innig durchdringen zu einem lebendigen Ethos, das den Sinn des Seins erfaßt und überwindet.

2. Tao.

Die Frage nach dem Weltsinn, dem „tao“, ist die gemeinsame Grundlage aller chinesischen philosophischen Richtungen. RICHARD WILHELM übersetzt tao am liebsten mit den Worten Fausts, der vom Osterspaziergang zurückkehrend das Johannes-Evangelium beginnt: *Im Anfang war der Sinn.*

Tao beherrscht gleichermaßen Kosmos und Mensch — beide gehorchen gemeinsamen Gesetzen —; an allem kosmischen Geschehen hat der Mensch Anteil.

Die beiden geistigen Gipfel des chinesischen Altertums sind KUNGTSE, die Jesuiten nannten ihn Konfucius — und LAOTSE, Lao = der Alte. KUNGTSE, der nach außen Gewandte, der Volksbeglucker, Staatsmann, Reformator, versucht mit verzweifelter Anstrengung Ordnung im Staate zu schaffen. Er faßt, mit starrer Gebundenheit an die alten Traditionen, Tao moralisierend, als den rechten Weg, den Weg der alten Könige auf. Er redigiert eine Fülle alter Schriften, er hat einen großen Schülerkreis — der Konfucianismus wird eine Staatsreligion sozial-ethischen Gepräges.

LAOTSE dagegen, der nach innen Gekehrte, geht resignierend aus letzter Weisheit ohne Schüler in die Einsamkeit. Er weiß das Volk in einem Zustand des Nichtleben- und Nichtsterbenkönnens — er weiß, daß der Volkskörper nur gesunden kann von innen heraus, zu seinem naturgegebenen Zeitpunkt. Er hinterläßt als einziges Vermächtnis seine komprimierte Erkenntnis, den Taoteking, das Buch vom Sinn und Leben.

Genau wie der Inder nimmt auch LAOTSE das reine Selbst an, das teil hat am Urgrund. Aber um dorthin zu gelangen, muß das Herz leer werden. Herz steht bei ihm für Gefühl; dementsprechend ist es auch der Sitz der Begierde. Weil die Begierden die wahre Erkenntnis

hindern, ist das einzige Mittel in die Wahrheit einzudringen, daß man die Pforten zuschließt. Wenn aber die Verstrickungen der Außenwelt, der falsche Schein, nicht mehr das Innere erreichen, dann kann das verborgene wahre Sein, das zeitlos ist, um so klarer und reiner sich abzeichnen. Die innere Erleuchtung führt dann von selbst zur Einfalt, die im Kind, das noch nicht umhergetrieben ist von der Wirrsal der Begierden, ihr schönstes Gleichnis hat. Das menschliche Wesen bildet so eine zusammenhängende in sich zurückkehrende Einheit.

Da aber das Leben nach LAOTSE nichts anderes als ein spontan sich betätigendes, dem Weltgrund letzten Endes identisches Menschenwesen ist, so steht als Hauptgesetz bei LAOTSE das Nichthandeln, das aber keine Untätigkeit ist, sondern nur ein Zurückhalten des Individuums, eine absolute Empfänglichkeit für das, was sich von jenem metaphysischen Grunde her im Individuum auswirkt. Der Idealmensch, der dieses Leben in sich verkörpert, der Berufene lebt nicht sich selber, sucht nichts für sich selber, sondern läßt das Leben in sich zur Auswirkung kommen — *des großen Lebens Form folgt ganz dem Sinn*.

LAOTSE ist nicht der Begründer des Taoismus. Nach WILHELM ist der heutige Taoismus eine von indischen Einflüssen durchzogene animistische Volksreligion, die bereits vor KUNGTSE und LAOTSE bestanden hat. Dieser Animismus, überall in der Welt als Aberglauben belächelt, führt in Chinas breiten Massen ein recht ungestörtes Dasein, während die Gebildeten, je nach ihrer Entwicklungsstufe sich zu der Staatslehre des KONFUCIUS, dem Weg der alten Könige, oder dem Nichthandeln des LAOTSE bekennen.

Das Zeichen *Tao* ist für den Konfucianismus das Tai Gi, der große Firstbalken, der große Pol. Das Zeichen *Tao* in seiner ursprünglichen Form besteht aus einem Kopf, der wohl als „Anfang“ gedeutet werden muß, dann dem Zeichen für „gehen“, und zwar in seiner Doppelform, in der es auch „Geleise“ bedeutet, und darunter dann noch das Zeichen „stehenbleiben“, das in der späteren Schreibweise weggelassen wird. Die ursprüngliche Bedeutung ist also: „ein Geleise, das — selber feststehend — von einem Anfang aus direkt zum Ziel führt“. Es liegt der Gedanke zugrunde, daß es, selber unbewegt, alle Bewegung vermittelt und ihr das Gesetz gibt. Himmelsbahnen sind die Bahnen, auf denen sich die Gestirne bewegen; die Bahn des Menschen ist der Weg, auf dem er wandeln soll. Dieses Wort hat LAOTSE in metaphysischem Sinne gebraucht, als das letzte Weltprinzip, als den „Sinn“ vor aller Verwirklichung, noch nicht durch das polare Auseinandertreten der Gegensätze getrennt, an das alle Verwirklichung gebunden ist.

Denn in den Prinzipien der Wirklichkeit spaltet sich *Tao*, das zeitlose Eine, auf in das Polar-Lichte, *Yang*, das aktive Prinzip, das Schöpferische, den Himmel, *Sing*, das Wesen, im körperlich Persönlichen von

JUNG mit Animus wiedergegeben, das Licht und beweglich im Scheitelsensorium sitzt. Sein Gegenpol ist *Yin*, das Dunkle, Passive, das Empfangende, die Erde, Ming, das Leben, Anima, die dunkel und erdgebunden im Unterleib wohnt: Eine chinesische *Kundalini*-Yoga, die auf esoterischen Lehren des Meisters Yin Hi vom Paß basiert, für den der Sage nach LAOTSE seinen Taoteking aufgeschrieben hat. Genau wie im *Laya*-Yoga für die geheimnisvolle Kundalini, so gilt es für das *Yin*-Prinzip, aus dem üblichen rechtsläufigen, d. h. dem fallenden Lebensprozeß mittels Meditation umzubiegen — und eine rückläufige, d. h. steigende Bewegung der Lebenskräfte einzuleiten. Denn bleiben Yang und Yin nebeneinander als animalischer und intellektueller Faktor bestehen, so zwingt der dunkle, dumpfe, von Leidenschaften gepeitschte Trieb den Geist in seine Dienste. Die Kräfte verrinnen nach außen, das Ende ist der Tod. Setzt aber die rückläufige, die steigende Bewegung ein, werden die Gewalten der Yin vom Yang gebändigt, dann siegt die Erkenntnis, die von der Begehrlichkeit erlöst; der Wahn ist gebrochen, die Verinnerlichung der Lebenskräfte, die nicht nach außen nutzlos verrinnen, gebiert die Goldblüte im Scheitelchakra, die zeitlos ist. Von der polaren Zweiheit aller Erscheinungen kehrt der Mensch zurück zum zeitlosen Einen, dem Tao.

Der Grundgedanke des *Yoga*, durch Versenkung zu neuen Bewußtseinsformen zu gelangen und damit die Vereinigung mit dem Höchsten zu finden, ist der *Gedanke der Wandlung*. KUNGTSE hat den *I Ging*, das Buch der Wandlungen, erläutert, das auf acht Seelensymbolen männlich-schöpferischer und weiblich-empfangender Prinzipien und ihren 64 Kombinationen¹ aufgebaut ist, und sagt es einmal: „So fließt alles dahin wie dieser Fluß, ohne Aufhalten Tag und Nacht — aber die Erkenntnis richtet sich nicht auf diese vorübergehende Erscheinung, sondern auf das unwandelbare ewige Gesetz dahinter, das alles bewirkt.“

3. Die Bedeutung ethischer Wandlung und Läuterung für die Charakterkunde.

Aus welchem Grunde, so wird man fragen, haben wir *vor* die ontologische Philosophie der Charaktere diesen Abriss aus der Weisheit des Ostens gesetzt? Was hat diese Weisheit, im Hinblick auf die Bestimmung des Charakters, uns zu sagen?

Die Antwort auf diese Frage ist mehrschichtig. Zunächst, und mit dem geringsten Gewicht, darf angemerkt werden, daß es sich in der Ethik, wissenschaftstheoretisch gesehen, genau ebenso verhält wie in

¹ Man könnte in diesen „Stationen des Menschlichen“ den Entwurf einer ontologischen Typenlehre erblicken wollen. Doch widerspricht das so evident dem Sinn des Wandlungsgedankens, daß wir uns berechtigt halten, von einer Wiedergabe dieser — übrigens dunkel-konstruktiven — Formeln hier abzusehen.

der Seinsphilosophie: neben denjenigen Lehren, denen als konstitutives Prinzip die *Ratio* eignet, stehen diejenigen, die von einem *irrationalen* Prinzip durchwaltet werden. Und gerade in bezug auf die Wesensbestimmung des Menschseins ist dies irrationale Prinzip der Ethik zu allen Zeiten und bei fast allen großen Denkern mit unaussprechlicher Tiefe wirksam geworden. Ist es doch der eigentliche Tragpfeiler jeglicher *religiöser*, d. i. mystischer, und *religiös-ethischer* Besinnung über den Menschen, sein Woher und Wohin und sein eigenstes Los. Wenn wir im dritten Kapitel vor der Notwendigkeit standen, uns mit der *rationalen Ethik* des Charakters am Beispiel ihres reinsten und markantesten Vertreters auseinanderzusetzen, so erfordert es der systematisch-synoptische Gedanke, das gleiche auch an der Hand eines exemplarischen Prototyps aller *ethisch-religiösen, irrationalen* Wesensbestimmungen des Menschen zu vollziehen. Als solchen haben wir die Weisheit des Ostens nicht ohne zwingende Gründe gewählt.

Wir nennen hier deren nur *zwei*.⁴ Einmal nämlich den Umstand, daß das besondere Ethos dieser Weisheit keineswegs auf seinen örtlich-kulturellen Ursprung beschränkt geblieben ist, sondern in unserer geistigen Gegenwart eine durchaus abendländische Auferstehung gefeiert hat und zur inneren Norm und Zielsetzung für die Bildung, Erziehung und Vervollkommnung des Charakters geworden ist — in einem Ausmaß, das weit über die tatsächliche Wirkung der rationalen Charakter-Ethik hinausgeht. Es wird davon sogleich zu sprechen sein. Und zweitens und als entscheidendes Argument den Umstand, daß *auch für die Ontologie* des Charakters und *der* Charaktere das ethische Gestaltungsprinzip östlicher Weisheit eine gegenwärtig immer fruchtbarere Bedeutung bewiesen hat.

Um zuvörderst von dem ersteren der beiden Argumente zu sprechen: es ist der *Gedanke der Wandlung* als eines im Sinn des Alls liegenden, zielgerichteten ethischen Aufwärtstrebens, der in den meisten Religionen und Philosophien aller Kulturvölker ein unverlierbar lebendiges Gut und eine wahrhafte Existenzgrundlage der einzelnen Person bildet. Und es ist *der Weg dieser Wandlung* durch Abkehr, Meditation und Kontemplation, der in den mannigfachsten Gestaltungen doch immer wieder die drei mystisch-religiösen Grundformen erkennen läßt: *Verinnerlichung* (Versenkung, Reinigung) — *Erleuchtung* (Schau, Evidenz, Offenbarung) — *Vereinigung* (Verschmelzung mit der Totalität, mit Gott, Erlösung). Wir erkennen, daß diese Stufenfolge nicht nur ihre ethisch-religiöse, sondern auch ihre ontisch-charakterologische innere Gesetzmäßigkeit hat, also *auch* einem fundamentalen Wesensprinzip des existentiellen Menschen gemäß ist.

Verfolgen wir diese Gesetzmäßigkeit im Gedanken der Wandlung wenigstens mit Stichworten.

Der Chinese: wai-tien-hsia — Heraustreten aus der Welt — morgenhelle Sehkraft, Erleuchtung, — Cheng, Vereinigung mit dem Sinn.

Der Buddhist: sila, ethische Reinheit — prana, schauende Erkenntnis = Erleuchtung — vimutti, Befreiung, Erlösung.

Der Platoniker (Plotin, Enneaden VI): *ἄσκησις, κάθαρσις, ἔκστασις, ἀπλωσις*.

Der islamische Sufiker: Gesetzestreue, strenge Übung, Erkenntnisoffenbarung, göttliche Nähe.

Der Katholik: via purgativa, via illuminativa, via unitiva.

Der Lutheraner: Buße, Bekehrung, Heiligung.

Der Calvinist: aversio a peccatis, conversio ad deum — Heiligung.

Auch außerhalb der großen Religionsgemeinschaften, im einsamen wie im gemeinsamen (sektiererischen) Leben des mystischen Gedankens, finden wir immer wieder den gleichen Weg der Wandlung und Läuterung als Grundgebot, wenn auch oft in ideologischer Verzerrung. In der Gegenwart etwa hat *die Meditation* diese Stelle bei den Anthroposophen und den Theosophen inne. CURTIS im Weg des Schweigens, BAUDOUIN in seinen Schriften haben eine dahingehende Methode entwickelt. RITTELMEYER, der „Erzoberlenker“ der Christengemeinschaft, der Schüler von RUDOLF STEINER, hat jüngst ein Buch „Meditation“ herausgegeben, das den Anspruch erhebt, ganz dem Geiste der Zeit zu entsprechen und ganz aus dem Geiste Mitteleuropas geboren zu sein. Er strebt nach dem Christusgeist des Johannes-Evangeliums, der den Himmel in sich hat, aber die Erde sucht. (Man beachte auch hier die Anklänge des Kundalini-Gedankens.) RITTELMEYER rückt energisch ab von indischen Yoga-Übungen, Selbst-Suggestionmethoden usw. Er sagt einmal: alles, was wir auf dem Wege der Suggestion, auch der Selbstsuggestion, in uns einlassen, würde verheerend wirken; es ist im Grunde Diebstahl, auf den die Strafe folgt . . . Was ihn aber nicht hindert, auf der nächsten Seite seinem Leser ein Beispiel der Autosuggestion par excellence zu empfehlen, als Grundübung zur Meditation.

Ähnlich zwiespältig und unkritisch steht es um die Meditationslehre RUDOLF STEINERS¹. Er gibt sie als völlig unabhängig von allen geistesgeschichtlichen Vorbildern aus und bietet dabei in all seinen Stellungnahmen geradezu zahllose Parallelen zu den Lehren des *Hatha-* und *Rajah-Yoga* — vom ethischen Verhalten bis zu jener allerersten Anweisung, die STEINER einem Adepten gab und die, wie ich aus mündlichen Berichten weiß, darin bestand, sich auf einen Bleistift zu konzentrieren: also *Kasina* eindeutiger Art, von der BUDDHA schon abrückte.

Auf einer höheren Ebene steht der Yoga-Gedanke der Wandlung, den ROUSSELLE im „Mysterium der Wandlung“ für Europa fordert.

¹ Wie erlange ich Erkenntnis höherer Welten? 2. Aufl. 1919.

„Nicht Held oder Heiliger, sondern den *ökumenischen Menschen*“: der Mensch als der Held, der die Welt schafft und vernichtet, *und* als der Priester, der sie heiligt und entsüht, in dem selber Kontemplatives und Aktives zusammenfällt in einer coincidentia oppositorum; da ist die letzte Synthese, in der einst alle Gegensätze der Wesen und der Werte zur Harmonie kommen, woselbst Ich und Menschheit und All in ihrem tiefsten Grunde zusammenströmen: Welterschöpfung, Weltuntergang und Ewigkeit in einem, zum Fest der hohen Zeit, — *ἱερός γάμος*.

So könnte man noch vielerlei Erscheinungen gegenwärtiger Mystik als Beispiele heranziehen. Davon sei abgesehen. Ebenso wenig sei hier die Frage des Rechtsgrundes oder der Vorzugswürdigkeit geprüft, die sich naturgemäß zwischen der rationalen und der irrationalen Ethik auf tut und bei der jeweiligen Bestimmung des menschlichen Wesens und Zieles entscheidend zuspitzt. Eine derartige Prüfung gehörte in die Philosophie und nicht in die Charakterkunde.

In der letzteren ist es naheliegend anzunehmen, daß die Verbindlichkeit der einen oder anderen Seite für das Glauben und Leben des einzelnen Menschen von *seelischen Affinitäten* abhängen wird, die der Einzelne mit Bezug auf die Dominanz von Ratio und Willen — oder von Gefühl und Verinnerlichung — aufweisen wird. Insofern ist schon der Umstand, daß es überhaupt zwei konträre Wegerichtungen einer ethischen Charakterbestimmung gibt, für die *Ontologie* der Charaktere ein wertvoller Hinweis. Es läßt sich an vielen Beispielen dartun, daß der von Hause aus oder durch sein lebensgeschichtliches Gewordensein besonders *bewußt* geprägte Mensch, der *willenserzogene* Mensch, der in sich zusammengefaßt seiner wirklichen Umwelt wie einer *Aufgabe* gegenübersteht, eine besondere Affinität zur *rationalen* Ethik aufweist. Demgegenüber wird der *selbstzugewandte* Mensch, dem die Bewältigung der Realität eine Belastung oder Störung bedeutet, der mit den Dingen immer zugleich *sich selbst* miterlebt, eine besondere Affinität zu ethischer *Verinnerlichung* und mystischer *Versenkung*, zur Abkehr von der Realität und zur Steigerung seines ethischen Wertes durch diese Abkehr zeigen. So dokumentiert sich an der doppelten Setzung des ethischen Zieles und Weges eine *zweifache menschliche Grundhaltung ontischer Art*, der wir noch oftmals begegnen werden: der *sachbezogene, wirklichkeitsgerechte*, kraftvoll *ruhige* Mensch, der rationalen Ethik zuneigend — und der *selbstzugewandte*, von der Realität *unerfüllte*, ohnmachtsvoll *ruheloze* Mensch, der an der *irrationalen* Ethik des Selbsterlösungsgebotes sein inneres Ziel findet.

Vereinigung, Befreiung, Aufgehen des Selbst im Weltsinn bedeuten diesem Menschentypus *Ruhe* — Ruhe als letztes absolutes Ziel des Seins. Dem erstgenannten Typus bedeutet sein ethisches Wunschziel

die *Tat* — die unanfechtbare, der möglichen Unvollkommenheiten bare Tat als selbstzweckhafter Sinn. Ideal sind beide Ziele; aber nur das letztere hat selbst noch den *fortdauernden Charakter der Aufgabe*, während die Ruhe, so sehr ihre *Erreichung* Aufgaben stellt, selber der *Inbegriff der Verneinung jeglicher Aufgabe* ist. Die rationale Ethik bestimmt den Charakter als ein Ideal des Wollens und Handelns; die irrationale Ethik bestimmt ihn als ein Ideal des *Nicht-Wollens* und *Nicht-Handelns*, wie dies LAOTSE ausdrücklich sagt. Für die Wahl eines dieser Standpunkte durch Glauben und gelebtes Leben des Einzelnen müssen grundlegende ontologische Unterschiede seiner Wesensstruktur maßgebend sein.

Beide ethische Charakterlehren haben eines gemeinsam: das Wesen des Menschen erfüllt sich ihnen erst, wenn der Mensch *jenseits* von allen Beeinträchtigungen steht, die, aus seinem empirischen Dasein stammend, das Idealgebot in ihm verdunkeln. Gerade was die ontologischen Charakterlehren als ihr eigentliches Arbeitsgebiet betrachten — eben jene personalen Verschiedenheiten, gemäß denen die Menschen sich verschieden verhalten: gerade dies rechnen beide ethischen Lehren *nicht* zum Charakter. In der rationalen Ethik haben wir den Inbegriff dieser Momente bereits als „*Umstände*“ kennengelernt, die grundsätzlich nichts mit dem ethisch geforderten Charakter zu tun haben. In der Weisheit des Ostens ist diese Stellungnahme noch viel markanter. Alle jene ontischen Eigenschaften dessen, was wir als Charakter bezeichnen, sind „*Anhaftendes*“ (Kandho), das empirische Ich ist eine „*Nichtwesenheit*“ (Anatta); beides ist „*Dharma*“ im Sinne eines transzendental Abhängigen, nicht Eigenständigen. Und es ist gerade der Sinn der Verinnerlichungs- und Läuterungsethik, das eigentliche Wesen der Menschen mit meditativer Technik aus diesen ontischen Schranken zu befreien. In dem Augenblick aber, wo diese Befreiung gelingt, *ist dieses Selbst nicht mehr das Selbst der Person*, sondern bereits eingeschmolzen ins All oder ins Nichts, das den Weltsinn darstellt. Hier tritt die tiefe *Antinomie des ontischen Charakterbegriffes* heraus: daß alles, was an ihm geprägt erscheint, nur ist wie ein Kleid, das ausgezogen und hinweggedacht werden kann — und daß der im Innern eingeschlossene Kern, wenn er aus all diesen Hüllen erlöst und rein hervortritt, *nichts ist als die ungeheure Fragwürdigkeit, in welcher Ich und Nichtich, Nichts und All zusammenfallen*.

Es ist daher kein Wunder, daß die östliche Weisheit weit mehr Aussagen zu machen wußte über *den Weg* dorthin, den Weg der Wandlung, als über die Beschaffenheiten des *Zieles*. Letztere versinken im undurchdringlichen Nebel der mystischen Kosmologie. Aber der *Weg* der Wandlung lehrt uns mancherlei auch ontologisch Kennzeichnendes. Die östliche Weisheit hat vor allem eine intuitive Evidenz über das

Ausmaß, in welchem *der Körper* und seine Äußerungen *Ausdrucksformen* sind — eine Erkenntnis, welche die Gegenwart erst seit der Romantik und NIETZSCHE wiedergewonnen hat. Sie wußte um die Identität des körperlichen und des seelischen „Anhaftenden“ in der Person. So konnte sie die Zustände der Person — gerade im Hinblick auf den Weg zum eigentlichen Selbst — *vom Körper her* führend beeinflussen, ohne jede Rücksicht auf die für uns Heutige maßgebliche Trennung der willkürlichen und unwillkürlichen Funktionen. Insbesondere war es der *Atem*, dessen tiefsinnige Symbolik für das Geistig-Belebende auch das Judentum und das Urchristentum mit der östlichen Weisheit teilten — lebendiger Geist, Gott ist im hebräischen „ruach“, das Wort für Hauch. Und *ἅγιον πνεῦμα* bedeutet wörtlich den „heiligen Atem“. Diese *Symbolik des Leiblichen* und seine Stellung in der Person ist von der Neurosenforschung wieder aufgenommen worden. Und das gleiche gilt von der *Technik der Versenkung* — bis zur erlebten Ichausweitung und -befreiung. Die *Psychoanalyse* meint in ihren naturwissenschaftlichen Verklausulierungen der „psychoanalytischen Situation“ im Grunde nichts anderes als diesen Weg irrationaler Selbstfindung; und insbesondere C. G. JUNG hat die Stufen seines Ganges in engster Anlehnung an den Weg der Wandlung beschrieben. Es ist wirklich, wie wir schon betonten, der Kundalini-Gedanke des Yoga, der hier, als Methode lebensgeschichtlicher Erfassung des Charakteraufbaus, aus den transindividuellen Dunkelheiten der Gattung über das „Schlangenfeuer“ der Triebgrundlagen bis in alle Beseelungen und Vergeistigungen durchmessen wird. So berühren sich die später zu erörternden modernsten Ausläufer der ontologisch-lebensgeschichtlichen Charakterkunde, wie sie auf dem Boden naturwissenschaftlicher Erfahrung erwuchs, mit der ältesten Weisheit vom Menschen, die darum mit innerer Notwendigkeit und innerem Rechte am Ausgangspunkte jeder Charakterkunde ihren Platz hat.

Dritter Teil.

Die philosophischen Systeme der Charakterkunde.

A. Der metaphysische Irrationalismus in der Charakterkunde.

Zur Einführung und Einteilung dieses Abschnitts der Charakterkunde.

Innerhalb der *ontologischen* Grundlegungen der Charakterkunde, denen fortan die Untersuchung ausschließlich gilt, trennen wir, wie ausgeführt, die „philosophischen“ und die „empirischen“ Systeme.

Wir sagen mit diesen schematisierenden Bezeichnungen *weder*, daß die „philosophischen“ Charakterlehren des empirischen Bestandes entbehren, *noch* daß die „empirischen“ Forschungen ohne philosophisches Fundament seien — mindestens in demjenigen Sinne, in welchem eine solche Fundierung für *alle* Naturwissenschaft überhaupt besteht. Wir meinen mit unserer Trennung lediglich, daß die philosophischen Charakterlehren aus einem prinzipiellen Aspekt des Menschen überhaupt systematisch herauswachsen, und daß dieser Aspekt ein transempirischer ist. Die „empirischen“ Charakterforschungen hingegen sind sich eines solchen Aspektes nicht bewußt; sie geben vor, von den Verschiedenheiten der Menschen als bloßen Naturphänomenen zu handeln.

Unter den *philosophischen Charakterlehren* trennen wir nun wiederum diejenigen, deren grundlegendes Prinzip ein *irrationales* ist, und diejenigen, deren grundlegendes Prinzip ein *rationales* ist. Wir sprechen hier zuvörderst von den charakterologischen Ausprägungen des *metaphysischen Irrationalismus* und lassen dann im vierten Teil ihr rationalistisches Gegenspiel folgen.

Innerhalb des metaphysischen Irrationalismus der Charakterkunde lassen sich historisch zwei große Linien unterscheiden. *Die erste* derselben beginnt in der *Romantik*, wo sie in bedeutender Weise durch BACHOFEN, CARUS, VON SCHUBERT, aber in gewissen Hinsichten auch durch LAVATER repräsentiert ist; sie findet weitere Vertreter in KIERKEGAARD, der freilich von diesen Vorgängern unabhängig ist, und vor allem in FRIEDRICH NIETZSCHE, dessen Genius nirgends so schöpferisch aufleuchtete wie gerade in dem von ihm neugeprägten Bilde des Menschlichen und seiner bewegenden Lebenskräfte. Sie hat ihren gegenwärtigen steilen Gipfelpunkt in LUDWIG KLAGES, dem überhaupt wichtigsten Gestalter der Charakterologie. Da wir in diesen Untersuchungen grundsätzlich alles bloß und um seiner selbst willen Historische vermeiden, so wählen wir KLAGES und sein Werk zum Ausgangsort für die Darstellung dieses ganzen Reiches.

Die *zweite* Linie, ebenfalls in der *Romantik* beginnend, sodann aber abzweigend, geht den Geheimnissen des *Genius*, des *Adels* und des *Blutes* in ihrer tragenden und tragischen Bedeutsamkeit für die Charaktere nach. Sie berührt aufs tiefste die Gedankenwelt RICHARD WAGNERS; sie findet ihren Apostel im GRAFEN GOBINEAU. Sein Erbe tritt HOUSTON STUART CHAMBERLAIN an. Gleichzeitig aber beginnt sie biologistisch zu verflachen, indem sie mißverständene Bestandstücke der naturwissenschaftlichen Erblehre in sich aufnimmt, und degeneriert gegenwärtig zu der mit breiter Wucht sich ausweitenden, politisch ausgemünzten *charakterologischen Rassenkunde*, die in ihren augenblicklichen Hauptvertretern ein seltsames Ineinander von romantisch-metaphysischem Irrationalismus und scheinbiologischen Behauptungen

darstellt, wobei der metaphysische Anteil dieser Lehre sich selber mißversteht. Die Darstellung dieses zweiten Bereiches der irrational fundierten philosophischen Charakterkunde wird in diesem Lehrbuch bewußt übergangen. Hingegen fügen wir einen Abschnitt ein, der gewissen *Methoden* der Erfassung von *charakteristischen Eigenschaften* gewidmet ist: den *Methoden der Ausdruckskunde*. Sie haben hier ihre legitime Stelle — nicht nur, weil es KLAGES in erster Linie zu verdanken ist, daß die Ausdruckslehre in ihrer Heuristik angemessen fundiert, material reich gefördert und überhaupt allererst auf ein diskutables Niveau gebracht wurde. Sondern vor allem auch deshalb, weil sie — über das persönliche Wirken von KLAGES hinaus — an sich in ihrem Wesen wie in ihrem grundsätzlichen Ursprung auf den metaphysischen Irrationalismus der Romantik zurückgeht, dessen charakterologisch-praktische Bewährung — mit allen ihren Untugenden und Grenzen — sie recht eigentlich darstellt.

I. LUDWIG KLAGES, Persönlichkeit und Werk.

I. KLAGES' schöpferische Eigenart.

Um eine so außerordentliche geistige Erscheinung, wie dies LUDWIG KLAGES in unserer Zeit ist, zu würdigen, bedarf es einer weit ausholenden Basierung¹.

„Muß der götterlose Tag, der an uns zerrt, muß dies Heute von Eisenmaschinen, Not und Mißgunst stürzen, ehe Eros wiederkehrt, der Gott der Allvermischung — oder kann sich auch über dem Essensrauch wimmelnder Städte die Sonne wandeln und in Purpur fahle Hast der Emsigen begraben?“

Diese Frage erhob sich um die Jahrhundertwende in der „kosmischen Runde“ um STEFAN GEORGE in München.

LUDWIG KLAGES war es, der sie stellte. Zusammen mit ALFRED SCHULER und KARL WOLFSKEHL bildete er diese kosmische Runde. Alle drei standen unter dem Eindruck des von ihnen entdeckten

¹ Deshalb bringe ich im Folgenden die Ausarbeitungen von EGON v. NIEDERHÖFFER (Abschn. I—4) und WOLFGANG SCHULZ (Abschn. 5 u. 6), mit denen ich — allerdings von grundverschiedenen gedanklichen Positionen aus — das Problem LUDWIG KLAGES zu bewältigen versuchte. Ich danke beiden für die Genehmigung, ihre Arbeit einzugliedern und zu ergänzen, so wie der Zweck dieses Buches es erforderte.

Von den Schriften L. KLAGES' wurden benutzt:

Der Geist als Widersacher der Seele. Leipzig 1929.

Vom kosmogonischen Eros. 3. Aufl. Jena 1930.

Prinzipien der Charakterologie. 2. Aufl. Leipzig 1920.

Vom Wesen des Bewußtseins. Leipzig 1921.

Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. Leipzig 1921.

Handschrift und Charakter. 2. Aufl. Leipzig 1920.

Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches. Leipzig 1926.

Mensch und Erde. 3. Aufl. Jena 1929.

J. J. BACHOFEN. Keiner aber mehr als KLAGES, der seine dunklen Ahnungen von einer ürtümlichen Menschheit durch dessen Forschungen bestätigt fand. Tiefere Freundschaft verband ihn mit ALFRED SCHULER, dessen er in einer Anmerkung zum „Kosmogonischen Eros“¹ Erwähnung tut.

Diese sog. Kosmiker verwarfen nicht nur unser heutiges mechanistisches Zeitalter, sie gingen noch weiter zurück und leugneten überhaupt jede geschichtliche Entwicklung und vor allem eine geistige Wurzel. Sie wollten keinen Fortschritt, sondern Aufhebung jeder hemmenden geistigen Fessel, um wieder heraufzubeschwören und zu erwecken das Urleben der pelasgischen Seele, sie wollten durch Erinnerung an die ursprünglichen Mächte der Vorzeit die Kräfte der Menschenseele, die nicht geistige, sondern unbewußte Triebkräfte seien, noch einmal wieder aufrauschen lassen, damit sie erstickenden Schutt und Verbauung geistesdiktierter Mechanisierung in einem non plus ultra an Rausch hinwegschwemmen.

Von hier aus muß man das Wesen und den Sinn, die Persönlichkeit und das Schaffen von LUDWIG KLAGES zu erfassen suchen. Wenn man den Bericht von FRIEDRICH WOLTERS² über die drei liest, dann wird verständlich, worin die Tragik bei KLAGES liegt; er, der herbe nordische Verstandesmensch, der Individualist, der sich selbst nie ganz und unbedingt einem Rausche hinzugeben vermochte, der stets fürchtete, sich zu verlieren, sehnte sich doch im Innersten nach völliger Aufgabe seines Ichs, der quälenden Bewußtheit seiner Persönlichkeit. Wenn er in seinem „Vorwort an die Zeitgenossen“³ von einer „Entdeckung“ spricht, die er um die Jahrhundertwende gemacht habe, so war es eben die, daß er seinen kritisch beobachtenden Intellekt, seinen begrifflich klar erfassenden Verstand als Hemmnis für das Erleben empfand. Wenn man seine etwas gekünstelte, stilistisch strenge und verhaltene Sprache auf sich wirken läßt, so kann man das persönliche Urteil verstehen, das sich nicht zum Schweigen bringen lassen will: Er ist selbst ganz das, was er bekämpft — nämlich Geist! Und doch: Hat man sich erst eingelesen in seinen Stil, so spürt man deutlich die verhaltene Glut der Seele, die sich häufig in scharfen Polemiken Luft schafft. Und wiederum spricht auch eine tiefe Innigkeit, Zartheit und Feinheit des Gemütes aus seinem „Kosmogonischen Eros“ und dem „Brief über Ethik“ (aus der Sammlung „Mensch und Erde“)⁴, was aus folgender Stelle hervorgeht: „Denn dies ist das Geheimnis der Seele, daß sie nur im Geben reicher wird. Nicht die Liebe, die eines empfängt, sondern

¹ Vom kosmogonischen Eros. 3. Aufl. S. 203. Jena 1930.

² WOLTERS, FRIEDRICH, Stefan George und die Blätter für die Kunst. Berlin 1930.

³ Der Geist als Widersacher der Seele. Leipzig 1929.

⁴ Mensch und Erde. 3. Aufl. S. 130. Jena 1929.

die Liebe, die durch empfangene Liebe in ihm selbst entzündet wurde, die ist es, welche die Seele nährt.“

Und so mußte gerade er, aus tiefstem Selbsterleben heraus, unerbittlich klar und leidenschaftlich die These verfechten: *Leib und Seele* sind die zwei Pole des *Lebens* und *der Geist ist der Feind, der sie zu entzweien und dadurch das Leben zu töten sucht*. Damit ist der eine Hauptpunkt seiner Lehre gestreift.

Der zweite Hauptpunkt seiner Lehre, der das positive Neue darstellt, was er bringt, ist die „Lehre von der Wirklichkeit der Bilder“. Ehe jedoch darauf eingegangen wird, mögen noch kurz diejenigen erwähnt sein, die ihm hauptsächlich Anreger wurden.

Es ist vor allem der Romantiker CARUS, dessen Werk „Psyche“¹ er neu herausgab, überhaupt die Romantiker; dann, wie schon erwähnt, BACHOFEN, nach seinen Worten der „größte Erschließer jenes urchzeitlichen Bewußtseinszustandes . . ., im Verhältnis zu dessen samt und sonders kultischen und mythischen Niederschlägen ausnahmslos alle Glaubenslehren der geschichtlichen Menschheit im Lichte von Verdünnungen und Zersetzungen des Urquells erscheinen“². Zu diesen Forschungen „den erkenntnistheoretischen Schlüssel“ zu bieten, sieht KLAGES als eine seiner Hauptaufgaben an. Außer BACHOFEN war es vor allem NIETZSCHE, der ihn beeinflußt hat und auf dessen Schultern er in gewissem Sinne steht. In seinem Buche: „Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches“ setzt er sich mit ihm auseinander.

Wie NIETZSCHE sieht er im historischen Christentum die Verkörperung der Lebensfeindlichkeit. Aber er geht noch weiter. Er sieht eine innere Verwandtschaft zwischen Christentum und Naturwissenschaft. Der Schlüssel hierzu ist ihm das Wort „Gesetz“. Das ganze Mittelalter ist lediglich eine Vorbereitungszeit auf die heutige Mechanisierung: in ihm wurde der Leib beföhdet, wurden die Kräfte des Blutes mit beispielloser Grausamkeit unterdrückt durch die Zauberformel vom „sündigen Fleisch“. Das historische Christentum hält er für den reinsten Vertreter des *Geistes*, der durch den Willen das Leben tötet. Nachdem so der Leib entseelt war, konnte der Geist allein in seine Rechte treten, und so wurde der Glaubensfanatiker abgelöst durch den Tatmenschen der Neuzeit, der mit den Mitteln der Technik, deren Grundlagen ihm die Naturwissenschaft bot, das Werk der Auflösung der Zusammenhänge zwischen Natur und Mensch in einem erschreckenden Tempo fortsetzt. Denn beiden gemeinsam ist *die intellektuelle Angriffstendenz*. KLAGES meint: Christlicher Erlösungs- und Bekehrungseifer und wissenschaftlich-selbstherrliche Erkenntniswut — um nicht zu sagen Neubegier —, die mit Seziersmesser und Technik auf der Erde haust, beide also sind sie auf demselben Aste gewachsen — wobei man

¹ CARUS, C. G., Psyche. Jena.

² Vom kosmogonischen Eros. S. 238.

bei tieferem Forschen in ihrer Verfahrungsweise den Spruch vom Zweck, der die Mittel heilige, fände — Mittel, die das Leben vernichten.

Im allgemeinen gewohnt, in der modernen Technik und ihrem Fortschrittsgeist einen Gegensatz zum historischen Christentum zu erblicken, mögen wir diesen Standpunkt als ausgefallen finden. Jedoch seien hier einige Belege angeführt, die von einem — in den Augen der Kirche sowohl wie der Fortschrittler gewiß unverdächtigen — Zeugen stammen. In einer akademischen Antrittsrede über das Thema „Technik und Ethik“ verherrlicht FR. W. FOERSTER die Askese als die „große Technik der Lebensbemeisterung“. Ohne die mit ihr erzielte Bändigung der inneren Triebkräfte des Menschen wäre niemals eine Beherrschung der Naturkräfte möglich geworden. So sehr sie heute belächelt würde, die Askese hätte doch ihre „tiefe historische Funktion“ gehabt; denn „ohne solche Zeiten hätten wir nie die Triumphe der modernen technischen Arbeit gehabt: es wäre die soziale und psychologische Grundlage dafür nicht vorhanden gewesen“. FOERSTER führt nun seinerseits zwei Zeugen an, die Amerikaner HYSLOP und KIDD. Ersterer, ein Soziologe, hebt in seinem Werke „Democracy“ die sozialpädagogische Funktion der „Erziehung für das Jenseits“ hervor, die den Menschen daran gewöhnt habe, das Gegenwärtige für das Zukünftige zu opfern. Darauf beruhten alle wirtschaftlichen und technischen Erfolge. Noch deutlicher ist der Zweite, BENJAMIN KIDD, der in der Religion die Funktion sieht, den Menschen die größten Opfer, die sich sonst nicht rechtfertigen ließen, durch höhere Beziehungen zu verklären. Darum habe die Religion, die das höchste Opfer einschließe, das Christentum, auch die gewaltigste Wirkung gehabt und sei „die Grundlage unserer ganzen wirtschaftlichen Kultur“. Nach MAX WEBER, der das Wort von der Entzauberung der Welt prägte, trug die Reformation die nationale christliche Askese und Lebensmethodik aus den Klöstern hinaus ins weltliche Berufsleben¹. Auch in theologischen Kreisen erkennt man den großen Anteil der Askese am Aufbau der modernen Kultur².

Von Dichtern war es vor allem GOETHE, der ihm in seiner ganzen Wesensart, in der „in sich beschlossenen pflanzenhaften Größe“ weit mehr als der KANTIANER SCHILLER bot³.

Konnte KLAGES sich persönlich vielleicht auch nicht ganz von allen geistigen Fesseln lösen, so speisen sich doch alle seine Erkenntnisse und Schauungen letzten Endes aus der musischen und orgiastischen — d. h. also lebensverbundenen — Seite seines Wesens, als einem Zentral-

¹ Gesammelte Aufsätze z. Religionspsychologie. Tübingen 1922.

² PARPERT, Das Wiederaufleben des Mönchtums. München 1931.

³ Die Lebensverbundenheit als tragendes Moment, und die Bedeutung von KLAGES im Sinne dieses GOETHEISCHEN Weltbildes betont WERNER DEUBEL: GOETHE als Begründer eines neuen Weltbildes. Jb. Goethe-Gesellsch. 17. Weimar 1931.

feuer, wie auch diejenigen NIETZSCHES. Es läßt sich vielleicht noch nicht übersehen, inwieweit das Genie eines NIETZSCHE Größeres geschaffen hat als — gewissermaßen — sein Vollender KLAGES, zumal letzterer noch unter den Lebenden weilt. Wenn es aber aufs Leben und nicht auf den Geist ankommt, wenn das Leben eines Menschen den Primat vor seinem Werk hat, dann ist KLAGES fraglos eine nicht weniger geschlossene, ehrfurchtgebietende Erscheinung als sein großer Vorfahr: weil er den Kampf des Geistes mit der Seele in sich in vollster Heftigkeit ertrug, und zwar als vollendet Einsamer, ähnlich wie NIETZSCHE — freilich ohne wie dieser in Nacht zu versinken oder dem geistigen Tode zu verfallen! Und wo Person und Werk zusammenfallen — da erst zeigt sich wahre Größe. Das gibt seiner Person eine gesonderte Stellung in unserer Zeit, und seinem Werk eine erhöhte Bedeutung auch für die ehrlich Dissentierenden (zu denen sich der Verfasser dieses Lehrbuchs rechnet), und bewahrt es vor einer Gleichsetzung oder gar Verwechslung mit dem Pessimismus eines SCHOPENHAUER.

Noch in zwei weiteren Punkten war NIETZSCHE für KLAGES der Vorgänger. Auch KLAGES verwirft jedes Moral- und Sittengesetz, wie er ja überhaupt *jede Gesetzmäßigkeit*, in der Natur vor allem, *leugnet*. Denn zu einem Gesetz gehöre notwendigerweise ein Gesetzgeber, der Zwecke und Ziele setzt — das aber sei der *Geist*. Und so sieht KLAGES in jedem Sittengesetz nur die Willkür des herrschsüchtigen Geistes walten: hat es doch in Wahrheit stets den Charakter des *Verbotes*.

Der Punkt, in dem KLAGES vielleicht weitaus am meisten von NIETZSCHE befruchtet wurde und ohne dessen Erfüllung die Charakterkunde von KLAGES undenkbar ist, ist die *Verneinung jedes Ressentiments*. Sieht er doch selbst darin die größte psychologische Errungenschaft NIETZSCHES¹, daß er die Forderung aufstellte, zuerst müßten — beim untersuchenden Psychologen angefangen — alle Selbsttäuschungen abgebaut werden, denen die Menschheit in der Gesamtheit wie auch der Einzelne bisher erlegen seien. Dies hat nun auch KLAGES rücksichtslos getan, indem er ohne Schonung die „Täuschungen“ aller bisherigen Philosophien entlarvte, mit denen sich die Menschheit seit Jahrtausenden umgeben habe, und die alle nur dem Zweck dienen sollten: das Eingeständnis zu verhindern oder umzubiegen, das immer wieder aus metaphysischen Urgründen aufsteigt und sich nicht unterdrücken läßt, daß nämlich sich die Menschheit vom Geiste verführen ließ, das Leben fort und fort zu schänden.

In seinem Werke „Vom kosmogonischen Eros“ bewährt KLAGES seinen metaphysischen Standpunkt durch seine besondere Schau, die sich wohlthuend abhebt gegen die zweckrationalistischen Fundierungen des Eros im Sexus — wie z. B. bei den Epigonen eines FREUD, welch

¹ Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches. Leipzig 1926.

letzteren er aber ausdrücklich als „aus anderem Holze geschnitten“¹ bezeichnet. Dieses Werk räumt endlich auf mit der üblichen Verwechslung von Eros und Sexus, die nachgerade dank der Oberflächlichkeit unserer Gegenwart die Gemüter zunehmend gegen die Lebenswerte narkotisiert und sie dieserart vollends abscheidet von den Urquellen des Lebens. Denn wer weiß heute noch etwas von den allverschlungenen Feiern versunkener Welten? Und rührt man etwa daran in der frostigen Starre unseres Käfigs, dann vergrößert Eros, endlich freigelassen aus dem Pferch, zu wahlloser Gier des Geschlechts, und was man heute unter Sinnlichkeit versteht, ist — wie es KLAGES treffend kennzeichnet — „zum verörtlichten Kitzel“² geworden — wohingegen die wahre Sinnlichkeit nie zu trennen ist von Schönheit, Würde und Festlichkeit, die den ganzen Menschen ergreift und ihn seinem Sonderdasein entückt. Jene Urquellen aber zeigt KLAGES auf, indem er das Wesen des welterschöpfenden Erlebens im ichterlösenden Sinnenrausche kennzeichnet, wobei er trennt zwischen echtem Sinnenrausch und geistiger Verückung.

Durch den echten Rausch, die wahre *Ekstase*, befreit sich etwas im Menschen, *und zwar nicht, wie man bisher wähnte, der Geist, sondern die Seele* — und zwar *vom Geiste*. Im Gegensatz dazu ist die geistige Ekstase lediglich ein Geistesrausch, der zwar zunächst auf Unterdrückung des Leibes beruht, dann aber damit auch auf Zerstörung der Seele hinzielt. KLAGES unterscheidet nun auch wieder zwei Arten der echten Ekstase: eine *sprengende*, dem Tode vergleichbar, und eine *lösende*; beidemale findet eine Trennung der Seele vom Ich als dem „dunklen Despoten“ statt. *Denn dieses „Ich“ oder „Selbst“ ist gewissermaßen die Kreuzungsstelle, der Knotenpunkt zwischen Seele und Geist*. Sprach man im Christentum vom Kerker des Leibes, in dem die Seele gefangen sei, so zeigt uns KLAGES, daß der Geist der Kerker sei, in dem das Ich, das „Ego“, die Seele gefangen hält; „Ego-ismus“ ist mithin die Tendenz, dem Selbst alles unterzuordnen und es zum Herrn der Schöpfung einzusetzen. Nicht also sei der Leib der Kerker, der Leib, „welcher die Seele ist“ — wie er in der Münchener Zeit sagte, oder wie er es später im „Kosmogonischen Eros“ ausdrückt: „Die Seele ist der Sinn des Leibes, das Bild des Leibes die Erscheinung der Seele“³. Auch die Ursachen der beiden Rauscharten sind verschiedene. Die echte Ekstase, die „Bildertrunkenheit“ des Altertums, nimmt meist von Gefühlen berauscher Freude und seligsten Glückes ihren Ursprung, alles Bewußtsein fast buchstäblich in einem Meer von Seligkeit ertränkend und nun aus der elementaren Seele die Urbilder hervorbrechen lassend. Ganz anders jedoch steht es mit der asiatisch-christlichen Verückung:

¹ Grundlagen der Charakterkunde. 4. Aufl. S. 220. Leipzig 1926.

² Grundlagen der Charakterkunde. S. 222. ³ Vom kosmogonischen Eros. S. 63.

Unter den furchtbarsten Martern brechen die Gesichte hervor, weil durch die gewaltsame Störung der Lebensfunktionen eine Absperrung des Besinnungsvermögens eintritt. Der in einer solchen Ekstase Befindliche sieht nur, was in seinem bewußten und unterbewußten Verstande steckt, während der Sinnenrausch die Einheit von Körper und Seele erleben läßt. Für den ersteren führt KLAGES als Beispiele die christlichen Ekstatiker des Mittelalters an, die natürlich in ihren Verzückungen kirchliche Symbole sahen. Eine gleiche Bewandnis hat es übrigens auch mit den verschiedenen Yogasystemen, auf welche die exercitia spiritualia der Jesuiten wie auch Schauungen der Theosophen zurückgehen. Es ist im Grunde stets dasselbe Prinzip; durch sukzessive Übersteigerung des Willens werden Affekte erzwungen, die die Seele fesseln. Ein derartiger Mensch hat sich vielleicht dadurch außerordentliche Fähigkeiten erkaufte, ist aber vollendeter „Egoist“ geworden. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Yoga an sich nicht, wie die Exerzitien, zu einem Primat des lediglich verstandeskontrollierten Willens und damit zu einer Vergewaltigung und Lahmlegung der Seelentätigkeit zu führen *braucht*¹. Das war nie letzter Zweck vom Yoga, obwohl zugegeben sei, daß Yoga unter gewissen Voraussetzungen in dieser Richtung praktikabel ist und — leider meist — geübt wird; vorzüglich in den Ländern, die Europa mit der Sturzwelle okkult-theosophischer Heilslehren überfluten, womit u. a. wieder der Beweis erbracht wäre, in wie hohem Maße das Abendland über prinzipielle Fragen östlicher Mentalität sich zu täuschen fähig ist.

2. Geist und Seele bei KLAGES.

KLAGES' Hauptwerk, in dem er seine Lehren zusammenfassend vorträgt, ist „Der Geist als Widersacher der Seele“ (Leipzig 1929). Die ersten beiden Bände mit den Untertiteln: „Leben und Denkvermögen“ und „Die Lehre vom Willen“ liegen bereits vor. Der dritte Band, „Die Wirklichkeit der Bilder“, ist noch nicht erschienen. Schon im Titel drückt sich der eingangs gestreifte leitende Gedanke aus, den der Verfasser selbst in der Einleitung folgendermaßen zusammenfaßt: „daß Leib und Seele untrennbar zusammengehörige Pole der Lebenszelle sind, in die von außen her der Geist, einem Keil² vergleichbar, sich einschiebt,

¹ Vgl. S. 66 ff. dieses Buches. Ähnliche Stellungnahme auch bei HAUER, Yoga im Lichte der Psychotherapie (Zbl. Psychother. 3, 332. Bericht über HAUERS Vortrag auf dem V. Internat. Kongreß f. Psychotherapie). „Der Yoga gebe einen Heilweg, aber nicht durch starke Willensanspannungen. Der heilende Grundtrieb der Urnatur soll freie Bahn finden.“

² In diesem Zusammenhange dürfte eine kleine aztekische Legende nicht uninteressant sein: Ketsalchuatl durchbohrt mit einem goldenen Pfeil einen blühenden Baum, der infolgedessen verdorrt. Erschreckt betet Ketsalchuatl zu Tenathihuh; da beginnt der Baum wieder zu grünen, aber auch der Pfeil grünt und bildet als Querbalken mit dem Baum ein blühendes — Kreuz! (Nach GEORG, Verschollene

mit dem Bestreben, sie untereinander zu entzweien, also den Leib zu entseelen, die Seele zu entleiben und dergestalt endlich alles ihm irgend erreichbare Leben zu ertöten“¹. Dieser Gedanke klingt eigentlich recht absurd für unser Zeitalter, das doch tatsächlich ein fortschrittliches ist, was aber auch der Irrationalist nicht abstreiten will: schreiten wir doch immer weiter fort — nämlich vom Urquell des Lebens hinweg. Man kann sich kaum der Eindringlichkeit dieser Auffassung entziehen, wenn man die Werke von KLAGES liest; und folgt man gar seinem öfteren Hinweis, doch auf die „Früchte“ hinzusehen, die gerechterweise zur Erkennung jedes Glaubensstrebens dienen, so kann man sich dem tiefen Sinngehalt seiner Anschauungen nicht verschließen — was jedoch nicht abhalten darf, seine Ergebnisse im einzelnen zu prüfen, vor allem zu überlegen, ob er nicht an einem ihm vorschwebenden Ziele vorbei oder über dieses weit hinausschießt, insofern nämlich er den Geist als eine a-kosmische Macht bezeichnet. Hier wäre überhaupt die Frage aufzurollen, ob denn KLAGES nicht vielleicht eine häufige Verwechslung vornimmt, nämlich die von Geist und Intellekt. Beim Denken unterscheidet er ja auch zwei Arten: ergreifendes und hinweisendes, letzteres läßt er gelten. Es ist dogmatisch, daß der Geist a-kosmisch sei. Und mag er gleich an sich lebensfeindlich sein, so kann er doch, dem Leben untergeordnet, diesem dienen — wie bei den Genien, von denen HÖLDERLIN singt: „keusch bewahrt / in bescheidener Knospe / blühet ewig / ihnen der Geist!“ Sofern aber KLAGES den zum Intellekt, zum selbstgenügsamen Verstande entarteten, nur in der selbstgerechten Lehre des Formalismus und eigenherrlicher Naturbezwungung sich äußernden Geist meint, geben wir ihm recht; denn dessen Tendenz ist immer und überall: *antikosmisch*, was indessen noch nichts über den von KLAGES behaupteten a-kosmischen Ursprung aussagt, desgleichen nichts über den *modus operandi* seines „Einbruches“. KLAGES selbst sagt einmal, daß „das Männliche“, das dem Geist entspricht, „offenbarer und offenbarer Sinn des Schoßes der Mutter“ sei².

Um den von KLAGES behaupteten Sachverhalt klar und verständlich zu übermitteln, sei an die Fabel von der Kröte und vom Tausendfuß erinnert, der nicht mehr laufen konnte, sobald er — von der Kröte befragt — darüber nachdachte, wie er seine vielen Füße zu setzen vermöge. Hieran wird schon eines klar: daß das Leben sehr wohl ohne den Geist auskommen kann, d. h. daß das Leben nicht des Geistes bedarf, um zu bestehen. Wohl aber umgekehrt: der Geist bedarf zu

Kulturen. Leipzig 1930.) Da bekanntlich der Baum stets das Symbol des Lebens darstellt, so dürfte die Deutung des Pfeiles kaum zweifelhaft sein, zugleich aber auch die Hoffnung aufkommen lassen, daß sich der Geist dem Leben organisch einfügen lasse. Wie immer solches geschehen könnte, bleibe hier unerörtert.

¹ L. c. S. 7.

² Vom kosmogonischen Eros. S. 64.

seiner eigenen Möglichkeit des Lebens. Was ist denn das Wesen des Geistes, gewissermaßen seine Haupteigenschaft? Daß er begreift, erfaßt und urteilt. Um dies aber vollziehen zu können, bedarf er der Gänze des Lebens, worauf er sich zunächst stützt, um es sodann zu analysieren, in seinen Urteilen zu zerlegen und eben dadurch aufzuheben. Ist hingegen die Eigenart *der Seele* so beschaffen, daß sie *schauend* erlebt, so muß man einen Gegensatz von Seele und Geist schlechterdings anerkennen. Und es ist das Entscheidende, ob im Menschen — oder in einer Epoche — der Geist lebensgebunden oder selbstherrlich ist.

Aus diesem Gegensatz heraus ist der Mensch a priori zwiespältig. KLAGES beweist es damit, daß er bei der Untersuchung einzelner großer Persönlichkeiten immer auf eine Abfolge von äußerster Willensanspannung und intermediär einsetzenden depressiven Zuständen stößt, welch letztere er als Rückschläge der vergewaltigten Natur deutet. Zwar räumt er ein, daß diese beiden Urgewalten nicht unbedingt in offener Feindschaft leben müßten, scheinbar wenigstens nicht, denn einige Große, wie z. B. GOETHE, erwarben eine gewisse Harmonie des Ausgleichs, es dürfe aber dieser Ausgleich nicht darüber hinwegtäuschen, daß er niemals erworben würde ohne Einbuße an seelischer Unmittelbarkeit. Es ist einleuchtend, daß eine derartige Einbuße naturgemäß eine Schwächung der Triebstärke bedeutet, die ihrerseits wieder verminderte Spontaneität im Empfinden und Handeln zur Folge hat. Denn je mehr ein Mensch sich vergeistigt, desto mehr neigt er zur Reflexion, und zwar in des Wortes eigenster Bedeutung: zu re-flektierendem Denken; und was nun derart re-flektiert, gespiegelt, gebrochen wird, ist das Leben, das blühende, allmächtige; „Man kann es haben und doch sein vergessen“ — wie HOFMANNSTHAL es ausdrückt.

Einen einschneidenden Unterschied macht KLAGES zwischen Wahrheit und Wirklichkeit, die sich zueinander verhalten, „wie zum Tonstück die Partitur“¹. Und da im Wahrheitswillen nun wiederum eine Feindschaft zwischen Wirklichkeitssinn und Bemächtigungswillen liegt, so weist alles Denken einen Selbstwiderspruch auf; damit erhärtet sich erneut die Lebensfeindlichkeit des Denkens und des Geistes. Denn alles Gedachte ist unwirklich — mit einer einzigen Ausnahme: nämlich des als denkfähig gedachten Ich. An diesem Punkt ist KLAGES cartesianischer und dem „Cogitare“ unzweifelhaft geneigter als der radikalere NIETZSCHE, der davon sprach, daß das Ich eine Konstruktion des Denkens sei — das hieße also unwirklich. In der Tat: wenn alles Gedachte „unwirklich“ ist, warum sollte das Ich eine Ausnahme machen? Aber es muß doch darauf hingewiesen werden, daß „Konstruktionen“ und „Gedankenformen“ sich als Wesenheiten von ungeheurer Kraftfülle präsentieren können, deren „reale Existenz“ an Wirk-

¹ Geist als Widersacher der Seele. S. 117.

samkeit nichts zu wünschen übrig läßt, wie solches durchaus bekannt und geläufig ist dem Kundigen magischen Geisteslebens. Warum also diese Ausnahme? Es zeigt sich hier, daß auch KLAGES sich der Form des theoretischen Denkens nicht zu entziehen vermag.

Bei KLAGES' Vorwürfen gegen den Geist der Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit muß jedoch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß KLAGES früher selbst Naturwissenschaftler war, also nicht wie der Blinde von der Farbe redet und daher auch nicht mit jenen „Geisteswissenschaftlern“ verwechselt werden darf, die nur aus Unfähigkeit zu exakter Einzelforschung die Naturwissenschaften verdammen. Sondern KLAGES wandte sich von den Naturwissenschaften ab, weil sie ihm nicht die von ihm erstrebte Erkenntnis zu bieten vermochten. Durch Wissenschaftlichkeit fand man Tatsachen, baute *das Sein* auf, während das Schauen im *Geschehen* wurzelt. KLAGES macht da einen Unterschied zwischen tiefer und flacher Besinnung. Die letztere gehört der Wissenschaft an; denn sie entfernt sich durch Abstraktion immer mehr von der Wirklichkeit des Geschehens und erfäßt nur „Tatsachen“, wohingegen die tiefe Besinnung auf einem hinweisenden Denken beruht, hinweisend auf die von der Seele geschauten Bilder. Denn der Geist kann niemals die Urbilder begreifen, erfassen, d. h. also: durch begriffliches Denken zerlegen; wohl kann man die Pflanze, das Tier sezieren, aber niemals wird man das Wesen des Lebendigen dadurch zu fassen vermögen. Denn, wie später noch dargestellt werden wird: Erleben und Begreifen sind zweierlei! Es ist bloßer Irrglaube aller Rationalisten, sie könnten durch Einsichten in die Zusammenhänge und ihre möglichen Folgen ihrem Wesen nach irrationale Beziehungen regeln. GOETHE hat ihnen in seinem Faust gesagt: „Wer will was Lebendes erkennen und beschreiben / sucht erst den Geist (d. h. also das Wesen) herauszutreiben.“ Derselbe GOETHE wußte gut, weshalb er es stets ablehnte, durch ein Fernrohr zu blicken. „Die schärfer gesehene Welt harmoniert nicht mit meinem Inneren“, heißt es in den „Wanderjahren“. Es war mehr als bloß eine Marotte des alternden Genius. Um KLAGES weiter zu folgen: Glänzend seine epigrammatische Formulierung, daß der Kenner sich zum Begeisterten verhalte wie der Schneidermeister der Braut zum Bräutigam! Schlagend sein Beispiel vom Sternenhimmel, dessen Erhabenheitsschauer der nicht mehr empfindet, der — Astronomie lernte. Obzwar man die Frage nicht loswird, was denn jenen bewegt hat, Astronomie zu lernen und in allen Ernüchterungen seinem Berufe die Treue zu bewahren. Bei KLAGES steht's genau so um den Zoologen und Botaniker, die beide die Bilder ihrer Liebe verloren, für die sie in ihrer Jugend glühten. Ob dieser Verlust wirklich eintritt — ob er das notwendige Opfer der Ratio darstellt, möchten wir nicht unbezweifelt hinnehmen. Aber ganz im Sinne dieser

KLAGESSchen Gedanken liegt es, wenn GOETHE sich selbst „einen Liebhaber bis ans Ende“ nannte.

Ist so der von KLAGESS gemachte Unterschied zwischen Erleben und Erfassen herausgestellt, dann wird ersichtlich, weshalb er von der Verwechslung des Erlebens mit dem Erkennen spricht, von einem Umlügen der Wirklichkeit in eine Geistestat, als einer Wurzel, aus der entstanden sei die große Fülle prinzipieller Irrtümer, die uns die Geistesgeschichte böte. Von diesem Gesichtspunkte aus räumt er nacheinander — eigentlich kann man sagen mit der gesamten Philosophie von Plato beginnend — auf. Nur die Vorsokratiker, die Jonier, läßt er noch gelten. Hier trübt ein unschöner Hochmut sein Bild, ein Mangel jener Ehrfurcht vor der Größe, die auch den Gegner bescheiden machen sollte. Aber darauf näher einzugehen, würde zu weit führen.

Es muß kurz noch einmal auf KLAGESS' Lehre über das hinweisende und begreifende Denken zurückgegriffen werden. KLAGESS behauptet, dem Tiere eigne nur die erfassende, begreifende Gebärde, dem Menschen allein dagegen auch die hinweisende. An anderer Stelle erwähnt er noch einen besonderen Unterschied, der bisher kaum beachtet wurde, nämlich daß der Mensch allein die Fähigkeit hat, *Abbilder* des von ihm Geschauten hervorzubringen. Das rühre daher, daß das Schauen der Tiere vom Empfinden gegängelt wird, wohingegen beim Menschen das Empfinden vom Schauen abhängt, was die zeichnerische Verwirklichung von Phantasmen erst zuläßt. Ursprünglich war das Zeichnen der Primitiven und Kinder niemals ein Abzeichnen, sondern die Hervorbringung, die Gestaltung des Gezeichneten auf Grund irgendwelcher Eindruckserlebnisse. Als Beweis seien die Höhlenbilder von Altamira (Südfrankreich) und die von FROBENIUS gefundenen Felszeichnungen in Südafrika angeführt.

3. KLAGESS' Auffassung vom Bewußtsein und vom Erleben.

Man kann nicht schlechthin von „Vorgängen“, „Inhalten“ oder „Erscheinungen“ des *Bewußtseins* sprechen; es finden vielmehr lediglich Akte des Geistes statt. Diese Akte sind zeitlich unausgedehnt und an sich völlig erlebnislos, jedoch sind sie es, die vom Erlebten erst das geben, was wir Bewußtsein nennen. Bewußtsein ist also eine Leistung der Tat des Besinnens, und zwar in jedem Augenblick; jede dieser Leistungen kann auf das Ergebnis der vorhergehenden Bezug nehmen, da sie alle verklammert werden durch den gleichen *Erlebnisstrom*, der unaufhörlich fließt, weil das *Leben ununterbrochenes Erleben* ist. Diese Besinnungstat nun erfolgt unabhängig vom Erleben, aber immer erst hinterher. Wenn man auch meinen sollte, man wäre sich sofort bewußt geworden: das Erlebte ist bereits verflossen. KLAGESS behauptet, Geist und Leben seien Gegensätze und die Besinnung erfolge unabhängig

vom Augenblick des Erlebens selber; und hier könnte man fragen, wie es denn komme, daß Geist und Leben nicht ewig gesondert bleiben und daß das Eigenwesen kein rein bewußtloses, also vegetatives Dasein führt? Man sollte doch annehmen, daß der Strom des Erlebens ohne nachfolgende Besinnung fließen könnte; sahen wir doch oben, daß Leben an und für sich sehr wohl ohne Geist zu bestehen vermag. Da nimmt nun KLAGES an, daß im Erlebnisstrom *Gefälle* oder *Störungen* eintreten. Und zwar beruft er sich dabei auf die Erscheinung, daß wir niemals fähig seien, den jeweiligen Grundcharakter unseres Erlebens zu erfassen. Weder der rückbesinnliche Weise noch der tief-schürfende Dichter, keiner dringt bis zum Grundwasser, wie er es nennt, vor. Wir wissen immer nur hinterher, was wir Schönes oder Furchtbares erlebt haben, d. h. die eigentliche Bewußtwerdung also findet erst durch einen äußeren Anstoß statt. Und insofern das Bewußtsein an sich keinerlei Anteil am Erleben hat, verrät es sich als lebensfeindlich, was ja auch daraus erhellt, daß wir unsere tiefsten Erlebnisse nie auszudrücken vermögen. Die Seele ist vollkommen hineinverflochten in die Wirklichkeit, die schlechthin flüchtige, während der Geist außerhalb dieses Erlebens steht; das bewußte Ich hat mithin einen außerzeitlichen Standpunkt.

Worin liegt nun aber der Ermöglichungsgrund einer solchen Störung? Dieser liegt letztlich doch ein Lebensvorgang zugrunde, nämlich das *Empfinden*. Die scheinbar beständige Wachheit des Bewußtseins verlangt das zeitliche Gegliedertsein des Erlebnisstromes, vergleichbar einer Wellenbewegung, einem Rhythmus, der Arsis und Thesis. An anderer Stelle spricht KLAGES von einem „locus minoris resistentiae“ der Lebenseinheit, durch den der Einbruch des Geistes erfolgt sei. Durch die Tat der Besinnung, den Vorgang der Bewußtmachung, wird derjenige ausdehnungslose Augenblick fixiert, wo die eine Erlebniswelle endigt und die neue anfängt. Die Besinnung nimmt also eine Teilung vor, und der organische Phasenwechsel des Erlebten wird somit zum Bewußtsein der Geschiedenheit der Gegenstände. Bei der Untersuchung, was nun eigentlich im Augenblick der Besinnung gegenwärtig sei vom eben oder schon länger verflossenen Erlebnis, gelangt KLAGES zur Aufdeckung eines Unterschiedes: er findet zwei Qualitäten des Erlebens, eine Zwischenqualität, die recht eigentlich aktlos ist, und eine Grenzqualität, die aktragend ist. Dieser Unterschied dient ihm als Unterlage für die Lehre vom willkürlichen Sicherinnern, woraus er dann die Fähigkeit des Bewußtseins überhaupt zum Erfassen und Urteilen herleitet.

Wenn oben von Vorgängen die Rede war, so ist dabei zu unterscheiden zwischen lebendigen und mechanischen Vorgängen. Der Vorgang des Erlebens ist transitiv, der mechanische intransitiv, denn „Träger des Tuns ist das Ich, Träger des Geschehens das Es“¹. Alles, was wirklich

¹ Geist als Widersacher der Seele. S. 249.

erlebt wird, wird mit der Seele erlebt, und diese Erlebnisse sind Widerfahrnisse der Seele und dann erst, sekundär, des Ichs und des Geistes. Denn im Gegensatz eben zum Geiste ist gewissermaßen die Bewegungsweise der Seele pathisch, sie ist nicht etwa eine von sich aus tätige Macht aus Willkür und Gesetz, sondern aus Notwendigkeit. KLAGES nämlich sieht einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Begriffe *Gesetz*, das aus dem zwecksetzenden Wollen stamme, also letztlich aus dem Geiste — die Verbindung zwischen Christentum und Naturwissenschaft durch dieses Wort wurde bereits bei Besprechung des Einflusses von NIETZSCHE auf KLAGES erwähnt — und dem Begriffe *Notwendigkeit* im Sinne von *ἀνάγκη*. Wohingegen der sonst behauptete Unterschied von Gesetz und Willkür von ihm als ein nur scheinbarer hingestellt wird, da er Willkür in der worteigenen Bedeutung auffaßt, und das Gesetz ja auch nur irgendeinem Willen, und zwar einem zwecksetzenden, entspringt. Die Notwendigkeit jedoch — weit entfernt, irgendeine Verwandtschaft zu haben mit dem einem Gesetze entspringenden Verbote — ist vielmehr ein „seliges Müssen“, in dem die Seele des Geschehens mit dem Wesen verschmilzt.

Auch sprachliche Beweise zieht KLAGES gerne heran. Wenn es beim Erleben auf Tiefe ankommt, so zeigt schon die Sprache, daß dann offenbar die Seele das Erlebende ist und nicht der Geist. „Der seelenvolle Mensch“ bedeutet etwas viel Tieferes als etwa der „geistige Mensch“ oder gar der „Willensmensch“. Bei der Seele spricht man vom Erleben, Erleiden, Erfahren, während man beim Geiste immer von Erfassen, Behaupten spricht, wobei der Gegensatz von Geist und Seele an dem tiefen symbolischen Wahrheitsgehalt der Sprache, und zwar der urtümlichen Volkssprache sich abbildet. Es ist kennzeichnend für die lebensferne Künstelei unserer heutigen Kultur, daß man versucht, eine Einheitssprache wie das Esperanto zu konstruieren, mit deren Ausbreitung die Wahrheit nur verschleiert würde. Übrigens erweist sich die Gleichheit des Geschlechts zwischen Mann und Geist und zwischen Weib und Seele sprachlich als tief im Wesen verwurzelt und kehrt auch im Griechischen wieder: *ὁ νοῦς* und *ἡ ψυχή*.

Erwähnten wir oben den „Einbruch“ des Geistes an einem locus minoris resistentiae vitae, so erhebt sich die Frage, wann dieser Einbruch stattgefunden habe. Die Verzweigung der Lebenspole begann, nach KLAGES, bereits in der vorgeschichtlichen Menschheit; und KLAGES sieht in einer dem Platonismus zustrebenden Orphik einerseits, in altmexikanischem Kannibalismus und kinderbratendem Molochsdienst andererseits lediglich verschiedene Erscheinungsweisen desselben Bestrebens. Beides sind Irrwege: der erstere, unblutig-prometheisch, münde im entsinnlichten Vernunftglauben; der zweite, der blutig-herakleische, führe zur Herrschaft der zwecksetzenden Willenswut, zu

jenem utilitarischen Tatwillen, der alle Naturgewalten knechtet und bald den ganzen Planeten verwüstet haben wird und alles Leben darauf vernichtet — mit Ausnahme der Bacillen¹! Fast könnten solche Gedanken den Anschein erwecken, als gefalle sich KLAGES lediglich in einer Cassandra-Rolle, in welcher er baldigen Weltuntergang prophezeie. Demgegenüber muß doch wohl anerkannt werden, daß er nur — von seinem Blickpunkt aus folgerichtig — die Weiterentwicklung des bis jetzt erreichten Zustandes zeichnet. „Die Möglichkeit einer Wende durch ‚Wunder‘ bleibt vorbehalten².“ Er hebt sich damit ab von der großen Zahl derer, die, unfähig zu eigener Lebensgestaltung, diesen Mangel durch ein Verfluchen der Gegenwart auszugleichen suchen. Das sind die eigentlichen Schwarzseher; sie haben — im Sinne von KLAGES — nichts Lebendiges mehr aufzuweisen. Das Entscheidende an KLAGES — nicht nur den eben Gekennzeichneten, sondern auch anderen pessimistischen Philosophen gegenüber, ganz zu schweigen von seinen Nachahmern — ist eben dies: sein „Nein“ gegenüber der heutigen Welt des Geistes ist so echt und rein, daß es nicht Platz bietet für eine erkünstelte „Rückkehr zur Natur“; und es ist dabei durch seine Echtheit fähig, ein vollkommenes „Ja“ einzuschließen. Dieses „Ja“ gilt dem Leben, das unausrottbar auch die Gegenwart beherrscht und bezwingt.

KLAGES sieht im *Wollen* an sich eine negative Macht; der Wille ist für ihn zerstörerischer Natur³. Aber indem er als Beispiel den den Stein zertrümmernden Meißel des Künstlers anführt, zeigt er, daß der Wille auch in positive, lebenbejahende Richtung umgelenkt werden kann. Den naheliegenden Einwurf freilich, man brauche also in jedem Fall den Willen, auch zur Erringung schöner und guter Wünsche, widerlegt er durch den Hinweis auf willensfreie Wunscherfüllung, wie sie im Märchen tausendfach wiederkehrt. Diese Idee steht in heftigstem Widerspruch zu allem Rationalismus, dessen ethische Grundhaltung dahin geht, es ließe sich nichts vollbringen denn durch bewußten Tatwillen. GOETHE noch hat es anders gewußt; so läßt er beispielsweise im *Faust* die Hexe sagen:

„Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer *nicht denkt*,
Dem wird sie geschenkt,
Der hat sie ohne Sorgen!“

¹ Vgl. Grundlagen der Charakterkunde. S. 157.

² Grundlagen der Charakterkunde. 4. Aufl. S. 222, Anm. 45.

³ JAENSCH (Grundformen menschlichen Seins. Berlin 1929) fand gerade bei Willensprüfungen „Integrierter“ — d. h. Typen mit voller Durchdringung der psychophysischen Gestalt — eine tiefe Kluft zwischen Elementarseelischem und Geistigem. Sie versagten meist in diesem Prüfungsverfahren zufolge innerer Bindungen; während die „Desintegrierten“, die reinen „Geistmenschen“, in diesen Prüfungen Vortreffliches leisteten. Cf. Teil 5 dieses Buches.

Jedoch wenn man überhaupt Mythen anerkennt, wenn man begreift, daß ihr „Aberglauben“ uralte Menschheitsweisheit enthält — dann muß man die Konsequenz ziehen, daß es eine Möglichkeit der Wunscherfüllung ohne den Krampf des Wollens und den Zwang der Arbeit geben muß. Außereuropäischer Weisheit war dies bekannt, man denke an unsere Ausführungen über LAOTSE, dessen höchstes Gut war, „zu wirken, ohne zu handeln“. Wie immer dies möglich sei, bleibe hier unerörtert; denn das ist nun schon eine Frage der „Magie“. Um aber jedem Mißverständnis vorzubeugen, so sei versichert, daß auch bei KLAGES keineswegs die Arbeit auf einmal abgeschafft werden soll. Immerhin: allen Arbeitsfanatikern vom Typus eines CARLYLE sei zu bedenken gegeben, daß auch nach dem Paradiesesmythos die Arbeit ein Fluch ist.

Schon in der Tierwelt erkennt KLAGES diese willensfreie, triebbedingte Handlungsweise. Er nimmt nämlich an, daß das dürstende Pferd z. B. einen Zug zum Wasser hin empfände, die Honig sammelnde Biene einen Zug zu den Blumen hin. „Das Bild“ des Wassers, der Blume zieht das Tier. Damit hätte ich KLAGES' — wie er selbst sagt — zentralste Lehre berührt, nämlich die Wirklichkeit der Bilder.

4. Die „Wirklichkeit der Bilder“.

Dazu muß noch einmal seine Auffassung über den echten Rausch erwähnt werden. Er nennt ihn auch die „Bildertrunkenheit“: aus diesem zentralen Rausche, der letzten überströmenden Verbundenheit mit dem Kosmos, entspringe das wesentlich und ursprünglich Wirkliche: die *Urbilder*.

Was er unter Urbild nun versteht, macht er an folgendem Beispiel klar: Man mag hundertmal einen Wald gesehen haben, aber nur einmal erschaut ihn die Seele; denn in dem Augenblicke ist der Eindruck so mächtig, daß er die Seele den Klauen des Ichs entreißt¹. Dieses Urbild kehrt niemals wieder, weil es unter besonderen Umständen eintrat. Jedoch ist es möglich, daß man noch einmal begnadet ist, sein Urbild zu schauen, z. B. im Sturm. Nun läßt sich einwenden, man könne ja mit der lichtempfindlichen Platte diesen Eindruck aufbewahren. Den, ja. Aber niemals bewahrt man das Urbild. Denn dieses entsteht, es ist nichts, was besteht, oder sich finden, oder gar einfangen und fixieren ließe: sondern es wird einzig geboren in dem Augenblicke der polaren *Berührung zwischen der empfangenden Seele und einem wirkenden Dämon*. Und der leuchtende Schauer, der den Moment dieses echten Geschehens umhüllt, ist das Zeichen dafür. Denn die Urbilder sind um ein Unendliches reicher als der Eindrucksanlaß, den der Geist davon zu erfassen

¹ Man ersieht hier, wie falsch es wäre, die „Bilder“ der KLAGESSchen Lehre gleichzusetzen etwa mit den Ideen PLATONS (trotz der *ἀγαθησις*) — oder gar mit dem Bildzauber des Primitiven.

vermag. Zergliedern kann man dieses Unendliche nicht, nur die Erinnerung daran kann durch bildliche Wiedergabe des Eindrucksanlasses geweckt werden. Es handelt sich also hierbei um einen vitalen Vorgang, der keineswegs mit dem bloßen Vorstellen verwechselt werden darf. Und zwar ist dies ein Erleben ohne Bewußtsein. Will man dem lebendigen Sinn der Sprache folgen und diesen als Wegweiser zurück zu ursprünglich empfundener Wirklichkeit gelten lassen, so sei bemerkt, daß das Wort „Bewußtsein“ einen Zustand (kein Geschehen!), und zwar den „bewußten Seins“ bezeichnet; und eben dieses Wissen um das Sein ist es, das im Rausch vitalen Erlebens erlischt.

Was ist das Wesen derart „erlebter“ Bilder? Sie sind wirklich, dennoch aber schweben sie in „unantastbarer Ferne“. Denn ihr Träger ist — wie KLAGES von SCHULER übernahm — der „Eros der Ferne“. Hier wäre einzuwenden: wenn im dürstenden Pferde das „Bild“ des Wassers, in der Biene das „Bild“ der Blume wirksam ist, dann sind doch das Wasser, die Blume greifbar und recht eigentlich wirklich. Da ist denn darauf hinzuweisen, daß es sich hierbei um einen vitalen Vorgang, also ein Erleben handelt, das mit Vorstellungen, die im Geist entstehen, nichts zu tun hat. Nicht die Vorstellung des Wassers im Gehirn des Tieres zieht es zu der Quelle, sondern das Bild in der Seele. Und so sagt KLAGES, daß Dinge und Personen „*existieren*“, Bilder aber „*leben*“ wirklich in der Seele. Die Bilder sind schlechthin wirklich, sie wirken, und zwar ohne zu handeln, wie das Wasser; so erklärt KLAGES auch den Wachstumsvorgang des Keimes im Mutterleib damit, daß in der befruchteten Zelle ein „Bild“ des werdenden Organismus wirkt als stoffgestaltende Macht. Und so wirken bei allen vitalen Handlungen des Menschen oder Tieres, die wir als Instinkthandlungen zu bezeichnen pflegen, durch einen sozusagen lebensmagnetischen Zug die Bilder auf die Seele des Menschen oder Tieres und dann, Handlungen auslösend, auf den Organismus — oder auch direkt auf diesen. Es besteht also gewissermaßen eine Polarspannung zwischen der Seele und dem Bilde. Um abschließend den Sachverhalt unmißverständlich darzulegen, bediene ich mich eines Gegenbeispiels: Wirkt das Bild auf die Seele oder direkt auf den Leib, so ist es niemals *das* „Bild“ der Maschine, was etwa im Handeln des Konstrukteurs waltet, sondern nur *die Vorstellung* seines Geistes. Denn von der Maschine gibt es schlechterdings kein „Bild“! Woraus man beiläufig einen neuen Hinweis darauf erhält, daß Leib und Seele eine Lebenseinheit bilden, der Geist aber von ihnen ausgeschlossen ist.

Es liegt im Wesen der Lehre von der Wirklichkeit der Bilder, daß sie mit den Mitteln der Ratio weder zulänglich begründet noch auch nur dargestellt werden kann; sie muß erlebt werden. Aber letztthin ist für jeden Menschen nur das evident, was er in diesem Sinne erlebt hat.

KLAGES' Lehre ist von einem klar-radikalen Dualismus, der jedoch keineswegs in Ideologien hängt, wie SCHELER und andere meinen. Macht man sich diesen Dualismus völlig zu eigen, so gibt es allerdings keine Rettung. Es sei denn, es gelänge den Geist zu überwinden, wie dies in der Shâmkyā-Philosophie der Inder angedeutet wird, die den Gedanken gehabt habe, „durch das Scheidewasser des Geistes vom Leben zu lösen ihn selber“. Eben diese Rettung aber ist nicht möglich. Denn wenn KLAGES recht hat, daß das Bewußtsein, mithin also das Wissen um eine Entwicklung, deren letzte Stufe ist, *dann ist sein Werk: die Bewußtmachung des Hinsterbens des Lebens, zugleich dessen Ende!* Dann gilt von seiner Lebenswissenschaft das, was er von seiner Charakterkunde schreibt: der Anfang ihres Endes! Hier klappt die tragische, von KLAGES selber gut gewußte Antinomik jeglichen Irrationalismus: dadurch, daß er Gestalt gewinnt, vernichtet er sich.

Rationalisten werden immer nur diese Antinomik sehen und das Eigentliche an KLAGES nie verstehen.¹ Aber wer selbst viel in Berührung kommt mit den Opfern des heutigen Lebens und seiner Zivilisationsformen, wer die ganze Widersinnigkeit und Verzweiflung der abendländischen Kultur in sich selbst erlebt hat — wer einen Einblick tat in außereuropäische Kulturen, in das Leben der ursprünglichen Naturvölker, deren Reinheit und Klarheit europäischer Geisteshaltung unnahbar fernblieb — wer versteht, daß ein LEO FROBENIUS äußerte, er sei „hoffnungslos traurig wiedergekehrt aus den Ländern des Glücks in die des Jammers“: der sieht, wohin die Reise geht, und erkennt in KLAGES einen Eideshelfer für die eigene, in stillen Stunden der Selbstprüfung gewonnene Einschätzung der heutigen Entwicklung. Und welche Konsequenzen ergeben sich aus dieser Entwicklung? KLAGES zieht sie mit düsterer Ergriffenheit, indem er immer wieder von einer schließlich gänzlichen Verwüstung der Erde durch die herakleische Willenswut des Menschen spricht: „Die Stunde der Umkehr wurde versäumt¹, und wir alle, die wir aus leidenschaftlicher Liebe zum Leben so Grauensvolles beweinen müssen, sind ‚letzte Mohikaner‘. Wer aber von solchen noch Wünsche zu hegen wagt, müßte nur eines wünschen: daß eine derart Verruchtes vollbringende Menschheit so schnell wie möglich absinke, veraffe, verende, damit um ihre verfallenden Arsenale des Mordes noch einmal, begrabend, entmischend und sich selber erneuernd, der Rausch der Wälder brande!“

Doch das *Leben*, das schöpferische Geheimnis ist unendlich: ohne Anfang, ohne Ende. Wenn auch die geschichtliche Menschheit vergeht — so kommt vielleicht eine neue; denn diese Menschheit ist ja doch nur eine unter vielen Möglichkeiten.

Und sieht der geistige Mensch KLAGES — gleichsam der Gefangene seines übermächtigen Gegners Logos — keine Hoffnung, so gibt sie uns

¹ Geist als Widersacher der Seele. S. 768.

der intuitive Metaphysiker KLAGES wieder; und er erteilt damit zugleich auf seine eingangs erwähnte bange Frage die Antwort, unter welcher Bedingung eine Wandlung möglich sei. Dies geschieht in seinem „Kosmogonischen Eros“¹:

„Man rufe sich zurück das Erlebnis des Schauens, so wie wir es zu beschreiben versuchten, und denke hinzu, daß *zwei* Menschen es *gemeinsam* erlitten: alsdann wären beide sympathetisch verbunden durch *das* Ereignis, das den Namen des kosmogonischen Eros trägt! Daß solches sich nie durch Verknüpfung ihrer Leiber vollzöge, braucht keines Wortes mehr; wie es aber dennoch stattfinden könne, das dürfte, ohne zu freveln, nur der enthüllen, den das Wunder verwandelt hätte, ihn entrückend unter die Götter. Geschähe das Unerhörte indes auch unter Zweien aus Hunderten von Millionen, so wäre die Fluchmacht des Geistes gebrochen, der entsetzliche Angsttraum der Weltgeschichte zer-ränne, und es blühte Erwachen in Strömen des Lichts!“

5. Bedingungen und Wege der Charakterforschung.

Um einen Maßstab für den Wert der KLAGESschen Lehre zu erhalten, müssen wir uns die Frage zu beantworten suchen: Werden unsere Kenntnisse von der Wirklichkeit durch die Gedanken von KLAGES vermehrt, und sind sie instande, grundlegende Bedeutung für andere Wissenschaften zu gewinnen? Nur von diesem Standpunkt aus gewinnen wir das richtige Verhältnis nicht bloß zu den Ergebnissen eines KLAGES, sondern zu jeder neuen Lehre überhaupt. Wenn KLAGES mit dem Anspruch eines Metaphysikers auftritt, so scheint er sich von vornherein in eine schwache Position begeben zu haben; denn seit KANT wissen wir, daß Metaphysik als Wissenschaft nicht möglich ist. Aber vor allem durch KLAGES ist wieder deutlich geworden, daß eine irrationale Metaphysik von diesem Einwand dann unberührt bleibt, wenn sie *echte Physiognomik* ist. *Physiognomik* ist aber die Lehre, vom Äußern der Erscheinungen auf das Innere, auf das Wesen zu stoßen. Ihre Aufgabe besteht darin, uns in der Erscheinungswelt den *Sinn* aufzudecken. Wenn wir den Sinn in ihr sehen, so sehen wir die Erscheinung *symbolisch*. Es ist in der Tat ein nicht wegzudenkender Zug im *πάθος φιλόσοφον* und überdies sein Treffpunkt mit dem des Künstlers und Dichters, daß es die Dinge, einem unentrinnbaren Zwange folgend, symbolisch auffaßt: darin bei aller Größe des Unterschiedes der Geistesverfassung des „Wilden“ ähnelnd.

Wenn eine solche Metaphysik nach der Annahme bestimmter Prinzipien — ohne Voraussetzung einiger Grundsätze ist niemals eine Lehre möglich gewesen — die Totalität der Welt sinnvoll zu deuten vermag, ist sie der höchsten Beachtung wert. Unbillig ist, von ihr zu verlangen, daß sie alle Fragen beantworten solle, oder daß sie Wissenschaft sein

¹ Vom kosmogonischen Eros. 3. Aufl. S. 198.

solle in dem Sinne, daß ihr Gedankengebäude bis auf den letzten Stein gefügt sei. Man kann mit aller Vorsicht sagen, daß durch die Annahme von der unversöhnlichen Gegnerschaft von Leben und Geist unser Verständnis für Erscheinungen erweitert wird, deren Bestand bisher einer Deutung widerstrebt. Dadurch sind Gebiete für die Forschung erschlossen worden, deren ernsthafte Behandlung früher ausgeschlossen bleiben mußte.

KLAGES will sein Werk daher auch als Forschungsleistung gewürdigt wissen. Damit gewinnen wir das richtige Maß seiner Beurteilung. Überlassen wir einer späteren Zeit die Entscheidung, was an seinem Werk vergänglich, was unvergänglich sei: uns geht es allein an, die vielfältigen Ergebnisse seiner *Forschungen* in ihren Grundzügen zu würdigen. Zum Schluß müssen wir entscheiden können, ob unser Wissen von der Wirklichkeit vermehrt wurde, ob neue Tatsachen gefunden wurden, nicht nur subjektive Meinungen eines Einzelnen übrigbleiben.

In dem Vorwort zu dem Werk: „Zur Ausdruckslehre und Charakterkunde“ bezeichnet sich KLAGES als Schöpfer zweier neuer Wissenschaften, der *Wissenschaft vom Ausdruck* des Seelenlebens und der *Wissenschaft von den Charakteren*. In der *Ausdruckslehre* legt er die Grundlagen für eine funktionelle Physiognomik des Menschen, die *Charakterkunde* bildet den Beginn einer Theorie der Persönlichkeit. Im Rahmen unserer Darstellung steht seine Charakterologie im Vordergrund unseres Interesses. Die Lehre vom Ausdruck findet an späterer Stelle Berücksichtigung. Nicht unerwähnt soll aber schon jetzt eine Leistung seiner Ausdruckslehre bleiben, die den Namen KLAGES überhaupt erst weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. In seiner *Graphologie* besitzen wir zum erstenmal eine Handschriftendeutung, deren Brauchbarkeit kritisch geprüft zu werden verdient. Ihre wichtigsten Prinzipien werden bei der späteren Zusammenfassung der Ausdruckslehre dargestellt.

Bevor KLAGES einen Aufbau der Persönlichkeit zu geben versucht, untersucht er die Voraussetzungen, von denen jede charakterologische Betrachtung auszugehen hat. Zu den Bedingungen der Wesensfindung gehört die Erforschung des eigenen Inneren. Jede Selbsterforschung muß aber den Weg über die Erforschung des Fremden nehmen. Die *Fremdbesinnung* geht der *Eigenbesinnung* voran. NIETZSCHE: Das Du ist älter als das Ich. Die Erfassung fremdseelischer Eigenschaften geht also derjenigen der eigenen Charakterzüge voraus. Es kann auf dem Gebiet der Dinge wie der Wesen meisterliche Kennerschaft erworben werden ohne beträchtliche Einmischung der Rückbesinnung. Gesetz jedoch, ich fühle mich aus wirklicher oder vermeinter Kenntnis etwa der mißtrauischen Gemütsart eines Anderen zu Erwägungen darüber veranlaßt, was eigentlich Mißtrauen sei, wie es entstehe, mit welchen sonstigen Eigenschaften es zusammenhänge, — so hätte ich abseits von

aller Kennerschaft den Boden der *Charakterforschung* betreten und werde fortan nur noch nach Maßgabe meiner *Selbstbesinnung* vom Fleck kommen. Fremdkennntnis wird hingegen nur in stetem Umgang mit der Welt erworben. In diesem Punkte stimmt sie mit den Bedingungen der Menschenkenntnis überhaupt überein. Bei GOETHE liest man: „Der Mensch kennt nur sich selbst, sofern er die Welt kennt“ — oder an anderer Stelle: „Ich habe in reiferen Jahren große Aufmerksamkeit geübt, inwieweit andere mich wohl erkennen möchten, damit ich in und an ihnen wie an so vielen Spiegeln über mich selbst deutlicher werden könnte.“ Die zweite unerläßliche Vorbedingung für die Wesensfindung ist die Teilhabe an dem Vermögen, in der Erscheinungswelt den *Sinn* zu sehen. Diese Bedingung liegt, wie wir oben sahen, jeder echten Metaphysik zugrunde. *Physiognomisch* heißt diejenige Betrachtung, die jeden Charakter aus Zügen seiner sinnlichen Erscheinung kennzeichnet. Damit wird sie zu einer Formenlehre des seelischen Gliedbaues, zu einer *Morphologie*. Die Vertiefung des physiognomischen Vermögens hat stets ihren Quellpunkt in der Erweiterung des Verständnisses für die *Semiotik der Körperwelt* oder im Fortschritt der geistigen Aneignung bis dahin noch fremder *Physiognomien*. Setzen wir eine Begabung für eine derartige Betrachtungsweise voraus, so müssen wir annehmen, daß sie bei dem Einzelnen verschieden stark ausgeprägt ist. Denn wir sehen, daß Begabungen Mengeneigenschaften sind und als solche quantitativ verschieden auftreten. Die Charakterforschung erfährt hier ihre erste Einschränkung für den Einzelnen, zu der bald noch bei weitem wichtigere treten sollen.

Wegen der grundsätzlichen Wichtigkeit wollen wir auf anderem Wege versuchen, die vorangegangenen Ausführungen verständlicher zu machen. Ein Wissenschaftler gewinnt zunächst einen ungünstigen Eindruck, wenn er etwa die LAVATERSchen „Fragmente“ zu studieren beginnt. Nun ist zwar LAVATER nicht eigentlich zu den Romantikern zu rechnen, also zu den Vorgängern von KLAGES. Aber beim Durchlesen seines Werkes und vor allem der „Symbolik der menschlichen Gestalt“ von CARUS, einem echten Romantiker, ferner etwa der Aufsätze GOETHEs über die Physiognomik gelangt man doch allmählich zu der Auffassung, daß in diesen Schriften, abgesehen von vielen Abgeschmacktheiten, bisweilen sogar Albernheiten (letztere freilich nur in dem Werke LAVATERS), *echte Erkenntnisse* enthalten sind. Die „morphologische“ Methode, von der äußeren, sinnlich gegebenen Erscheinung auf das Innere, auf das Wesen zu schließen, vermag ganz andere Fragen einer Lösung entgegen zu führen, als es die eigentliche, traditionell aristotelische wissenschaftliche Seelenkunde bislang erreicht hat. Es ist ein völlig anderes Prinzip, vom Ganzen auszugehen, ehe man es mit Erfolg unternimmt, die Teile zu erforschen. Zwar hat uns die Wissenschaft von der Seele eine beispiel-

lose Schulung im Analysieren beigebracht, aber die eingeschlagene Richtung hat niemals über einen ziemlich engen Kreis von Fragen hinausgeführt. Niemals waren Fragen zu beantworten wie, was den Politiker ausmache, wodurch sich vom zivilisierten Menschen der Naturmensch unterscheide usf.

Im Grunde steckt in uns allen ein physiognomisches Vermögen. Denn schließen wir nicht schon aus dem Mienenspiel, aus den kleinsten Gesten im täglichen Leben auf das Innere eines Menschen? KLAGES unternimmt wohl zum erstenmal den Versuch, diese bisher nur bruchstückhaft aufgezeichneten Vorgänge zu systematisieren, die Bedingungen ihres Ablaufes zu studieren und unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen.

Dabei bringt er nicht etwa eine neue Typologie. Das erscheint ihm billig, da noch nicht einmal die Grundlagen vorhanden sind, auf die man eine neue Typologie aufbauen kann. Deshalb untersucht er zuerst die Bedingungen, die an eine Charakterforschung zu stellen sind, um dann die Methoden einer Prüfung zu unterziehen. In der wechselnden Begabung für eine physiognomische Betrachtungsweise sahen wir die erste Einschränkung, die jede Charakterforschung erfahren muß. Ihr drohen jedoch noch von anderer Seite viel größere Gefahren. NIETZSCHE, der die Hindernisse, die der Selbsterkenntnis entgegenstehen, am klarsten durchschaut hat, spricht davon, daß Wesenslehre nur im Ausmaß der Zersetzung des Geltungstriebes und Bedeutungsverlangens möglich sei. Inwendig kennt kein Mensch sein Innerstes, denn er mißt nach eigenem Maß sich bald zu klein und leider oft zu groß. NIETZSCHE erkannte, daß es weder eine personelle noch eine generelle Selbsterkenntnis und dann aber auch keine Wissenschaft vom Charakter geben könne, *es sei denn, man habe zuvor alle Selbsttäuschungen durchschaut und dadurch vernichtet*. Unübertrefflich faßt er das an folgender Stelle zusammen: „Wenn ich etwas vor allen Psychologen voraus habe, so ist es das, daß mein Blick geschärfter ist für jene schwierigste und verhänglichste Art des Rückschlusses, in der die meisten Fehler gemacht werden, des Rückschlusses vom Werk auf den Urheber, von der Tat auf den Täter, vom Ideal auf den, der es nötig hat, von jeder Denk- und Wertungsweise auf das dahinter kommandierende Bedürfnis.“ Neben der Selbsttäuschung, die immer Selbstwerttäuschung ist, ist der „*Lebensneid*“ der gefährlichste Gegner der Selbsterkenntnis. Zum Verständnis dieses ebenfalls von NIETZSCHE geprägten Wortes sei bemerkt, daß er das gegen das Leben gerichtete ohnmächtige Wüten seiner Träger ist, die vom Leben benachteiligt wurden. Es sei erlaubt, eine Stelle aus SCHOPENHAUER¹ einzuflechten, der es ja wissen muß, da er dieses Resentiment ständig selber gelebt hat: „Für den auf Naturgaben und

¹ Zur Ethik. Reclam 5, 221—222.

persönliche Vorzüge gerichteten Neid gibt es keinen Trost der einen noch der anderen Art, so daß ihm nichts übrigbleibt, als die so Bevorzugten bitter und unversöhnlich zu hassen. Daher ist sein einziger Wunsch, Rache an seinem Gegenstand zu nehmen. Hierbei findet er sich in der unglücklichen Lage, daß alle seine Schläge machtlos fallen, sobald an den Tag kommt, daß sie von ihm ausgegangen sind. So wird er die Vorzüge, die sein Herz verzehren, mit unbefangener Miene ignorieren, sie gar nicht sehen, nicht kennen, nie bemerken, noch davon gehört haben und wird so im Dissimulieren einen Meister abgeben. Er wird mit großer Feinheit den, dessen glänzende Eigenschaften an seinem Herzen nagen, scheinbar als unbedeutend gänzlich übersehen.“ NIETZSCHE hat es sich in seinen Werken zur Aufgabe gemacht, diesen Lebensneid bis in seine verborgensten Schlupfwinkel aufzuspüren, und kommt dabei zu ungeahnten Aufschlüssen über die Grundlagen der menschlichen Persönlichkeit und besonders über den ideologischen Gehalt von ganzen Epochen der Weltgeschichte. Die idealbildenden Wirkungen des Ressentiments werden unwiderlegbar aufgedeckt.

Bei der Prüfung der *Methoden*, die wir in der Charakterkunde anwenden müssen, schildert KLAGES zunächst den Weg, den wir bei der Erforschung einer *Charaktereigenschaft* gehen müssen. Erkunden wir die charakterologischen Bedingungen, z. B. des Mutes, so fahnden wir zunächst nach Beispielen, die wir aus eigener Erfahrung kennen, suchen uns zweitens scharf genau darauf zu besinnen, was wir eigentlich erleben, wann immer in uns eine derartige Eigenschaft mächtig ist, und wir isolieren endlich die Grundlage dieses Erlebens, indem wir sie gedanklich aus dem Ingesamnt unserer Erlebnisbedingungen heraustrennen. Wir sehen, wie die Selbsterforschung der notwendige Ausgangspunkt aller charakterologischen Bemühungen bleiben muß. Aber wir müssen uns nicht nur auf uns selbst, wir müssen uns noch *auf die Besinnung besinnen*, wenn unsere Wissenschaft hinsichtlich der Methode nicht eine empfindliche Lücke aufweisen soll. Diese Besinnung ist möglich mit Hilfe eines Werkzeuges, das an Brauchbarkeit alle anderen Methoden bei weitem übertrifft. In der Untersuchung der *menschlichen Sprache* besitzen wir eine Methode, deren Anwendbarkeit fast unbegrenzt ist und deren Befunde an unbewußter Einsicht den Scharfsinn der begabtesten Denker bei weitem hinter sich lassen. Welche charakterologischen Fragestellungen und zugleich welche Lösungen bieten etwa die Bedeutungsverschiedenheiten der folgenden einander nahestehenden Worte: sensibel, empfänglich, eindrucksfähig, feinfühlig, reagibel, impulsiv, sanguinisch? Was bedeutet Wohlwollen im Verhältnis zur Gutmütigkeit? Aus den Ableitungen der Namen gewinnen wir ferner Aufschlüsse über den Wandel des Menschheitscharakters im Laufe der Zeiten. Das Wort Einfalt war ein Lob und nahezu sinngleich mit Frömmigkeit, solange

die Stärke seines Glaubenskönnens priester-ritterlicher Schätzung gemäß den Wert des Menschen bestimmte, wohingegen die Vielfältigkeit einer intellektualistischen Zeit wie der unserigen vom Einfältigen nicht eben anders als vom Dummen redet.

6. Systematik und Ergebnisse der Charakterforschung.

Es war ein umständlicher Weg, den wir gehen mußten, um die neuartige Forschungs- und Betrachtungsweise KLAGES' in nuce kenntlich zu machen, bis wir jetzt die Frage zu beantworten suchen: Inwieweit ist bei KLAGES eine *Systematik des Charakters* vorgebildet, und worin besteht sie? Bei der *Definition des Charakters* fällt bei KLAGES Charakter in dem allein hier in Frage kommenden Sinn mit Persönlichkeit zusammen. Persönlichkeit wird als *vitale Einheit* definiert, zu der das *persönliche Ich* oder individuelle *Selbst* hinzutritt — oder anders gefaßt: an der Persönlichkeit unterscheiden wir *den allgemeinen Geist und die immerdar besondere Seele*.⁴ Er vergleicht diese Verbindung mit einer chemischen, eine Auffassung, an die wir uns später erinnern wollen.

An dem Aufbau der Persönlichkeit sind nach KLAGES vor allem *drei Eigenschaftsgruppen* beteiligt, die auch als *Zonen* oder Bezirke aufgefaßt werden und unerachtet ihrer Zusammenhänge zunächst aufschärfste in ihrem Wirkungsbereich zu sondern sind. Wir unterscheiden:

1. den *Stoff* oder das Insgesamt der *persönlichen Gaben*,
2. das *Gefüge* oder das Insgesamt der Anlagen des persönlichen Mittels, das die *Verlaufsformen der Innenvorgänge* bestimmt,
3. die *Artung* oder das Insgesamt der *persönlichen Triebfedern* oder Gefühlsanlagen.

1. Unter dem *Stoff* oder der *Materie der Persönlichkeit* verstehen wir sämtliche *Fähigkeiten* wie Gedächtnis, Auffassungsvermögen, Scharfsinn, Feinfühligkeit. Statt Fähigkeiten kann man auch Begabungen oder Talente sagen, muß sich aber dann immer bewußt bleiben, daß es Gaben so gut des Gefühls und des Willens wie des Verstandes gibt. Begabungen sind Mengeneigenschaften, die sich sinnbildlich durch Zahlen ausdrücken lassen. Man hat mehr oder minder Gedächtnis, mehr oder minder Willensstärke usw. In ihrer Gesamtheit bedeuten sie gleichsam ein natürliches Kapital, mit dem man arbeiten oder das man „verzetteln“ kann, daher „Stoff“ des Charakters. Das entscheidende Wort über das Verhältnis dieses Kapitals zu dem, *was einer damit macht*, findet man bei GOETHE: „Fähigkeiten werden vorausgesetzt, sie sollen zu Fertigkeiten werden.“ Aus der Schilderung zweier Begabungseigenschaften können wir ersehen, wie KLAGES zur Erfassung wesentlicher Sachverhalte gelangt. Zum Stoff des Charakters gehört das *Gedächtnis*. Ohne Gedächtnis wäre organisches Leben nicht bestandfähig.

CARUS hat schon 1846 in seinem Werk „Psyche“ dargetan, der Lebensvorgang erfordere die Annahme einer bewußtlosen Fähigkeit seines Trägers zu einer Art der Vorahnung des Kommenden, die er das Prometheische, und ebenso zu einer Art der Aufbewahrung des Vergangenen, die er das Epimetheische nannte. Letzteres, das vitale Gedächtnis, befähigt seinen Träger zu wichtigsten Leistungen. Beim Vorgang des Wiedererkennens ist die Annahme eines vitalen Gedächtnisses ohne weiteres ersichtlich. Ferner: jede Verhaltensgewohnheit bedarf im weitesten Umfange des Gedächtnisses. Der Bergsteiger verwertet mit höchster Zweckmäßigkeit in jedem Augenblick eine Unsumme von Erfahrungen über die Wiederherstellung gestörten Gleichgewichtes, während sein Bewußtsein mit der Betrachtung der ihn umgebenden Gesteinsarten beschäftigt sein mag. Unerläßlich ist weiterhin das vitale Gedächtnis bei Erscheinungen, die KLAGES als Phantasmen bezeichnet. Die Veränderung, die der Lebenssubstanz durch einen mächtigen Eindruck widerfahren ist, bewirkt, daß bei irgendwie ähnlichen Eindrücken vor dem inneren Auge Bilder emportauchen, die mit dem ursprünglichen Eindruck durch starke Gefühle vernietet sind. Diese Phantasmen sind auch in den Träumen wirksam. Vitales Gedächtnis ist Tieren und Menschen gemeinsam. Unterschieden werden muß vom Gedächtnis das *Erinnerungsvermögen*, das allein dem Menschen eignet. Das Erinnerungsvermögen ist ein geistiger Sachverhalt, der im Verhältnis zum Gedächtnis eine Folge von ihm unter gewissen neu hinzugekommenen Bedingungen darstellt. Alles Erinnern ist ein Sicherinnern und enthält somit ein Bewußtsein der Einerleiheit des Ichs in verschiedenen Augenblicken der Zeit. Wir unterscheiden zwischen Stärke des Gedächtnisses und Leichtigkeit des Erinnerungsvermögens. Die Fähigkeit zum Sicherinnern, das willkürlich geschieht, weist in Personen von vermutungsweise gleich großem Gedächtnis bisweilen äußerst verschiedene Grade auf. Es gibt Menschen von starkem Gedächtnis und schwerem Erinnerungsvermögen und umgekehrt. Aus Versagen unseres Erinnerungsvermögens suchen wir oft nach dem Namen einer Straße, einer Geschichtszahl quälend umsonst und haben es gleichwohl in unserem Gedächtnisschatz, weil es uns wenig später von selbst einfällt. Am Gedächtnis selbst läßt sich wieder das vorwaltende Gefühls- oder Stimmungsgedächtnis vom Sinnen- oder Anschauungsgedächtnis unterscheiden. Darunter ist nicht zu verstehen, der eine behalte vorzüglich nur Stimmungen, der andere vorzüglich Anschauungsbilder, sondern es will besagen, daß in einem der Stimmungscharakter der Gegenstände, im anderen ihr Anschauungsbild für die Auffassung und Auslese dessen überwiege, was am leichtesten und längsten behalten wird. Wir unterlassen es, darauf näher einzugehen; im Grundsätzlichen würden uns diese Überlegungen nicht weiterführen; und es ist ja schon ersichtlich, worin KLAGES von anderen

Untersuchern des Gedächtnisses abweicht. KLAGES' Verfahrensweise wird vollends klar bei der Betrachtung eines anderen Vermögens, das grundlegend am Aufbau der Persönlichkeit beteiligt ist. In der *Wahrnehmungsweise* des Menschen haben wir die Fähigkeit oder Anlage zu suchen, in einer besonderen Art Wahrnehmungen zu machen. An jeder Wahrnehmung ist zu unterscheiden der Eindrucksinhalt und der hinzukommende Auffassungsakt. Da nun an jeder Wahrnehmung die ganze Vergangenheit der Erfahrungen der Persönlichkeit teilnimmt, Erfahrungen also niemals ohne Gedächtnis gemacht werden, so wird Wahrnehmungsweise und Gedächtnisweise ein unzertrennbar Ganzes bilden. An der Wahrnehmungsweise unterscheidet KLAGES die *vitalen* Bedingungen, die er *Eindrucksanlagen* nennt, von den *geistigen* Bedingungen, den *Auffassungsrichtungen*. Bei den Eindrucksanlagen treffen wir zunächst auf die persönliche *Eindrucksempfänglichkeit*, die in der Frische, Breite und Stärke außerordentlich von Person zu Person variiert. Der persönliche *Empfänglichkeitsgrad* im allgemeinen kreuzt sich mit den persönlichen *Artungen* der Empfänglichkeit. Hätte jemand z. B. eine stark betonte Empfänglichkeit für Gesichtseindrücke, ein anderer für Gehörseindrücke, so wären beide auf ihre Empfänglichkeit überhaupt nur unter Zugrundelegung ihrer besonderen *Begabungsqualitäten* vergleichbar. Eng zusammengehörig mit der Eindrucksempfänglichkeit ist die *persönliche Fülle*. Derselbe Erregungsanlaß erzeugt schon im Augenblick des beginnenden Eindrucks in zwei verschiedenen Lebensträgern notwendig zwei artlich verschiedene Eindrucksbilder. Je nachdem nun die empfangende Seele den Eindruck zum Anlaß nimmt, ihn sich zu assimilieren, ihm eine besondere Bedeutung zu geben, oder den Eindruck als seelisch unverdaulich entweder abstößt oder wie einen Fremdkörper mit sich schleppt, können wir von einer persönlichen Fülle oder einem Mangel sprechen. Es eignet dem Menschen persönliche Fülle des Eindrucksvermögens, je mehr Eindrücke ihm Anlaß werden, persönliche Bedeutung für ihn zu gewinnen.

Zu den Eindrucksanlagen gehört ferner die *persönliche Wärme* des Anschauungsstoffes. Die sinnliche Frische der Anschauungsbilder wird leicht mehr oder minder verkümmern in solchen Persönlichkeiten, welche die Eindrücke, statt dabei zu verharren, ihrer Begabung gemäß sofort zum Anlaß des Denkens und Abstrahierens nehmen. Ihre verhältnismäßige Unfähigkeit, verfllossene Eindrucksbilder einigermaßen mit sinnlicher Deutlichkeit zu vergegenwärtigen, spricht also nicht unbedingt für innere Armut, sondern kann dafür sprechen, daß vor der sinnlichen Lebendigkeit die gedankliche Lebendigkeit vorherrscht. Wir nennen die Extreme den Gegensatz von Kälte und Wärme, worunter zu verstehen ist, daß der Gesamtzustand ausgesprochen sinnlicher Naturen und demgemäß jeder einzelne Bewußtseinsinhalt in die Stimmung der Wärme

getaucht ist, ausgesprochen unsinnlicher Naturen in die Stimmung der Kälte. Die uns hier vorschwebenden Extreme begründen eine Teilunterlage des seelischen *Gegensatzes von Jugend und Alter*. An der persönlichen Fülle des Eindrucksvermögens machten wir uns klar, wie die Fülle wächst, je mehr Eindrucksanlässe von der Seele Bedeutung zuerteilt erhalten. Wird nun *ein* Eindruck zu einer völlig die Seele gefangenehmenden Wirkung gelangen, so werden zahllose Eindrucksanlässe für den Empfänger ohne Bedeutung bleiben. Die persönliche Tiefe des Eindrucksvermögens wird dementsprechend zunehmen. Dieser Tiefe ist häufig eine herabgesetzte Anpassungsgabe verschwistert. In Norddeutschland wird das Wort „Tiefsinn“ bald für seelisch bedingte Gedankentiefe, bald für geistige Umnachtung gebraucht.

Damit hätten wir die wesentlichsten Eindrucksanlagen beschrieben und wir kommen zu den *geistigen Grundlagen der Wahrnehmungsweise*, den Auffassungsrichtungen. Haben auch die Auffassungsanlagen die Eindrucksanlagen zur Voraussetzung, so unterscheiden jene sich doch von diesen durch das Zwischenglied der *Triebfedern*. An die Stelle der Empfänglichkeit für Eindrücke tritt die geistige Aneignung der Eindrucksinhalte. Ein Mensch von großer Eindrucksempfänglichkeit, aber schwach entwickelter Bedingung der geistigen Aneignung steht zu einem Menschen von vermutungsweise gleich großer Eindrucksempfänglichkeit und stark entwickelter Bedingung der geistigen Aneignung unter übrigens ähnlichen Umständen im Verhältnis des Träumers zum Täter. Im Täter herrscht der stets aktive Geist über die Ereigniswelt des Erlebens. Seine Eindrücke macht er sofort der Auffassungsrichtung dienstbar, die ihm nach Maßgabe seiner Interessen natürlich ist. Wir kommen also dazu, *Grade* der Auffassungstätigkeit zu unterscheiden.

Ganz in der Richtung dieser Denkweise liegt es nun, wenn KLAGES zu einer grundsätzlichen Unterscheidung von *vitaler* und *geistiger Auffassungsrichtung* kommt. Für die lebensabhängige Auffassungsweise gibt es vitale Nötigungen, für die geistesabhängige hingegen geistige Forderungen. Die Lebensabhängigkeit des Denkens hat ihre Stärke oft im Entdecken,⁶ die Geistesabhängigkeit ebenso oft im Unterscheiden und Beweisen. Das Erfassen und *Denken der Frau* ist lebensabhängiger, das *des Mannes* geistesabhängiger. Die Ansicht, daß die typische Frau weniger Verstand habe als der typische Mann, ist nach Meinung KLAGES' völlig verkehrt.

Von weiteren Auffassungsrichtungen unterscheidet KLAGES die *subjektive* und die *objektive Auffassungsrichtung*. Die einen Menschen haben die Gabe, Sachverhalte aufzufassen und Werturteile zu bilden, fast ohne Rücksicht auf ihre persönlichen Wünsche; es sind die Charaktere von objektiver Auffassungsrichtung; wohingegen die Werturteile der anderen und schließlich ihre Tatbestandsauffassungen überhaupt weitgehend eine

Funktion ihrer Interessen bilden. Es sind die Charaktere von subjektiver Auffassungsrichtung. Beide können starken Wirklichkeitssinn besitzen, aber in den subjektiven verwickelt er sich mit ihren Wünschen und Neigungen, in den objektiven Naturen erhält er sich neben diesen. Man hat daher in den objektiven Naturen solche von größerer Selbständigkeit des Wirklichkeitssinnes zu sehen. So kommt KLAGES zu dem paradox klingenden Satze: wenigstens in der Einschätzung von Personen sei die *Frau* objektiver als der *Mann*. Der typische Mann, wenn er liebt, erhöht unfehlbar den Gegenstand seiner Liebe, erniedrigt den Gegenstand seines Hasses und neigt daher auf diesem Gebiet in hohem Grade zur Bildung von „Illusionen“. Dagegen kann die typische Frau z. B. einen Mann leidenschaftlich lieben und gleichwohl ein scharfes Auge für seine Mängel haben: sie liebt ihn darum nicht weniger.

Von der subjektiven bzw. objektiven Auffassungsrichtung will KLAGES die *persönliche* bzw. *sachliche* Auffassungsrichtung streng unterschieden wissen. Im Charakter von vorwiegend sachlicher Auffassungsrichtung sind es Allgemeingefühle, z. B. das Gefühl für Wahrheit, für Recht usf., was in erster Linie sein ganzes Denken, ja, seine ganze Wahrnehmungsweise bestimmt; im Charakter von vorwiegend persönlicher Auffassungsrichtung personelle Gefühle, d. s. Gefühle persönlicher Neigung, Bewunderung, Liebe. Wenn also der *Mann* Überzeugungen, Gesinnungen, Maximen besitzt, so bedeutet das immer auch, daß er trachten müsse, zwischen ihnen und seinen personellen Gefühlen einen Ausgleich zu schaffen, weil er sonst unfehlbar in einen Konflikt der Gefühle geriete. Liebt er z. B. ein Mädchen, so ist etwas in ihm darauf aus, das Mädchen schön oder interessant oder kurz irgendwie vortrefflich zu finden. Eignen demgegenüber der *Frau* Maximen oder Überzeugungen fast ohne Gefühlsbetonung, so wird ihr Bedürfnis, sie mit personellen Gefühlen in Einklang zu bringen, weitaus schwächer als das des Mannes sein. Sie kann also jemanden lieben, ohne zu finden, er sei besonders schön oder interessant oder herzensgut; sein Wert besteht für sie darin, daß sie ihn liebt.

Die nähere Schilderung der letzten Auffassungsrichtung, die KLAGES für wesentlich beteiligt an der Wahrnehmungsweise hält, die *konkrete* bzw. *abstrakte* Auffassungsrichtung läßt sich dadurch von den soeben geschilderten trennen, daß bei ihr die persönliche Beziehung zum Individuellen eine Rolle spielt. Das Individuelle ist das Einzigartige, das der Einordnung in eine Gattung oder der Aufteilung in bloße Eigenschaften widerstrebt. Sofern stets dabei eigenartige Gefühlsbetonungen eine Rolle spielen, so kann man den Satz wagen, daß die Konkretheit des Denkens mit der Beteiligung des Gemütes wächst. Daß die *Frau* mehr persönlichen, der *Mann* mehr sachlichen Interessen huldigt, liefert den entscheidenden Grund für das Überwiegen der konkreten Intelligenz auf der weiblichen, der abstrakten auf der männlichen Seite.

2. Als *zweite große Gruppe* von Eigenschaften, die am Persönlichkeitsaufbau grundlegend beteiligt ist, kommt nach KLAGES das *Gefüge des Charakters* oder das Ingesamt der Anlagen des persönlichen Mittels, das die *Verlaufsformen* der Innenvorgänge bestimmt, in Betracht. Wen wir *temperamentvoll* nennen, dem messen wir weder ein Talent noch eine besondere Interessenrichtung zu. Er könnte nämlich *Temperament* besitzen oder dessen ermangeln: ob er begabt oder unbegabt, ob von eigennütziger Engherzigkeit oder ob er wohlwollend ist, könnten wir daraus nicht ersehen. Nicht vom Kräftekapital ist die Rede und nicht von Richtungen, in denen sich die Kräfte entfalten, sondern von *Verschiedenheiten ihrer Ablaufsweise*. Der Ablauf wird nun bestimmt durch zwei Faktoren, durch die Größe der *Antriebskraft* und durch den seelischen *Widerstand*.

Drei Eigenschaften rechnet KLAGES zum Gefüge des Charakters: Die persönliche *Gefühlserregbarkeit*, die persönliche *Willenserregbarkeit*, die dem haltbaren Bedeutungsbestandteil des Temperamentes entspricht, und das persönliche *Äußerungsvermögen*.

Richtet man sein Augenmerk auf die Entstehung von Gefühlen wie Hoffnung, Furcht, Neid, so läßt sich ohne weiteres behaupten, daß diese Gefühle in manchen Personen aus sehr geringfügigen Anlässen eintreten, während es in anderen sehr viel stärkerer Anlässe zu ihrem Auftreten bedarf. Es läßt sich der Satz wagen, daß die *Gefühlserregbarkeit* eine persönliche Konstante ist, die zwischen den Extremen äußerster Leichtigkeit und äußerster Schwere eine Größenreihe von recht beträchtlicher Länge durchmißt. Diese Konstante können wir aus zwei Bedingungen ableiten, die zueinander in Gegensatz treten. Die gleich der Stärke graduierbare *Tiefe des Erlebens* nämlich, auf die sich jeder zu besinnen vermag, wenn er tiefe Augenblicke seiner Erlebnisvergangenheit mit flachen Augenblicken erinnernd vergleicht, ist diejenige Eigenschaft der Gefühle, die niemals aus Anlässen von geringer Valenz entsteht, und deren Bedingung daher der Erregung der Gefühle widerstrebt. Zu ihr aber einen ohne weiteres verständlichen Gegensatz bildet die der Selbstbesinnung gleichermaßen zugängliche *Lebhaftigkeit des Gefühls*, deren Vorhandensein vom leisesten Anlaß zur Entfesselung von Gefühlen genötigt würde. Die Gefühlserregbarkeit wächst also mit wachsender Gefühlslebhaftigkeit und nimmt ab mit wachsender Gefühlstiefe. Wir verstehen jetzt die oben gegebene Definition der Struktureigenschaften, daß sie *Proportions- oder Verhältnisseigenschaften* sind, deren jede sich darstellen läßt durch einen Quotienten aus dem Verhältnis einer Antriebsgröße zu einer Widerstandsgröße.

In der persönlichen *Willenserregbarkeit* haben wir eine Struktureigenschaft vor uns, die sich mit der Lehre vom Temperament berührt. Wir übergehen die alte Temperamentenlehre und ihre Umwandlungen

im Laufe der Geschichte (vgl. S. 13 ff.). Dem unbezweifelbaren Gegensatz des Sanguinikers zum Phlegmatiker liegt eine echte Verlaufseigenschaft des Erlebens zugrunde. Uns schwebt dabei das Verhältnis von mehr als gewöhnlicher *Schnelligkeit* zu mehr als gewöhnlicher *Langsamkeit* der Lebensvorgänge vor. Versuchen wir den Gegensatz schärfer zu erfassen. Zu betonen ist, daß *bei beiden die Stärke der Gefühlserregbarkeit die gleiche sein kann*. Wenn wir den Sanguiniker den ewigen Pläneschmied nennen, der immer neue Entschlüsse faßt, neue Handlungen ausführen will, so ist in ihm der Wille als Antriebsgröße aufgetreten, der auf die Erreichung eines bestimmten Ziels drängt. Die Verlaufsweise eines Triebes, Wunsches oder Dranges wird bestimmt einmal durch die auf das Ziel gerichtete Triebkraft, zum andern durch den seelischen Widerstand. Aus der Verschiedenheit dieser Größen bei den einzelnen Menschen sind wir berechtigt, auf das Vorkommen einer Temperamentskonstante zu schließen. Dies ist aber die persönliche Willenserregbarkeit, die sich aus dem Verhältnis von Triebkraft der Regung zum Widerstand ergibt. Es gibt kaum einen besseren Maßstab für den Grad der persönlichen Willenserregbarkeit als den Grad der *Anlage zur Geduld*. Die Willenserregbarkeiten gehören zu den beständigen Abzeichen der Verschiedenheiten von Völkern und Rassen. Summarisch gesprochen, eignet z. B. dem Asiaten eine weit schwerere Erregbarkeit des Willens als dem Europäer.

Die letzte der drei Struktureigenschaften ist für KLAGES in dem persönlichen *Äußerungsvermögen* gegeben. Während manche Naturen schon bei geringer Erregtheit ein hohes Maß von Erregungsäußerung an den Tag legen, gibt es andere, deren nachweislich mächtige Wallungen zu uns nur aus leisen und fast unmerklichen Symptomen sprechen. Hier ist nicht von bewußter Übertreibung, Verstellung oder Beherrschung die Rede. Furcht etwa will keiner verraten, Liebe fast immer. Ein Mensch der ersten Gattung wird jedoch furchtsamer, ein solcher der zweiten minder liebevoll erscheinen, als er in Wirklichkeit ist, ungeachtet ihrer jeder das Gegenteil zu zeigen wünscht. Wir dürfen wohl daher das Dasein einer persönlichen Äußerungsfähigkeit annehmen, das vom Verhältnis zweier Anlagen abhängt, indem es naturgemäß wächst mit wachsender Erregbarkeit, dagegen abnimmt mit wachsendem Äußerungswiderstande. Den Äußerungswiderstand versucht KLAGES entwicklungsgeschichtlich abzuleiten, eine Überlegung, die uns hier nicht weiter interessieren soll.

3. Als *dritte große Zone*, aus der sich die Persönlichkeit zusammensetzt, unterscheiden wir die *Artung* des Charakters oder das Insgesamt der persönlichen *Triebfedern*. Urteile ich, Jemand werde vom Erwerbssinn geleitet, so denke ich dabei so wenig an irgendein Quantum natürlicher Befähigung, daß es sogar keinen Widerspruch enthielte, wenn ich

hinzufügen würde, es fehle ihm jedoch an praktischer Veranlagung. Ich kennzeichne also nicht sein Können, sondern sein Streben, und nicht seine Gaben, sondern seine Triebfedern. Triebfeder ist die Verdeutschung des Fremdwortes *Interesse*. Beide bedeuten charakterologisch dasselbe. *Triebfedern sind nicht dasselbe wie Triebe*. Wir können den Ehrgeiz eine Interessenrichtung nennen, nicht aber den Geschlechtstrieb des Bullen ein Geschlechtsinteresse.

Unter einer Triebfeder verstehen wir die *innere Ursache einer Strebung* im allgemeinen, einer Wollung im besonderen. Da zur Kennzeichnung dessen, was Jemand zu wollen pflegt, durchaus nur die Angabe seiner Ziele taugt, so muß es genauer heißen: jede Triebfeder ist die *bleibende Bedingung einer Richtung des Wollens*. Genau wie in der Welt der Dinge Richtungen miteinander Winkel bilden, und wenn es Kraftrichtungen sind, sich gegenseitig verstärken oder hemmen oder aufheben, so verstärken oder hemmen einander die Triebfedern, die den Richtungen des Wollens zugrunde liegen. Der Erwerbssinn hat für gewisse Fälle die gerade entgegengesetzte Richtung wie das Pflichtgefühl, und die ihm entsprungene Tat ist daher unter Umständen mit einer Niederlage des Gewissens erkaufte. Triebfedern sind also *Richtungseigenschaften*. Nehmen wir Richtungsunterschiede an, so kommen wir zum Begriff der *spezifischen* Triebfedern. Um ein oberstes Prinzip für die Einteilung zu gewinnen, überlege man sich folgendes: Ein *Gefühl*, welches immer es sei, habe nicht ich, sondern *es hat mich*; eine *Wollung* hingegen hat nicht mich, sondern *ich bin es, der sie erzeugt*. Ich kann mir verbieten, dem Gefühl des Hungers oder der Liebe nachzugeben, aber ich kann dem Gefühl nicht befehlen, zu kommen und da zu sein. Man beachte den Sprachgebrauch: die Begierde zwingt, die Bewunderung ergreift, die Trauer erschüttert, kurz der Affekt, gleichsam ein Es und außer mir, *bewegt mich*. In jedem Gefühl ist das Ich der *leidende* Teil, in jeder Wollung der *tätige* Teil. Wirkt nun das Wollen im Ich und wirkt mit Hilfe des Wollens das Ich in den Organismus hinein, so ist das Allgemeinste, woran alle Willensantriebe notwendig teilhaben, *der Drang des Ichs, sich dem Leben gegenüber in unwandelbarer Selbstheit zu behaupten*. Sofern wir das Ich ausschließlich in seinem Verhältnis zur Vitalität ins Auge fassen, gewinnen wir ein *oberstes Einteilungsprinzip für sämtliche Triebfedern*, die entweder auf der *Behauptungsseite* oder auf der *Hingebungsseite* zu finden sind. Aus diesem Gesichtspunkt läßt sich ein System der Triebfedern entwerfen, das wir nur in den Grundzügen schildern. Man wolle beachten: eine Einteilung der Triebfedern ist nicht eine solche der Persönlichkeiten. Es gibt keinen Menschen, dem *nur* Hingebungstriebgedern oder *nur* Behauptungstriebgedern eigen wären. Jeder Behauptungsantrieb, ob nun geistiger oder persönlicher Gattung, ist im Verhältnis zur Vitalität ein irgendwelche *Lebens-*

vorgänge bindender Antrieb, jeder Hingebungstrieb im Verhältnis sowohl zum geistigen wie zum persönlichen Ich ein irgendwelche Lebensvorgänge vom Ich *entbindender* oder *lösender Antrieb*. Demzufolge können wir die Behauptungstriebfedern auch *bindende*, die Hingebungsstriebfedern *lösende Triebfedern* nennen. Zur „Längseinteilung“ aller Triebfedern in bindende und lösende gesellt sich die „Querteilung“ in *geistige* und *persönliche*. Wir erhalten somit *vier Hauptgruppen: geistige Bindungen* und *geistige Lösungen, persönliche Bindungen, persönliche Lösungen*. Bei der Gliederung der geistigen Bindungsanlagen folgt KLAGES einem Einteilungsprinzip, das schon lange in der Philosophie vorgebildet war; aber nur deshalb folgt er diesem, weil sich nach seiner Ansicht tatsächlich dahinter eine Verschiedenheit der geistigen Interessen verbirgt. Es ist die Dreiteilung in eine theoretische, ästhetische und ethische Vernünftigkeit. In geistvoller Weise versucht KLAGES nach dieser Einteilung aufzuweisen, welche Triebfedern dieser Einteilung zugrunde liegen, mit welchen anderen Interessen sie in Konflikt geraten könnten.

Um das System der Triebfedern zu Ende zu bringen — eine eingehende Schilderung würde uns zu weit in Einzelheiten führen —, zählen wir kurz auf. Zu den *geistigen Hingebungsstriebfedern* gehört das *Begeisterungsvermögen*, das als Wahrheitsdurst, als Gestaltungsdrang und als Gerechtigkeitsliebe auftreten kann. Zu den *personellen Behauptungsstriebfedern* ist die persönliche Selbstbehauptung, der Egoismus, zu rechnen. Ihm gegenüber steht die *persönliche Selbsthingebung*, die Leidenschaftsfähigkeit.

Wenn damit die dritte große Zone, die am Aufbau der Persönlichkeit beteiligt ist, charakterisiert ist, so bin ich mir bewußt, mich dem Vorwurf ausgesetzt zu haben, diese bedeutsame Seite der KLAGESchen Charakterologie ungebührlich zu vernachlässigen. Aber dieser Teil der Lehre entzieht sich einer berichtenden Mittelbarkeit noch mehr, als es sonst die KLAGESsche Darstellung tut. Man lese Wortungetüme wie „Ichwiederherstellungstriebfedern“ u. dgl. Leicht ist es, an ihnen Kritik zu üben, wenn sie einfach aufgezählt werden. Diese Wortbildungen gewinnen aber Leben in der eigentümlich erregt-pathetischen Sprache, selbst noch bei der Schilderung der sprödesten Gegenstände. Um dies wiederzugeben, müßte man aber das Original nahezu lückenlos reproduzieren.

Zählten wir zu Beginn drei große Eigenschaftsgruppen auf, die maßgebend am Aufbau der Persönlichkeit beteiligt waren, so vergaßen wir die vielleicht wichtigste, die *Gruppe der Triebe*. Die Triebe sind Vorbedingungen und Unterlagen des persönlichen Charakters, insonderheit seiner Artung, und stecken insofern in den Triebfedern schon drin. Ihre Knüpfungsformen mit den anderen Seiten der Persönlichkeit sind nach KLAGES vorerst so wenig erforscht, daß ihre Darstellung völlig

problematisch erscheinen müßte. Zum Aufbau des Charakters gehören ferner sämtliche Eigenschaften, mit denen sich *das gegenseitige Verhältnis von Eigenschaften* der vorgenannten Gruppen ausspricht. So nennen wir jemanden *einheitlich* oder *harmonisch*, wenn seine verschiedenen Eigenschaften einander fördern, *uneinheitlich* oder gar *zerrissen*, wenn sie einander stören. Einheitlichkeit, Harmonie, Festigkeit, Ausgeprägtheit und deren Gegenteile zählen nicht anders zu den ursprünglichen Anlagen wie alle übrigen Eigenschaften. KLAGES nennt diese Gruppe *Eigenschaften des Baues oder der Tektonik*.

Die letzte Gruppe von Eigenschaften betrifft *Haltungsanlagen* im Menschen, die die Art seines *Betragens* kennzeichnen, Dreistigkeit, Vorlautheit usw. gehören hierzu. Es ist von Interesse, zu wissen, daß *empirische Typen gerade im Bereich der Haltungsanlagen hervortreten*, und daß *die Neigung, typologisch zu denken*, geschichtlich *von dort ihren Ausgang* genommen hat. Man denke an die Typen des Theophrast¹. So gibt es einen Berufsduktus des Betragens, den man unschwer am typischen Korpsstudenten, Offizier, Seelsorger, Reisenden wahrnimmt. So gibt es ferner eine typische Haltung gewisser Gesellschaftsschichten.

Ich fasse zusammen: Stoff, Gefüge und Artung des Charakters, Aufbau oder Tektonik des Charakters, Haltungsanlagen und Triebe sind die am Aufbau der Persönlichkeit beteiligten Eigenschaften. Mit diesen Stammbegriffen wird man nach KLAGES alles einfangen können, was sich zur Kennzeichnung individueller Selbste vorbringen läßt.

II. Die Ausdruckslehre und ihre Bedeutung für die Charakterkunde.

1. Die „physiognomische Grundhaltung“ als Konsequenz des metaphysischen Irrationalismus.

LUDWIG KLAGES hat, von seinen philosophischen Ausgangspunkten her, auch die in der *praktischen* Charakterkunde fruchtbarste Tat getan, auf welcher gegenwärtig die Erfassung des Mitmenschen beruht: er hat die *Ausdruckslehre* als besondere Grundlegung unseres Eindringens in den Nebenmenschen begründet und durchgestaltet. Physiognomik und Graphologie gelangen in dieser Grundlegung zum ersten Male in die Positionen von Methoden, die irreduzibel, in sich gerechtfertigt und praktisch ergebnisreich sind. Er hat damit diese Randgebiete der Verworrenheit und Niveaulosigkeit ihres früheren Zustandes enthoben und auf eine höhere Ebene gestellt. Wenn wir seinen Gedanken folgen, so tun wir dies nicht nur wegen der Bedeutung ihres Bahnbrechers für die Charakterkunde, sondern auch deshalb, weil sich an

¹ Vgl. den vierten Teil dieses Buches, S. 151.

ihnen die innere Antinomik des metaphysischen Irrationalismus und seiner intuitiven Beglaubigungswege wiederum erfüllt: neben einer bis dahin unerreichten Nähe zu allem seelischen Leben und einer ungewöhnlichen Ertragsfülle — die Fragwürdigkeit szientifischer Sicherungen. Diese aber, die unser rationalistischer Wissenschaftsbegriff immer wieder methodisch von uns fordert, zeigen sich mit der gleichen Antinomie behaftet, insofern sie die lebensnahe Berührung wesensmäßig hemmen und das Wissen, das sie sichern sollen, niemals „Gestalt“ werden zu lassen fähig sind.

Da es sich im folgenden darum handeln wird, die Methoden zu studieren, die uns überhaupt erst den andern Menschen in seinem besonderen Sein innerlich geben und somit die Zugangswege zu jeglicher Charakterkunde sind, so können wir KLAGES nur als den Protagonisten einer bestimmten Schau, eines grundsätzlichen Standortes in der Charakterkunde¹ betrachten, müssen ihm aber in dem Rahmen einer umfassenderen Darstellung seinen Platz einräumen. Wir wollen zur Verständigung die durch ihn besonders tief begründete Blickweise des metaphysischen Irrationalismus in der Ausdruckskunde als die „*physiognomische Grundhaltung*“ oder Blickweise oder Methode bezeichnen; ihr Vorliegen soll uns ein Anzeichen dafür sein, daß ein Gebilde des metaphysischen Irrationalismus dahintersteht — wo sie auch vorkommen mag und in welchem Gewande immer. Ihr gegenüber stellen wir in einem zweiten Abschnitt die Blickweise des rationalistischen Szientismus in der Ausdruckskunde, die wir als „*interpretative Grundhaltung*“ bezeichnen. Wir stellen diesen Gegensatz — und die innere Widersprochenheit von jeder Seite desselben — zunächst systematisch dar. Sodann verfolgen wir sein Wirken in der Gestaltung der Physiognomik und der Graphologie, also der praktisch ausgeführten Ausdruckskunde.

KLAGES hat sich vor allem in seinem Werke „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft“ mit den Grundlagen der Ausdruckskunde beschäftigt. Ausdruck ist ihm ein ursprünglicher Sachverhalt, die Manifestation seelischer Innerlichkeit durch eine entsprechende lebendige Äußerlichkeit. Hier gibt es nichts Auflösliches; es ist eben so, daß sich Leben und Seele sinnvoll durchdringen, und diese Einheit entzieht sich der Möglichkeit theoretischer Erklärung. KLAGES spricht von dem Wissen um sie als einem *vorausgesetzten* Wissen. Das leitende Prinzip, welches aus seinem Begriff der Seele und des Lebens unmittelbar hervorgeht, ist der Satz: „der Leib ist die Erscheinung der Seele, die Seele der Sinn des lebendigen Leibes“. Der Leib also und seine Funktionen

¹ Außer ihm, aber in stärkster geistiger Abhängigkeit von ihm, vertritt diesen Standpunkt gegenwärtig das Werk von R. KASSNER, *Das physiognomische Weltbild*. München 1931.

geben Seelisches kund, seine Sprache ist eine Zeichen- oder Symbolsprache. Meisterhaft hat KLAGES dargetan, wie sich tatsächlich in der menschlichen Rede alle Bezeichnungen für seelische Vorgänge in feinsten Differenzierung in Bezeichnungen für Leibeshaltungen und -bewegungen umsetzen — d. h. die letzteren eben nur und ausschließlich symbolische Entsprechungen des Seelischen sind als ihres eigentlichen Sinngehaltes.

„Der Modus der Symbolik, nach welchem jede Bewegung für uns einen Sinn erhält, begreift notwendig das Grundgesetz des Ausdrucks in sich.“ Und so müssen wir „sowohl aus jedem Gemütszustande die wichtigsten Züge seiner Erscheinung als auch aus jedem Ausdrucksbilde die wichtigsten Züge des darin erscheinenden Gemütszustandes“ zu erfassen fähig sein. „Ausdrucksbewegung ist die gegenständliche Verwirklichung der dem Lebenszustande innewohnenden Antriebsform.“ Somit haftet das Ausdruckhafte des Ausdrucks an der Beseeltheit des Lebensgeschehens; und DARWIN irrte, wenn er die Ausdrucksbewegungen durch zweckmäßig assoziierte Gewohnheiten erklären wollte. „Ausdrucksbewegung ist nicht nur keine Gewohnheitsbewegung, sie ist sogar deren völliges Widerspiel“; „der reflektorische Charakter“ einer Lebensfunktion „ist polar gegensätzlich zu ihrem expressiven Charakter“. Somit entzieht sich der Ausdruck als solcher jeder Möglichkeit einer kausalen Erklärung; er ist etwas Irreduzibles.

Aber auch gegenüber der Willkürbewegung läßt sich das Ausdruckhafte abgrenzen: „die Gestalt der Ausdrucksbewegung wird ausschließlich bestimmt vom Zustand ihres Vollbringers, die Gestalt der Willkürbewegung vom Gegenstande.“ Das Ziel des Wollens ist vorgesetzt, das der Gemütsbewegung bildet nur den natürlichen Abschluß der in ihr selber liegenden Kraft. Diese Kraft ist die der unmittelbaren Lebensantriebe.

Ausdruck ist endlich wesensmäßig immer bezogen auf seinen individuellen Träger; er schwebt nicht als freies Phänomen in der Luft, sondern weist zurück auf den besonderen Menschen, an welchem er sich leiblich kundgibt. „Tatsächlich wahrnehmen wir gar nicht die Freude, den Zorn, den Schrecken, sondern einen Erfreuten, Erzürnten, Erschreckten“ und somit das jeweils im Gemüt ergriffene Wesen. Seiner Tendenz nach erstreckt sich aller Ausdruck kontinuierlich ablaufend über den ganzen Körper und in alle Körperfunktionen hinein, und Mimik, Physiognomik und Graphologie sind nur Teilaspekte. Somit spricht KLAGES von einer Ausdruckskunde als „*Physiognomik der Funktionen*“; „keine Bewegung eines lebendigen Leibes bleibt gänzlich ausdruckslos, weil ja doch jede nur eine Seite bildet jenes Bewegungssystems, das aus sich selber, d. h. aus Beseeltheit, bewegt ist“. „Es gibt keine Gebärde, die nicht vom Zustand der Seele geprägt, keine Willkürbewegung, die nicht von ihm gemodelt würde, und darum auch keine, an welcher nicht

teilhätte das Insgesamt seiner Eigenschaften.“ „Ausdruck des Lebens ist der *Rhythmus*, Ausdruck des Geistes die Verdrängung des Rhythmus durch die regelnde Kraft des Gesetzes. Je mehr im Innern der Geist das Leben überwältigt, um so mehr tritt an der Erscheinung des Innern der Rhythmus hinter der Regel zurück.“ „Wir weisen die Seele nach in der *Form*, deren sinnlich gegliederte Teile das regulative Prinzip abgeben zur Unterscheidung von Varietäten des Psychischen.“ Rhythmus und Form sind aber nur der Schau zugänglich, nicht der Reflexion. Statt ihrer „kann man Eigenart oder inneres Leben sagen: der Sinn ist stets die so völlig gefühlsbestimmte, als im Begriffe nicht auflösbare Gesamtqualität“.

Ausdruck ist nichts Festes und Starres; er ist als Leben ein Geschehen, er hat die *Dynamik* des Lebens. „Der Name Gemütsbewegung bliebe schlechterdings unverständlich ohne die Annahme, daß den verschiedensten Gefühlen der erlebte Antrieb zur Ausführung von Bewegungen eigne. Nur weil zu den Wallungen selbst schon die Neigung gehört, in gegenständlichen Bewegungen offenbar zu werden, kann die Sprache sie namhaft machen durch die Bewegungsgestaltung ihres Ausdrucks.“ „Jede ausdrückende Körperbewegung verwirklicht das Antriebserlebnis des in ihr ausgedrückten Gefühls.“

Wie der Ausdruck die unmittelbarste Gestaltung des Seelischen ist, so ist Ausdrucksverständnis der unmittelbarste Weg zum Fremdseelischen. „Wir glauben, jemandem alle möglichen Eigenschaften ‚anzusehen‘ . . . mit der Erscheinung ist für uns sofort auch ihr Sinn gegeben . . . die aus dem Gesamteindruck gewonnene Bedeutung liegt unbewußt auch jeder Einzelheit unter: weshalb diese niemals als solche aufgefaßt wird, sondern nur im Zusammenhang eines sinnvollen Ganzen.“ KLAGES lehrt dementsprechend in seinem Buch „Die Probleme der Graphologie“¹, dem diese Stelle entnommen ist, eine *deduktive* Behandlung der Ausdruckslehre. Das Einzelne erfährt seine Sinnbestimmung aus dem Sinngehalt des Ganzen. „In der Physiognomik stehen am Anfang alles umfassende Sinnbilder, und erst eine Stufenfolge analytischer Prozesse führt von ihnen zu den Einzelbezügen.“ „Die deduktive Herleitung jedes Ausdrucksmerkmals aus einem allgemeinen Zuge des inneren Geschehens hat immer nur bedingte Gültigkeit. Sie stellt das psychische Korrelat nicht als die einzig denkbare, sondern nur als eine zweifellos mögliche Ursache des physiognomischen Merkmals hin.“ Die Entscheidung über die Vorzugswürdigkeit oder Richtigkeit ist auf logischem Wege nicht möglich. Wir müssen auf das Bild des individuellen Insgesamt zurückgehen, also auf eine intuitive Instanz, um unsere Deutung zu rechtfertigen. Dies Bild des ursprünglichen individuellen Insgesamt, sofern es sich als Sinn des Ausdrucks

¹ Leipzig 1910.

bewährt, gibt jeglichem Ausdruck ein bestimmtes „*Formniveau*“. Dies Formniveau ist eine völlig irrationale, der Anschauung gegebene Ausdrucksinstanz. Mehr noch: In der Erfassung des Formniveaus vollziehen wir nicht nur eine irrationale Konstatierung, sondern zugleich eine irrationale *Wertung*, und zwar eine solche, die „weder der Sittlichkeit noch der Ästhetik“ angehört. In ihr liegt „für jede Persönlichkeit das biologische Grundmaß“.

In diesen außerordentlichen Konzeptionen von KLAGES sehen wir am Werke den bewußt auf die Spitze getriebenen irrationalen Intuitionismus, dessen methodische Haltung wir im folgenden stets als die „spezifisch physiognomische“ bezeichnen werden. Wir sehen, mit welcher inneren Folgerichtigkeit die Ausdruckslehre von KLAGES aus seiner metaphysischen Grundhaltung hervorgeht. Wir sehen aber zugleich auch — und noch klarer als in seiner Charakterkunde —, wo die *innere Schwierigkeit* für diese Ausdruckslehre liegt. KLAGES nämlich eliminiert bewußt alle Ratio aus den Grundlagen derselben. Aber er tut dies *mit eben den Mitteln* der Geistigkeit, ja der Begrifflichkeit, die er eliminieren soll. Er kann gar nicht anders, als sich schon zur Darstellung und Lehrbarmachung der Ausdruckslehre eben jener Begrifflichkeit wiederum zu bedienen, die er innerhalb derselben *überwinden* will. Fragt man, weshalb dieser große Denker in seiner Danaidenarbeit beharrt, so ist es gewiß die metaphysische Grundüberzeugung des von ihm erlebten Gegensatzes von Seele und Geist, die ihm seine physiognomische Grundhaltung diktiert. Aber daß sie ihn unempfänglich macht für den Umstand, wie er seinen Irrationalismus immer wieder *vor derjenigen Instanz rechtfertigt, die er vom Throne stürzen will* — ja wie er seinen Irrationalismus *überhaupt nur mittels dieser Instanz* darzustellen und produktiv zu machen vermag: das trägt auch in seine Ausdruckslehre eine tiefe Zwiespältigkeit hinein. Faßbar und lehrbar ist sie nur dort, wo die Ratio ihre Darstellung durchwaltet; und wo sie unfaßbar bleibt, eröffnet sich ein allzu bequemer Einbruch für alles dunkle Scheinprophetentum, für allen unbeglaubigten, halbgebildeten und subjektiv willkürlichen Dilettantismus. Hat dieser es doch so bequem, sich auf seine „Schau“ zu berufen. Es ist kein Zufall, daß in dem Lager von KLAGES, gerade da, wo es um die *praktische Ausübung* der Ausdruckskunde geht, so viele unerfreuliche Erscheinungen des letztgenannten Typus zu finden sind, und daß insbesondere die praktische Graphologie geradezu durchsetzt ist mit der Überheblichkeit und Verantwortungslosigkeit unzulänglicher Adepten, die das Unheil, das sie vielfach stiften, mit ihrer anmaßlichen „Intuition“ übersehen oder rechtfertigen. Hier wird die Ratio gebraucht: denn es gibt ja kein anderes Kriterium, um zwischen den verschiedenen Intuitionen und Sinnsetzungen und Evidenzerlebnissen schlichtend einzugreifen. Dies aber: die Unkontrollierbarkeit der intuitiven Praxis,

geht zu Lasten jener „physiognomischen Grundhaltung“, die im Positiven wie im Negativen, in Reichtum und Lebensnähe wie in Willkür und Unbeglaubigung ganz vom Niveau und der Verantwortung des Ausübenden abhängt.

2. Die „interpretative Grundhaltung“ des Rationalismus.

Die empirisch-rationalistische Gegebenheitsforschung geht *nicht* von einem vorgegebenen ursprünglichen *Ausdrucks*-Begriff aus, sondern sie tastet sich mit ihren bewährten Begriffen und Methoden *interpretierend* an die Ausdrucksphänomene heran. So versucht sie z. B. das lebendige „Verhalten“, jenseits aller Sinndeutung, mittels elementarer sensomotorischer Strukturformeln zu analysieren und in einem Aufbau derselben aufgehen zu lassen (Behaviorismus, Reflexologie). Mit dieser Tendenz, die Sinnhaftigkeit der Lebensäußerungen zu vernachlässigen, wird aber zugleich — der Absicht oder der Wirkung nach — *die Psychologie* aus der Analyse des Verhaltens ausgeschlossen. Man denke etwa an DUCHENNES berühmte gewordene elektrophysiologische Analyse der Motorik des Lachens¹, der nichts fehlt als eben der Blickpunkt auf das eine, was am Lachen *als* Lachen allein wesentlich ist — nämlich seine Ausdrucksgestalt als Sinngebilde. Ohne diesen Blickpunkt auf die Sinnhaftigkeit eines sensomotorischen Verhaltens ist jedwede psychologische Betrachtung von vornherein unmöglich. In diesem Blickpunkt liegt ihre eigentliche Ausgangsposition — mindestens für die Erfassung des Mitmenschen. Verhalten und Lebensäußerungen eines Menschen oder Tieres als sinnhaft erfassen, das heißt aber sie als Ausdrucksfunktionen zu erfassen. So kommt auch der Rationalismus vor die Sinnfrage allen Ausdrucks.

Es liegt also — gänzlich unbeschadet der Frage, ob und wieweit dies objektiv berechtigt ist — der Umfang des Ausdrucksmäßigen zunächst lediglich in unserer besonderen Blickweise auf das Sinnhafte von Lebensäußerungen. Aber — und dies ist die besondere Kennzeichnung aller interpretativen Haltungen: *wir legen den Sinn hinein* — mögen wir ihn nun als im beobachteten Verhalten gegeben erleben oder nicht, als durch dasselbe erfüllt erleben oder nicht. Unsere „Urteilkraft“ unterlegt solche Sinnhaftigkeit allem lebendigen Verhalten; Verhalten als solches ist sinnhaft. Wir sind dazu, mindestens heuristisch, ebenso berechtigt wie zur bewegungsphysiologischen Interpretation. Die Forschung konzidiert das heuristische Recht dieser Blickweise als einer einseitigen nur ungerne; aber ohne sie hätte weder die interpretative Ausdruckslehre einen Boden unter sich, noch jedwede Psychologie einen Ausgangspunkt materialer Art. Und es gäbe dann auch keine Charakterkunde.

¹ Vgl. S. 131ff.

Auch so noch schwankt der Boden einer Ausdruckslehre recht beträchtlich. Das Verhalten soll einen Sinn haben oder erfüllen, auch wenn das Subjekt einen solchen weder meint noch will noch auch nur als gegeben erlebt. Gerade die „unwillkürliche“, „unbewußte“ Sinnhaftigkeit eines Verhaltens ist es ja, die dieses in die Sphäre des „eigentlich“ Ausdrucksmäßigen rückt. Aber dieses Merkmal kommt auch solchen Lebenserscheinungen zu, welche die Forschung nicht zur eigentlichen Ausdruckssphäre rechnet: körperlichen Vorgängen, die zur Physiologie gehören, deren Sinn also zwar ein vitaler, organismischer oder biologischer ist, nicht jedoch eine spezifisch *psychische* Bedeutung — als vom Subjekt erlebte seelische Regung. Unter anderem fallen alle psychophysischen „Begleit“-Vorgänge hierher; und nach Meinung der interpretativen Forschung hat nicht ohne tiefe Begründung DARWIN von dieser Teleologie der biologisch-organismischen Funktion aus die Entstehungsgeschichte der eigentlichen Ausdruckstätigkeiten entwickeln wollen. Wo zwischen diesen letzteren und jenen „Begleitfunktionen“ die tatsächliche Grenze ist, — wo also die Anwendung des Ausdrucksbegriffs von derjenigen des bloßen Zeichen- oder Signalbegriffs abgelöst werden muß: das ist eine weder grundsätzlich entscheidbare noch tatsächlich im Einzelfalle immer mit Sicherheit zu beantwortende Frage. Zu ihrer Umgehung ist, unter Festhaltung der immanenten Sinnhaftigkeit alles „Verhaltens“, der Hilfsbegriff der *körperlichen Symbolik* wertvoll geworden, der „Sinnbildlichkeit“ — welcher am Scheidewege Ausdruck oder Anzeichen geschickt vorbeiführt. Er gestattet der psychologischen Einfühlung und Sinndeutung jeglichen Spielraum der Heuristik; aber er verführt auch gerade dadurch zu uferloser und kritikloser Phantasterei.

Ist somit nach dieser Richtung die interpretativ-wissenschaftliche Grenze der Ausdruckslehre unklar — und das hat ja manche verhängnisvollen praktischen Folgewirkungen —, so ist sie es nicht weniger nach der entgegengesetzten Richtung. Wenn nämlich das Subjekt selber den Sinn seines Verhaltens erlebt oder „bewußt hat“ (DRIESCH), so wird es wiederum fragwürdig, ob es sich noch um „eigentlichen“ Ausdruck handelt. Die intentionalen Kundgaben eines Sinnes im Verhalten und durch das Verhalten: also Handlung, Objekthantierung, Sprache — gehören nicht in die Ausdruckslehre im engeren Sinne hinein. Sonst müßte ja das ganze Gebiet — nicht nur der Psychologie, sondern auch der Sprachwissenschaft, der Erkenntnislehre und der Neurologie des Handelns — einfach in dieser für allen Rationalismus allzu unsicher beglaubigten Ausdruckslehre ertrinken. Ausdrucksfunktionen im eigentlichen Sinne sind dadurch gekennzeichnet, daß ein Mensch „unwillkürlich“, ja „wider seinen Willen“, ein Stück seines Ich „preisgibt“, „enthüllt“, „verrät“. In allen intendierten Kundgaben gibt der Mensch

nicht sowohl sich als vielmehr deren transindividuelle Bedeutungen. Und falls sich die Kundgaben intentional auf Vorgänge in seinem Ich beziehen, so gibt er davon eben das, was er gerade kundgeben will oder kundzugeben imstande ist. Er gibt es von demjenigen Standpunkt, von dem er selber sich objektiviert wissen will. Er gibt es unter der Herrschaft seiner eigenen Geistigkeit, Ziele, Idealbildungen und Normen. Der bewußt und planvoll handelnde oder redende Mensch ist nicht der Mensch, den die Ausdruckskunde zu entdecken sucht — wenigstens ist er es nicht vollständig, und gerade das Fehlende ist ihr eigentliches Gebiet.

Nun gibt allerdings jede Kundgabe eines Menschen — jede Handlung, jedes Werk, jede sachliche Leistung, jede sprachliche Äußerung — *mehr* von diesem Menschen, als darin intendiert ist. In jedem Werke spricht der Schaffende zugleich von sich — und gerade da am stärksten, wo er es nicht weiß. Und auch an der Sprache müssen wir dasjenige unterscheiden, was die Rede des Anderen *an sich* bedeutet, also was sie gewollt kundgibt, — und was sie darüber hinaus vom Redenden kundgibt oder ausdrückt. Die Bedeutungen des Redegefüges sind objektive; aber die Bedeutungserlebnisse, die ein Mensch sprachlich gestaltet, hat nur er; und die sprachlich ausdrucksmäßige Gestaltung ist diejenige seines individuellen Erlebens. Sie trägt seinen „Stil“ — und hier ist in der Sprache ein Moment, das den Menschen spiegelt, ohne daß er diesem Spiegel ausweichen kann. Hier, im Redegefüge, mischt sich die gewollte Kundgabefunktion bereits mit der ungewollten eigentlichen Ausdrucksfunktion. Keine der beiden Seiten darf vernachlässigt werden. In dieser Mittelstellung zwischen intendierter Kundgabe und ungewollter Ausdrucksfunktion stehen nun auch die motorischen Lebensäußerungen der Mimik und Gestik. Die Sprache ist ja nur die letzte Zuspitzung aus den ausdrucksmäßigen Lebensfunktionen des Körpers. So wie der Mensch sich der Sprache motorisch bedient, um innere Vorgänge mittels körperlicher Symbole kundzugeben, so stehen ihm auch andere motorische Gebiete dazu offen. Aber hier ist bereits die gewollte Kundgabe nicht entfernt mehr so wichtig wie die ungewollte.

Wir verdanken A. FLACH aus der Schule BÜHLERS eine wertvolle Studie über „die Psychologie der Ausdrucksbewegungen“¹. Sie beginnt mit dem Nachweis, daß LIEPMANN'S Analyse der Praxie bereits den gestalthaften, intentionalen Charakter des Bewegungsablaufs bei der Handlung involviert. Und sie fragt sich, inwieweit in die Ausdrucksbewegungen als Erlebnisse des ausdrückenden Subjekts etwas vom Bewußtsein des Bewegungsablaufs eingeht. Sie beantwortet diese Frage mittels einer experimentellen Methodik. Die Ausdrucksbewegungen werden hiernach von zwei Momenten bestimmt: der eine derselben ist

¹ Wien 1928.

der intentionale Anteil der inneren Situation im Augenblick, wo die Ausdrucksbewegung beginnt. Von diesem intentionalen Moment geht eine formative Wirkung aus, die das körperliche Verhalten im Sinne der vorgestellten Situation und ihrer Zielsetzung richtet. Das zweite Moment ist ein affektives. Es ist die Gefühlsbetonung, die sich mit dem inneren Sichrichten auf eine situationsbedingte Zielsetzung verbindet. Diese affektive Betonung verleiht dem Bewegungsverlauf seine spezielle Dynamik. Erst wo beide Momente zusammentreffen, sind die Bedingungen für eine eigentliche Ausdrucksbewegung gegeben. Hierbei verleiht der intentionale Faktor der Bewegung ihre äußere Form, ihre Richtung und Eigenart mit Rücksicht auf die Welt der Objekte; der affektive Faktor treibt von seiten der inneren Situation den dynamischen Verlauf der Ausdrucksbewegung heraus; insofern ist diese unmittelbar vom Affekt bestimmt und der einleitenden Intention in ihrem Verlauf entzogen. Das Bewegungserlebnis ist in erster Linie dasjenige des dynamischen Verlaufs der Bewegung. Jede solche Bewegungsgestalt trägt einen bestimmten Ausdruckssinn in sich; und die Verknüpfung von Ausdruckssinn und Bewegungsgestalt ist eine unpersönliche, konstante, individuellen Verschiedenheiten nicht unterworfen. Vom Erleben der Bewegungsdynamik her läßt sich sogar die innere Situation, der jener Ausdruck zugeordnet wäre, erst erzeugen. Der Unterschied zur Zweckhandlung liegt darin, daß bei der Zweckhandlung nur die Zielsetzung im Bewußtsein ist; die Bewegungsfolge geschieht von da her automatisch. Was vom Bewegungsverlauf bewußt wird, ist nur ein Wissen darum, wie weit die Leistung gediehen, ob das Ziel erreicht ist. Und dieser Bewegungsverlauf ist ohne Eigenbedeutung; er wird vom Vollzug der Leistung, der Handhabung des Gegenstandes bestimmt. Dieses motorische Inbeziehungtreten zum Objekt erfolgt affektfrei. Im Gegensatz dazu ist bei der Ausdrucksbewegung der Verlauf selbst das Wesentliche, der Sinn. Er wird als solcher erlebt, und zwar in einer charakteristischen Dynamik, in einem Auf- und Abschwellen der Spannung, einer Beschleunigung oder Verzögerung. Denn er enthält die eigentliche Bewegungsbedeutung, die Art der Inbeziehungsetzung, welche stets eine affektive ist. Dieser gestaltete dynamische Verlauf bildet das eigentliche Kriterium des Ausdrucksmaßigen. Er erfließt unmittelbar aus der inneren Situation und ist jeglicher Einflußnahme entzogen. Daher ist jede echte Ausdrucksbewegung unwillkürlich. Die Unmöglichkeit des direkten Hervorrufens ist geradezu ihr Kriterium.

Hier sehen wir die interpretative Forschung an demjenigen Punkte anlangen, von welchem KLAGES' Ausdruckslehre ausging. Ist somit dies das eigentliche Gebiet der Ausdruckskunde: die Prägung der lebendigen Bewegtheit durch den aktuellen Augenblick, und die Ordnung der aktuellen oder situationsbedingten motorischen Prägungen nach ihren

artmäßigen oder typischen Verläufen und deren affektiven Bedingungen, so ist damit auch interpretativ-wissenschaftlich formuliert, was es als unmittelbares praktisches Wissen gibt, seit überhaupt Menschen miteinander in Verkehr getreten sind: die Ausdruckslehre der *aktuellen Gefühlszustände*.

Aber die Ausdruckslehre will mehr umfassen. Sie will auch eine Lehre von den *Dauerprägungen* und *Niederschlägen*, von den motorischen Effekten der Ausdrucksbewegungen sein. Sie betrachtet die motorische Typik der aktuellen Ausdrucksbewegungen gleichsam nur als ihre oberste Schicht. Unterhalb dieser Schicht liegen die individuellen charakterologischen Dauerprägungen.

Es ist bezeichnend, daß wir diese Dauerprägungen da suchen, wo die aktuellen Ausdruckserscheinungen ihre Bühne haben: eben dort müssen sie einen objektiven dauernden Niederschlag hinterlassen. In erster Linie ist dieser Schauplatz das Gesicht. In zweiter Linie ist es das Hauptorgan der Gestik, die Hände. In dritter Linie ist es das durch die Hände ausdrucksmäßig Bewirkte: das zweckfreie Werk, die Schrift. In vierter Linie ist es der gesamte Leib, seine Formen, seine Art der motorischen Aktion.

Von den individuellen *Dauerprägungen* trennen wir zuerst die ausdrucksmäßige Differenzierung der intellektuellen Funktionen und der Willensfunktionen in diesen Niederschlägen. Und zwar nicht nur der Stärke nach — obwohl dies in erster Linie —, sondern auch hinsichtlich ihrer Beziehungen zur Wirklichkeit und den Forderungen dieser Wirklichkeit, des Milieus, der Natur, der Mitmenschen. Wir erfassen interpretativ am Gesicht, an den Händen, am Leibe, an der Schrift, am Stil der Arbeit und des Werkes die Harmonien und Disharmonien der Gemütsbeschaffenheit, Geistigkeit und Ungeistigkeit, Willenskraft und Willensschwäche, sinnliche Lebensfreude und Asketentum. Wir unterscheiden insbesondere vom *Geist* geprägte und vom *Willen* geprägte Gesichter. Aber etwa das vom Geist geprägte Gesicht kann *weltzugewandt* sein — im Sinne eines warmherzig mitlebenden, oder eines kritisch beobachtenden, oder eines zweckgeschäftig aktiven Realismus, oder es kann *weltabgewandt* sein — im Sinne einer intellektuellen, oder einer religiösen, oder einer künstlerischen Innigkeit und Vertiefung gegenüber dem Reich des Geistes selber, so wie es sich im Ich errichtet hat. Jedesmal ist das Gesicht im Sinne ausdruckskundlichen Materials ein anderes. Ebenso steht mit der *Willensprägung*: diejenige des realistischen *Tatmenschen* und diejenige des asketischen oder fanatischen *Ideenmenschen* verleihen dem Gesicht eine verschiedene Prägung. Doch kann die Interpretation bei dieser Objektivierung von Dauereigenschaften in der Physiognomik nicht vergessen, daß keine Disziplin der Ausdruckslehre so unsicher und trügerisch ist wie diese. Es gibt genug Systeme der-

selben; von LAVATER bis zu PIDERIT hat sich immer wieder gezeigt, wie Sympathien und Antipathien, Fehlerquellen im Beobachter und in der Kenntnis der beobachteten Menschen die Schematisierung erschweren. Wir wissen nur: es gibt hier Gesetzmäßigkeiten der Zuordnung; diese aber erschließen sich leichter der Intuition als der statistischen Formulierung. Und wiederum ist die interpretative Forschung an dem Punkte angelangt, der „*physiognomischen Grundhaltung*“ den Platz räumen zu müssen.

In dieser ausdruckskundlichen Schicht können wir ferner, unter direktem Rückgriff auf die Anlagen des Menschen, eine Reihe von Merkmalen der *Gefühlseigenart* ablesen. Die Vorherrschaft oder das Zurücktreten der Gefühle gegenüber Verstand und Willen, starke oder fehlende Gefühlsansprechbarkeit und Eindrucksfähigkeit, große oder geringe Gefühlsstärke, Gefühlsreichtum oder Gefühlsarmut, Leidenschaftlichkeit oder Kühle, Weichheit oder Härte, Wärme oder Kälte, Großherzigkeit oder Kleinlichkeit, Beherrschtheit oder Unbeherrschtheit prägen das Gesicht; ebenso die Feinheit der Gefühlsdifferenzierung wie die Grobheit ihres Mangels, und besonders auch die qualitative Eigenart der positiven oder negativen, lustvollen oder unlustvollen, erreglichen oder ruhigen Gefühlsdispositionen. Am Gesicht am deutlichsten, schwieriger an Händen und Leib, deutlicher wieder an Werk, Arbeit und Schrift treten diese Prägungen in Erscheinung. Freilich wird dieser Spiegel der Gefühle oftmals von anderen Momenten her recht verschleiert und unsicher; die Irrtumsmöglichkeit ist größer, als die Graphologen zugeben; und man darf im Einzelfalle weder zuviel erwarten noch in ein Ausdrucksgebiet hineinlegen.

In einer abermals tieferen Schicht werden diese Ausdrucksphänomene unterlegt von der *anlagemäßigen Prägung des Temperaments*, worunter wir die zeitlichen und intensiven Merkmale, also Intensität und Tempo der affektiv-willentlichen Abläufe, den seelischen Lebensrhythmus verstehen. Wir halten uns nicht mehr an die Temperamentslehre der alten Griechen, so hoch wir sie als intuitive Abstraktionen einschätzen: sie überwertet uns zu sehr die ausdruckskundliche Bedeutung eines einzelnen psychischen Merkmals. Aber was uns die hellenische Temperamentslehre gerade für die Ausdruckskunde zuerst gebracht hat, ist der Bezug der einzelnen Temperamente auf bestimmte biologisch *konstitutionelle Wurzeln*, welche die Gesamtorganisation mitgestalten. Es braucht hier die im Wurf großartige Wiederaufnahme dieses alten Gedankens durch die moderne Konstitutionspathologie nicht weiter ausgeführt zu werden: was die Ausdruckskunde auf diesem Gebiete der Medizin verdankt, beherrscht ja heute große Teile der Diskussion. Namen wie BARTELS und STILLER, BRISSAUD und seine Schule, CHAILLOU und AULIFFE, KRETSCHMER, MATHES, JAENSCH stehen, wie wir

noch sehen werden, im Brennpunkte charakterkundlicher, ja „phrenologischer“ Erörterung. Die alte Phrenologie der GALL und SPURZHEIM unterscheidet sich freilich von gewissen neueren charakterologischen Bestrebungen auf diesem Gebiete durch die völlige Blindheit ihres Vorgehens. An Stelle einsichtiger leitender Gesichtspunkte hatte sie entweder verschrobene Dogmen oder rohe Statistik; immer war ihre Grundlage unbeglaubigt. Es ist bedauerlich, daß diese überwunden geglaubte Phase einer autonomen Phrenologie noch heute in vielen scheinwissenschaftlichen Unternehmungen spukt und nicht nur Gläubige findet, sondern auch in wichtigen Dingen praktische Auswirkungen zeitigt. Diese Tatsache ist geeignet, die Ausdruckslehre zu diskreditieren. Hier findet sich, in der Rückkehr zur kritischen Sichtung und Sicherung nach wissenschaftlicher Methode, die interpretative Grundhaltung in der Ausdruckskunde wieder an bedeutsamer Stelle gerechtfertigt und eingesetzt, nachdem sie sich schon selber aufgegeben hatte.

Hier seien nur erwähnt gewisse praktische Anwendungen der Phrenologie, die sich in aller Stille in der Auslese von Stellungsanwärtern bei großen Industrieunternehmungen vollziehen. Nicht ganz selten brauchen die Leiter von Personalprüfungsstellen auch bei angesehenen Firmen und Industrieverbänden die phrenologische Messung als objektives Prüfungsmittel. Ein solcher Leiter, ein Regierungsrat, hat darüber in der Tagespresse eingehend berichtet: „Bewerber, deren Gesicht über den Augen ausgesprochen scharfe Augenwinkel aufweist“, zeichnen sich „durch ausgeprägten Ordnungssinn“ aus. „Als Werbe- oder Wanderredner kommt nur der in Frage, dessen Pupillen möglichst hoch über dem Knochenrand liegen, der unterhalb der Augen verläuft.“ Denn an diesem Abstand erkennt man den „geborenen Redner“. „Großer Abstand zwischen Pupille und oberem Knochenrand“ ist ein Zeichen, daß der Bewerber „leicht auswendig lernt“. Breiter, starker Nasenansatz deutet auf ein „gutes Gedächtnis“. „Alles im Gesicht, was in die Breite geht, weist auf irdische Bindung. So entspricht die Kinnbreite der rein materiellen, die Schläfenbreite der geistigen, die Backenknochenbreite der seelischen Auswirkungsmöglichkeit.“ Alles dagegen, „was in die Höhe geht“, deutet auf „Streben aus dem Reinirdischen auf Vergeistigung“. In jedem Gesicht findet sich ferner ein „Kreuz“, das gebildet wird aus dem Pupillenabstand als waagerechte Linie und aus der Entfernung der Augenlinie von der Mundspalte als senkrechte Linie. Und nun heißt es im Bericht des Prüfungsleiters: „Herren, deren Augenabstand größer ist als die Senkrechte, werde ich kaum je für leitende Stellen empfehlen können, denn bei ihnen herrschen zerstörende Eigenschaften vor, während sich aufbauende, konstruktive Eigenschaften darin äußern, daß der Augenabstand kürzer ist als der Abstand Augenlinie—Mund.“ Solche Männer kommen dann auch für diesen

Prüfungsleiter „als Chef eines Konstruktionsbüros oder als Werbeleiter in erster Linie in Frage“. Hier ist der mißverständene Intuitivismus der „physiognomischen Grundhaltung“ entblößt als eine praktisch verhängnisvolle Afterwissenschaft, und man bedauert die Opfer seiner Anwendung, denen damit ein Unrecht geschieht. Aber ist damit schon über die Prinzipienfrage entschieden? Hat die interpretative Grundhaltung damit schon mehr bewiesen als ihre Notwendigkeit im Sinne einer kritisch-korrektiven Instanz? Hat sie uns positiv zu einer Ausdruckskunde verholfen? Sie hat uns nur bestätigt, daß die physiognomische Grundhaltung verführerisch und gefährlich, daß die breite Heuristik psychologischer Sinndeutung in körperliche Symbolik gerade für uferlose und phantastische Intuitionen ein bedenklicher Vorschub sei.

Sachlich wäre zu sagen, daß die Dauerprägungen von Gesicht und Gestalt des Menschen von einer Reihe von *nichtseelischen* Faktoren überlagert und oftmals fast völlig verwischt werden. Die wichtigste dieser Überlagerungen ist das *rassische* Moment. Es erschwert demgemäß die ausdruckskundliche Erfassung — bisweilen bis zur Unmöglichkeit. Die Rasse uniformiert die individuellen Gesichter; lediglich die aktuelle situative Affektauswirkung bleibt ausdruckskundlich erkennbar. Im übrigen ist es ja bekannt, wie schwer es dem Rassefremden ist, etwa unter Japanern oder Negern die individuelle charakterologische Dauerprägung des Einzelnen klar zu unterscheiden. Nicht anders geht es dem mongolischen Betrachter gegenüber den Gesichtern der weißen Rassen. Nicht ohne Grund hält sich daher die Ausdruckskunde der Dauerprägungen zunächst noch an den rassischen und kulturellen Kreis der weißen Rassen, einfach um die Übersicht nicht zu verlieren. Langsam erst lassen sich die ausdruckskundlichen Zuordnungen darüber hinaus ausdehnen.

Daß ebenso wie der Rassefaktor *Krankheiten* und Krankheitsdispositionen die charakterologische Prägung überlagern können, bedarf kaum eines Hinweises. Das gleiche gilt von der *Mode* und ihrer apsycho-logischen Schematisierung.

So ist die Ausdruckskunde in ihrer interpretativen Ausführung noch ein recht willkürliches und schemenhaftes Gebilde. Aber die Zukunftsarbeit, die sie leisten kann, läßt die Hoffnung bestehen, daß sie auf dem Gebiet der Ausdruckskunde den überquellenden Reichtum der physiognomischen Intuition durch immer bessere Sicherungen gewinnbringender gestalten wird.

So paradox es erscheinen mag: zwischen den beiden in sich antinomischen, gegeneinander konträren Blickweisen der Ausdruckskunde ist eine *Vereinbarung* möglich, und zwar unabhängig von dem philosophischen Standort, der jeweils die eine derselben auf Kosten der

andern fundiert und auszeichnet. Ein Irrationalismus ohne Geistfeindlichkeit — ein Rationalismus mit offener Anerkennung seiner eigenen Möglichkeitsgrenzen gegenüber dem Ganzheits- und Personal-Problem: beide könnten in dieser Vereinbarung sich finden und ergänzen. Diese Vereinbarung in der Methode *bejaht* die irreduzible Irrationalität in den Ausgangspunkten der Ausdruckhaftigkeit und Ausdruckserfassung; aber sie setzt sich das Ziel, von diesen Ausgangspunkten an den Weg zur wissenschaftlich-interpretativen Gliederung, Eingliederung und Sicherung der Ausdrucks-*Lehre* hinzusteuern. Eine solche Vereinbarung sähe, in ganz schlichter Sprache, etwa folgendermaßen aus.

Drei Gaben hat uns die Natur verliehen, die uns Erkenntnis des Mitmenschen gewährleisten: *Einfühlung, Verständnis, distanzierende Besinnung*. Verständnis baut sich auf der Einfühlung auf; distanzierende Besinnung setzt einführendes Verständnis voraus; Einfühlung allein — in ihrem irrationalen Wesen — aber ist noch nicht Erkenntnis. Sie wäre ohne einen bereits angereicherten Schatz früherer Verständnisakte und Besinnungen ein trügerisches Unterfangen. So bedarf es der verschmolzenen Gemeinsamkeit aller drei Fähigkeiten in *einem* geistigen Prozeß, einem Prozeß von besonderer Zusammengesetztheit und Differenziertheit, um in uns das Bild des Mitmenschen als eine Erkenntnis — lebensnah, wirklich und dennoch kritisch-interpretativ durchgestaltet — erstehen zu lassen.

Was ist daran Gabe oder Gnade, die dem Einen zufällt, dem Andern versagt ist — und was ist daran lehrbar, lernbar, übermittlungsfähig? Kann man Ausdruckskenntnis *erlernen*, oder wird man zum Menschenkenner *geboren*? Die Antwort ist weitschichtig. Sie ist skeptisch gegenüber der Zuversicht der physiognomischen Grundhaltung: nichts sei so urtümlich in uns vorhanden als eine Fähigkeit, den Ausdruck des Mitmenschen zu verstehen und dadurch seinem Charakter gerecht zu werden. Immerhin verneint die Antwort solche Zuversicht keineswegs radikal. Aber sie ist nicht so hoffnungslos, wie es um die Erkenntnis der Mitmenschen tatsächlich stehen würde, wenn es nichts anderes gäbe als jene Zuversicht: wenn man sein Quentchen Ausdruckskenntnis von Geburt mitbekäme und es hier nichts weiter zu lernen gäbe. Das hieße, daß über die vom Schicksal in uns gelegte triviale Anlage, zum Mitmenschen irgendeine gefühlsmäßige Stellung zu gewinnen, kein geistiger Erwerb, keine Forschung und Sicherung hinausführe. Die Antwort besteht zu, daß Gaben in uns liegen, in einem jeden, Gaben, die gewisse elementare Voraussetzungen der Menschenkenntnis darstellen; diese Gaben sind entwicklungsfähig, sie müssen entwickelt werden, und es gibt Richtlinien dafür. Sind die Gaben groß und fruchtbar, so sprechen wir von Begabung; auch zur Menschenkenntnis kann man besonders begabt sein. Es ist damit nicht anders bestellt wie mit allen Sonder-

begabungen. Wesentlicher als die Gabe ist das Streben. Genie ist Fleiß. Ohne Mühe und Arbeit sind hier keine Lorbeeren zu holen. Nichts steht der Menschenkenntnis — als einem wirklichen Wissen — mehr im Wege als unkritische Phantasie des Gefühls.

Also: ein irrationales Moment, ein verstandesmäßig nicht weiter zergliederbares evidentes Gefühl, liegt immer an der Quelle der Menschenkenntnis. Es liegt ja ein gleiches Gefühl, ein Evidenzbewußtsein, an der Quelle *jeglicher* Erkenntnis überhaupt; die Erkenntnis des Mitmenschen unterscheidet sich hierin nicht von jeglicher andern Erkenntnis des Ich oder des Nichtich. Dies Gefühl meinen wir, wenn wir von *Einfühlung* sprechen. Einfühlung ist *Einsföhlung*. In einer eigenartigen unmittelbaren Weise erleben wir das Du. Wir erleben das andere Bewußtsein, als ob es das eigene Bewußtsein wäre. Der Zugang zu diesem Erleben ist unsere eigene *Fähigkeit zur Hingabe*. Indem wir uns hingeben, öffnen sich unsere Grenzen und Schranken. Unser Ich verliert seine Konturen; es gibt sich selbst auf. Es deckt sich mit dem Du, es ist das Du selber. Für die Einfühlung gilt die KLAGESsche Ausdruckslehre und ihre physiognomische Grundhaltung. Aber — sie gilt *nur* für die Einfühlung; der Aspekt wechselt, sobald weitere geistige Akte ins Spiel treten.

Wir übergangen an dieser Stelle eine eingehendere Analyse der seelischen Vorgänge, kraft deren im einzelnen dieser Akt der erlebenden Ineinssetzung zustande kommt¹. Das Tatsächliche des Erlebnisvorganges wird von ihnen nicht berührt. Er ist die seelische Seite des platonischen Eros. Er ist, was die Psychoanalyse als Introjektion und Identifizierung bezeichnet. Woher die Hingabefähigkeit des einzelnen Menschen — und damit seine Gabe sich einzuföhlen — stammt, das liegt begründet in dem Schicksal und den Verwandlungen seiner Triebe. Daß diese Hingabefähigkeit uns aber das Du erlebnismäßig gibt, — daß sie uns nicht zu illusionären Phantasiegebilden föhrt, sondern wirklich zum Mitmenschen —, dies können wir nur aus der Entwicklung der Menschheit im ganzen begreifen. Der primitive Wilde hat noch kein festes und gestaltetes Ichbewußtsein. Sein Ichbewußtsein ist schwach und verfließend. Auch das Kleinkind gestaltet sich erst allmählich ein festes Bewußtsein des eigenen Ich. Beim primitiven Wilden ist das Bewußtsein des individuellen Ich erst die letzte Zuspitzung eines Gruppen- oder Kollektivbewußtseins. Das *Wirerleben* ist mächtiger als das *Icherleben*; kaum wagt sich letzteres aus dem ersteren heraus. Und auch beim zivilisierten Menschen versinkt das Icherleben in einem Wirerleben, sobald er zum bloßen Gliede eines Massengeschehens wird: in der Panik etwa. Wir können unser Ich aufgeben, wir können zum Du werden, weil ein *Wirerleben*, ein *seelisches Kollektivum*, den breiten

¹ Vgl. meine Ausführungen darüber in „Die Psychologie in der Psychiatrie“ I. c.

Mutterboden bildet, aus welchem das Ichbewußtsein auftaucht, sich ab-differenziert und absetzt, um immer wieder in ihm zu versinken.

Einfühlung aber ist noch nicht Erkenntnis. Sie ist *Material* für eine erkenntnismäßige Gliederung, Ordnung und Gestaltung. Indem wir von der Einfühlung zum *Verständnis* des Mitmenschen gelangen, mischt sich bereits ein geistiger Vorgang in das reine Erleben der Ineinssetzung. Im Einverständnis ist Ich und Du bereits geschieden voneinander. *Dein* Zorn ist nicht *mein* Zorn; aber ich verstehe Deinen Zorn. Ich bin von Deinen Gefühlen *ergriffen*, aber sie sind *nicht meine* Gefühle. Der Leib des Anderen und seine Bewegungen sind der Ausdruck von Seelischem, das mir vertraut ist; aber sie sind nicht *mein* Ausdruck, und der Ausdruck des Seelischen in *mir*. Verständnis ist ein Sicheingefühlhaben, aber das Ich hat sich vom Du schon wieder abgesetzt; das Du schwingt noch im Ich mit, aber das Ich ist bereits wieder das Ich und nicht mehr restlos das Du. Hier beginnt sich bereits die interpretative Grundhaltung aus der physiognomischen herauszulösen.

Auch hier übergehen wir die psychologischen Einzelvollzüge, in denen aus Einfühlung das Verständnis wird. Verständnis kann bereits geschult werden. Die Schulung besteht darin, Hingabefähigkeit und Festhalten des eigenen Ich harmonisch gegeneinander auszuwägen. Ist Einfühlung ein *Aufgehen des Ich im Du*, so ist Verständnis ein *Hinübernehmen des Du ins Ich* — in das festgehaltene oder wiedergewonnene Ich. Einfühlung ohne Verständnis führt zu seelischer Versklavung und Hörigkeit; Verständnis führt zu seelischer Gemeinschaft und Mitmenschlichkeit.

Die *distanzierende Besinnung* endlich umfaßt alle jene geistigen Vorgänge, die vom Verständnis zur *Erkenntnis* des Mitmenschen führen. Sie ist geistige Ordnung, Scheidung des Trennenden und Gemeinsamen im Ich und Du, des Wesentlichen und Unwesentlichen, sie ist *Heraushebung der Gestalt des Du*, des Ganzen der mitmenschlichen Persönlichkeit. Sie ist Abstandsgewinnung, Beurteilung, Erfahrung. Sie gibt uns den Schatz des Wissens vom fremden Seelenleben, vom Seelenleben überhaupt. Diese Erfahrung läßt sich erlernen, üben, bereichern, zur Wissenschaft ausbauen. Sie schließt in gleicher Weise Selbstkritik und Kritik des Andern in sich. Auf sie stützt sich alle menschliche Bewertung, Billigung und Mißbilligung, alle Stellungnahme und eigene Entscheidung im gelebten Leben. Hier herrscht die rein interpretative Haltung.

3. Die Entwicklung der Physiognomik.

Physiognomik, die Wissenschaft, die aus der Physiognomie die Geistesart und den Charakter eines Menschen zu deuten versucht, setzt voraus, daß die Beschaffenheit der Gesichtszüge der *stehend*

gewordene Ausdruck von Neigungen und Trieben, Gefühlen und Affekten, Willens- und Denkarbeit ist. Mit den im Gefolge solcher Gemütsbewegungen auftretenden *aktuellen* Ausdrucksbewegungen typischer Art gefäßt sich die *Mimik*.

Über Physiognomik und Mimik liegt eine große Literatur vor; jedoch gibt sie an Stelle von Erkenntnissen fast durchgehends nur Meinungen, die recht oft einander widerstreiten und meist ziemlich unbestimmt gehalten sind.

Die Chinesen schufen als erste bereits mehrere Jahrhunderte vor Christus ein System der Physiognomik. Um 300 v. Chr. entstand dann in Indien das Paggala Pannatti, das Buch der Charaktere. Es teilt die Menschen nach ihrer Gottnähe und ihrer Gottferne ein. In Europa waren es die Griechen, die den Grundstein zu einem physiognomischen Wissen legten. Ihre Lehre atmet spezifisch griechischen Geist: körperlicher Schönheit korrespondiert seelische Vollkommenheit, äußerer Häßlichkeit entspricht schlechte innere Artung. Daneben entwickelte sich allmählich ein anderes vergleichendes Deutungsverfahren, das in Feststellung von Ähnlichkeiten der Formen des menschlichen Körpers, besonders des Gesichts, mit den Formen bestimmter *Tiere* bestand und aus dieser Ähnlichkeit charakterologische Verwandtschaft erschloß. Diese vergleichende Deutungsmethode wurde später noch auf Menschen anderer Nationalität erweitert.

ARISTOTELES vereinigte diese Lehren in einer zusammenhängenden Abhandlung, den „*Physiognomonika*“. Es ist hier ohne Belang, ob dieses Werk wirklich von ihm herrührt, jedenfalls ist es unter seinem Namen gelaufen, und in ihm hat sich auch auf physiognomischem Gebiet die Autorität des „*summus Aristoteles*“ bis gegen Ende des Mittelalters behauptet.

Von seinem Hauptprinzip, daß Ähnlichkeit der äußeren Gestaltung ähnliche Veranlagung anzeige, einige Beispiele: so sollen dicke Nasen wie die der Ochsen auf Trägheit deuten, dicke Nasenspitzen wie die der Schweine auf Stumpfsinnigkeit, spitze Nasen wie die der Hunde auf Jähzorn, stumpfe Nasen wie die der Löwen auf Großmut usw. Menschen, bei denen die Oberlippe über die Unterlippe wie bei den Affen und Eseln hervorrage, sollen dumm sein.

ARISTOTELES gibt nichts eigentlich Neues, er begnügt sich damit, die damals herrschenden Ansichten zusammenhängend und ohne Kritik vorzutragen. Von der *Mimik* hielt er als Grundlage einer Wissenschaft wenig, da der mimische Ausdruck von zu kurzer Dauer, veränderlich und häufig mehrdeutig sei.

In den folgenden Jahrhunderten ist eine große Anzahl von physiognomischen Werken entstanden, die sämtlich aristotelischen Prinzipien folgten. Wie wenig aber kritische Köpfe von ihr hielten, soll eine Be-

merkung LIONARDO DA VINCI'S erhellen: „Über die betrügerische Physiognomik und Chiromantik werde ich mich nicht verbreiten, es ist keine Wahrheit in ihnen, und das ist offenbar, denn diese Chimären haben kein wissenschaftliches Fundament. Es ist wohl wahr, die Züge des Gesichts zeigen uns zum Teil die Natur der Menschen, ihre Laster und ihre Geistes- und Gemütsanlage.“ Im einzelnen macht LIONARDO DA VINCI dann manche treffende Bemerkung und eilt damit seiner Zeit weit voraus, die noch völlig im Banne des ARISTOTELES war. Es ist aber vielleicht nicht unbezeichnend, daß bei diesem großen Maler und Denker die „interpretative Grundhaltung“ gegenüber der „physiognomischen“ den absoluten Vorrang innehat.

Am bekanntesten ist im Mittelalter der Italiener J. B. PORTA geworden, dessen Buch „De humana physiognomia“ 1592 erschien. Aber auch er hat nichts Neues gebracht und sich darauf beschränkt wie ARISTOTELES Parallelen zwischen Menschen und Tiergestalten zu ziehen, und zwar isolierte Teile zu vergleichen, nicht etwa symbolisch die ganze Gestalt vergleichend zu erfassen.

Im 17. Jahrhundert verband sich die Physiognomik mit der Astrologie und Chiromantie. Es ist offenbar, daß diese Gemeinschaft der Physiognomik nicht förderlich werden konnte. Die damalige Arbeitsweise war etwa folgende: Man benannte die Linien der Hand oder des Gesichts nach den Planeten, und hierdurch war im wesentlichen das System gegeben. Die Beziehung zwischen Planeten und Menschenschicksal galt als bereits erwiesen; und da gewissen Linien des menschlichen Körpers Planetennamen gegeben waren, hatten sie damit astrologische Bedeutung: — ein einfaches, von keiner Wissenschaftlichkeit beschwertes Verfahren.

Die Aufklärung versuchte die bisher gefundenen und gesicherten Ergebnisse systematisch zu fassen. Sie arbeitete in der Hauptsache auf mimischem Gebiet und begriff den dynamischen Ausdruck der Leidenschaften durch Abzug der lebendigen Gestalt statisch.

In dieser Richtung bewegte sich besonders J. J. ENGEL, dessen „Ideen zu einer Mimik“ 1785 erschienen. Er erkennt, daß die Struktur der Ausdrucksbewegungen von natürlichen und wesentlichen Zeichen bestimmt wird. ENGEL teilt die Ausdrucksbewegungen empirisch ein in: absichtliche Gebärden, analoge Gebärden, d. h. Gebärden nachahmender Natur, und physiologische Gebärden¹.

Es war LAVATER, der die Physiognomik populär gemacht und zugleich für lange Zeit in Verruf gebracht hat. Seine Physiognomik

¹ Genaueres darüber sowie über den gleichgerichteten J. G. SULZER (Allgemeine Theorie der schönen Künste, 1771—74) in der feinsinnigen Studie von HANS POLLNOW, Historisch-kritische Beiträge zur Physiognomik [Jb. Charakterol. 5 (1928)], der ich auch sonst viele Anregungen verdanke.

ist doppeldeutig: einmal ist sie Wissenschaft und zum andern intuitive Tat.

LAVATER war begabt mit einem erstaunlichen Einfühlungsvermögen, das ihn die Charaktere seiner Mitmenschen mit überraschender Sicherheit und Zuverlässigkeit erkennen ließ. GOETHE äußert sich über ihn in „Dichtung und Wahrheit“: „Wirklich ging LAVATERS Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe. Man staunte, ihn zu hören, wenn man über diesen oder jenen vertraulich sprach.“ Aber: „Keineswegs imstande, etwas methodisch aufzufassen, griff er das Einzelne einzeln sicher auf, und so stellte er es auch kühn nebeneinander. In ihm selbst mochte wohl der Begriff des sittlichen und sinnlichen Menschen ein Ganzes bilden; aber außer sich wußte er diesen Begriff nicht darzustellen, als nur wieder praktisch im einzelnen, so wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte.“

1772 veröffentlichte LAVATER seinen ersten Aufsatz „Von der Physiognomik“, 1775—1778 erschienen die vier Bände „Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“. Während im ersten Aufsatz die Möglichkeit wissenschaftlichen Erkennens des Physiognomischen dem intuitiven Erfassen vorangestellt wurde, so geschah im Hauptwerk das genaue Gegenteil. Hatte es erst geheißt, daß es doch gewisse allgemeine Regeln gäbe, „die freilich nicht zu Augen werden, aber doch als Brillen gebraucht werden können; Regeln, die sich angeben und mitteilen lassen“, so heißt es später von der Physiognomik: „Torheit, sie zur Wissenschaft zu machen, damit man darüber reden, schreiben, Collegia halten und hören könne! Dann würde sie nicht mehr sein, was sie sein soll!“ Er schwenkt also bewußt von der interpretativen Grundhaltung zur „physiognomischen Grundhaltung“ im Sinne des metaphysischen Irrationalismus über. In diesem Sinne ist er bereits den Romantikern zuzurechnen.

Ja LAVATER verließ sich bei seinen Deutungen ganz auf sein „Gefühl“ und den ersten unmittelbaren Eindruck: „*Traue dieser schnellsten Empfindung immer am meisten*, mehr noch als dem, was dir Beobachtung zu sein scheint.“ Die Deutung gibt LAVATER oft in ekstatischen Ausdrücken; er versucht den Leser oder Hörer zu seiner eigenen Auffassung zu überreden. Einige Beispiele: Über A. DÜRER: „Ein Bild, dem wohl kein einziger Mensch männlichen Mut, tiefen Blick . . . absprechen wird.“ Über STERNE: „Von allen Lesern nicht einer, auch der ungeübteste nicht, wird diesem Gesichte tief einschneidenden Witz . . . absprechen.“

Jedoch findet sich im ersten Aufsatz manche tiefere Bemerkung, so über die Sinnbezogenheit der einzelnen Teile auf die Ganzheit eines Organismus: „Eine andere Hand, als ich habe, würde schon eine ganz andere Proportion aller Teile meines Körpers erfordern.“ „Eine Hand

von VAN DYK paßt nicht zu einer Figur von RUBENS.“ Leider enttäuscht LAVATERS Hauptwerk, da solche guten Ansätze darin nicht erweitert wurden, sondern überhaupt fehlen. Die „Fragmente“ wimmeln geradezu von — oft unleidlich formulierten — apodiktischen Dekreten.

Im Gegensatz zur Aufklärung stellte LAVATER die Physiognomik weit vor die Analyse der *mimischen* Gebärden, wenn er diese auch dynamisch erfaßte: „Physiognomik, im eingeschränkten Sinne des Wortes, ist Kraftdeutung oder Wissenschaft der Zeichen der Kräfte. Pathognomik, Leidenschaftsdeutung oder Wissenschaft der Zeichen der Leidenschaften. Die erstere ist die Wurzel und der Stamm der anderen, der Boden, worauf die andere gepflanzt ist. Wer die letztere ohne die erstere glaubt, glaubt Früchte ohne Stamm, Getreide ohne Boden.“

FRANZ JOSEPH GALL erging sich in ähnlichen Spekulationen wie sein Zeitgenosse LAVATER. Auch er stand einer wissenschaftlich interpretativen physiognomischen Analyse völlig ferne: und das Merkwürdige ist, daß er sie allein zu erstreben, ja im Gegensatz zu LAVATER über ein prägnantes wissenschaftliches System zu gebieten behauptete. GALL nimmt 27 geistige Organe an — völlig willkürlich zusammengesucht und nach keinem logischen Prinzip geordnet — die alle an bestimmten Stellen des Hirnes und des Schädels lokalisiert seien. Aus den einzelnen Vorsprüngen und Erhabenheiten oder Vertiefungen der Schädeloberfläche wollte er Schlüsse auf seelische Charaktereigenschaften ziehen. Das Bestehen oder Fehlen eines Merkmals sollte Aufschluß geben über das Bestehen oder Fehlen einer geistigen Anlage oder Charaktereigenschaft. Damit *verzichtet* die GALLSche Schädellehre auf das eigentliche Prinzip jeder ausdrucksmäßigen Erfassung, das Sinnmoment, und tritt somit aus der großen Reihe ausdruckerfassender Bemühungen. MÖBIUS' Versuch einer „Ehrenrettung“ dieses merkwürdigen Mannes und seiner Bestrebungen mußte vergeblich bleiben¹.

Den entgegengesetzten Antrieb erhielt die Physiognomik durch die Romantik, insbesondere durch CARL GUSTAV CARUS, der ihr jene neue denkerische Grundlage und Form gab, die noch bei KLAGES weiterwirkt. Seine „Symbolik der menschlichen Gestalt“² bemühte sich um eine tiefere Begründung des Wesens und der Eigenart allen Ausdrucks in einem metaphysischen Aspekt auf den Menschen, wie er der gesamten Romantik eignete. Und in der Grundlegung sowohl wie in der Anwendung dringt die spezifisch physiognomische Grundhaltung siegreich durch. Es handelt sich nicht darum, bloße *Sinnbilder* zu erschauen oder interpretativ zu erfassen, sondern der Sinn an und für sich lebt in Bewegung und Gestalt des Leibes. Jedoch muß auch hier die Schau durch

¹ MÖBIUS, J. P., *Ausgewählte Werke 7: Franz Joseph Gall*. Leipzig 1905.

² Leipzig 1853.

Wissenschaft ergänzt werden: „Die Symbolik der menschlichen Gestalt ist eine Wissenschaft, insofern sie die Grundsätze kennen lehrt, nach welchen die unzähligen Individualitäten der Bildung, denen wir im Leben begegnen, je nach ihrer seelischen Bedeutung beurteilt werden sollen, und sie ist eine Kunst, inwiefern sie die Grundsätze im einzelnen konkreten Falle wirklich anwendet und aus dem vorliegenden Leiblichen auf das darin verborgene Geistige schließt.“

CARUS bemüht sich, in jedem Ding die „Idee“ zu ergründen. Alles wird ihm daher zur Bedeutung eines Symbols. Grundsätzlich betrachtet CARUS nicht, wie GALL es tat, einen einzelnen Körperteil, sondern geht von der Gesamtbildung des menschlichen Körpers aus: „Es müssen im lebendigen Organismus alle Teile auf das Ganze und jeder Teil auf den andern sich beziehen. . . .“

Bei der Aufzählung der geistigen Anlagen jedoch, das muß gegenüber den tendenziösen gegenwärtigen Bewunderern dieses gewiß bedeutenden Mannes doch gesagt werden, blieb CARUS materiell völlig in GALLS Fußtapfen; und wenn er auch z. B. die Ausbuchtungen des Schädels für „Symbole“ gewisser Geistesanlagen erklärte, so machte er sich deren Einteilung und physiognomische Lokalisation ohne weiteres zu eigen.

Im 19. Jahrhundert ging eine völlige Wandlung der Arbeitsweise auf physiognomischem und mimischem Gebiete vor sich. Man ging von der Ganzheitsbetrachtung wie von der physiognomischen Grundhaltung wieder ab und orientierte sich beim Vorgehen an den Methoden der exakten Naturwissenschaft. Der physiognomische Ausdruck wurde in seine einzelnen Bestandteile zerlegt und die mimischen Ausdrucksbewegungen in ihre mechanischen Abläufe zergliedert. Die interpretative Haltung kam wieder auf.

So ging der Engländer CHARLES BELL in seinen „Essays on the Anatomy and Philosophy of Expression“ (1824) von der Ansicht aus, daß durch angenehme Eindrücke eine Erschlaffung der Muskeln, durch unangenehme Eindrücke eine Spannung der Muskeln eintrete, weshalb sich also unangenehme Eindrücke durch besonders starke Bewegung der Gesichtsmuskeln bemerkbar machen müssen. Abgesehen davon, daß diese Hypothese zu stark vereinfacht und verallgemeinert — man denke an die Mimik bei freudigen Erlebnissen —, so wird durch eine solche physiologische Methode niemals der seelische Ausdruck erfaßt werden können.

Ähnlich ging der große Arzt DUCHENNE DE BOULOGNE vor, dessen Werk „Mécanisme de la physionomie humaine ou analyse électrophysiologique de l'expression des passions“ 1861 erschien. Er gibt darin Photographien von Gesichtern, die er durch elektrischen Strom an bestimmten, verschiedenen Punkten gereizt hatte. Er beobachtete den durch die Reizung bewirkten Ausdruck und konnte dann angeben, wie

die einzelnen Muskeln am Mienenspiel beteiligt waren. Eine psychologische Beziehung zwischen Gesichtsausdruck und geistiger Haltung konnte DUCHENNE mit diesem Verfahren nicht aufdecken, er begnügte sich damit, folgenden Satz aufzustellen: „Als die Sprache der Physiognomie einmal geschaffen war, genügte es dem Schöpfer, um sie allgemein und unveränderlich zu machen, jedem einzelnen menschlichen Wesen die instinktive Fähigkeit zu geben, seine Gefühle stets durch die Zusammenziehung derselben Muskeln auszudrücken.“

Nach anderen Gesichtspunkten orientierte sich CHARLES DARWIN, jedoch verkannte auch er wie BELL und DUCHENNE das Grundsätzliche der Ausdruckseigenart. Er behandelt in seinem Werk „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren“¹ das Ausdrucksproblem geschichtlich-biologisch. Er behauptet, daß Mienen und Gebärden im Kampf ums Dasein ausgebildet und im Verlauf des langen Entwicklungsprozesses durch Gewöhnung und Vererbung eingeschliffen seien. Nach DARWIN gibt es drei Prinzipien der Ausdrucksbewegungen: 1. Das Prinzip zweckmäßig assoziierter Gewohnheiten: darunter versteht er Ausdrucksbewegungen, die ursprünglich in bestimmten Situationen im Kampf ums Dasein zweckmäßig waren und später bei denselben Seelenzuständen ausgeführt werden, ohne daß diese Ausdrucksbewegungen jetzt noch einen Nutzen haben. So soll z. B. das Zeigen der Zähne beim wütenden Menschen auf die Drohung, den Gegner zu beißen, zurückzuführen sein oder etwa das Sträuben der Haare als ursprünglich willkürlich erzeugbarer Akt auf den Wunsch, schrecklich und furchtgebietend zu erscheinen. 2. Das Prinzip des Gegensatzes: den nach dem ersten Prinzip entwickelten Ausdrucksbewegungen entsprechen bei entgegengesetzter seelischer Haltung entgegengesetzte Ausdrucksbewegungen. — Die nach diesen beiden Prinzipien entstandenen Bewegungen werden als ursprünglich willkürlich und schließlich angeboren angenommen. — 3. Das Prinzip der direkten Wirkung des Nervensystems auf den Körper: darunter fallen Ausdrucksbewegungen, die unabhängig vom Willen und in einer gewissen Ausdehnung unabhängig von der Gewohnheit sind. Es sind das rein vegetative Vorgänge, wie Ausbruch von Schweiß, Erscheinungen im Gebiete der Herz- und Atembewegungen u. dgl. Eine Erklärung für die nach diesem Prinzip entstandenen Ausdrucksformen wird von DARWIN nicht gegeben.

Alle drei Prinzipien sind für die Sinnerfassung der Ausdrucksgestaltung des Psychischen völlig wertlos. Sie machen es höchstens verständlich, wie die Zweck- oder Unzweckmäßigkeit gewisser Bewegungen entwicklungsgeschichtlich erklärbar sein könnte. Übrigens ist die gegebene Erklärung auch im einzelnen keineswegs immer einleuchtend.

¹ 1872. Deutsche Ausgabe in der Sammlung Otto Hendel, Halle.

Wesentlich gefördert wurde die Lehre vom Ausdruck durch THEODOR PIDERIT, dessen „Mimik und Physiognomik“ in erster Auflage 1867 erschien¹. Als Hauptproblem der Mimik sieht er an, „weshalb in gewissen Seelenzuständen immer nur gewisse Muskeln in Spannung geraten und dadurch hauptsächlich dem Gesichte einen so charakteristischen, jedem verständlichen Ausdruck verleihen“. PIDERIT geht über die rein naturwissenschaftliche Betrachtungsweise der BELL, DUCHENNE, DARWIN hinaus und versucht das Wesenhafte im Ausdruck zu erfassen, was ihm allerdings theoretisch nur in gewissem Grade, praktisch überhaupt nicht gelungen ist — der produktive Mangel der interpretativen Haltung überhaupt! Er gelangt bei der Mimik zu zwei Fundamentalsätzen: 1. „Da jede Vorstellung dem Geiste gegenständig erscheint, so beziehen sich die durch Vorstellungserregungen veranlaßten mimischen Muskelbewegungen auf imaginäre Gegenstände. 2. Die durch angenehme oder unangenehme Vorstellungen verursachten mimischen Muskelbewegungen beziehen sich auf harmonische (angenehme) oder disharmonische (unangenehme) Sinneseindrücke.“ Je intensiver der Geist durch eine Vorstellung affiziert wird, um so ausgeprägter die Ausdrucksbewegung. Je ausgeprägter der unangenehme oder angenehme Charakter der Vorstellung oder je plötzlicher das Auftreten der Vorstellung, um so intensiver die Affektion des Geistes.

PIDERIT sieht die physiognomischen Züge als bleibend gewordene mimische Züge an, glaubt aber, daß jene „keine sicheren Rückschlüsse auf geistige Eigenschaften gestatten, weil Bewegungen der Gesichtsmuskeln nicht allein durch seelische, sondern auch durch mancherlei andere Ursachen hervorgerufen werden können“.

PIDERIT entwickelt eine Mimik und Physiognomik der Augen, des Mundes und der Nase und behandelt in diesem Zusammenhang das Lachen und das Weinen. Er beschreibt in seinem Buch die einzelnen Gesichtsmuskeln und analysiert deren Tätigkeit. Ein Beispiel möge die Art seines Vorgehens illustrieren: nachdem er die Muskeln des Augapfels aufgezählt und beschrieben hat, stellt er fest, daß der Augapfel der beweglichste Teil des menschlichen Körpers ist. Dann: „je veränderlicher aber der Blick (d. h. die Stellung der Augäpfel), um so größer ist seine mimische Bedeutung“. „Bei der Untersuchung der verschiedenen Arten des Blickes ist A. die Beweglichkeit, B. die Richtung desselben zu berücksichtigen. Charakteristisch durch die größere oder geringere Beweglichkeit ist der träge, lebhaft, feste, sanfte, umherschweifende und der unstete Blick. Charakteristisch für die besondere Richtung ist der versteckte, der pedantische und der entzückte Blick.“ Jede dieser Blickarten wird dann näher beschrieben. Das sieht z. B. beim umher-

¹ Mir liegt vor die 4. Aufl., herausgegeben und Neubearbeitet von M. v. KREUSCH. Detmold 1925.

schweifenden Blick so aus: „Umherschweifend ist der Blick im Zustande der Zerstreuung. In buntem Wechsel kommen und gehen die Vorstellungen, ohne daß die Aufmerksamkeit durch eine derselben besonders angezogen oder gefesselt wird, und demgemäß gleitet auch der Blick schwankend und zerstreut umher. *Physiognomisches*: Der häufig umherschweifende Blick läßt auf Mangel an Ausdauer, auf leichten Sinn, aber auch auf Leichtsinns schließen.“

PIDERITS Arbeitsweise bestimmt sich nach den Prinzipien der physiologischen Psychologie; es kommt ihm allein darauf an, den Ausdruck durch physiologische Tatbestände zu erklären. Es ist offenbar, daß auch auf diese Weise das Wesenhafte des Ausdrucks nicht begriffen werden kann.

Nicht viel glücklicher in der Behandlung des Problems erwies sich WILHELM WUNDT, der in seinen „Grundzügen der psychologischen Physiologie“¹ eine Synthese der Prinzipien von DARWIN und PIDERIT gibt. Allerdings sieht er in den Ausdrucksbewegungen die Sichtbarmachung eines sinnvollen Ganzen, die den Verkehr zwischen innen und außen vermitteln, und trennt sie daher durch ihren „symptomatischen Charakter“ von den Reflex- und Willensbewegungen. Aber diese Einsicht tritt nicht als beherrschender Faktor bei seiner Lehre hervor, praktisch orientiert er sich allein an den erfahrungsmäßig gegebenen Formen der „psychologischen Entstehung“ des Ausdrucks. Die drei von ihm aufgestellten Gesetze sind folgende: 1. Das Gesetz der direkten Innervationsänderung: die Intensität der Muskelbewegungen wird von der Intensität der Gemütsbewegungen bestimmt. (Etwa 3. DARWIN'Sches Prinzip.) 2. Das Gesetz der Assoziation verwandter Empfindungen: „Durch angenehme oder unangenehme Sinneseindrücke werden Muskelbewegungen verursacht, welche dazu dienen, diese Eindrücke zu befördern oder zu behindern; sie kommen vorzugsweise an den Mund- und Nasenmuskeln zum Vorschein. Durch Affekte nun, welche mit den sinnlichen Gefühlen eine Verwandtschaft haben, werden unwillkürlich die nämlichen Bewegungen ausgeführt, und alle Gemütsstimmungen, welche auch die Sprache als bitter, herbe, süß bezeichnet, kombinieren sich daher mit den entsprechenden mimischen Bewegungen des Mundes.“ (Etwa 2. PIDERITScher Fundamentalsatz.) Auch das Umgekehrte findet statt: Die Ausdrucksbewegung wirkt auf den Seelenzustand zurück und dieser kann schließlich durch früher willkürliche Ausdrucksbewegungen habituell werden (Schauspieler). 3. Das Gesetz über die Beziehung der Bewegung zu den Sinnesvorstellungen: es handelt von den Gebärden der Arme und Hände, mit denen die Sinnesvorstellungen von Raum und Zeit nachgebildet werden, z. B. Hinweisung auf eine Person im Affekt, auch wenn sie nicht anwesend ist. (Teil des 1. PIDERITSchen Fundamentalsatzes.)

¹ 5. Aufl. Leipzig 1902 ff.

Die praktische Ausführung dieser WUNDTschen Grundsätze in der Physiognomik gab KRUKENBERG¹.

Diese Skizze mag genügen, um den steten Wechsel des interpretativen und des spezifisch-physiognomischen Prinzips in der Ausdruckskunde zu illustrieren. Jedesmal, wenn die interpretierend-szientifische Einstellung an ihrer eigenen, unumgänglich mit ihr verbundenen unproduktiven Sterilität am Ausdrucksproblem versagt, erscheint die Reaktion in einer Hypertrophie irrational gelenkter und fundierter Intuitionen. Und jedesmal, wenn diese an ihrem mangelnden Szientismus scheitert, oder die Ausdruckslehre zum Gegenteil echter Wissenschaft, zum Zerrbild subjektiv-willkürlicher seherhafter Charlatanerie gestaltet, taucht das erhoffte rationalistische Korrektiv der interpretativen Haltung auf. Auf DARWIN, PIDERIT, WUNDT und KRUKENBERG folgte KLAGES, der wenigstens den graphologischen Teil der Ausdruckskunde selber belebt und gestaltet hat. Aber schon führen die falschen Propheten dieser grundsätzlichen Haltung in der Graphologie eine Erschütterung des Werkes herbei, das er schuf — und dies, indem sie sich auf die von ihm begründete physiognomische Grundhaltung berufen.

Die gegenwärtige Charakterkunde hat demgegenüber nichts einzusetzen als die Hoffnung auf eine Zukunft, in welcher jene *Vereinbarung* in den Haltungen der Ausdruckslehre geling, die wir oben skizziert haben.

4. Die Entwicklung der Graphologie.

Graphologie will aus der Schrift den Charakter des Schreibers ermitteln². Wie im praktischen Leben die Unterschrift bei Urkunden als entscheidende Beglaubigung des Schrifturhebers gilt, so sieht die Graphologie im bleibend fixierten Ergebnis des Schreibaktes den Niederschlag der Eigenart der Person. Diese These wird an den Anfang jeder graphologischen Forschung gesetzt. Eine Unterstützung findet sie durch den Umstand, daß Fuß-, Mund- und Handschrift desselben Menschen die gleichen Schrifteigenheiten aufweisen. Gegen diese Voraussetzung ist auch grundsätzlich nichts einzuwenden, solange sie nur für Schriften gilt, die „natürlich“ entstanden sind, d. h. nicht verstellt, noch peinlich der Schulvorlage angepaßt, noch Kunstschriften sind. Die Wandlungsfähigkeit einer Schrift im Leben eines Menschen wird damit nicht ausgeschlossen, ja die obige Voraussetzung erfordert geradezu die tatsächliche Veränderung der Schrift bei Veränderung der geistigen Struktur, z. B. bei eintretender Geisteskrankheit.

¹ KRUKENBERG, H., Der Gesichtsausdruck des Menschen. 2. Aufl. Stuttgart 1920.

² Nur von dieser „charakterologischen Graphologie“ handeln wir, nicht von den Methoden der wissenschaftlichen Schriftvergleichung und -identifizierung, die auch „Graphologie“ heißt.

Die Graphologie als Wissenschaft ist noch sehr jung. Auf allen speziellen Gebieten ist man über ein Vorstadium noch nicht hinausgekommen. Dieses vorsichtige Urteil ist notwendig angesichts enthusiastischer Kritiklosigkeit bei den meisten Graphologen und dem Publikum. Es entspricht durchaus nicht den Tatsachen, wenn WILHELM BÖHLE im Vorwort von „Die Körperform als Spiegel der Seele“¹ behauptet, daß die Graphologie „dank der Genialität von KLAGES ihrer physiognomischen Zwillingsschwester weit voraus ist“. Vielmehr stehen beide noch im Anfang.

Die graphologische Forschung zerfällt wie jede wissenschaftliche Disziplin, die sich mit Ausdrucksproblemen beschäftigt, in zwei feindliche Läger. Die eine Richtung geht von der „physiognomischen Grundhaltung“ aus. Sie erfaßt die Handschrift als Ergebnis einer Ausdrucksbewegung, als Sinnbild innerer Antriebe, deren Wesen und Gestaltungskraft es zu untersuchen gilt. Ihr Hauptvertreter ist LUDWIG KLAGES. Die andere Richtung dagegen will „exakt“ und „naturwissenschaftlich“ vorgehen, und versucht sogar auf experimentellem Wege die individuellen Besonderheiten einer Handschrift auf ihre psychischen und physischen Ursachen zurückzuführen. Sie zeigt also die interpretative Grundhaltung. Die Ganzheitsbetrachtung des Schrifturhebers fehlt der experimentellen Richtung völlig. Ihr Hauptvertreter ist ROBERT SAUDEK. Eine Synthese beider Betrachtungsweisen ist bisher noch nicht gelungen.

Der Schwerpunkt der graphologischen Entwicklung liegt in Deutschland, wenn auch der erste Schritt auf diesem Gebiet von JEAN HIPPOLYTE MICHON in Frankreich gemacht wurde, dessen „Système de Graphologie“ (1875) heute veraltet ist. Sein Nachfolger wurde CRÉPIEUX-JAMIN, der MICHONS Werk interpretierte und ausbaute.

Es war der Physiologe WILHELM PREYER, der zum erstenmal in seinem 1895 erschienenen Buch „Zur Psychologie des Schreibens“ die handschriftlichen Merkmale in allgemeine Bewegungseigenschaften zerlegte. Er untersuchte die mechanischen, physiologischen und psychologischen Voraussetzungen bei der Entstehung der Schrift. Damit wurde der Anschluß der Graphologie an die damalige Schulpsychologie angestrebt, der von seinem Nachfolger, dem Psychiater GEORG MEYER, in seinem Buch „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie“ (1901) vollzogen wurde. Dieses Buch ist äußerst vorsichtig abgefaßt und beschränkt sich darauf, nur wirklich Demonstrierbares zu geben. MEYER erbringt den Beweis der Möglichkeit der Handschriftendeutung und sieht die Lösung dieser Aufgabe in der Behandlung der ganzen Persönlichkeit. Außerdem verdanken wir MEYER eine gründliche Bearbeitung der Merkmale der echten und unechten Handschrift. Er steht

¹ Leipzig 1929.

methodisch noch im interpretativen Lager; aber seine Position schwankt bereits, sobald er auf das Ganze des Menschen produktiv abzielt.

Eine grundlegend neue Bereicherung des graphologischen Arbeitens brachte LUDWIG KLAGES, der die deutschen und französischen Arbeiten zusammengestellt und erweitert hat. Er gab der Graphologie ihre prinzipiellen und methodischen Grundlagen in seiner Ausdruckslehre. Die gesamte gegenwärtige Graphologie trägt, auch wo sie es leugnet, seinen Stempel.

KLAGES bringt die empirisch gefundenen Einzelmerkmale in einen Sinnzusammenhang und verläßt damit bewußt den Boden der interpretativen Grundhaltung zugunsten der spezifisch-physiognomischen. Den Schlüssel der Schriftdeutung bietet ihm das *Prinzip der Doppeldeutigkeit der Ausdrucksmerkmale*. Bei jeder Schrifteigenschaft, ja bei jeder Eigenschaft des Ausdruckes überhaupt, sieht er diesen Sachverhalt, der aus dem Gegensatz Seele—Geist entspringt. „Wird auf eine und dieselbe Billardkugel zweimal nacheinander ein Stoß ausgeübt, der zweite doppelt so stark wie der erste, so bewegt sie sich beidemal fort, aber im zweiten Fall doppelt so schnell als im ersten. Träfe jedoch der doppelt so starke Stoß eine zweite Billardkugel vom doppelten Gewichte der ersten, so rollte sie nur ebenso schnell wie die erste Kugel beim einfachen Stoß. Um also aus der Geschwindigkeit eines bewegten Körpers die Größe der bewegenden Kraft zu ermitteln, müssen wir außerdem noch kennen die Größe des *Widerstandes*, die sich im fraglichen Falle zusammensetzt aus dem Reibungswiderstand des zu durchmessenden Mittels und der Masse des Körpers. Der meßbaren Geschwindigkeit der Kugel entspricht die äußerlich sichtbare Ausdrucksbewegung. In ihr kommt zur Erscheinung das im Menschen jeweils sich abspielende *Erlebnis*. Wie nun aber jene Bewegungsgeschwindigkeit das Ergebnis des Gegeneinanderwirkens von Größe des Antriebs und Größe des körperlichen Widerstandes ist, ebenso ist das sich äußernde Erleben das Ergebnis des Gegeneinanderwirkens einer *seelischen* Triebkraft und eines seelischen Widerstandes; und ebenso wie die Geschwindigkeitsgröße bald von der Stärke des Antriebs, bald von der Schwäche des körperlichen Widerstandes herrührt, ebenso rührt die Stärke des Ausdrucks einmal von der Stärke der seelischen Triebkraft her, zum andern von der Schwäche des seelischen Widerstandes. Wir müssen also stets zu zwei auf bestimmte Art gegensätzlichen Schlüssen kommen, je nachdem wir der einen oder der andern Voraussetzung den Vorzug geben.“

Welche von beiden Voraussetzungen gemacht wird, entscheidet das *Formniveau*¹ der Handschrift, dem KLAGES Zensuren von 1 bis 5 (sehr hoch, recht hoch, mittelhoch, niedrig, sehr niedrig) gibt. „Die reine Naturgestalt ist an und für sich schlechtweg vollkommener Ausdruck

¹ Vgl. dieses Kapitel, Abschnitt 1.

des Lebens und besitzt demgemäß allemal auch vollkommene Form.“ Da es „kein Gebiet menschlicher Tätigkeit gibt, das nicht die Erlernung und Beherrschung überlieferter Regeln erforderlich machte, so sehen wir das Eigenleben des Menschen in einen beständigen Kampf mit der Macht der Schablone verwickelt und gewinnen den Maßstab für *seine* Ausdrucksursprünglichkeit zumal durch Veranschlagung dessen, worüber es Herr geworden, *indem es die Regel einverleibt*“.

„Je höher der Eigenartsgrad einer Handschrift über dem zeitabhängigen Durchschnitt steht, um so entschiedener gelten ihre Einzelzüge positiv, wie im umgekehrten Falle negativ.“ „Zwecks sicherer Einschätzung des Formniveaus empfiehlt es sich zunächst, bei jeder Handschrift zu erkunden, ob und wieweit ihr Gepräge an solchen Eigenschaften beteiligt sei, die der Ursprünglichkeit widerstreiten. ‚Banalität‘, Schablonenhaftigkeit, Schulmäßigkeit bedeuten ebenso viele *Verneinungen der Form!* Des weiteren muß man auch hier von persönlichen Vorlieben absehen lernen und darf nicht verwechseln den Grad der Lebendigkeit mit einer bevorzugten *Lebensgestalt*. Bald ist es die Fülle im engeren Sinne, bald die Schwere, Dichtigkeit, Wärme, bald hell-dunkle Tiefe, bald lodern des Schweifen, bald wurzelndes Glühen, worin sich die eine und selbe Macht des Lebens bekunden kann.“ „Statt schlechtweg nach der Formstufe einer Handschrift zu fahnden, frage man besser: Wirkt sie tief oder flach, voll oder leer, reich oder arm, dicht oder dünn, warm oder kalt? Die *Stärke der Form* erscheint als Tiefengehalt des Ausdrucks, aber auch als Fülle, Flackerpracht, Dichtigkeit, Wärme; die Schwäche der Form gleichermaßen als Flachheit, Leerheit, Armut, Magerkeit, Kälte. — Endlich werden wir nicht verabsäumen, den *Rhythmus* des Schriftfeldes (abzüglich seiner Störungen) in Rechnung zu ziehen, ohne jedoch aus ihm allein schon den Eigenartsgrad ermessen zu wollen. Die Erneuerung der lebendigen Form, die aus der Schöpferkraft des natürlichen Wachstums quillt, liegt ja keineswegs nur in der Anordnungsweise der Glieder, sondern bereits auch im einzelnen Gliede, ja noch gleichsam in dessen Splintern und beprägt mit *demselben* Siegel den winzigen Federzug, den der Aufstrich des kleinen i zurückläßt, wie das Gesamtbild der schriftüberzogenen Folioseite.“

Aus diesen Ausführungen erhellt, daß das Formniveau nicht an gewissen Merkmalen zu erkennen ist, sondern allein intuitiv erlebt werden kann. Vom Formniveau aus wird nun die Entscheidung bei dem Doppelsinn jedes Ausdrucksmerkmals über die *Plus-* oder *Minus-*seite gefällt: hohes Formniveau Plusseite, niedriges Formniveau Minusseite.

Des weiteren hat KLAGES eine voll ausgeprägte Lehre der Schriftbeschreibung wie der charakterologischen Deutung im Einzelnen ent-

wickelt. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle mehr als einige Beispiele für die Art seines Vorgehens anzuführen.

So spricht er an einer Stelle über den Sinn der *Wucht*: „Zweck jeder Nachdrücklichkeit der Bewegung ist offenbar die Überwindung irgendwelcher Widerstände. Die Wucht nimmt zu mit deren Größe, sofern die Absicht, ihrer Herr zu werden, nicht aufhört. Wir *neigen* danach zur Wucht des Ausdrucks, wenn die auf das Ziel gerichtete Tätigkeit Hemmungen erleidet. Auf die Hemmung bezogen, wird unser Trieb zu dem, was wir im engeren Sinne als Betätigung einer ‚Kraft‘ erleben; und dies ist die Wurzel des bloßen Existenzgefühls wie jeder äußersten Anspannung unseres Wollens. Indem wir ‚Kraft‘ durch das hier noch bessere Fremdwort ‚Energie‘ ersetzen, können wir sagen: In der Wucht der Bewegung bekundet sich die ‚Energie‘ der innern Tätigkeit. — Von den äußerst mannigfachen Belegen dafür sei nur ein einziger angeführt. Von allen Affekten die größte seelische Energie entwickelt der Zorn: daher die Wucht seines Ausdrucks. Bei der Freude hingegen herrscht Abfluß und Eile bei weitem über die Spannungserzeugung: daher die so viel größere ‚Leichtigkeit‘ ihrer Bewegungen. Die Freude ‚beflügelt‘.“

„Die Energie oder Anstrengung hat nun wiederum bald mehr die Form der Willensenergie, bald der Intensität von Spannungsgefühlen, und es beruht daher der Nachdruck in regelmäßigen Schriften positiv auf *Willenskraft*, Selbstbeherrschung, Zähigkeit; in unregelmäßigen auf *Impulsivität* und Streitbarkeit; der Mangel an Nachdruck dort auf *Rührigkeit* und Gewandtheit, hier auf *Zartgefühl*. Wir finden die Kehrseite durch Betonung des Hemmungsgefühls im Kraftaufwande. Demgemäß: negative Bedingung des Drucks in Willensschriften *Schwerfälligkeit* und Gehemmtheit; in Affektschriften *Reizbarkeit*; des Mangels an Druck dort *Willensschwäche*, hier *Labilität*.“

In der *Fadenbindung* der Handschrift sieht KLAGES bei der Minusseite die Flucht vor der festen Entscheidung, Anarchie der Triebe, d. h. Fehlen eines führenden Triebes, Unfähigkeit zu Ja oder Nein. Die Plusseite dagegen soll Vielfältigkeit der Triebe und bei gleichzeitig vorhandener Geistigkeit zugleich Vielseitigkeit der Interessen bedeuten. Diese Deutung wird nach KLAGES sinnvoll dadurch, daß die Fadenverbindung dem Bedürfnis entspringt, die bestimmte Bindungsform zu vermeiden, und eine Vieldeutigkeit der Interessen anzeigt.

Die einzelnen Sinndeutungen der Ausdrucksformen gibt KLAGES an Hand von Tabellen, die nach dem Prinzip der Doppeldeutigkeit jedes Merkmals eine Plus- und Minusseite von Eigenschaften aufweisen. Als Beispiel sei seine „Tabelle XIII“ über den Sinn der *Rechtsläufigkeit* oder *Linksläufigkeit* der Schreibungsbewegung angeführt, die wir am Schluß dieses Abschnittes wiedergeben. KLAGES setzt:

Rechtsläufigkeit = Schenktrieb, weil die Schreibbewegung vom Ichpunkt fortführt.

Linksläufigkeit = Aneignungstrieb, weil die Schreibbewegung zum Ausgangspunkt zurückkreist.

Außerdem aber können beide Bewegungen die Art der geistigen Haltung — nach außen oder nach innen gekehrt — anzeigen. Welche von beiden Sіндеutungen im Einzelfalle zu wählen ist, bleibt dem Deuter überlassen.

Bei der Deutung einer Handschrift soll nach KLAGES folgendermaßen verfahren werden: Man nehme keine Kenntnis vom Texte und lasse die Schriftzüge zunächst einmal ohne Deutungsabsicht auf sich wirken. Dann schreibe man den ersten Eindruck nieder und beuge sich früher oder später an die eigentliche Deutung: Man stelle die Schreibfertigkeit, die äußern und innern Schreibumstände fest. Nach dieser Materialkritik müssen gewisse Vorfragen nach Geschlecht, Alter, Volkszugehörigkeit, Beruf und Bildungshöhe des Schrifturhebers erledigt werden, da die Schrift hierüber nur selten eindeutig Aufschluß gibt. Sodann wird das Formniveau, Ebenmaß und Regelmäßigkeit der Schrift bestimmt: „ob wir den Charakter in jedem seiner Züge mehr aus der Fülle des Lebens oder aus dem Mangel daran zu verstehen haben — ob die Erregbarkeit erheblich oder gering sei — ob das Gefühlsleben vorwalte oder der Wille“. Der weitere Gang der Untersuchung wird von der Handschrift selbst vorgeschrieben: eins der markantesten und häufigsten Merkmale wird herausgegriffen und geforscht, ob der damit verbundene, versuchsweise angenommene Charakterzug sich noch in anderen Ausdrucksmerkmalen findet. Ist es der Fall, so werden alle zusammenhängenden Merkmale um diese Dominante gruppiert, so daß sich schließlich ein sinnvoller Inbegriff von Charakterzügen bildet. Sodann wird das nächste beständigste Merkmal herausgegriffen und wie bei der ersten Dominante verfahren und so fort, bis alle Merkmale berücksichtigt sind. Jede Schrift kann untersucht werden auf Stärke der Bewegung, ob „dynamisch“ oder „stationär“, auf Eile oder Langsamkeit, ob gespannt oder spannungsarm, auf Reichhaltigkeit, auf Bewegungsverteilung, auf Streckform oder Beugeform, auf Bindungsform, auf Verbundenheit, auf Stellenbetonung, auf Biegungen, auf Knickungen, auf Besonderheiten verschiedenster Art, auf Zeilenführung, auf Anordnung, auf Farbe, auf Griffelhaltung, auf Schreibwerkzeug, auf Regelmäßigkeit, auf Rhythmus, auf Ebenmaß und schließlich auf Formniveau. Am Schlusse beginnt das schwierige Abwägen der gefundenen Grundeigenschaften gegeneinander, aus dem sich das abschließende Gutachten bildet.

Über KLAGES' graphologische Lehre ist kritisch manches zu sagen. Wohl ist es sein Verdienst, daß er die Graphologie von der Und-Methode

des bloßen Aneinanderreihens der Schriftmerkmale befreit hat und dafür in seiner Schriftdeutung die Erfassung des Wesenhaften der Ausdrucksformen als sinnvolles Ganzes anstrebt.

Nehmen wir an, daß die Deutungen der handschriftlichen Ausdruckseinzelformen insgesamt zutreffen, so steht doch an der Spitze jeder einzelnen Deutung die Erfassung des *Formniveaus*, die allein bei Gefühlsursprünglichkeit und allein durch das Gefühl möglich ist. Hierin liegt die *summa crux*. Wir haben nicht wie KLAGES die Hoffnung, daß der Blick der Menschen für das Formniveau durch die Beispiele, die KLAGES gibt, so erstarken kann, daß eine klare Entscheidung im Einzelfalle vom Schriftbild her erzwungen werde.

KLAGES gibt von jedem Schriftmerkmal eine Deutung seines Sinngehaltes und setzt daraus auf die oben beschriebene Weise ein in sich sinnvoll geschlossenes Charakterbild zusammen. Dieses grandiose Ergebnis darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß man bei einer andern Deutung der einzelnen Merkmale *auch* zu einem einheitlichen Charakterbild kommen könnte. KLAGES' Deutungen *scheinen* zwar eindeutig, sie bieten aber wenig Gewähr, daß sie es wirklich sind. Seine Deutungsweise vollzieht sich in blendendem Stil und läßt den Leser daher nur zu leicht auf dem vorgeschlagenen Wege folgen. Gewiß, und das ist das Bestechende an seiner Graphologie, seine Deutungen wirken oft blitzartig erleuchtend und zutreffend; aber ebenso gut sind viele andere nicht weniger sinnvolle Deutungsmöglichkeiten gegeben. Es wäre sehr lehrreich, wenn sich jemand finden würde, der sich der Mühe unterzöge, eine Graphologie analog in der Deutungsweise und doch in den einzelnen Deutungen verschieden dem KLAGESSchen Gedankengebäude gegenüberzustellen. Sehr deutlich würde man dann das Subjektive solchen Vorgehens erkennen.

Zur *Theorie des Doppelsinns* jedes Schriftmerkmals möge nur gesagt werden, daß es völlig willkürlich ist, die Plus- oder Minusseite des Ausdruckssinnes vom Formniveau abhängig zu machen. Man stelle sich die Absurdität vor, vom niedrigen Formniveau her aus einem Gegensatzpaar stets die Minusseite wählen zu müssen. Man denke an Menschen mit widerspruchsvollem Charakter, die schwerlich auf diese Weise begriffen werden können. Die Plus- oder Minusentscheidung hängt wesentlich von der subjektiven Auffassung des Deuters ab in bezug auf seinen Glauben an Werte im Leben.

Es genügt, bei der Besprechung der neuen interpretativen, *experimentellen* Graphologie von ihrem Hauptvertreter ROBERT SAUDEK zu handeln, da alle übrigen experimentellen Graphologen sich im wesentlichen seiner Arbeitsweise anschließen. In seinen beiden Hauptwerken „Wissenschaftliche Graphologie“¹ und „Experimentelle Graphologie“²

¹ Berlin 1926.

² Berlin 1929.

betont er, daß er von den bisher gültigen Lehrsätzen der Graphologie nichts annehmen könne, „was nicht entweder durch planmäßige Experimente oder durch statistische Untersuchungen auf breitester Grundlage *bewiesen* werden kann“. SAUDEK kommt auf Grund seiner Versuche dazu, für die individuelle Formung unserer Buchstaben 12 Ursachen verantwortlich zu machen:

1. Die mechanischen Mittel (Feder, Tinte, Bleistift, Papier).
2. Grad der Schreibreife.
3. Schnelligkeitsgrad des Schreibaktes (aktuelle Intensität des Strich-, Buchstaben-, Wort- oder Satzimpulses).
4. Die Schulvorlage, nach der wir zuerst schreiben lernten.
5. Nationalität des Schreibenden sowie nationale Umgebung, in der er gegenwärtig lebt oder früher längere Zeit gelebt hat.
6. Der individuelle Grad der visuellen Impressionabilität.
7. Graphische Expressionabilität (bedingt durch visuelles Gedächtnis und manuelle Geschicklichkeit).
8. Der Grad der Eitelkeit, Pose und Nachahmungssucht einerseits oder der Natürlichkeit und Posenlosigkeit andererseits.
9. Bildungsgrad, Kenntnis fremder Sprachen, fremder Schreibstile und fremder Länder.
10. Akuter physiologischer Zustand des Schreibenden.
11. Chronische physiologische Hemmungen.
12. Der Umstand, ob der betreffende Buchstabe allein steht oder zu Beginn des Wortes oder zu Ende des Wortes (d. h. ob er einen Nachbarbuchstaben zur rechten oder einen zur linken oder je einen zu beiden Seiten hat) und ob die Schlußbewegungsrichtung des vorangehenden Buchstabens und die Beginnbewegung des gerade geschriebenen Buchstabens sowie ob die Schlußrichtung des soeben geschriebenen Buchstabens und die Beginnrichtung des folgenden Buchstabens einander entsprechen.

Bei dieser Zusammenstellung sind psychopathologische Faktoren nicht in Betracht gezogen worden.

Aus der Erwägung, daß es nicht weniger als zwölf zusammenwirkende Faktoren gibt, die das individuelle Schriftbild beeinflussen, ergibt sich, daß, je mehr von diesen zwölf Faktoren bei verschiedenen Schriften derselben Person in Betracht kommen, um so größer die Zahl der Variationsmöglichkeiten, denen die 24 Kleinbuchstaben und die 24 Großbuchstaben des Alphabets unterliegen können.

Es ist offenbar, daß diese zwölf Ursachen nicht ausreichen, die Individualität des Schrifturhebers zu erfassen, da SAUDEK nur die mechanischen Voraussetzungen des Schreibers als Gestaltungsfaktor der Schrift ansieht und allein auf diesem Wege die Persönlichkeit zu erkennen glaubt. Das Wesenhafte im Ausdruck einer Handschrift ent-

fällt bei dieser Betrachtungsweise. Das kommt auch im Gesamtbild der Deutung zutage, in dem die verschiedenen Deutungen der Einzelmerkmale ohne Sinnzusammenhang nebeneinandergestellt werden. Immerhin hat SAUDEK das Verdienst, eine eingehende Analyse des Schreibaktes gegeben zu haben, die in jedem Falle für die Graphologie als ihre selbstverständliche Voraussetzung nur von Nutzen sein kann.

Neben KLAGES einerseits, SAUDEK andererseits gibt es eine große Reihe von Vertretern beider Richtungen, die sämtlich über die Ergebnisse ihrer Vorgänger nicht wesentlich hinausgelangten. Die einen nehmen den allgemeinen Eindruck der Schrift (Formniveau) als Ausgangspunkt, die andern beschränken sich auf die Auffindung und Feststellung von Ursachen besonderer Schrifteigentümlichkeiten. Im einzelnen sind die Lehren bei diesen Nachfolgern allerdings etwas modifiziert.

Eine Synthese beider Methoden strebten vergeblich die Geschwister ANJA und GEORG MENDELSSOHN in „Der Mensch in der Handschrift“¹ an. Sie verwerfen den Begriff des Formniveaus und der Doppeldeutigkeit und setzen dafür den ersten Totaleindruck. Im übrigen deuten sie die einzelnen Schriftmerkmale isoliert, also mehr interpretativ, und nähern sich in der Art des Deutens der FREUDSchen Psychoanalyse.

Von weiteren bemerkenswerten Werken zur gegenwärtigen Graphologie, die von solchen „Nachfahren“ stammen, seien genannt diejenigen von MAGDALENE IVANNOVICZ² und von ELISABETH FLATOW-WORMS³ — beide, weil sie erheblicheres Niveau haben als der Durchschnitt.

Speziell mit der *Kinderhandschrift* befaßte sich MINNA BECKER⁴. BECKER geht davon aus, daß zunächst nicht die Buchstabenform, sondern die Bewegungseigenart und der Bewegungsantrieb in der *Kinderschrift* der Ausdruck des Charakters ist. Sie unterscheidet produktive, rezeptive und kritische Intelligenz. Am aufschlußreichsten erscheinen ihre Schreibversuche mit vorschulpflichtigen Kindern, da sie das Hervortreten der individuellen Eigenart besonders deutlich aufweisen lassen. Hier liegen gute Ansätze zur Weiterarbeit.

Die Graphologie erfreut sich gegenwärtig einer Überschätzung, deren praktische Folgen zum Teil schwere Bedenken einflößen müssen. Auch gerade bei der Regelung von Arbeitsangebot und Nachfrage erleben wir häufig, daß der Berufsgraphologe auf Grund einer Schriftprobe über die Eignung des Bewerbers souverän entscheidet, ohne auch nur die geringste sonstige Kenntnis von dem Bewerber, von seiner sozialen Situation, seinen beruflichen Fähigkeiten, seiner inneren und äußeren Lebens-

¹ Leipzig 1928.

² Menschenkenntnis aus der Handschrift. Konstanz 1922.

³ Handschrift und Charakter. In: Die Biologie der Person 2, 695 ff. Berlin 1931.

⁴ Graphologie der Kinderschrift. Heidelberg 1926.

geschichte zu haben. Das gleiche gilt für die graphologische Eheberatung.

Immerhin steckt in dem Schrifttum gerade auch der Nachfahren eines KLAGES, z. B. von MAGDALENE IVANNOVICZ und insbesondere in den beiden neuen Werken von FLATOW-WORMS und A. und G. MENDELSSOHN, eine Fülle von ausdruckskundlichen Anregungswerten. Der wichtigste derselben ist die Raumsymbolik der Schrift. Die Geschwister MENDELSSOHN erleben die Schrift in motorischer Mitahmung als kubisches Gebilde, als dreidimensional. Nicht nur das Oben und Unten der Zeile, das Rechts und Links der Schriftläufigkeit wird erfaßt, sondern das Hineinstoßen der Feder im Druck und das Zurückziehen in der Druckschwäche. Ist letzteres der motorische Ausdruck einer sensitiven Geistigkeit, so ist ersteres eine Kraftäußerung der Vitalität, der Spannung, Leidenschaft und Triebhaftigkeit. Darin liegt ein richtiger Kern.

KLAGES verdanken wir die Unterscheidung der Bindungen. Er unterscheidet Fadenbindung, Winkelbindung, Girlandenbindung und Arkadenbindung. Die gesamte Graphologie hat dies übernommen. Die Ausdeutung des charakterologischen Sachverhalts ist freilich vielfach eine durchaus romantische: die Welt der Wolken und Gewässer zeigt den Winkel fast nie, die Welt des Steinigen fast immer; das Lebendige wird von der Kurve beherrscht, das Pflanzliche hebt sich vom Tierischen durch Winkelreichtum ab. Das Runde gilt wie beim Kinde, beim Weibe, beim Asiaten als der Ausdruck einer umfangenden Seele, das Eckige wie beim Greise, beim Manne, beim Europäer als der Ausdruck eines zielenden und treffenden Willens. Älter ist das Wissen um die Regelmäßigkeit der Schrift als Ausdruck des gezügeltten Willens, die Unregelmäßigkeit als Ausdruck der affektiven Vorherrschaft. Die Größe der Schrift entspricht der großen Geste, die Kleinheit dem angepaßten Wirklichkeitssinn. Soweit kann man vielleicht noch mit den Verallgemeinerungen der Graphologie mitgehen. Schwieriger wird dies schon bei der Erörterung gewisser Einzelheiten, insbesondere der Anfangsbuchstaben und Endbuchstaben. Kehrt bei letzteren die Feder zentripetal zum Schreibenden zurück, so entstehen die Egoismusschleifen als Greifbewegung des Habenwollens. Gleiten sie unter dem Wortende dahin, so entsteht die Selbstbewunderungsschleife der Eitelkeit. Wird der Endbuchstabe waagrecht und ohne Haken verlängert, so spricht MICHON vom „Zug des Staatsanwalts“, vom Mißtrauen. Ähnliche Einfühlungsergebnisse zeitigt das Studium der Anfangsbuchstaben. Dem sei im Einzelnen nicht gefolgt; wir verweisen auf die unten angefügten Übersichtstabellen.

Diese Grundlinien graphologischer Betrachtungsweise werden bleiben, insoweit sie von echter motorischer Intention der Erfassung von Ausdrucksbewegungen habitueller Art getragen sind. Auf ihnen kann man auch weiterbauen; und die genannten graphologischen Führer haben

dies mit mehr oder weniger Glück und Feinfühligkeit in ihren Schriften getan. Wie weit man heute schon in solche Einzelheiten — die an dieser Stelle absichtlich nicht referiert werden — gehen darf, ist zur Zeit noch durchaus unklar. Die wichtigste Aufgabe für eine wirklich wissenschaftliche Ausbildung der Graphologie wäre es, an einem großen Material Paralleluntersuchungen graphologischer Befunde und sonstiger psychologischer Befunde durchzuführen von zwei verschiedenen Untersuchern. Dann werden sich die Kriterien der Sicherheit des graphologischen Urteils an Hand der Übereinstimmungen und Abweichungen allmählich herauskrystallisieren. Jedenfalls ist trotz aller Bedenken die Graphologie ein interessanter und reizvoller Zweig der Ausdruckslehre, und ihre künftige Gestaltung kann sie durchaus innerhalb der charakterologischen Ausdrucksmethoden, nicht aber freilich als eine selbständige Sondercharakterologie, ausdruckskundlich wertvoll machen.

Tabellen zur Graphologie¹.

1. Oben-unten. Raumsymbolische Tabelle: Ober-Untertlängen.

Hypertrophie ↑ Oberlängen:	„hoch hinaus wollen“ — Selbstgefühl — Erhebung, Aufschwung, Schwärmerei	Kopf: Begrifflichkeit, mangelnder Wirk- lichkeitssinn, Über- spanntheit, Wissen
Schrift-Kern: (Mittellängen)	intuitives Begreifen	Herz: Gemütsbindung, Gemütswärme
Untertlängen: ↓	Hinwendung auf: Wirk- lichkeit, reales Leben, prakt. Intelligenz, Beob- achtungsgabe.	Trieb: stoffliche und sexuelle Interessen

2. Zeilenführungen.

	Eifer, Selbstvertrauen, Streben, Heiterkeit, Kraft.
	Herabgestimmtheit, Entmutigung, Melancholie, Phlegma, Furcht, Schwäche.
	Biagsamkeit, Takt, Gewandtheit.
	Unlustbeginn — gutes Ende.
	Begeisterung — Ermüdung.
	Ankämpfen gegen Unlust.
	Sthenische Unrast.

¹ Zum Teil nach R. v. D. MÜHLEN, Schriftdeutende Tafeln zur Charakterschau, Barmen 1928 — jedoch gekürzt und abgeändert.

3. Wörter.

_____	Gleichmäßigkeit.

_____	Naivität, Offenheit, Rücksichtslosigkeit.

_____	Reserve, Klugheit.

4. Rechts-links. Raumsymbolische Tabelle.

(KLAGES' „Tabelle XIII“).

Rechtsläufigkeit		Linksläufigkeit	
<i>Schenktrieb</i>		<i>Aneignungstrieb</i>	
+	-	+	-
<i>Uneigennützigkeit</i>	<i>Willensschwäche</i>	<i>Tatkraft</i>	<i>Selbstsucht</i>
Güte	Unselbständigkeit	Selbständigkeit	Mitgefühlsmangel
Wohlwollen	Unentschiedenheit	Entschiedenheit	Teilnahmlosigkeit
Mitgefühl	Beeinflussbarkeit	Selbsterhaltung	„Egoismus“
Anpassungsneigung		Erwerbssinn	Eigennutz
„Nächstenliebe“			Habsucht
„Humanität“			Neid
„Altruismus“			Bosheit
			„Ressentiment“
<i>Nach außen gekehrt</i>		<i>Innerlichkeit</i>	
+	-	+	-
<i>Tätigkeitsdrang</i>	<i>Mußelosigkeit</i>	<i>Sammlung</i>	<i>Eigenbezüglichkeit</i>
Unternehmungslust	Eilfertigkeit	Beschaulichkeit	„Egozentrität“
Betriebsamkeit	Mangel an Beschaulichkeit	„Kontemplation“	Empfindlichkeit
Gewandtheit	Ruhelosigkeit	„Lyrismus“	„Sentimentalität“
			Übelnähmerei

5. Bindungen.

	Fadenbindung	Winkelbindung	Girlande	Arkade
+	<i>Labilität</i> : Ausdruck des nicht starr Gefügten Vielseitigkeit Empfänglichkeit Einfühlungsfähigkeit	<i>Stabilität</i> : Starke Bewußtheit Widerstandskraft Entschiedenheit Entschlossenheit	Güte (soz. Bindung) Offenheit Hemmungslosigkeit	Zurückhaltung Überlegung Verschlossenheit
-	Schlaffheit Unbestimmtheit (Seitenpörtchen) Beeinflussbarkeit (auch im hysterischen Sinne)	Eigensinn (Egoismus) Härte (kühle Abwehr) Schroffheit	Geschwätzigkeit Unselbständigkeit Kontaktsucht	Unaufrichtigkeit Isolierungstendenz Maskierungstendenz

6. Einige andere Merkmale der Schrift.

Regelmäßigkeit	Unregelmäßigkeit	Druckstärke	Druckschwäche	Weite	Enge	Einfachheit	Verzierung
		Vorn-hinten Raumsynbolik					
+ Willensstärke Realität Ordnungssinn	Gefühlslebhaftigkeit Auffassung Aufgeschlossenheit Fülle	(Voluntatives Korrelat) Energie Willenskraft Impulsivität Derbheit (Vitalität)	Geistigkeit Feinheit Rührbarkeit Zartsinn Sensibilität Freiheit von materiellen Bedürfnissen	Eifer	Beherrschung Bescheidenheit	Sachlichkeit	Formgefühl Repräsentationskunst
- Gefühlskälte Stumpfheit	Willenschwäche Leichte Bestimmbarkeit Launen Mangel an Genauigkeit	Schwerfälligkeit Reizbarkeit Sinnlichkeit (Libido) ↓ (Plötzliche Druckstellen: Koketterie)	Oberflächlichkeit Willenschwäche Labilität Ablenkbarkeit	Ungebundenheit Rücksichtslosigkeit	Herbheit Geiz	Mangel an Formgefühl Nüchternheit Zwecksucht	Unsachlichkeit Oberflächlichkeit Eitelkeit Unzuverlässigkeit

Vierter Teil.

Die philosophischen Systeme der Charakterkunde.

B. Der philosophische Rationalismus in der Charakterkunde.

I. Die Entwicklung der rationalistischen Charakterologien.

1. Die Vorläufer.

Der Unterschied in den Charakterlehren des philosophischen *Irrationalismus* und des philosophischen *Rationalismus* aller Schattierungen betrifft nicht die Art, in der die wissenschaftlichen Aussagen erfolgen und die Erkenntnisse formuliert werden. Hinsichtlich dieser sind vielmehr beide Heerlager der Philosophie — dies sahen wir ja

schon bei KLAGES — durchaus an den „Geist“ verhaftet: sie sind gebunden an die *Ratio*, sofern diese den Weisen der Abstraktion und der wissenschaftlichen Systembildung zugrunde liegt. Darin lag, wie wir sahen, für den Irrationalismus eine unumgängliche *Antinomik*, daß er sich vor derjenigen Instanz und mit den Mitteln derjenigen Instanz, um deren Absetzung es ihm geht, formulieren und legitimieren muß. Es bleibt ihm kein anderer Weg. Der Unterschied beider philosophischen Grundanschauungen in der Charakterkunde ist also *nicht* in erster Linie ein verfahrensmäßiger. Er liegt vielmehr in der grundsätzlichen Auffassung ihres *philosophischen Gegenstandes*, nämlich des menschlichen Charakters. Der Irrationalismus sucht das *Ens essentiale* des Charakters in dessen *Ens irrationale*: in der „Seele“ als einem Gebilde außerhalb alles Geistigen. Der philosophische *Rationalismus* sucht das Wesen des Menschen in seiner *geistigen* Besonderheit und Eigenart. Er übersieht nicht, daß der Mensch Gefühle, Begierden, Strebungen und Wollungen aufweist — also Konstituentien seines Wesens, die außerhalb der *Ratio* gründen. Aber er findet kennzeichnend für die persönliche Eigenart des Menschen, für seinen Charakter, *wie* diese psychischen Kräfte zu dem geistigen Teil des Menschen stehen, oder anders ausgedrückt: wie der Mensch als *Vernunftwesen* sich mit diesen Gaben und Gefahren seiner organismischen Existenz auseinandersetzt und abfindet. Seele und Geist im Sinne des Irrationalismus werden nicht getrennt, *sondern in der Einheit der Person synthetisch verbunden* betrachtet: dies ist geradezu die charakterologische Grundüberzeugung jeglichen philosophischen Rationalismus. Die Grundkräfte dieser Synthesis machen dasjenige aus, was wir den Charakter der Person nennen. Und es ist eine weitere eigentliche Überzeugung desselben, daß die *Vernünftigkeit* des Menschen *nicht nur als Material* in diese Synthesis eingeht, sondern jederzeit fähig ist, das Kräftespiel des Seelenlebens zu *regulieren und zu beherrschen*. In diesem Sinne ist der *Charakter freie Tat der Vernunft*, nach dem Worte SCHILLERS. Es hat überhaupt nur da Sinn von Charakteren zu reden, *wo es sich um Vernunftwesen als Träger des Charakters handelt*. Im Charakter liegt jene *transzendente Freiheit*, sich durch Wille und Entschluß, durch „Bildung“ und Sittlichkeit, über sich selbst, nämlich die Grenzen seines Geprägtseins, hinauszuentwickeln und hinauzuheben. Diese Grundüberzeugung des philosophischen Rationalismus ist nicht bloß ethisch gemeint, sondern durchaus auch konstatierend, ontologisch. Es soll freilich nicht geleugnet werden, daß besonders in der hellenischen Charakterologie des ARISTOTELES und THEOPHRAST und ebenso in der Charakterkunde und Pädagogik des deutschen Idealismus die ontologischen und ethischen Gesichtspunkte oftmals stark ineinander- und durcheinandergelassen. Das liegt eben an der in dem Schiller-

wort formulierten philosophischen Grundüberzeugung vom Wesen des Menschen.

Zugleich zeichnet sich in eben dieser Grundüberzeugung vom Menschen als freien Vernunftwesen die *Antinomik* ab, die dem Begriff des Charakters in allem philosophischen Rationalismus bereits innewohnt. Liegt doch im Begriff des Charakters, des Gepräges, die Bestimmung, daß er die *besondere Art und Weise des Verhaltens und Wirkens*, den *bleibenden dauernden Grundzug des Wollens* und Handelns eines Menschen bilde. Damit wird der Begriff des Charakters zum Begriff der *persönlichen Grenzen* eines Menschen, wenn man ihn negativ bestimmt. Er wird, positiv bestimmt, zu einem *Begriff von der eigentümlichen Wirklichkeit und Natur* des einzelnen Menschen. Das dauernd in uns Wirkende und Wirkliche, das unsere Natur ist, muß in uns *angelegt* gedacht werden, als das Gesetz der uns mitgegebenen Möglichkeiten und Grenzen unseres Daseins als Person. Indem sich so für jeglichen philosophischen Rationalismus in der Charakterkunde von vornherein der Widerspruch auftut zwischen dem *Charakter als Natur* und dem *Charakter als freier Vernunfttat*, als „Kraft der vernünftigen Selbstbeherrschung“ (JACOB FRIEDRICH FRIES¹), ist jedes System desselben dazu verurteilt, ohne innere Folgerichtigkeit herumzupendeln, bald die empirischen, bald die rationalen, bald die ethischen Blickweisen heranzuziehen — und jener lebendigen Unmittelbarkeit dauernd zu ermangeln, die in ihrer Ergebnisfülle den charakterkundlichen Gewinn des philosophischen Irrationalismus bei den Romantikern und bei KLAGES ausmachte. Ihm gegenüber verbleibt der philosophische Rationalismus in der Charakterkunde beim blassen, theoretisch-konstruktiven Schema.

Daß dies nicht anders sein kann, liegt an der Eigenart der *typologischen Abstraktion*, die wir im ersten Teile dieses Buches hinsichtlich ihrer formalen Momente besprochen haben². Wir führten dort aus, daß die Abstraktion unter einem leitenden Gesichtspunkt erfolge und von diesem in ihren typologischen Statuierungen abhängig sei. Dieser leitende Gesichtspunkt ist immer vorhanden, um welche philosophische Grundüberzeugung es sich auch handeln möge. Er ist bestimmt durch das Bild vom Menschen als Gattungswesen, welches der einzelne Forscher in die Charakterkunde mitbringt. Für den philosophischen Rationalismus aller Schattierungen ist dieses vorausgesetzte Bild des Menschen schlechthin mit konstitutiven Zügen behaftet, die eben vom Begriff des *vernünftigen Wesens* hergenommen sind. Der Mensch des philosophischen Rationalismus hat *eine* Wesensseite, die *geistig* ist — und sie ist die „*höhere*“ in ihm. Er hat außerdem eine abstraktiv auflösbare Reihe *seelischer* Momente, die zwar von der Vernunft gelenkt,

¹ Handb. d. psychischen Anthropologie. 2. Aufl. I, 255. Jena 1837.

² Vgl. S. 36 ff.

bestimmt oder erfüllt werden können, die jedoch, an sich und jenseits dieser Bestimmung — „vernunftlos“ sind, „blind“, etwas *Niederes* in ihm, das er mit dem Tier teilt — ein Opfer seiner irdischen und vergänglichen Gebundenheiten. Es sind die Empfindungen — aber in ihnen wird immer zugleich die Vernunft angerührt; sie kommen daher charakterologisch kaum jemals selbständig in Frage. Und so bleiben die Affekte, Begierden und Strebungen. Ihnen ist der Mensch entweder blind unterworfen, oder er ist ihrer Beherrschung fähig. Und so ergibt sich der Abstraktionsgesichtspunkt für jegliches charakterkundlich-typologisches Schema des Rationalismus. Was wiegt in einem Menschen vor: die Vernunftbestimmtheit oder die Bestimmtheit durch niedere triebhafte Regungen? Wenn das letztere: wie sind diese beschaffen; welche Grundklasse unter ihnen tritt stärker in Erscheinung — die Affekte oder die Strebungen und Begierden; und welchen Inhalt hat jeweils die vorwiegende Grundklasse?

Es ist deutlich, daß ein jedes solches Schema formal und blaß, lebensfern und persönlichkeitsfern bleiben muß. Zu seiner Ergänzung tritt, mehr oder minder verschwiegen, die *Anschaung* des einzelnen Objektes hinzu. Was der Irrationalismus mit kühner Sicherheit in das Zentrum seiner Betrachtungen stellt, liegt uneingestanden *hinter* dem formalen Schema des Rationalismus. Aus unseren früheren Darlegungen wissen wir, daß und wie sich in aller Typologie *beide Seiten* der Erfassung von Menschen durchdringen müssen. Wir sahen die Möglichkeit dazu in einer Abstraktionsrichtung, die auf „Eigenschaften“ geht, also auf konstitutive Repräsentanzen des Charakterganzen; und wir führten aus, mit welchen formalen Mitteln dies zu erreichen sei. Der *Rationalismus* gelangt bei seiner Arbeitsweise nur zufällig zu echten Eigenschaften; er kann im allgemeinen nicht über quantitative Variationen des Gattungswesens Mensch hinaus. Der *Irrationalismus* erfaßt zwar wesensmäßig Eigenschaften, aber nur mit subjektiver, irrationaler Evidenz und in unbeglaubigter Formulierung.

Es muß aber gesagt werden, daß der charakterologische Rationalismus sich seiner interpretativen Blässe und seines Formalismus allmählich immer bewußter geworden ist und endlich selber den Weg zu einer Revision seiner Abstraktionsweise auf Typen gefunden hat. Dieser Umschwung trat ein, als DILTHEY die Grundlegung der *Strukturpsychologie* schuf. Von da an datiert eine neue Epoche der philosophischen Charakterologie; und der Hauptteil dieses und des folgenden Kapitels in unseren Untersuchungen wird ihr gewidmet sein.

Jedoch sind in der Gegenwart die charakterkundlichen Abstraktionsgesichtspunkte, Beschreibungsweisen und Einteilungen der Ära vor DILTHEY noch keineswegs unwirksam geworden. Auch der beträchtliche Gewinn, den diese charakterologischen Systeme, welche wir

„die Vorläufer“ nennen wollen, uns hinterlassen haben, wirkt in Pädagogik und Seelsorge entscheidend weiter. Und so müssen wir diesen Vorläufern einige Sätze widmen. Steht doch an ihrem Anfang die mythische Größe des Vaters aller Wissenschaft, des ARISTOTELES.

Der große Denker ist in seiner Charakterologie¹ halb Ontologe, halb Ethiker, und zwar Ethiker im Sinne des hellenischen Kulturbewußtseins, der *καλοκαγαθεΐα*. Er bejaht das Naturhafte im Menschen und die Vielfältigkeit seiner Strebungen. Aber er bejaht auch den Geist. So kommt es zur *σωφροσύνη* als dem Maßstab der Charaktere. Mäßigkeit bedeutet nicht Schwäche der Begierden, sondern Beherrschung. Die Grundtypen des Beherrschten und des Maßlosen werden nun mit empirischem Inhalt erfüllt; und dabei fallen mannigfache Bemerkungen zur Psychologie der Affekte und der typischen sozialen Verhaltensweisen. Diese Anregungen, die ARISTOTELES mehr nebenbei gab, wurden von seinem Schüler THEOPHRAST ausgebaut. Das Wort „Charakter“ stammt von ihm und wurde von LA BRUYÈRE nach fast zweitausend Jahren² in die geistige Rüstkammer der Gegenwart hinübergenommen. THEOPHRAST ist in erster Linie beschreibender Kasuistiker des empirischen Lebens. Seine Beschreibungen etwa des Mißtrauischen, des Furchtsamen usw. sind naiv und plastisch. Sie gehen aus von der praktischen Menschenkenntnis und gelangen teils zu Typen, in denen ein bestimmter Affekt oder eine bestimmte Strebung vorwiegt, teils jedoch zu primitiven Sozialtypen, die für seine Zeit markant waren. Wie A. VETTER³ bereits betont hat, sind diese Abstraktionen, die „*theophrastischen Typen*“, ohne das Bewußtsein eines möglichen Gegensatzes gestaltet, also nicht nach antitypischem Schema. Darauf beruht sowohl ihre verblüffende scheinbare Konkretheit — nämlich die Art, wie sie einen lebensnahen Eindruck bestimmter Menschengruppen prägnant festhalten — als auch ihre Unzulänglichkeit in bezug auf wissenschaftlicher Verwertung und Begrifflichkeit. Es sind im Grunde jene halb praktischen, halb künstlerischen Konzeptionen von menschlichen Gruppen, die *am Anfang* jeglicher Charakterkunde stehen.

Derjenige große Geist, der neben ARISTOTELES am Ausgangspunkte aller abendländischer Aspekte auf das Wesen des Menschen steht, ist AUGUSTINUS. Nicht weil er etwa Charakterologe gewesen wäre — so vieles unsagbar Tiefe seine „Bekennnisse“ auch enthalten, so beispiel-

¹ PERKMANN, Der Begriff des Charakters bei Platon und Aristoteles. Berlin 1909. — Über Aristoteles und Theophrast hat vor allem UTITZ in seiner rühmendswerten Charakterologie (Charlottenburg 1925) eine Fülle liebevoller und feinsinniger Einzelausführungen gemacht.

² Les caractères de Théophraste traduits du grec, avec les caractères ou les mœurs de ce siècle 1688.

³ Kritik des Gefühls. 1923.

gebend sie auch für jegliche Selbstschau und Selbstprüfung geworden sind. AUGUSTINUS war ferner alles andere eher als ein Rationalist. Und dennoch muß er gerade an dieser Stelle in der Geschichte der rationalen Charakterkunde genannt werden. Denn er ist es eigentlich, der jener *polaren Spannung zwischen dem „höheren“ und dem „niedereren“ Anteil des Menschen*, dem Geistigen und dem Triebhaften, dem Hellen und dem Dunklen, dem Göttlichen wie dem Irdischen in ihm den entscheidenden Ausdruck gab. Jene asketisch-geistige Wendung in der individuellen Bildung und Sittlichkeit, die als erlebtes Lebensziel noch heute den einzelnen abendländischen Menschen durchherrscht, hat in seinen Bekenntnissen ihren tiefsten Ankergrund gefunden. Ihm ist erst NIETZSCHE, der „Antichrist“, zum großen, wenn auch nicht ebenbürtigen Gegenspieler geworden.

Solange die Philosophie des Abendlandes christlich blieb, d. h. in ihrer Auffassung vom Wesen des Menschen und in ihrem Ethos *augustinisch* — und solange sie *aristotelisch* blieb, d. h. gebunden an die Methode der formalen Abstraktion: solange war alle Charakterkunde eine untergeordnete Disziplin der wissenschaftlichen Psychologie, die auf das Gattungswesen Mensch gerichtet war. Die charakterologischen Bemerkungen, welche etwa in der Geschichte des philosophischen Idealismus hie und da auftauchen, sind von erschreckender Dürftigkeit und Belanglosigkeit: formale Konstatierungen entweder trivialer oder blaßkonstruktiver Art und moralisierende Tendenzen vermischen sich darin. So ist es selbst bei einem KANT — etwa in seiner Anthropologie¹. Erst relativ spät hat sich die Charakterologie innerhalb des philosophisch rationalistischen Idealismus selbständig gemacht, und zwar durch BAHNSEN, der den Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, in Deutschland der erste wissenschaftliche Begründer der Charakterkunde gewesen zu sein². Über BAHNSENS Werk, heute fast vergessen, sind einige Bemerkungen notwendig. BAHNSEN fühlte sich als Schüler SCHOPENHAUERS, und so hält er seine Charakterologie in einer fast subalternen philosophischen Abhängigkeit von seinem Meister.

Er *definiert* die Charakterologie als eine *Phänomenologie des Willens*, die auf metaphysischer Grundlage stehen müsse. Ihr Gegenstand ist aber nicht nur der Wille selbst, sondern auch das *Verhältnis des Willens zum Motiv*, mithin auch der Intellekt, sofern er zum Willen in Beziehung tritt — beispielsweise im Wissenstrieb, in der Aufmerksamkeit usw. Für die metaphysische Ausgangsstellung, die diesen Primat des Willens als Wesen des Menschen unterbaut, gibt BAHNSEN keine eigene Begründung. Ebensowenig gibt er eine logische oder methodische Ab-

¹ Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefaßt. Frankfurt u. Leipzig 1799.

² BAHNSEN, JULIUS, Beiträge zur Charakterologie. Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen. 2 Bde. Leipzig 1867.

leitung dafür, wie er zur Aufstellung seiner typologischen Grundrichtungen gelangt.

Er beginnt seine charakterologischen Darlegungen mit einer Lehre von den *Temperamenten*. Das Temperament ist der Exponent für das rein formale Verhältnis Wille—Motiv. Man kann daran 4 Momente unterscheiden, innerhalb deren quantitative Schwankungen auftreten: die *Spontaneität*, die *Rezeptivität*, die *Impressionabilität* und die *Reagibilität*. Gemäß diesen 4 Momenten kommt er zu 4 *Temperamenten*, die jeweils 4 Untergruppen aufweisen, mithin also zu 16 Temperamentstypen. Die Tafel dieser Aufstellung sei im folgenden wiedergegeben. Wir sehen ihr sofort an, daß sie dem gleichen konstruktiven Permutationsprinzip entsprungen ist wie die früher angeführten Temperamentstabellen, z. B. von HEYMANS und WIERSMA¹; sie atmet eine erschreckende Lebensferne — so sehr, daß etwa die Typen 13 bis 16, die „d-Typen“ der einzelnen Temperamente, schon in sich widerspruchsvoll, erkünstelt und wider alle „Logik der Sache“ laufend sind und man sich vergebens fragt: wo in aller Welt Menschen herumlaufen mögen, die durch diese d-Typen konstitutiv bestimmt wären.

Temperamentstypen bei BAHNSEN, l. c. I, 24.

Nr.	Spontaneität	Rezeptivität	Impressionabilität	Reagibilität	Temperament
1	<i>stark</i>	<i>rasch</i>	tief	nachhaltig	<i>cholерisch a</i>
2	<i>stark</i>	<i>rasch</i>	flach	nachhaltig	<i>cholерisch b</i>
3	<i>stark</i>	<i>rasch</i>	tief	flüchtig	<i>cholерisch c</i>
4	<i>stark</i>	<i>rasch</i>	<i>flach</i>	<i>flüchtig</i>	<i>sanguinisch a</i>
5	<i>schwach</i>	<i>rasch</i>	<i>flach</i>	<i>flüchtig</i>	<i>sanguinisch b</i>
6	<i>stark</i>	<i>langsam</i>	<i>flach</i>	<i>flüchtig</i>	<i>sanguinisch c</i>
7	<i>stark</i>	<i>langsam</i>	flach	<i>nachhaltig</i>	<i>phlegmatisch a</i>
8	<i>schwach</i>	<i>langsam</i>	flach	<i>nachhaltig</i>	<i>phlegmatisch b</i>
9	<i>stark</i>	<i>langsam</i>	tief	<i>nachhaltig</i>	<i>phlegmatisch c</i>
10	<i>schwach</i>	<i>rasch</i>	<i>tief</i>	nachhaltig	<i>anämatisch a</i>
11	<i>schwach</i>	<i>rasch</i>	<i>tief</i>	flüchtig	<i>anämatisch b</i>
12	<i>schwach</i>	<i>langsam</i>	tief	nachhaltig	<i>anämatisch c</i>
13	<i>schwach</i>	<i>rasch</i>	flach	nachhaltig	<i>cholерisch d</i>
14	<i>schwach</i>	<i>langsam</i>	<i>flach</i>	<i>flüchtig</i>	<i>sanguinisch d</i>
15	<i>stark</i>	<i>langsam</i>	tief	flüchtig	<i>phlegmatisch d</i>
16	<i>schwach</i>	<i>langsam</i>	<i>tief</i>	flüchtig	<i>anämatisch d</i>

BAHNSEN erörtert sodann die Beziehungen zwischen *Temperament* und *Naturell*. Von vornherein verwirft er jede physiologische Reduktion; Ausgangspunkt der Charakterkunde sind ausschließlich die „Urphänomene des Bewußtseins“. Ausdrücklich lehnt er eine Zuordnung der Temperamente zu den somatischen Konstitutionen ab. Aber natürlich leugnet er nicht etwa das Vorhandensein und die

¹ Vgl. S. 17.

Wirksamkeit psychophysischer Beziehungen. Das *Naturell* umfaßt bei ihm „die *natürlichen* Anlagen in einem unentwickelten Charakter“. Im Gegensatz dazu steht die *Gemütsart*, welche die *sittliche* Anlage des Menschen ausmacht.

Nunmehr führt BAHNSEN neben die Begriffe von Temperament und Naturell einen dritten Grundbegriff in die Charakterkunde ein: es ist der Begriff der *Posodynamik*. BAHNSEN versteht darunter die „Kapazität eines Menschen für Schmerz und Lust“. Soviel praktisch in BAHNSENS Charakterkunde herauskommt, meint das Wort „Kapazität“ nicht die Kraft des Ertragens oder dergleichen, sondern das tatsächliche Überwiegen der *Neigung* zu Schmerz oder zu Lust. BAHNSEN leitet die Sonderstellung der Posodynamik außerhalb von Temperament und Naturell mit folgender Begründung ab: „Sie gehört dem Selbstnnessein des wollenden Individuums im Gefühl an, wobei das Gefühl sich auf die Ereignisse richtet, welche die Wünsche und Zwecke des Individuums betreffen.“ Dies Gefühl, welches den wünschgemäßen Ereignissen gilt, kann lust- oder schmerzbetont sein. Hiernach unterscheidet BAHNSEN die Grundtypen des *Eukolos* und *Dyskolos*. Diese beiden Grundtypen sind *mit jeglichem Temperament verbindbar*. Dadurch würde das typologische Schema, welches wir oben wiedergaben, sich verdoppeln.

BAHNSEN führt freilich die 32 menschlichen Typen, die er für die Charakterkunde auf diesem Wege gewinnt, nicht systematisch aus; er gibt nur kasuistische Belege und Beispiele.

Als viertes charakterologisches Differenzierungsmerkmal treten bei ihm die *ethischen Grunddifferenzen* der Menschen hinzu — je nach dem Inhalt der vorherrschenden Motive. Er unterscheidet *vier* solcher Grunddifferenzen: eigenes Wohl (*Egoismus*), fremdes Weh (*Bosheit*), fremdes Wohl (*Mitleid*), eigenes Weh (*Askese*).

So würde man nach BAHNSEN auf viermal 32 menschliche Typen kommen. Es bedarf wohl keines Wortes, daß insbesondere die Hereinziehung der ethischen Grunddifferenzen von nicht überbietbarer formaler Primitivität ist, und daß die schicksalsmäßige Hinnahme von Eukolie und Dyskolie — statt hier die Frage nach lebensgeschichtlicher Motivation zu stellen oder den Versuch einer Reduktion der Posodynamik auf die Temperamentslehre zu machen — unbefriedigend bleibt. Bei BAHNSEN können wir — ungeachtet seines bedeutenden Geistes und seiner Pionierarbeit für die Charakterkunde — das lebensferne, konstruktive Moment des rationalistischen Vorläufertums in der Charakterkunde prägnant beobachten.

Während BAHNSENS immerhin originaler und eigenständiger Versuch, der Charakterologie eine neue Grundlegung zu geben, ziemlich resonanzlos verhallte, blieben die Traditionen des klassischen Idealismus, insbesondere in der HERBARTSchen Psychologie und Pädagogik,

bis zur Gegenwart für die Charakterkunde lebendig. Sie sind auch heute noch keineswegs durch die Strukturgesichtspunkte der DILTHEY-Schule verdrängt worden. Im Gegenteil: diesen neueren Bestrebungen hat erst in jüngster Gegenwart KERSCHENSTEINER¹ ein systematisches Bild derjenigen Charakterkunde entgegengestellt, die sich aus der Tradition HERBARTS ergibt. Wir können an diesem Versuch in repräsentativer Weise die Charakterlehre studieren, die aus dem rationalistischen Idealismus der klassischen Philosophie recht eigentlich herauswächst.

Unter Charakter versteht KERSCHENSTEINER nicht das, was man gewöhnlich so nennt. Dies nennt er vielmehr „Individualität“. Er meint diesen Begriff im Sinne eines Verbandes von Funktionen; und insofern schließt er sich dem psychologischen Atomismus HERBARTS an. Dieser Verband von Funktionen, der die Form der Individualität hat, ist insofern der „Formcharakter“ des Individuums. Von diesem Formcharakter unterscheidet KERSCHENSTEINER die „Funktionscharakter“ in einem Menschen oder den Charakter im eigentlichen Sinne. Dieser *Charakter im engeren Sinne* ist dann vorhanden, wenn der Funktionsverband *wertbetont* ist. Dieser Wert gründet entweder in logischen Normen: in der Einheitlichkeit und Widerspruchslosigkeit des Charakters; oder er gründet in ethischen Normen: der Charakter muß als Materie sittlicher Beurteilung in Frage kommen. Er braucht nicht sittlich zu sein; aber er darf nicht ohne Relevanz für die sittliche Norm sein.

Es ist nun die Aufgabe, aus dem Verband von Funktionen diejenigen auszusondern, die notwendig sind, damit Charakter in diesem Begriffe möglich sei. Mit Bezug hierauf zerfallen die Funktionen in die „animalische Charakteranlage“, die „niederen Triebe“ — und in die „geistige Charakteranlage“. Der Naturalismus etwa eines RIBOT versteht unter Charakter bloß die animalische Anlage. SCHOPENHAUER versteht unter Charakter sowohl die animalische als auch die intellektuelle Anlage, aber jenseits der Wertbetontheit. HERBART hat als erster die beiden Anlagen als Konstituentien des Charakters unterschieden; er nennt die geistige Anlage den *subjektiven* Charakter, die animalische Anlage den *objektiven* Charakter.

KERSCHENSTEINER rechnet zur geistigen Charakteranlage vier Funktionen, und zwar mit jenem Wertakzent, den er charakterologisch grundlegend findet: die *Willensstärke*, die *Urteilsklarheit*, die *Feinfühligkeit* und die *Aufwühlbarkeit*.

Mit Bezug auf diese grundlegenden Momente ließe sich, nach KERSCHENSTEINERS Ansicht, eine Typenbildung entwickeln. Solange dieselbe deskriptiv bleibt, entstehen bloß „*Individualitätstypen*“ im

¹ Charakterbegriff und Charaktererziehung. 4. Aufl. Leipzig u. Berlin 1929.

Sinne seines Begriffs von Individualität. Es muß also noch ein besonderes Prinzip der Typenbildung hinzugenommen werden. KERSCHENSTEINER erblickt es in der jeweils vorherrschenden Maxime des Handelns. Denn diese ist ethisch relevant.

Glücklicherweise begnügt sich KERSCHENSTEINER damit, diese Forderung aufzustellen. Zur Entwicklung der *Charaktertypen* schreitet er nicht fort — und entgeht damit dem Schicksal, mit den gekünstelten und erquälten „Charaktertypen“ konfrontiert zu werden, die bei solcher lebensfernen und theoretisch-konstruktiven Systematik herauskämen.

Kritisch ist zu seinem Versuch zu sagen: er scheitert an seinem Atomismus und formalen Intellektualismus. Für das Prinzip der Typenbildung ermangelt es jeglicher ontologischen Ableitung; statt ihrer steht der vage Bezug auf die sittliche Wertbarkeit ein. Wir werden uns nicht wundern, wenn ein solcher charakterologischer Versuch ganz unfruchtbar bleibt. Betrachten wir KERSCHENSTEINER als den Exponenten einer bestimmten philosophischen Grundrichtung in der Charakterkunde, so wird es uns deutlich, daß es *in den Prinzipien dieser Philosophie* begründet liegt, warum ihre charakterologischen Auswirkungen unproduktiv und lebensfern zu bleiben verurteilt sind. Um so größer ist das Verdienst derjenigen neueren Verfechter des philosophischen Rationalismus, denen wir uns jetzt zuzuwenden haben und die den großen Umschwung in die Charakterkunde hineingetragen haben: den Schülern DILTHEYS.

2. Der Strukturgedanke in der Charakterkunde (DILTHEY, SPRANGER, JASPERS).

Ausgehend vom Begreifen historisch-kultureller Persönlichkeiten hat WILHELM DILTHEY dem philosophischen Rationalismus eine neue grundsätzliche und methodische Bahn für die Aufstellung und Erfassung menschlicher Typen gewiesen. Es handelte sich ihm weniger um die Gruppierung nach neuen eigentümlichen Bewußtseinsgegebenheiten oder Funktionsweisen; es handelte sich ihm darum, die einzelne historisch bedeutsame Persönlichkeit und ihr Werk und Wirken sinnvoll verständlich zu machen. DILTHEY hat den Begriff des *Verstehens* als eines *sinnerfassenden Nacherlebens* geschaffen und methodisch ausgebildet, und den kausalen, erklärenden Bestrebungen in der Seelenkunde grundsätzlich gegenübergestellt. In der Kulturgeschichte werden die objektiven Erzeugnisse des Geistes in Kunst und Politik usw. aus dem Sinnzusammenhange mit dem Typus der schöpferischen Persönlichkeit ihres Urhebers verstanden; und diese wiederum wird aus dem Sinnzusammenhang mit den Objektivationen ihrer geistigen Stellungen und Entscheidungen verstanden.

Es sei hier eingeschaltet — ohne in eine Kritik von *Begriff und Methode des Verstehens* und Sinnerfassens eintreten zu wollen¹ —, daß mit der Einführung des Verstehens als einer besonderen, unmittelbaren und evidenten Quelle von Erkenntniserlebnissen der philosophische Rationalismus gleichsam über seinen eigenen Schatten gesprungen ist. Im Verstehen hat er sich ein irrationales, rational niemals zu beglaubigendes Werkzeug geschaffen, mit dessen Hilfe er die Brücke zur Lebensnähe irrationalistischer Intuitionen über menschliches Wesen schlägt, ohne sich doch der Ratio als seines höchsten Prinzipes zu begeben. Gewiß ist Verstehen weder erlernbar noch wissenschaftlichen Kontrollmethoden zugänglich — und so unterscheidet es sich in nichts von der geheimnisvollen, irrationalen, bloß erlebbaren Evidenz einer esoterischen Schau. Andererseits unterscheidet sich die Evidenz, die das Verstehen für sich in Anspruch nimmt, in keiner Weise von der Evidenz, welche die Sinneswahrnehmung der äußeren Sinne für sich fordert und unbedenklich zugebilligt erhält. Auf der vorausgesetzten Untrüglichkeit und Evidenz der Sinneswahrnehmung beruht alle Erfahrung von Natur und Außenwelt: und genau so beruht auf der vorausgesetzten Evidenz und Untrüglichkeit fremdseelischen Verstehens alle Erfahrung über menschliche Charaktere und über Besonderheiten. Man kann außerordentlich schwerwiegende Bedenken wissenschaftstheoretischer Art gegen den Begriff des Verstehens geltend machen; aber der wissenschaftliche Charakter einer solchen Betrachtungsweise wird dadurch nicht angetastet. Er liegt vielmehr ausschließlich in der Art, wie durch das Verstehen die Ratio berührt wird und zu ordnender Tätigkeit gelangt.

Der zweite Grundbegriff, den DILTHEY in grundsätzlichem Gegensatz zu aller erklärenden Psychologie für die Persönlichkeitserfassung fruchtbar gemacht hat, ist derjenige der geistigen *Struktur* und des *Strukturzusammenhanges* einer Persönlichkeit. Der Strukturbegriff wurde in der Folge erweitert über denjenigen der geistigen Struktur hinaus auf die seelischen Gebilde überhaupt². Strukturen sind in sich ganzheitliche, gegliederte Gefüge sinnhafter Art. Ihre jeweilige Eigenart erfüllt sich in den Zusammenhängen, in welchen Erlebnisse und Akte einer Persönlichkeit mit deren Ich stehen.

Wir beabsichtigen nicht, der Logik und Theorie des Strukturbegriffs hier nachzugehen; wir übernehmen die Begriffe des Verstehens und der geistigen Strukturen einfach und prüfen, wie sie in der Charakterkunde fruchtbar geworden sind³.

¹ Vgl. diesbezüglich mein „Wesen d. psych. Erk.“ und „Psychol. in d. Psych.“ I, c.

² KRUEGER, FELIX, Der Strukturbegriff in der Psychologie. Bericht über den 8. Kongr. f. exper. Psychol. S. 31 ff. Jena 1924.

³ SELZ, O., Über die Persönlichkeitstypen usw. Ibidem.

DILTHEY hat diese Grundbegriffe vor allem im Hinblick darauf ausgewertet, den *Zusammenhang zwischen Weltbild und Wertrichtungen eines Persönlichkeitstypus* darzulegen. Seine Typen der Weltanschauung sind zunächst nicht psychologische Typen, sondern bezeichnen typische Unterschiede der Weltanschauungen als *objektiver* geistiger Gebilde. Aber es drängt sich ihm zwingend die Erkenntnis auf, daß den typischen Unterschieden der Weltbilder bestimmte typische Unterschiede in der Persönlichkeit ihrer Schöpfer und Bekenner sinnvoll gemäß sein müssen. So kommt DILTHEY vom Unterschiede der objektiven Weltbilder zu *drei Grundtypen der Persönlichkeit* hinsichtlich ihrer Wertrichtungen: 1. Der erdgebundene, dem Genuß irdischer Güter hingeebene, *sinnliche Mensch*, der Mensch des Trieblebens. Die sinnvoll entsprechende Weltanschauung ist der Naturalismus, die sensualistische Erkenntnislehre, die materialistische Metaphysik und die Glücksethik. 2. Der *heroische Mensch*. Seine vorherrschende Wertrichtung gehört der Sphäre des Willens, weder der sinnlichen noch der theoretischen Ausrichtung. Er findet sein Ziel in der Überwindung der Widerstände der Umwelt, die als Gegner vorausgesetzt wird. Sein Weltbild ist das der Freiheit; so ist er Indeterminist und autonomer Willensethiker sowie metaphysischer Theist. 3. Der *kontemplative Mensch*. Das Gefühl bestimmt seine Wertrichtung. Er fühlt sich eins mit dem Universum, welches sein Gefühl beseelt. Natur und Geist, beim heroischen Menschen in unüberwindlichem Gegensatz, verschmelzen bei diesem Typus in seelenvoller Harmonie. Sein Weltbild ist die Immanenz Gottes in der Welt, der Pantheismus; seine Blickweise die ästhetische Intuition.

DILTHEY selber, nicht eigentlich charakterkundlich gerichtet, hat diese Gedanken mehr gelegentlich und als Hilfsmittel seiner eigentlichen kulturphilosophischen Bestrebungen geschaffen. SPRANGER hat sie nach der Richtung der Charakterkunde systematisiert und vertieft¹.

SPRANGERS Ziel ist es, „geistige Erscheinungen strukturell richtig sehen zu lernen“. Der Mensch interessiert ihn in erster Linie als Träger eines Geistes — und insofern findet SPRANGERS Lehre ihren Platz innerhalb des rationalen Idealismus. Mit dieser Begrenzung des Blickes auf das Geistige im Menschen ist SPRANGER nur in eingeschränktem Sinne Charakterologe. Aber er ist es mehr, als die Besonderheit seiner Blickweise dies vermuten läßt. Denn wenn er z. B. (Seite 35) neben das geistige Prinzip „den Kraftaufwand . . . ein Stück von der Ökonomie der Seelenkräfte“ als Kriterium der Aufstellung von Typen stellt, so überschreitet er damit in glücklicher Weise seine selbstgewählte Begrenzung.

¹ SPRANGER, ED., Lebensformen. 3. Aufl. Halle 1922.

Mit DILTHEY unterscheidet auch SPRANGER zwei Arten der Psychologie: die elementare naturwissenschaftliche und die geisteswissenschaftliche, die sich mit den sinnvollen Strukturen des Menschen beschäftigt. Erstere ist von letzterer abhängig: Elemente sind nur an einer Struktur sinnvoll denkbar. Letztere hat den Primat. Die Begriffe der Struktur, des Sinngebildes und des Sinnes setzt SPRANGER ohne nähere Bestimmung voraus.

Die Aufgabe, geistige Strukturen richtig zu sehen, läßt sich auf zwei Wegen bewältigen: man kann entweder vom geistigen Gebilde oder Produkt ausgehen oder von dem Akt im Individuum.

Geht man vom *objektiven geistigen Gebilde* aus, so beruht seine Objektivität entweder auf dem nur Vorgefundenen, auf einer Transsubjektivität oder Kollektivität — insofern beliebig viele Einzelne es in gleicher Weise sehen. Oder sie beruht in einem normativen Prinzip, welches rein formaler Artung ist. Vom objektiven geistigen Gebilde auszugehen, um zu den Strukturen zu gelangen — wie dies DILTHEY tat —, ist ein zu unsicherer Weg. Es läßt sich niemals sagen, inwiefern an den geistigen Gebilden die Norm verwirklicht ist. Somit wählt SPRANGER den zweiten Weg: er geht von den *geistigen Akten der einzelnen Persönlichkeit* aus.

Der Begriff des geistigen Aktes bestimmt sich ihm als eine Tätigkeit des Ich, die aus verschiedenen seelischen Funktionen zusammengewoben ist und wodurch es eine *geistige Leistung* von überindividuellem Sinne hervorruft.

Der geistige Akt spielt also in der geisteswissenschaftlichen Typologie etwa die gleiche Rolle, wie dies die Elemente in der naturwissenschaftlichen Psychologie tun. Er ist gewissermaßen das relativ einfachste Gebilde, bis zu welchem man hinabgehen kann, ohne zu sinnfreien Strukturelementen zu kommen.

Um nun die *typischen Strukturen geistiger Akte* zu finden, sieht SPRANGER sich die geistig-objektiven Gebilde an und findet eine gewisse Gliederung. Diese Gliederung ist bedingt durch den historischen Gang der geistigen Kultur. Da diese Gebilde aber letztlich nicht von einem Kollektiv geschaffen wurden, sondern von Einzelnen, *so muß jedem Gebiet objektiver geistiger Gebilde jeweils eine Grundklasse geistiger Akte entsprechen.*

SPRANGER erkennt zwar neben den individuellen Geistesakten auch gesellschaftliche Geistesakte an; aber die individuellen haben bei ihm die größere Dignität und Tragkraft. Er macht nun eine methodische Hypothese — die einzige übrigens, die er explizit angibt: „In jedem sinngebenden Gesamtakt sind *alle* Grundformen sinngebender Akte zugleich enthalten, *in jedem geistigen Akt waltet die Totalität des Geistes.*“ Damit ist ausgedrückt, daß die isolierende Gliederung der verschiedenen Klassen individueller Geistesakte eine künstliche ist.

Die *individuellen Geistesakte* sind nun die *ökonomischen*, die *theoretischen*, die *ästhetischen* und die *religiösen*. Diese Trennung ist freilich eine abstraktive. Ein Gegenstand kann mich bereits in der Wahrnehmung so affizieren, daß darin alle vier individuellen Geistesakte zugleich realisiert werden. Nur künstlich sind also in einem solch komplexen Geistesakt die Keime dieser einzeln herausgestellten Aktarten isolierbar.

Der Keim des *ökonomischen* Geistesaktes liegt darin, daß ich als psychophysisches Subjekt eine Einwirkung erfahre, durch die der Gegenstand mir als eine fremde Kraft gegenübersteht. Der ökonomische Sinn liegt in dem Erlebnis des psychophysischen Aktverhältnisses zwischen Subjekt und Gegenstand (Kraftmaß).

Der Keim des *theoretischen* Geistesaktes: der Gegenstand ist mir als ein mit sich identischer gegeben. Der theoretische Sinn wurzelt in der allgemeinen Identität des intendierten Gegenstandes (Wesen).

Der Keim des *ästhetischen* Geistesaktes ist das Sinnlich-Konkrete der Gegebenheit. Der ästhetische Sinn liegt in diesem Eindruck-Ausdruck-Charakter (Bild).

Der Keim des *religiösen* Geistesaktes ist die Stellung des Gegenstandes und seines Einzelerlebnisses in der Totalität meines Wesens und der Totalität der Welt (Totalsinn).

Es wäre allzu billig, an SPRANGERS Hypostasierungen des Kraftmaßes zwischen psychophysischem Subjekt und Objekt, des Totalsinns und seiner Herleitung, der Definition des Wesens einen Anstoß zu nehmen. Niemand weiß besser als dieser Denker selber, was sich gegen die Ableitung dieser Bestimmungen sagen ließe.

Die *gesellschaftlichen Geistesakte* sind die *sozialen* — mit der Intention der Koordination, und die *Macht-Akte* oder *politischen* Akte mit dem Ziel der Subordination. Beide sind konkret ineinander verflochten. Aber ihre Keime sind verschieden: der Keim der sozialen Akte liegt in Sympathieerlebnissen des sich an diesen Wert hingebenden Menschen, in fühlender und wollender Hinwendung zu den Wertmöglichkeiten der fremden Seele. Der Keim der politischen Geistesakte oder Herrschaftsakte liegt in den Erlebnissen eines inneren Abhängigkeitsverhältnisses — in einer tatsächlichen Überlegenheit, die im Wertgehalt des Machtsubjektes beruht.

Einer jeden von diesen sechs Klassen geistiger Akte wohnt eine Norm, ein höchster Wert inne. Da diese Norm freilich nicht immer bewußt in dem jeweiligen Akt angestrebt wird, bezeichnet SPRANGER sie als „eingehüllte“ Rationalität. Die Norm des Ökonomischen wäre höchster Nutzen bei geringstem Aufwand; die theoretische Norm: der Satz vom Grunde; die ästhetische Norm: das Maximum an Ausdruck; die immanente Norm der Macht wäre der Wille zum Gesetz; die Norm

des Sozialen: Treue als Wille zur Gemeinschaft; die Norm des Religiösen das Sittliche.

In jedem Menschen sind alle diese Wertrichtungen, und er hat die Strukturen der auf sie gerichteten Geistesakte in sich. SPRANGER spricht von „Ichkreisen“, in denen diese Aktarten potentiell das Ich umlagern. Aber die eine oder die andere Wertrichtung wiegt im einzelnen Menschen vor, sofern er Geiststräger ist. Seine Struktur ist bestimmt durch eine vorwiegende Wertrichtung und die ihrer Realisierung dienenden Geistesakte. Diese Wertrichtung bestimmt nicht nur seine geistige Struktur, sondern seine Motivationen, wie diese auch formal beschaffen sein mögen. Natürlich können sich mehrere Wertrichtungen in einem Menschen verbinden, und es kann einen Mischtypus geben. Aber die reinen Typen oder Lebensformen, die bei SPRANGER aus diesen geistigen Aktrichtungen hervorgehen, sind sechs:

1. der theoretische Mensch;
2. der ökonomische Mensch;
3. der ästhetische Mensch;
4. der soziale Mensch;
5. der Machtmensch;
6. der religiöse Mensch.

Wir brauchen diese Typen im einzelnen nicht zu schildern, wie dies SPRANGER in feinsinniger Weise getan hat; denn ihre Eigenart und ihre Eigenschaften ergeben sich nach dem Gesagten hinreichend deutlich.

Ähnlich wie SPRANGER, und dennoch mit etwas verändertem Aspekt, gibt auch JASPERS tiefeschürfende Untersuchungen über die Zusammenhänge von Weltbild und Charakter¹. Unter *Weltanschauung* versteht er „die Kräfte oder die Ideen, jedenfalls das Letzte und das Totale des Menschen, sowohl subjektiv als Erlebnis und Kraft und Gesinnung wie objektiv als gegenständlich gestaltete Welt“. Dabei bleibt irrelevant, ob die Gedanken, die hinter einer Weltanschauung stehen, richtig oder falsch sind, es kommt allein darauf an, den jeweiligen Bezirk einer Weltanschauung bei Vermeidung jedes Werturteils abzustecken. Im Verlaufe seiner Ausführungen gelangt JASPERS zur Aufstellung von verschiedenen Geistestypen. Dadurch entsteht eine Charakterologie auf der Basis der Weltanschauung.

Den systematischen Grundgedanken bildet das Phänomen der *Subjekt-Objekt-Spaltung*. JASPERS betrachtet daher nacheinander die Weltanschauungen von der Subjektseite und Objektseite und nennt sie *Einstellungen* und *Weltbilder*. Die eigentliche Weltanschauung setzt sich aus den Elementen der Einstellung und des Weltbildes als ein Ganzes zusammen, doch nicht so, daß die einzelnen Elemente, die entwickelt werden, sich nach den Regeln etwa der Permutation

¹ JASPERS, KARL, *Psychologie der Weltanschauungen*. Berlin 1919.

zusammensetzten; vielmehr können die Elemente nur aus der Analyse der Weltanschauungen künstlich gewonnen werden. Wenn dem *Subjekt kein Objekt* gegenübersteht, keine Subjekt-Objekt-Spaltung erlebt wird, so entspringt das *Mystische*.

Von jedem substantiellen, weltanschaulichen Zentrum aus gibt es immer *vier Abwandlungsprozesse*, die zu den „*abgeleiteten Gestalten*“ führen. 1. „*Das Zentrum ist echt, es gibt eine Reihe unechter Gestalten.*“ Das Unechte ist auch wirklich, hat aber Mangel an Nachwirkung. Es zerflattert schneller und bleibt wirkungslos. Das Echte ist das Gewachsene, das Unechte das Angenommene. Die echte Weltanschauung wird vom Menschen als das Wesentliche und Unbedingte anerkannt und, als wahlverwandt aufgenommen, in das Leben verwebt. Die unechte Weltanschauung dient, wenn auch unbewußt, als Ideologie für andere Zwecke (z. B. Nützlichkeit). 2. „*Das Zentrum ist konkret, Einheit von Inhalt und Form, ist lebendig.* Es gibt das inhaltlich Entleerte, damit entstehen *unlebendige Gestalten: Formalisierung.*“ Form und Materie sind verschmolzen in der übergreifenden Idee. Entweder findet der Mensch das Formale allein wichtig oder die Idee wird getrennt von Materie und Form isolierend erfaßt (z. B. Artistik in der Kunst, und Sentimentalität). 3. „*Das Zentrum ist etwas Substantielles, das irgend etwas sich Gleiches vom Keim bis zu den differenziertesten Gestalten hat. . . . Es gibt also undeutlichere, undifferenziertere, gemischte Gestalten.*“ 4. „*Das Zentrum ist ohne Anspruch, ohne Herrschaftsgelüste und ohne Unterordnung.* Es ist, was es ist, der Potenz nach mit vielen Beziehungen, der Potenz nach mit einem Ort in immer umfassenderen Totalitäten. Jedes Zentrum gewinnt eine besondere Gestalt, *wenn es, sich übersteigernd, sich zum Ganzen absolutiert und zugleich isoliert.*“ Die isolierende Verabsolutierung hat sich fast aller Gebiete der Einstellungen und Weltbilder bemächtigt und damit ein Einzelnes zum Ganzen gemacht. Gerade dadurch wird dieses Einzelne besonders deutlich.

Bei den *Einstellungen* werden unterschieden *gegenständliche, selbst-reflektierte* und *enthusiastische* Einstellungen. Bei den *Weltbildern* das *sinnlich-räumliche*, das *seelisch-kulturelle* und das *metaphysische* Weltbild.

„Einstellungen sind formale Möglichkeiten; daß sie festgehalten, konkret erfüllt und auf einzelne Ziele gerichtet werden, dazu bedarf es der *Kräfte*. Weltbilder sind bloße gegenständliche Sphären, gleichsam tote Spiegelbilder, wenn sie nicht *angeeignet*, d. h. zugleich vom Subjekt produziert werden; dazu bedarf es wieder der *Kräfte*, die in der bewegten Erfahrung Auswahl, Richtung bestimmen. Ganz allgemein bezeichnet sind diese Kräfte objektiviert in *Wertungen.*“ Das Aufstellen von Werten schafft Wertkollisionen, bringt den Menschen

in Situationen, wo alles in Frage gestellt wird. Diese Situationen, „die Grenzsituationen“, sind für das Leben unerträglich. Das Leben würde in ihnen ohne einen Halt aufhören. *Welchen Halt der einzelne nun hat, ist für seinen Geistestypus charakteristisch.* Die Grenzsituationen haben antinomische Struktur. In ihnen wird der Mensch entweder zerstört oder er gewinnt Kraft oder aber er drückt sich um die Antinomien herum. Formal kehren die Grenzsituationen immer wieder, wenn auch die Reaktionen unendlich mannigfaltig sind. Fast jedesmal tritt bei der Lösung einer Grenzsituation scheinbare Ruhe ein, wenn sich der Mensch in der Anerkennung eines höchsten Gutes, eines dogmatischen Weltbildes usw. festlegt. *Hierdurch entstehen die einzelnen Geistestypen.* Der Lebensprozeß stellt aber die gewonnenen Lebensformen immer wieder in Frage, wodurch das bisher selbstverständliche Gehäuse der Einstellungen, Weltbilder und Rangordnung der Werte erneut zur Auflösung gebracht wird und gleichzeitig ein neues Gehäuse oder Ansätze dazu geschaffen werden. Es kann geschehen, daß der einzelne Mensch im Prozeß der Auflösung verharrt, nihilistisch wird oder aber endgültig in einem Gehäuse unterkriecht. In beiden Fällen kommt der lebendige Prozeß zur Erstarrung. Die drei so gewonnenen Geistestypen: der nihilistische, der in einem Gehäuse verhärtete und der lebendige, das Leben in seiner Ganzheit und Fülle begreifende Geistestypus — sind die obersten weltanschaulichen Charaktertypen, die von JASPERS entwickelt werden. Sie seien hier kurz beschrieben.

Jeder Nihilismus ist nur relativ möglich: er hält noch an etwas fest, von dem aus alles andere für nichtig erklärt wird. Der absolute Nihilismus ist selbst nichts, also psychologisch unmöglich. Zu jeder Art von Nihilismus führen drei immer wiederkehrende Zusammenhänge: 1. Bei der Verwirklichung einer Weltanschauung decken sich Absicht und Erfahrung nie ständig. 2. In jeder Reflexion liegt eine Tendenz zur Auflösung des Reflektierten. 3. Der Wille zur Wahrhaftigkeit führt zur nihilistischen Einsicht (NIETZSCHE).

Entweder wehrt sich der Mensch gegen den Nihilismus oder er wird mit dem Nihilismus eins. Der Mensch, der sich gegen den Nihilismus wehrt, findet den festen Punkt etwa im Jenseits (Christliche Lehre) oder in einem Akt der Selbstvernichtung oder im gewaltsamen Suchen von Positivitäten. Im Bilden eines primitiven, egoistischen Selbst, dem alle Schwungkraft und Verzweiflung genommen ist, kann der Mensch mit dem Nihilismus eins werden (Vertreter PYRRHON, MONTAIGNE).

Nihilismus ist als Stufe nicht zu umgehen, wenn eine neue Gestalt des Lebens entstehen soll, in die er als sinnvolles Element eingehen kann. Aber der Nihilismus ist für die meisten Menschen unerträglich, sie wollen etwas Festes, etwas, das nicht immer in Frage gestellt wird,

etwas, woran sie ihren Halt haben können. Diesen Halt finden sie in den Formen des Begrenzten, den *Gehäusen*, die aber immer wieder durch den Nihilismus zerstört werden können, oder aber im *Lebendigen*, Unendlichen.

Allen *Gehäusen* gemeinsam ist das Geben von *allgemeingültigen Regeln und Rezepten, Pflichten und Gesetzen* in *rationaler* Form. Damit wird versucht, die Grenzsituationen auszuschalten, was nie gelingt. Zu den Gehäusen gehören z. B. alle originalen philosophischen Systeme; vom primitivsten bis zum differenziertesten, die eine Weltanschauung geben.

Eine Gegensätzlichkeit unter den Gehäusen entsteht insofern, als die einen den Halt im *Objektiven* (Autoritarismus), die anderen den Halt im *Subjekt* (Liberalismus) finden. Da das einzelne Individuum nicht immer imstande ist, in sich selbst das Feste zu sehen, bekommt der Liberalismus durch Aufstellung von Grundsätzen (z. B. allgemeine Menschenrechte) ebenfalls seinen Halt im Objektiven und wird in diesem Falle *Wertabsolutismus*.

In den Auflösungsprozessen und in den festen Gehäusen manifestiert sich als isoliertes und absolutes Element, was beim *Halt im Unendlichen* als Ganzheit im eigentlichen Sinne einer Weltanschauung existiert. Dieses sind die wirklichen, *lebendigen Geistestypen*. Das Leben des Geistes wird als Prozeß zwischen Gegensätzen betrachtet, zwischen Chaos und Form und zwischen Vereinzelung und Allgemeinheit. Der Lebensprozeß ist beim *dämonischen Menschen* am höchsten gesteigert. Nach der Art der Wirklichkeit lassen sich im dämonischen Leben *der Realist, der Romantiker* und *der Heilige* unterscheiden.

Dem lebendigen *Realisten* ist die Wirklichkeit Alles, aber nichts Endgültiges. Sie kann jederzeit umgestaltet werden. *Die Wirklichkeit ist Aufgabe*, die geschaffen und gestaltet werden muß. Er fühlt sich mit ihr eins. Was mit der Wirklichkeit zu tun sei, läßt sich nie endgültig sagen, es hängt von den jeweiligen Gehäusen ab, die sich immerfort wandeln.

Dem *Romantiker* wird das *Erleben die eigentliche Wirklichkeit*. Erleben und Selbsterfahrung wird Sinn. Da die *Realität als Widerstand fehlt*, gerät alles auf eine nicht zu steigernde Weise in Fluß. Etwas leuchtet auf, fliegt fort, um sofort einem andern Platz zu machen. Unendliche Erweiterung des Seelischen bei fortwährender Verwechslung von Subjektivem und Objektivem.

Während der Realist und der Romantiker ihren Halt im Unendlichen des Prozesses haben, hat ihn *der Heilige im Unendlichen* als dem Absoluten, in Gott. Von Gott aus ist alles nichtig. Wirklichkeit und Selbst, beide sind nicht verneint, aber unwesentlich. Liebe Gottes und heilige Lebensführung allein sind wichtig.

II. PAUL HAEBERLINS Charakterlehre.

I. Die Grundlagen.

DILTHEY, SPRANGER und JASPERS — so sehr ihre großen Werke die Charakterkunde vertieft und bereichert haben — hatten dennoch nicht eigentlich charakterologische, sondern kulturphilosophische Gedankenziele. Es ist gegenwärtig allein PAUL HAEBERLIN, der auf dem gleichen Boden wie diese Denker eine eigentliche und systematische *Charakter-Erforschung* durchgeführt und niedergelegt hat: auf dem Boden einer Kulturphilosophie des Geistes, eines rationalistischen Philosophems, und mit den Mitteln der Strukturpsychologie. Zugleich hat dieser Denker aber enge Beziehungen zur Phänomenologie und fundamentalen Wesenslehre des Menschen gewonnen: und so ist seine Lehre vom Charakter auch ein bedeutsamer Exponent dessen, was diese philosophischen Grundhaltungen der Charakterkunde zu geben vermögen. Wir wählen daher sein Werk zum eigentlichen Repräsentanten der gegenwärtigen Charakterkunde nach Prinzipien des philosophischen Rationalismus überhaupt. An ihm können wir Eigenrecht, Eigenart und Grenzen dieser Denkweise in der Charakterkunde erfassen; und so widmen wir ihm diejenige ausführliche Darstellung, die seinem geistigen Rang zukommt¹ und sachlich geeignet ist, uns tiefer mit der Problematik dieses Aspekts auf den Charakter und die Charaktere vertraut zu machen.

Erst auf der Basis des Personbegriffs kann der Begriff des Charakters entwickelt werden. So muß an den Anfang die Besinnung auf das Wesen der Person gestellt werden, denn Charakter setzt Person-Sein voraus. Voraussetzung aber für diese ist die *Existenz* im Sinne der lebendigen Wirklichkeit, und diese bedeutet uns die Möglichkeit oder Fähigkeit, durch eigenes Handeln wirksam, „selbsttätig“ zu sein. Das was wir als selbsttätig denken, nennen wir *Wesen*. Somit ist Person vor allem zunächst einmal Wesen, und Persönlichkeit Wesenhaftigkeit, Selbsttätigkeit, Aktionsfähigkeit. Wesenhaftigkeit nun — begrifflich identisch dem „Leben“, der „Wirklichkeit“, der „Selbsttätigkeit“ — ist und bleibt das ewig unerklärbare Geheimnis, ist einfach Voraussetzung jeglicher „Erklärung“. Denn alle Vorstellung zeigt nicht das Subjekt in seinem Subjektcharakter, nicht Selbsttätiges in seiner Selbsttätigkeit, sondern nur ein *Objekt* des Betrachtenden, ein von diesem konstruiertes Bild. Nicht das Leben oder das lebendige Wesen in seiner Selbsttätigkeit wird wahrgenommen, sondern die Projektion der Wirkung dieser Tätigkeit auf den Betrachtenden. Also ist auch nicht das Wirksame oder die Wirksamkeit selbst beschreibbar, sondern

¹ HAEBERLIN, PAUL, *Der Charakter*. Basel 1925. — Die Bearbeitung erfolgte gemeinschaftlich mit Herrn ROLF REINER, dem ich für seine Mitarbeit herzlich danke.

nur, *wie* das Wirksame auf uns wirkt, nicht das Subjekt als solches, sondern nur das zu unserem Objekt gewordene Subjekt. Das gilt nicht nur für die Vorstellung fremder Wesenhaftigkeit, denn auch die eigene ist mir nicht unmittelbar anschaulich, weil ich mich ja nicht als Subjekt wahrnehme, sondern *auch nur als Objekt* meiner Betrachtung, also meiner Selbsttätigkeit. Das vorgestellte „Ich“ ist nicht identisch mit dem wirklichen Ich, und jeder Versuch, es in seiner Autonomie oder seiner Wesenhaftigkeit zu erfassen, findet nur ein *Selbstbild*, das ich konstruiere, indem ich, analog wie in der Fremdwahrnehmung, die Wirkung meines Selbst auf mein aktuelles Ich in der Form der Vorstellung beantworte. So entzieht sich die Wesenhaftigkeit des Ich jeder Betrachtung, weil es stets das Betrachtende, niemals aber das Betrachtete ist. Auch nicht als Erlebnis- oder Gefühlsgehalt kann das tätige Wesen zum Inhalt der Wahrnehmung und Beobachtung werden, weil Erlebnis und Gefühl Reaktionen eines Subjekts auf ein Objekt sind und ihr Inhalt das Objekt ist, mit dem wir uns auseinandersetzen. Wir erleben und fühlen vom fremden Objekt nicht seine Wirkung als Wirksamkeit selbst, sondern seine Wirkung auf uns; nicht also das Wesen in seiner aktiven Wesenhaftigkeit. Wir erleben und fühlen „uns selbst“ auch nur als Objekt unserer Reaktion, nicht als ihr Subjekt, nicht als Wesen in seiner Aktivität, sondern als Erlebnis- oder *Gefühlsbild*, konstruiert aus der Wirkung, in welcher das erlebte Selbst im aktuellen Ich gegenwärtig ist.

Wesenhaftigkeit „an sich“ ist freilich unerklärbar, aber wir könnten nicht von ihr sprechen, wenn wir sie nicht irgendwie *erleben* würden. Aufklärbar allein bleibt, was wir mit Wesenhaftigkeit meinen und wie der „Begriff“ entstehen konnte. Man muß dazu vom Selbsterlebnis ausgehen. Das erlebte Selbst ist zwar nicht das erlebende wesenhafte Ich, letzteres identifiziert sich aber im Selbsterlebnis mit seinem Objekt, indem es auf dem Wege über Selbstgefühl—Selbstwahrnehmung—Selbstbeurteilung die *Verantwortung* für die erlebte Wirkung übernimmt, vielmehr erlebt. Und diese im Erlebnis unmittelbar vorhandene *Ur-Identifikation* macht ein bestimmtes Erlebnis zum Selbsterlebnis, im Gegensatz zu jedem Fremderlebnis. Da aber Verantwortlichkeit autonome Urheberschaft, Aktivität, Wesenhaftigkeit bedeutet, erlebe ich im Selbsterlebnis Wesenhaftigkeit mit. Also kann man präzisieren: zwar läßt sich *Wesenhaftigkeit* als solche nicht unmittelbar, wohl aber mittelbar in objektivierter Form erleben, nämlich *im verantwortlichen Selbsterlebnis*. Und das, was von ihr erlebbar ist, ist auch erfahrbar, wißbar. Denn schon daß wir von Wesenhaftigkeit sprechen können, dokumentiert, daß wir einen Begriff ihrer Vorstellbarkeit haben. Ausgehend von dieser Art des Objekterlebens kann unter der Voraussetzung des Selbsterlebens auch fremde Wesenhaftigkeit erlebt und

danach wissend festgestellt werden. Erleben wir eine Wirkung als „fremde“, so fehlt zwar die Ur-Identifikation, die das Objekt zum Selbst stempelte und so die eigene Wesenhaftigkeit miterleben ließ, aber es bleibt eine Spur von ihr zurück, insofern das fremde Objekt als ein *Wie-ich-selbst* erlebt wird und wir den Ich-Charakter, die Wesenhaftigkeit also, auf das Andere *übertragen*. Das ist der Vorgang der *sekundären Identifikation*, des *Verstehens*.

Im Erleben der fremden Wesenhaftigkeit denken wir das uns Entgegen tretende als Wirkung und darin ist schon das Wirkende, das Wesen, mitgedacht. Wesen oder Wesenhaftigkeit wird nie anders erlebt als mit oder in einer bestimmten Wirksamkeit: im Selbsterlebnis erleben wir uns verantwortlich für diese Wirksamkeit, im Fremderlebnis schieben wir die Verantwortung dem fremden Wesen zu. Um aber überhaupt „Wesen“ konstatieren zu können, müssen „Qualitäten“ erlebt werden, die durch die hinzu-erlebte *Verantwortung* zu Wesensqualitäten, Aktionsweisen werden. In die Feststellung der Qualität wird, weil sie eine Wirkungsweise ist, auch immer zugleich das Wesen einbezogen, wie es sich in den festgestellten Qualitäten bestätigt und offenbart. Wir erleben freilich diese Qualitäten auch im Selbsterlebnis nicht so, wie sie „an sich“ sind, sondern wie sie sich in uns, den sie Erlebenden, zeigen, erleben sie in ihrem „objektiven Aspekt“, nicht in ihrem „subjektiven Sein“. Erst damit wissen wir, in welcher Weise Wesenhaftigkeit und Persönlichkeit vorstellbar, begreifbar und darstellbar ist, daß wir nur die objektivierten Wesensqualitäten in der ihnen vom Bewußtsein geprägten Gestalt beschreiben können.

Wesenhaftes kann nur als Seelisches gedacht werden, weil es nur in diesem Sinne die Existenzform für unser Bewußtsein ist. Ist also Personalität immer Wesenhaftigkeit, kann sie nur in der Form der Seelenhaftigkeit gedacht werden, d. h. Person ist für unser Bewußtsein gleich Seele. Der Persönlichkeitsbegriff muß aber wesentlich enger gezogen werden, als es bisher geschehen ist: haben wir die Wesenhaftigkeit als das der Persönlichkeit vor allem zukommende Grundmerkmal festgestellt, so ist weiter zu fragen, welche *spezifisch menschliche Art der Wesenhaftigkeit* den Menschen über die reine Wesenhaftigkeit hinaus zur Person macht. Für diese Nachforschung fallen nun alle unter religiösen, moralischen, ästhetischen oder anderen Wertgesichtspunkten gebildete, oder unter dem Zeichen des Ungefähren stehende Begriffe außer Betracht, da die *Charakterologie* als Bestandteil einer empirischen Wissenschaft, nämlich der empirischen Psychologie, nicht Wert-, sondern Tatsachenbegriffe braucht. Verfolgt man den so aufgewiesenen Weg, so gelangt man zu der Feststellung, daß die menschliche Personalität innerhalb des Grundmerkmals der Wesenhaftigkeit

auf keine andere Weise aufgezeigt werden kann, als durch Bestimmung derjenigen Eigenschaften, Funktionsweisen und Funktionsmöglichkeiten, *die den Menschen charakterisieren* und ihn von andersartigen Wesen unterscheiden lassen. Bei diesem Beginnen, den Menschen als Person mit andersartigen Wesen zu vergleichen, stehen wir plötzlich vor einem neuen Rätsel: *dem des Einzelwesens*. So lange es für ein „Wesen“ ein Anderes überhaupt gibt, steht es mit diesem Andern in einer *Beziehung*. Hier liegt eine Schwierigkeit. Im Begriff des Wesens als eines Absolutums liegt, daß das Wesen die Ganzheit aller Wesenhaftigkeit ausmacht, daß es nur als universales Wesen gedacht wird, daß Wesenhaftigkeit zugleich Universalität ist, Gegenteil von Besonderheit oder Einzelheit. Umschließt also der Begriff des Einzelwesens die Polarität Allheit und Einzelheit? Es gibt in der Tat nur ein Wesen, und dieses ist universal und absolut, *aber es existiert in individuierter Form*. Es ist, als universales, besonders in einzelne Modifikationen des Wesen-Seins, vereinzelt in besondere Ausprägungen der Wesenhaftigkeit. *Jedes Einzelwesen ist Modifikation*, ist Einzelnes, sofern es Modus ist, und ist Wesen, sofern es Wesens-Modus ist, Anteil hat an der Wesenhaftigkeit, Absolutheit, Ganzheit. Nimmt man die Individuation quantitativ, so ist Einzelwesen „Bestandteil“ des Wesens überhaupt; wertet man sie qualitativ, „Ausprägung“ des Wesens. So erscheint das Wesen schlechthin als Ganzheit, als Organismus, dessen Organe die Sonderwesen sind. In der Wirksamkeit des Organs wirkt auf besondere Weise das Ganze, im Einzelwesen eine besondere Lebensart des Wesens, das weder *das Wesen* noch das „Wesen schlechthin“, aber wesenhaft ist, vermöge des in ihm manifestierten Anteils am Ganzen der Wesenhaftigkeit.

Um einen widerspruchsfreien Begriff des Einzelwesens zu gewinnen, waren wir genötigt, eine interne Besonderheit im Wesen überhaupt, eine Individuation, vorauszusetzen. Es zeigt sich jedoch, daß eine solche Voraussetzung durchaus nicht willkürlich, vielmehr notwendig ist, weil durch sie erst Wirksamkeit und Erlebnis überhaupt ermöglicht wird. Denn ein nicht-individuiertes Ganzes *hat kein Gegenüber*, weder ein Objekt der Wirkung, noch ein Objekt des Erlebens, also kein „Leben“. Leben setzt Individuiertheit voraus, denn *Leben bedeutet immer Auseinandersetzung im Sinne des gegenüberstellenden Erlebens*. Nach dem Geheimnis Leben folgt so das Geheimnis der Einzelexistenz, des Individuums, das ein Einzelnes gegenüber anderem Einzelnen ist, und doch mit allem zusammen Eines, ein Ganzes bildet. Wir haben nun bei der Fixierung des Persönlichkeitsbegriffs nicht differenzierte Wesenhaftigkeit zu bestimmen, sondern diejenige Modifikation der Wesenhaftigkeit, die *für den Menschen charakteristisch* ist, ihn zur Person im engeren Sinne macht. Worin besteht nun die Eigenart der typisch

menschlichen Reaktionsweise, die den Menschen als Person von anderen Individuen unterscheidet? Das erste auszeichnende Merkmal der menschlichen Person gegenüber dem Individuum schlechthin ist die *strukturelle Zusammengesetztheit*, das zweite die *genetische Zusammengesetztheit*, d. h. die Geinheit einer zeitlichen Folge von Zuständen zu einem genetischen Ganzen, zu einem individuellen Lebenslauf. Im ständigen Wechsel der menschlichen Reaktionsweise bleibt stets eine eigenartige Kontinuität gewahrt, die sich als individuelle Kontinuität vom allgemeinen genetischen Geschehenszusammenhang abhebt. Infolgedessen hat die menschliche Person ihre eigene *Geschichte*, mit der sie sich dem Strom des allgemeinen Geschehens relativ gegenüberstellt, eine Geschichte, die nicht Eigenbesitz ist, sondern vielmehr durch unzählige Fäden in jeder einzelnen Phase des individuellen Geschehens wie auch als ganze mit der Weltgeschichte verbunden ist.

Wenn wir nun, um einer Fixierung des Persönlichkeitsbegriffs näherzukommen, sagen: wir nennen den Menschen Person, um auszudrücken, daß er als Ich und als fremder Mensch nicht ein Lebewesen schlechthin, sondern ein *seelenhaftes* Individuum sei, so ist es nötig, die weite Begriffsbegrenzung der Seelenhaftigkeit enger zu ziehen und zu diesem Zweck an den Begriff des *Verstehens* anzuknüpfen. Das Verstehen, d. h. die *Zubilligung des Ich-Charakters an ein fremdes Wesen im Fremderlebnis*, hat verschiedene Grade der Bestimmtheit. Im obersten Grade, dem „maximalen Verständnis“, ist uns das fremde Wesen in seinen wesenhaften Qualitäten und Funktionen klar durchschaubar, als wären es unsere eigenen; im untersten Grade, dem „minimalen Verständnis“, vermögen wir gerade noch Wesenhaftigkeit festzustellen, ohne aber Qualitäten und Funktionen dem stets miterlebten Subjekt in bestimmter Weise zuordnen zu können. So ist denn in dieser engeren Begrenzung Seelenhaftigkeit nicht als besondere Existenzweise oder besondere qualitative Beschaffenheit anzusehen, sondern als besonders hoher Grad, als *maximale Verständlichkeit* für uns menschliche Individuen; es besteht eine Identität zwischen der „Fähigkeit, sich kundzutun“, oder der besonderen Art der Kundgabe seelischen Lebens, und maximalem Verständnis. Trotzdem nun aber vieles am Menschen, die physiologische Seite seiner Funktionalität, nicht maximal verständlich ist, muß er dennoch in seinem ganzen Sein und Tun prinzipiell persönlich aufgefaßt werden und jede der psychologischen Denkrichtung entgegenstehende Zweiteilung in Persönlichkeit und Dinglichkeit vermieden werden; denn auch seine nicht voll verständliche Seite muß als persönliches Leben betrachtet werden. *Die Person ist also das Individuum, das uns in maximaler Identifikation mit dem Objekt so bestimmt erfahrbar und verstehbar ist, als wir uns selber erfahren und verstehen.* Je näher uns das Individuum, die Person, qualitativ verwandt

erscheint, desto größer ist die Identifikationsmöglichkeit, so daß maximale Verständlichkeit zugleich maximale Ich-Ähnlichkeit bedeutet. Wissen wir aber, daß die Beschaffenheit der Person gleich unserer eigenen ist, so wird uns unser Selbstbewußtsein Auskunft über die qualitative Eigenart der Personalität zu geben vermögen. Das Ergebnis der Besinnung auf den Persönlichkeitsbegriff lautet also: *Persönlichkeit ist seelisch verstandene, strukturell und genetisch komplexe Individualität von der Art, wie wir sie in der typisch menschlichen Verhaltensweise erfahren.*

2. Charakter und Charakterkunde.

Die Bedeutung des Persönlichkeitsbegriffs für die Charakterologie wird aus folgender Erwägung evident: Ist Personalität allgemeinemenschliche Eigenart, Grundform also des menschlichen Charakters, so müssen sich alle charakterologischen Differenzen innerhalb der Personalität bewegen, und jeder Charakter muß eine besondere Art oder Ausprägung der Personalität sein. Eine *systematische Charakterologie* hat also die Aufgabe, *die möglichen Modifikationen der Personalität* auszuweisen. Die allgemeinste Bestimmung des Einzelcharakters steht bereits fest: Sondercharakter *ist* Persönlichkeit in besonderer Ausprägung. Und daraus folgert, daß Charakter im Sinne der individuellen Eigenart *nicht* etwas *neben* der Persönlichkeit stehendes, sondern diese selbst ist, wie sie sich im Einzelfalle zeigt; Charakter umschließt also die gesamte Persönlichkeit, den ganzen als Person aufgefaßten Menschen. Nichts ist in ihm, kein Teil, keine Qualität noch Funktion, kein Zustand und keine Entwicklungsphase, nichts, was nicht zum Charakter dieses Menschen gehört. Nicht als Summe ist Charakter aufzufassen, sondern als Einheit, die zwar Widersprüche im Sinne der Koexistenz oder Aufeinanderfolge verschiedener „Züge“ kennt, welche untereinander in Spannung und Auseinandersetzung stehen, doch keine Widersprüche im Sinne der „realen Unvereinbarkeit“; weil das, was vereint ist, nicht unvereinbar sein kann. Darstellbar ist der Charakter nur als geeinte Gesamtheit der Qualitäten und Verhaltensweisen eines Menschen. Seine Eigenart geht aber nicht auf in tatsächlichen Reaktionen, weil diese von einer Unzahl von Bedingungen abhängig sind, die außerhalb der Eigenart des Handelnden liegen. So wird es nötig, um den persönlichen Anteil und damit den Charakter zu erkennen, nach dem „Warum“ zu forschen, nach der individuellen Disposition, die das Individuum unter den und jenen Bedingungen so und nicht anders reagieren läßt. Diese Disposition bestimmt sich als die in einem Struktursystem von individuellen Reaktionsmöglichkeiten geeinte Gesamtheit seiner Qualitäten. Innerhalb dieses Systems ist die Art der strukturellen Verbundenheit das, was den einzelnen

Qualitäten erst ihre größere oder geringere Bedeutung für das Leben des Individuums zuweist. Nun setzen wir nicht nur ein strukturell zusammengesetztes, sondern auch genetisch „ausgedehntes“ Einzelwesen voraus. Die Persönlichkeit ist uns also ein zeitliches Kontinuum von Zuständen, deren jeder ein Struktur Ganzes darstellt, die aber erst in ihrer genetischen Einheit zusammen die Person ausmachen. Der Charakter begreift so in sich neben der koexistenten Struktureinheit *auch den zeitlichen Wechsel* der strukturierten Zustände, die Entwicklung und Geschichte der Person als Lebenskurve. Man kann beim Charakter nur von einer Konstanz im relativen, nicht aber im absoluten Sinne sprechen, vielmehr ist ihm *Veränderlichkeit seiner Zustände* eigentümlich. Aber diese Veränderlichkeit ergreift stets das Ganze der Person so, daß jeder neue dem alten Zustand relativ ähnlich ist, aber alle „Züge“ sich in divergierendem Wandel durch das ganze Leben erhalten. Der Begriff der genetischen Einheit drückt schon aus, daß in der Charakteranlage, unter der man den angeborenen oder Keim-Charakter zu verstehen hat, die gesamte Lebenskurve als erste Charakter-Modifikation *vorgebildet* ist. Setzen wir für Eigenart der Person, so wie sie sich dem Schicksal gegenüber durchsetzt, *Konstitution*, so ergibt sich, daß letztere mit Charakter als persönlicher Eigenart, kraft derer sich das Individuum von der übrigen Wirklichkeit abhebt, identisch ist; zumal auch Konstitution nicht als Starres, Bleibendes aufgefaßt, sondern unter dem Gesichtspunkt der Relativität der Konstanz gewertet werden muß¹. Denn in jedem Lebensmoment modifiziert sich die Eigenart anders, und nur ihr individueller Zusammenhang verbindet sie alle zur genetischen Einheit des Charakters, zur *sich entwickelnden Eigenart*. So gibt es auch keinen Gegensatz zwischen „konstitutioneller“ und „erworbener“ Eigenart, denn jede erworbene Eigenart ist schon deshalb konstitutionell, weil sie nicht etwas zum Konstitutionellen neu Hinzugekommenes ist, sondern eine neue Ausprägung der Konstitution. Auch bei der Betrachtung der Störungen findet man eine Zweifelt, die Gegenüberstellung von „konstitutionellen“ und „funktionellen“ Störungen. Alle Störungen, wie alle Eigenschaften, sind funktionell, alle Konstitution ist funktionelle Konstitution und hat keine andere Existenzweise als die der funktionellen Möglichkeit, die in einzelnen Funktionen aktuell wird. Nun darf der Unterschied zwischen den beiden Störungsarten nicht so aufgefaßt werden, als ob „funktionelle Anomalien“ als Hinzugekommenes außerhalb der Konstitution ständen und das Wesen der Person nicht weiter berühren. Alles Gewordene ist stets auf Grund der Konstitution geworden, und der funktionell gestörte Zustand stellt einen Modus der Konstitution dar, die sich darin wie in *jedem* Zustand ausdrückt. Die Unterscheidung

¹ Vgl. den fünften Teil dieses Buches, Kap. III.

darf nicht weiter gehen, als daß man sagt: die „konstitutionelle“ Störung durchzieht von Anfang an alle Phasen der Entwicklung, und die „konstitutionell“ gestörte Person *kann* nicht anders handeln als gestört, gleichgültig, welche Schicksale ihre Entwicklung mitbestimmen. Die „funktionelle“ Störung *kann* in der Entwicklung auftreten, die „funktionell“ gestörte Person *könnte* unter Umständen „nicht-gestört“ handeln — beide Möglichkeiten stehen also offen —, handelt aber gerade aus ihrer persönlichen Konstitution heraus gestört, wenn der Anteil der Umwelt an der Entwicklung eine solche Richtung vorzeichnet.

Aus diesen Erwägungen resultiert die *Verbundenheit von Schicksal und Charakter*. Der Spielraum, in dem der in immerwährender Entwicklung begriffene Charakter sich verändert, umfaßt als Anteil der Konstitution alle konstitutionellen Veränderungsmöglichkeiten. Im Charakter ist die Entwicklungsrichtung vorgebildet, nicht als Linie, sondern als breites Band, sinnbildlich dafür, daß innerhalb des mitgegebenen Spielraums verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten existieren, die sich durch Auswahl einer der gegebenen Möglichkeiten aktivieren. Die Beteiligung des Individuums an dieser Auswahl geschieht in relativer Abhängigkeit und unter Mitwirkung der gesamten Umwelt, die es zu *bestimmter* Auswahl innerhalb der Aktionsmöglichkeiten veranlaßt. Hier wird die Verbundenheit zwischen Schicksal und Charakter evident: einerseits bedeutet Schicksal das Werden der Person, sofern es nicht von ihr selber, sondern von der Umwelt gestaltet ist. Andererseits beeinflußt der Charakter als Faktor des gesamten Geschehens nicht nur allgemein die Umwelt, sondern ist auch für das *eigene* Schicksal der Person ein ausschlaggebender Faktor, der kraft seiner Möglichkeiten, eine bestimmte Umwelt aufzusuchen, ein bestimmtes äußeres Schicksal provozieren kann, das dann wieder die kommende Charakterentwicklung beeinflußt.

Nach dem Gesagten ist *Charakterologie* keine Typenkunde, sondern eine Lehre von der Persönlichkeit — als allgemein-menschlicher Eigenart in ihren individuellen Darstellungsmöglichkeiten. Sie ist Darstellung der Qualitäten oder Handlungs-Potenzen, die sich in den einzelnen Handlungen aktivieren und manifestieren. Mit der Handlungsweise wird alles erfaßt, was von einer Person erfaßt werden kann, weil in ihr die strukturellen und genetischen Verhältnisse des Individuums wie auch sein Verhältnis zur Umwelt und seine Stellung zum und im Ganzen der Wirklichkeit zum Ausdruck kommt.

Zwei getrennte Gesichtspunkte sind es nun, nach denen eine Person beurteilt wird: einerseits nach ihrer „*Stellung im Leben*“, d. h. nach dem Gesamtverhältnis des Einzelwesens zur Wirklichkeit überhaupt, nach der gesamten Besonderheit dieses Wesens, wobei „*Stellung*“ im

engeren Sinne der faktischen Lebensführung zu verstehen ist. Andererseits nach ihrer „*Einstellung zum Leben*“, d. h. ihrer grundsätzlichen Stellungnahme. Die Stellung des Individuums drückt sich in jedem Augenblick subjektiv ihrer Qualität nach in seiner Interessenrichtung aus. Jede Interessen- oder Lebensrichtung ist nun nach doppelter Gegensätzlichkeit bestimmt: in seiner Auseinandersetzungsrichtung ist das Interesse mehr nach der Seite der *Selbstbehauptung* oder nach der *Selbstveränderung* orientiert; in prinzipieller Hinsicht ist es mehr *Einheitswille* oder mehr *Ichheitswille*, also mehr oder minder exzentrisch. Die *Art* der Auseinandersetzung ist sekundär, weil sie ihrem Sinne nach bereits durch die Grundhaltung bestimmt ist, durch die *Lebensauffassung*, worunter die prinzipielle Interessenrichtung zu verstehen ist, die sich im Handeln in größerer oder geringerer *Subjektivität* oder parallel dazu in geringerer oder größerer *Solidarität* der Person offenbart. Wird das Eigenverhalten zum Objekt der inneren Auseinandersetzung, so wird hierbei die prinzipielle Lebensauffassung miterlebt. Und dieses „Erleben“ führt zur *Lebenseinstellung* oder Einstellung schlechthin, unter der die „Auffassung der eigenen Lebensauffassung“ zu verstehen ist. Die *Einstellung* ist die Revision, Zensur, Beurteilung der Lebensauffassung; dem Individuum geht die Ichheit als Prinzip, die Einheit als Gegenprinzip auf, zwei grundsätzliche Lebensrichtungen werden erkennbar, die sich zuwiderlaufen. Und erst jetzt erfolgt eine definitive Stellungnahme, weil der Gegensatz *erlebt* ist, scheidet sich „Geist von Ungeist“. *Geist* ist in diesem Sinne „Geistigkeit der Einstellung“, und diese bedeutet sekundäre Stellungnahme für das *Prinzip der Einheit*; *Ungeist* entsprechend sekundäre Parteinahme für das *Prinzip* des Nichtseins, *der Vereinzelnung*, der Subjektivität. Jede Einstellung wird aber nicht das absolute Extrem, sondern ein Mittleres repräsentieren, relativ geistig oder relativ ungeistig sein, je nach der durch das Überwiegen des einen oder anderen bestimmten Richtung des Interesses; es wird im Hintergrund eine Leitidee stehen, eben die der reinen Geistigkeit oder der hemmungslosen Subjektivität. Das Erlebnis der beiden antinomischen Richtungen des individuellen Lebens führt von der Beurteilung des Primär-Verhaltens zur Kritik und zum Vorsatz, das zukünftige Verhalten zu ändern.

3. Die „*Stellung im Leben*“ und die Charaktergestaltung.

Die Charaktere scheiden sich nun nach der *vorherrschenden* Selbstbehauptungs- oder Selbstveränderungstendenz, natürlich in Berücksichtigung der Mittelschicht, bei der die Vorherrschaft nicht ausgesprochen ist; und so wird sich die Triebrichtung in allen Möglichkeiten spezieller Näherbestimmtheit zeigen können. Hierbei ist zu beachten, daß jeder Charakter außerordentlich komplex ist und nicht unter

einem, sondern nur unter der Gesamtheit *aller* möglichen Gesichtspunkte bestimmt werden kann. Wir kennen die *trägen* Naturen, die „*Beharrungssüchtigen*“, die jeder Veränderung abhold sind, weil sie zur Selbstveränderung zwingen könnte, die Macht nur als Sicherungsmittel lieben. Ihnen stehen die „*Veränderungssüchtigen*“, denen nur in der Selbstveränderung wohl ist, gegenüber. Sie sind aktionsbereit, abenteuerlich, sträuben sich gegen alle Lebensstabilität und erstreben Macht nur, um Unabhängigkeit von festen Verhältnissen zu erreichen. Von der Beweglichkeit der Triebe wäre zu sagen: die Wirklichkeit zeigt nicht das Bild absoluter modaler Beweglichkeit, ebensowenig wie das absoluter Fixation. Die Beweglichkeit der Triebe gestattet dem geistig Interessierten eine vielgestaltete geistbestimmte Auseinandersetzung mit der Welt, wogegen mit Triebfixation in der Regel eine entsprechend bestimmte *Begabung* zusammenhängt, besser gesagt die Fähigkeit zu erfolgreicher Auseinandersetzung mit bestimmten Objektarten, die sich nur verhältnismäßig einseitig zu aktivieren vermag. Mit der modalen Fixation hängt die *Affektbildung* zusammen. Der Affekt im eigentlichen und engeren Sinne definiert sich als gestauter Komplex unerledigter Triebreaktionen von der Form des Gefühls, in dessen Zentrum, als Affekt-Kern, ein modal fixierter Einzeltrieb von dominierender Energie steht, der sich mit anderen geeigneten unerledigten Gefühls- oder Triebresten assimiliert hat. Die Affektivität ergibt nun einen neuen Gesichtspunkt innerhalb des Hauptgesichtspunktes der Lebensrichtung insofern, als sich die Individuen durch verschiedene *Neigung* zur Affektbildung unterscheiden, die — von anderen später zu besprechenden Faktoren abgesehen — in der Fixiertheit einerseits und der Einseitigkeit der Triebrichtung andererseits begründet ist. Der Affektkern pflegt eine unerledigte Selbstzensur zu sein, die — nur nach der Seite der Trieb-Unterlage betrachtet — Ausdruck des Mitsich-selbst-Auseinandersetzens ist, und zwar im Sinne der größeren oder geringeren Veränderungstendenz. So tragen alle Affekte, deren Kern eine Selbstzensur ist, einen bestimmten modalen Charakter, den der *Selbst-Bezogenheit*. Es folgt eins daraus: Personen, die zu *solcher* Auseinandersetzung neigen, die nicht imstande sind, ihr Interesse von sich selber zu anderen Objekten abzulenken, sind der Affektivität in besonderem Maße ausgesetzt.

Über alle Triebstruktur baut sich — die Lebensrichtung endgültig bestimmend — die *Lebensauffassung*, die grundsätzliche Stellungnahme für das eine oder andere Lebensprinzip, welche das Verhältnis des Individuums zum universalen Leben schlechthin kennzeichnet. Das Individuum ist nun aber nicht nur „Teil“, sondern „Sondersubjekt“, so daß sich seine *individuelle Lebensrichtung nie mit der des Ganzen deckt*. Sie ist also im Gegensatz zu dieser nicht zentral, sondern von

der universalen Harmonie wegstrebend, relativ *exzentrisch*. Und nur der Einheits- oder Harmoniewille bildet das Gegengewicht gegen die absolute Exzentrizität. So wäre zu definieren: *Exzentrizität* ist Subjektivität der Richtung oder Orientiertheit, *Zentralität* Objektivität im Sinne der nicht-subjektivistischen Orientiertheit an der Einheit, Ganzheit, Harmonie. Drei große Möglichkeiten bieten sich dar: eine Person kann ausgesprochen exzentrisch oder ausgesprochen zentral gerichtet sein, oder sie kann im Wandel ihrer einzelnen Zustände selber um einen mittleren Exzentrizitätsgrad, den menschlichen Durchschnitt, gravitieren; eine scharfe Abgrenzung der einzelnen Gruppen ist unmöglich. Ausgesprochene Zentralität einer Person, also Hinwendung zur Ganzheit, wurde bereits mit „*Geistigkeit*“ bezeichnet; eine Bezeichnung, die dadurch gerechtfertigt wird, daß alle Phänomene des Geisteslebens, alle geistigen Verhaltensweisen und Schöpfungen aus antisubjektivistischem Interesse, aus zentraler Lebenshaltung also entspringen, während alles typisch *Ungeistige*, Animalische, *Nur-Vitale* seinen Ursprung in der Betonung der Subjektivität, in ausgesprochener *Exzentrizität* hat. Wo wir ein Maximum von Geistigkeit — gepaart mit Energie — anerkennen, da sprechen wir von *Genialität*. Der Begriff „*Talent*“ kann von hier aus klargestellt werden. Von den später zu besprechenden formalen Bestimmungsmerkmalen abgesehen, ist Talent ein *Triebbegriff* und bedeutet ausgesprochenes Hingewendetsein des Individuums zu bestimmten Objekt- und damit Auseinandersetzungsarten. Im Gegensatz dazu ist „*Genie*“ ein *Begriff der prinzipiellen Lebensstellung* und ist mit Talent nur insofern verwandt, als man mit Talent eine *starke* Person mit *hervorragender* Eignung für besondere Auseinandersetzungsarten meint, *stark* also auch in dem auf das Genie angewandten Sinne. Alle Kultur wurzelt in der Geistigkeit, so daß Geistigkeit des Charakters gleichbedeutend mit *kultureller Begabtheit* ist, sofern man mit Begabtheit die Richtung und nicht zugleich ein bestimmtes Maß von Energie und technischer Fähigkeit versteht. *Der geistige Mensch* tritt vermöge seiner Geistigkeit nicht für die Aufhebung der Individuation, also für eine „Einheit an sich“, ein, sondern, erfüllt von seinem zentralen Interesse, für die „Einheit der Vielen“, für die Harmonie des Einzelnen; und er *handelt* danach. Diese Lebenshaltung mit Religiosität und Frömmigkeit gleichzusetzen, ist angängig, wenn man sagt: *Religiosität* schlechthin ist identisch mit Geistigkeit schlechthin; aber wie es eine Geistigkeit der Stellung und eine der Einstellung gibt, so gibt es zwei Arten von Religiosität, eine „gelebte“ und eine Religiosität des grundsätzlichen Wollens, der Einstellung. Doch handelt es sich nur in abstracto um zwei „Arten“; in der Wirklichkeit gibt es keine isolierte „Stellung“ ohne „Einstellung“, noch umgekehrt. Daher finden sich jene beiden „Arten“ immer vereint

und können insofern besser als „Seiten“ jeder wirklichen Frömmigkeit bezeichnet werden, die sich definiert als Erlöstheit und Erlösungs-Sehnsucht zugleich, wie auch alle Geistigkeit zugleich Wille zu höherer Geistigkeit ist. Hier soll nur die eine Seite der Frömmigkeit betrachtet werden, diejenige, welche Geistigkeit der Stellung, realisierte Religiosität ist, und noch nicht oder nicht mehr grundsätzliche Einstellung. Diese Frömmigkeit deckt sich mit der Geistigkeit im Sinne der zentralen Lebensführung; reinste Frömmigkeit ist reinste Geistigkeit und ist identisch mit kultureller Begabung. Denn jeder Kulturträger ist eine religiöse Persönlichkeit, jede Kultur religiös. Die hier gemeinte „relative“ Religiosität ist negativ gegeben in der Überwundenheit der Subjektivität, der Erlöstheit vom Ich im Sinne des selbstsüchtigen Sonderwillens, positiv in dem Eingebettetsein des Individualwillens in den Einheitswillen, in der Geistigkeit der Lebensführung. Die Charaktere unterscheiden sich nach dem Grad ihrer Religiosität, wobei das Mehr oder Weniger, der Grad der Reinheit, die Stufe der Geistigkeit davon abhängt, wie stark ihre Exzentrizität einwirkt. Wonach können sich nun Charaktere unterscheiden, wenn man neben dem *Gesichtspunkt der Zentralität* den damit kombinierten *Gesichtspunkt der Triebkonstitution* beachtet? In Verbindung mit vorwiegend selbstbehauptender Triebrichtung ist das Ergebnis „*Moralität*“. Sofern die Neigung einer Person geistig gerichtet ist, steht ihre Triebneigung ebenfalls im Dienst der gleichen Richtung. Damit wird die Neigung zur Selbstbehauptung nicht eine solche zur Behauptung des eigenen Selbst, sondern Wille zur Einheit des Ganzen durch das Mittel der Selbstbehauptung gegenüber dem Objekt, so daß es ganz auf das Objekt ankommt, wie dieser Wille sich im Einzelfalle gestaltet. Der Einheitswille wird, kombiniert mit der behauptenden Triebneigung, zum *moralischen* Willen. Die Moralität eines Charakters besteht darin, daß *diese* Neigung im Dienst seiner Geistigkeit steht; er ist um so ausgesprochener ein moralischer, je ausgesprochener er nach seiner Triebkonstitution auf die Seite der Selbstbehauptung neigt. Die „Höhe“ seiner Moralität ist unabhängig von der relativen Einseitigkeit der Triebkonstitution, aber graduiert von der „Höhe“ seiner Religiosität. Moralität ist also, als moralisch bestimmte Lebensauffassung, gleich viel wie Religiosität, sofern diese sich mit der Behauptungstendenz kombiniert und sich durch wirklichkeitsgestaltende Auseinandersetzung aktiviert.

Was ergibt sich aber, wenn in den Dienst des Einheitswillens die vorwiegende *Selbstveränderungstendenz* tritt? *Ästhetizität*, die sich in einem Handeln offenbart, dessen Zweck ist, durch Darstellung eines Objekts dem Einheitswillen Ausdruck zu geben — einem Handeln, das nicht auf eine Veränderung der Wirklichkeit ausgeht, sondern irgend etwas so darstellt, daß durch diese Darstellung Einheit und Harmonie

zum Ausdruck gelangen. Hier liegt der Urquell des ästhetischen Gefühls und des sich in der bildenden Kunst offenbarenden ästhetischen Tuns. Ein Charakter ist um so mehr *moralisch*, je mehr in seiner Triebrichtung die *Selbstbehauptungstendenz*, er ist um so mehr *ästhetisch*, je mehr die *Selbstveränderungstendenz* dominiert, woraus sich ergibt, daß *Moralität und Ästhetizität parallele Arten des geistbestimmten Auseinandersetzungs-willens* sind.

Wie gestaltet sich die Geistigkeit des Charakters in Konkurrenz mit den verschiedenen Möglichkeiten der Triebbeweglichkeit und der Triebfixation? Man findet, daß vollkommene *Triebbeweglichkeit* eine gewisse Fixierung nach der moralischen oder ästhetischen Seite zur Folge hat, die sich in größerer oder geringerer *Ausgeprägtheit* der Moralität oder Ästhetizität zeigt. Darüber hinaus findet sich eine modale Fixiertheit, eine Vorliebe für *bestimmte* Objektarten, für *bestimmte* Arten der beiden Auseinandersetzungsrichtungen. So wäre zunächst unter den vorwiegend moralischen bzw. ästhetischen Charakteren zwischen relativ „*freien*“ oder *vielseitigen* und relativ „*gebundenen*“, *einseitigen* zu unterscheiden und innerhalb der Gebundenheit zwischen den möglichen Arten der Fixation. Z. B. unterscheiden sich *innerhalb der Moralität: pädagogische, politische, ökonomische oder technische* Naturen nach der bevorzugten Objektart. In der *Ästhetizität* führt die modale Fixation ebenfalls zu verschiedenen möglichen Spezialformen des ästhetischen Interesses und Handelns: die verschiedenen Künste z. B. sind ein Ausdruck der Vereinseitigungsmöglichkeit. Es würde hier jedoch zu weit führen, wollte man diese in Kürze aufgezeigten Gedankengänge über kulturelle „*Enge*“ und „*Weite*“ weiterentwickeln.

Die Stellung des Individuums im Leben wird nun aber nicht allein durch seine individuelle Lebensrichtung charakterisiert, sondern auch durch die *Art seines Zusammenhanges mit der übrigen Wirklichkeit*. Wie können sich Personen mit Bezug auf ihre formale Sonderstellung im Lebensganzen unterscheiden? Vorerst einmal nach zwei Gesichtspunkten: nach der *Kraft*, im Sinne der *Energie* des möglichen Handelns, und nach ihrer *Konstanz* als Grad der Festgelegtheit einer Person. Der sich oft offenbarende Unterschied zwischen diffusen Personen und „*Persönlichkeiten*“ — im auszeichnenden Sinne — ist nur scheinbar eine Verschiedenheit im Grad der Individuiertheit, in Wirklichkeit aber ein solcher *der in ihnen investierten Lebensenergie*, der *Kraft*, die *freilich nicht mit Temperament verwechselt werden darf*. Wenn alles Handeln Aktivierung von Triebinteressen ist, so wird sich die „*Kraft*“ als *geistige Kraft* oder *ungeistige Triebkraft* schlechthin erweisen. Bezüglich der *Konstanz*, als dem Grad der Festgelegtheit der Person im Gesamtverlauf ihrer Entwicklung, ist bei Individuen mit großer Konstanz

— man schätzt sie ihrer *Zuverlässigkeit* wegen — der Spielraum der Veränderlichkeit gering; bei solchen mit großer *Beweglichkeit*, proteischen Naturen, bei denen man vor Überraschungen nie sicher ist, ist die Grenze der Variabilität weit gesteckt. Im inkonstanten Charakter wird stärkerer Beharrungswille mit geringerem Beharrungswillen oder gar mit Selbstveränderungswillen wechseln, im konstanten Charakter die eine oder andere Triebrichtung vorherrschen. Es wird sich aber die relative Konstanz *nicht nur auf die Triebstruktur* beschränken, sondern sich auch im Sinne des Beharrens oder Nichtbeharrens bei einem bestimmten Grad der *Zentralität* auswirken. Die relative Inkonstanz kann sich durch das ganze individuelle Leben hinziehen, kann sich aber auch durch periodisches Schwanken charakterisieren, durch starke, *stoßweise* Umschläge nach verhältnismäßig konstanten Perioden. Charakterologisch wichtig für die Unterscheidung ist an der *Periodizität*, ob die ruhigen Perioden unter sich ähnlich oder unähnlich sind, ob die Übergänge mehr oder weniger intensiv sind und ob die konstanten Perioden von langer oder kurzer Dauer sind.

Jede Person wurzelt in der Vergangenheit und mündet in die Zukunft; wie sie ihre Geschichte hat, so auch ihre Vorgeschichte, die sie als Erbschaft der Vergangenheit belastet. *Aber sie ist auch ein Neues, Originales*, eine Kreatur für sich. Sie hat Anteil an der Vererbung wie an der Neuschöpfung, und man muß deshalb fragen, wie nun in ihr das *Verhältnis zwischen diesen beiden* ist. Es gibt danach Charaktere, die an ihre unmittelbaren Vorfahren gebunden sind, wobei diese Gebundenheit nicht als genetischer Zusammenhang überhaupt, sondern als *relative Ähnlichkeit des Neuen mit dem Alten* zu verstehen ist. Der *originale* Charakter aber ist der einer relativ *neuen* Person, die „aus der Art geschlagen“ erscheint. Wichtig ist nur die Frage, *wie* Bindung und Originalität sich inhaltlich auf den einzelnen Seiten, und ferner, in welchen Graden sie sich ausprägen. Als „innere Form“ des Charakters — gegensätzlich zu der bisher charakterologisch betrachteten universalen Zusammenhangssituation — bezeichnet man die *Organisation*, die von Individuum zu Individuum in mehr als einer Weise differieren kann. Die *Art der Differenziertheit* ist es, die charakterologische Unterscheidungen gestattet: der *wenig komplizierte Charakter* ist arm an Möglichkeiten des Handelns, der *komplexere Charakter* dagegen reicher ausgestattet. Nicht, daß bei ihm *andersartige* Möglichkeiten hinzukämen, aber die Differenziertheit seiner Grundqualitäten ist größer. Zu beachten ist bei dieser Zweiteilung nur, daß sich ein bestimmter Differentiationsgrad *nicht nach jeder Seite des Charakters* in gleicher Weise bemerkbar macht, so daß das entscheidende Moment der „Ort“ der größeren oder geringeren Differentiation ist. Die „Höhe“ der *Organisation* ist vom Grad der Differentiation verschieden: die einzelnen im

Individuum geeinten Möglichkeiten sind zwar stets in einer Verhaltensweise zusammengefaßt, aber diese Zusammenfassung geschieht nie ohne innere Reibung. Nach dem Grad der Organisiertheit können sich Charaktere in *einheitlich* und *weniger einheitlich* gebaute unterscheiden. Die wohlorganisierte Persönlichkeit ist Herrin über sich selbst, nach außen hin gut gerüstet, und kann über ihre Kräfte und Möglichkeiten restlos verfügen, weil ihre ganze Organisation dem zentrierten Willen folgt. Der Kern dessen, was man *Gesundheit* nennt, liegt in diesem inneren Geordnetsein; alle Ungesundheit oder Krankheitsmöglichkeit dagegen in der ungenügend straffen Organisation, wobei es auf die „Verteilung“ der größeren oder geringeren Zentriertheit auf die einzelnen Seiten der Persönlichkeit — „schwache Stellen“ und besondere „Bevorzugtheiten“ — ankommt. *Ermüdbarkeit* und *Erregbarkeit* sind z. B. charakterologisch auffällige Merkmale der Organisationshöhe.

Eine bestimmte Lebensform wird sich nun in einer bestimmten *formalen Art des Handelns* äußern, so daß nach der bisherigen Würdigung des Handlungszusammenhanges nunmehr die Form des einzelnen Handelns beleuchtet werden muß. Eine Handlung führt normalerweise, mit dem Erlebnis beginnend, über die zentrale Phase des Gefühls zur motorischen Endphase, der Tat. Die Energie des Interesses, das sich in der Handlung aktiviert, ist bei Individuen mit gleichmäßig ausgebildeter Organisation in allen Phasen dieselbe. Den vereinseitigten, *gebundenen Handlungscharakteren* stehen nun die gegenüber, die aus ihren organisatorischen Gegebenheiten heraus die Freiheit der gleichmäßigen Energieverteilung *nicht* oder nicht mehr besitzen. Das zeigt sich dann daran, daß der Energieentfaltung nach das *Gefühl nicht dem Erlebnis* oder die *Tat nicht dem Gefühl entspricht*. Bei den „unpraktischen“, „ungeschickten“ Naturen zeigt sich z. B. ein habituelles Nachlassen der Energie in der Tatphase, sogar Unfähigkeit, die Energiehöhe bis zur Endphase durchzuhalten. Bei den „hyperpraktischen“ Naturen findet sich dagegen eine Überbetontheit der Tatphase, deren Energie größer ist, als es der zentralen Gefühlsreaktion entspricht. Ist die zentrale *Gefühlsphase zu stark betont* — affektbeladene Charaktere zeichnen sich z. B. durch Überbetontheit des Gefühlslebens aus —, so erschöpft sich bereits in ihr die Energie, so daß es gar nicht zur Tat kommt. Die *Erlebnisphase endlich ist überbetont*, wenn die periphere Erregbarkeit größer ist, als daß das Gesamt-Individuum imstande wäre, ihr zentral in dem Maße zu begegnen, wie es das individuelle Interesse verlangt. Zwischen das Gefühl und die motorische Tat schaltet sich als Handlungsphase die „*Bewußtheit*“; sie ist Vorstellung des Objekts und des Zieles. Wenn in der Bewußtheit Objekt und Ziel als gewußte nicht anders erscheinen, als sie im Gefühl enthalten sind, wird die Handlung einen zweckmäßigen Ausgang

haben. Im gewöhnlichen Falle, dem der *habituellen Unterbewußtheit*, ist das Individuum nicht fähig, den Gefühlsinhalt adäquat ins Bewußtsein zu heben, so daß die berechnete Zweckmäßigkeit der Endphase gefährdet ist. Das Individuum handelt mehr *intuitiv, instinktiv, impulsiv*. Ohne auf Erklärungen einzugehen, sei nur gesagt, daß im Gegensatz zu den moralischen *die ästhetischen Charaktere zur Unterbewußtheit neigen*. Überbewußtheit bedeutet dagegen *Zwang zur Bewußtmachung* des Gefühlsinhalts und verhindert so jede intuitive Handlung. Bei ihr findet sich eine *Bewußtheits-Prädominanz*, die alle Energie für den Ausbau des Wissens verschwendet, so daß für die eigentliche Tat nichts übrigbleibt. Menschen, denen bei allem Wissen das Können fehlt, *Plänemacher, Träumer, Beobachter* usw., sind hierhergehörige Charaktere. — *Phantasie* nun ist in ihrer Form als Phasenbestandteil der Handlung Bewußtheit mit Bezug auf Ziel und Weg der Handlung und unterscheidet sich als *wünschende Vorschau* von der *feststellenden Rückschau des Wissens*. Die Grenzen der Extreme, innerhalb derer alle Differenzierungen von Individuum zu Individuum sich bewegen, wären einerseits im Optimum zu sehen, in dem Vermögen des Individuums, das Ziel der im Gefühl angelegten Handlung adäquat vorzustellen. andererseits im *Minimum*, in der inadäquaten Vorschau.

Eine bestimmte Art der Bewußtseinsfähigkeit ist das *Gedächtnis*, das um so besser ausgebildet ist, je größer die Perseverationstendenz des Gefühls, je energischer die Bewußtheit ist und je stärker die Tendenz zur Festlegung des Interesses ist. Damit hängt zusammen, daß unter Voraussetzung vorhandener Affekte Hochzüchtungen des Gedächtnisses möglich sind. Hier wäre noch von „Vergessen“ und „Verdrängen“ zu sprechen. Vergessen, im Sinne der Unfähigkeit zur Reproduktion eines prinzipiell reproduzierbaren Gebildes, hängt eng mit dem Gedächtnis zusammen; denn das *gute* Gedächtnis hat die Fähigkeit, aufgelöste Wissensgebilde jederzeit zu reproduzieren. „Verdrängen“, d. h. Auflösung von Wissensgebilden aus Gründen der „Peinlichkeit“, bedeutet Nichtfunktionieren des Gedächtnisses, das durch das *Anti-reproduktionsinteresse* an der Reproduktion gehindert wird. Ein weiterer mit der Bewußtheit zusammenhängender Begriff ist der der „*Reflexion*“, die ein modaler Spezialfall der Auseinandersetzung des Individuums mit sich selbst ist, ein Zurückkommen auf eigenes Wissen, Zuwendung des Interesses zum Ich als dem Subjekt des primären Wissens. Die Reflexionsbehandlung geht auf Veränderung oder auf Darstellung dieses eigenen Wissens, und das dabei aktivierte Interesse kann, seiner Richtung nach, jeden Grad der Geistigkeit und jede der beiden Triebrichtungen haben. So gibt es eine sittlich bestimmte Reflexion, die auf *Veränderung* des Primärwissens hinzielt, und zwar im Falle *reiner* Sittlichkeit auf größere Zentralität, auf ein durch Über-

windung der Subjektivität *besseres* Wissen, die *Erkenntnis* und ihren geistigen Sinn, die *Wahrheit*. Die ästhetisch gewendete Reflexion unter geistiger Führung wird zur Darstellung des eigenen Wissens; ihr Produkt ist das ästhetische Werk, das als Symbol der Einheit das eigene Wissen zum Inhalt hat. Nach der Triebrichtung hin kann Reflexion mehr behauptend oder veränderungssüchtig sein: in der *ungeistigen* Reflexion führt die eine Richtung zur egoistischen Verbesserung des Primärwissens (*Klugheit*, *Schlauheit* in der Überlegung der Realitäten, der Ziele und Methoden), die andere zur eiteln Spiegelung im eigenen Wissen, zum *selbstgefälligen* An-den-Mann-Bringen dieses Wissens. Vereinseitigung des Charakters kann auch Vereinseitigung der Reflexion zur Folge haben, z. B. ist der „Denker“ der moralische Spezialfall des ausgesprochen einseitigen Reflexionstypus. Alle Individuen, die sich nicht an der primären Bewußtheit genügen lassen und in der Reflexion ihre wesentliche Wissensenergie betätigen, gehören diesem Typus an. *Intelligenz* im hier zu erwähnenden engsten Sinne definiert sich als Fähigkeit der reflektierenden Objekt-Erkenntnis, also des Denkens. Zunächst zwei Spezialfälle: der *verstehende Intelligente*, der stark ist im psychologischen Denken, dem es auf Ausbildung des verstehenden Wissens ankommt, und der *nicht verstehende Intelligente*, der zwar imstande ist, Beobachtungen reflektierend zu verschärfen, aber nicht, tiefer in die *psychische* Art der Objekte einzudringen. Weiter kann sich Intelligenz im Sinne der *Denkfähigkeit* spezialisieren und vereinseitigen in *feststellender* oder *wertender* Intelligenz. Endlich spielt auch die größere oder geringere Geistigkeit eine Rolle in der Intelligenz: geistbestimmtes Denken ist reflektierendes Erkennen unter der Idee der Richtigkeit, also der Wahrheit. Das auf Objektivität gehende Denken nennen wir logisches Denken, Denken, das unter dem Logos, der Wahrheitsidee steht. Logische Denkfähigkeit aber ist *wissenschaftliche Begabung*. Logische Intelligenzfähigkeit der reflektierenden Objekt-Erkenntnis — verbunden mit *Intuition* im Sinne der Wahrheits-Einsicht — kann sich darin vereinseitigen, daß sie mit wesentlicher Kraft sich in der Richtung der „Tatsachen-Wahrheit“ entfaltet und sich in wissenschaftlicher Begabung im Sinne der empirischen Wissenschaft offenbart, oder in der Richtung der „Wertwahrheit“, als „philosophische“ Intelligenz. In beiden Fällen unterscheidet man die geistbestimmte Intelligenz von der Denkfähigkeit überhaupt so, daß man die erste Vernunft, die zweite Verstand nennt. Was *Klugheit* von Intelligenz unterscheidet, ist, daß bei dieser die Überlegung als solche nicht unter dem Zeichen der Wahrheit schlechthin, sondern unter dem der Zweckmäßigkeit steht. *Schlauheit* endlich definiert sich als eine im Dienst ungeistiger Zwecke stehende Klugheit, die als Hilfsmittel für ausgesprochen ungeistige Durchsetzung des Individuums gegenüber dem Objekt dient.

4. Die „**Einstellung zum Leben**“ und die Charaktergestaltung.

Sind bisher die differentiellen Möglichkeiten des Charakters im Sinne der „Stellung“, der tatsächlichen Beschaffenheit, untersucht worden, so wenden wir uns jetzt der „Einstellung“ zu. Einstellung zum Leben soll heißen: prinzipielle *Stellungnahme zur eigenen Beschaffenheit*, zur eigenen Geistigkeit oder Ungeistigkeit — Stellungnahme im Sinne des Grundsatzes *zukünftiger Beschaffenheit*, zukünftigen Verhaltens. Voraussetzung dafür ist ein moralisch gewendetes Interesse. Die erste Phase des moralischen Zurückkommens auf die eigene prinzipielle Stellung ist das Innewerden der eigenen relativen Exzentrizität, dabei aber implizite auch der Antinomie, die in aller Exzentrizität steckt. Das entsprechende *Gefühl* ist ein moralisches „Urteil“ über diese, das zur wissenden Zielsetzung wird. Urteil und Zielsetzung bilden den Grundsatz, die Einstellung, die im Gefühl vorhandene *Absicht* veränderter Lebensauffassung. Normalerweise würde sich die Einstellung sogleich als selbstverändernde *Tat* aktivieren müssen; meist aber wird sie sich nicht restlos erledigen können und sich daher als Dauer-Grundsatz *perseverieren*. Der Charakterologie kommt es nun nicht auf *einzelne* moralische Selbsturteile und Grundsätze an, sondern auf die Grundsätzlichkeit im ganzen. Zu untersuchen wäre, zu welcher *Art* von Idealbildung eine Person, und zwar *inwieweit* sie zur Idealbildung neige. Da *absolute Naivität* — absoluter Mangel an Grundsatz und Idealbildung — nicht angenommen werden kann, kann man sagen: bei dem „*Naiven*“ ist die Idealbildung vereinzelt und spielt im Verhältnis zum Gesamt-leben eine bescheidene Rolle, die Andern *leben* von Ideal zu Ideal, von einem zum andern Realisationsversuch und sind nur in periodisch auftretenden Erholungsmomenten (Schlafzuständen) oder in absichtlich herbeigeführten Pausen (Ferien, Rauschen nach narkotisierenden Genußmitteln usw.) imstande, *naiv* zu leben. Disponiert zur Idealbildung sind vor allem die „*nach innen gerichteten*“ *Naturen*, sofern ihr Interesse ein moralisches ist, d. h. auf Veränderung des Primärverhaltens hinzielt. Der Grad ihrer relativen „Naivität“ wird bestimmt durch die konstante oder inkonstante „Höhe“ ihrer Geistigkeit. *Konstanz* im Sinne des Gleichbleibens des Zentralitätsgrades eines Individuums schließt Idealbildung aus, weil das Individuum keinen Antrieb hat, seine prinzipielle Haltung zu verändern bzw. sich in Zukunft eine veränderte Haltung vorzunehmen. Zur *Idealbildung* kommt es also, insofern das Individuum in seiner prinzipiellen Haltung *inkonstant* ist; sie tritt besonders deutlich zutage bei Personen von großer Energie, bei denen Perioden starker Subjektivität mit solchen starker Geistigkeit abwechseln. Aus dem Gesagten können alle sich hier ergebenden charakterologischen Differenzierungsmöglichkeiten abgeleitet werden, so daß man sich darauf beschränken kann, zusammenfassend zu sagen: die Bedingungen, die

Naivität stören und geeignet sind, Einstellung zu schaffen, sind: Moralität, Hinwendung des Interesses auf das eigene Selbst, relative Inkonstanz der eigenen Haltung und Unmöglichkeit vollständiger Durchführung der Absichten. Da alle diese Bedingungen mehr oder weniger stark in *allen* Individuen realisiert sind, ist Idealbildung keinem gänzlich fremd. Die Einstellung wird eine um so bedeutendere Rolle spielen, je ausgesprochener jene Bedingungen im Charakter dominieren.

Nun ist es möglich, daß das Individuum *regelmäßig*, wenn es beurteilend und idealbildend auf sich selber zurückkommt, geistig *reiner* oder weniger rein ist als in seinem durchschnittlichen, dem Selbsturteil und daher dem Ideal unterstehenden Primärverhalten. Daraus ergeben sich drei Möglichkeiten: die Reinheit des Ideals unterscheidet sich nicht wesentlich von der Reinheit der Zentralität — derartige „*ausgeglichenere*“ Naturen neigen, wie gesagt, ihrer Konstanz wegen nicht sonderlich zur Idealbildung —, oder sie steht regelmäßig auf einer höheren Stufe als die geistige Reinheit, bzw. auf einer niederen; d. h. derartige *zerrissene, gespaltene Naturen* befinden sich habituell *in Widerstreit mit sich selbst*, sind entweder „besser“ oder „schlechter“ als ihre Ideale. Im allgemeinen freilich pflegen die Ideale geistig höher zu stehen als das „Leben“. Das findet seine Erklärung darin, daß das Individuum im Zurückkommen auf das Primärverhalten den Grad der Geistigkeit in diesem Verhalten in Zukunft auf eine höhere Stufe zu heben „beabsichtigt“. Dies *Verhältnis zwischen „Ideal und Wirklichkeit“* bildet den Hintergrund des Phänomens, das wir *Gewissen* nennen. Gewissen findet sich dort, wo die Differenz zwischen Ideal und wirklichem Verhalten groß ist, also nicht bei „konstanten“, wohl aber bei den „inkonstanten“, den *Einstellungsnaturen*. Alle Ideale nun sind relativ *unrein*. Die Charaktere lassen sich demnach danach unterscheiden, *in welcher Weise ihre Ideale getrübt sind*, ob die Trübung direkt aus der relativen Ungeistigkeit des Einstellungssubjekts stammt, oder ob sie außerdem noch durch primäre Gebundenheit des Individuums kompliziert ist. Innerhalb der *unfreien Idealbildung* wäre wieder zu unterscheiden zwischen „*Gläubigen*“ und „*Ungläubigen*“, je nachdem die Gebundenheit positiv oder negativ ist, und hier weiter die Möglichkeit zu beachten, daß das Ideal nicht aus Wissensnötigung, sondern aus dem *Wunsch, einem Andern zu gleichen*, entstanden sein kann, und damit für das Individuum *unangemessen* ist.

Ein zweiter Gesichtspunkt, nach dem sich Charaktere in der Art ihrer Einstellung unterscheiden können, ist in den verschiedenen *kulturellen Möglichkeiten des Ideals* gegeben. Kulturelle Ideale sind Wissensideale, d. h. solche, in denen das Individuum zu *höherer* Geistigkeit strebt, und jede Idealbildung ist somit eine moralische Angelegenheit. Nun ist die kulturelle Richtung des Ideals aber nicht immer die

moralische: es ist zwar aus einem moralisch gerichteten Interesse gebildet, sein Inhalt, d. h. das Ziel der vorgenommenen Selbstveränderung, braucht aber nicht durchaus moralisch zu sein: Ist ein Individuum mit dem Grad seiner Zentralität unzufrieden, so geht der Vorsatz auf höhere oder geringere Zentralität, ohne Spezialisierung nach der moralischen oder ästhetischen Seite. Die kulturelle Richtung dieses Ideals fällt also unter die Kategorie der Religiosität. Andererseits kann das Individuum speziell mit seiner Moralität oder Ästhetizität unzufrieden sein, dann wird das Ideal auch inhaltlich ein moralisches oder ästhetisches sein. Das *religiöse* Ideal geht auf reinere Religiosität — die Frömmigkeit der Einstellung ist also nicht Besitz, sondern Streben, Grundsatz, Sehnsucht — und auf prinzipielle Abwendung von der Subjektivität. Die *moralisch* gewendete Einstellung ist Entgegenstellung eines inhaltlich moralischen Ideals gegen die moralische Realität, ist also Moralität der Auseinandersetzung. Die ästhetische Einstellung geht auf Veränderung und Reinigung der eigenen Ästhetizität aus. Aber auch innerhalb der moralisch oder ästhetisch gewendeten Geistigkeit ist ja jeder Charakter nur mehr oder weniger ein ausgesprochener Einstellungscharakter. Daher zeigen sich in beiden Sphären die Eigentümlichkeiten der naiven wie der sekundären Art nicht rein. Ihr Gegensatz ist aber charakterologisch bedeutsam: wir unterscheiden danach die Moralität des ausgesprochenen Einstellungscharakters von der des mehr naiven Menschen und analog die mehr naive von der mehr sekundären, reflektierenden Einstellungs-Ästhetizität. — Ein weiterer Gesichtspunkt von charakterologischer Bedeutsamkeit ist *das Maß der dem Ideal innewohnenden Energie*, d. h. der Energie, die in der Durchführung der Absicht wirksam wird. Die beiden Extreme wären danach die *idealstarken* und *idealschwachen* Charaktere. Die „*Idealisten*“ sind nur stark im Ideal selbst, schwach aber in der Auseinandersetzung mit der Realität. Als *bewußte* Idealisten sind sie groß als Theoretiker, Ethiker, als Gesetzgeber zunächst für sich, dann aber auch mittels der jeder Art von Stärke innewohnenden Suggestionskraft für andere. Energie des Ideals braucht nicht geistige Energie zu sein, immer aber ist sie Lenk-Energie, die zur Richtungsänderung bestimmt ist. Je ungeistiger diese ist, desto mehr undisziplinierte Trieb-Energie steckt in ihr; je geistiger sie ist, desto mehr ist sie Energie der Trieb-Disziplinierung. Alle höher weisenden, also Gewissensideale, verlangen mehr Disziplin, d. h. stärkere Überwindung der Subjektivität. Mit der Energie eng verbunden ist die Ideal-Konstanz. Wieder die beiden Extreme: Personen, deren Ideal-Konstanz die ihres wirklichen Verhaltens wesentlich übertrifft, gegenüber anderen, die bei relativer Verhaltenskonstanz eine relativ starke Ideal-Konstanz zeigen. Ausgesprochen konstant pflegen nur *affektive* Ideale zu sein; die Konstanz

ist dann Ausdruck der Gebundenheit des Individuums an bestimmte Objekte, die im Ideal zu positiven oder negativen Vorbildern werden. Ausgesprochen inkonstant dagegen sind alle Gewissens-Ideale, weil sie in sich die moralische Notwendigkeit ständiger Veränderung im Sinne der Erhöhung enthalten. Es wird nicht nur die Überwindung des jeweiligen Zustandes relativer Ungeistigkeit, sondern gleichzeitig die Überwindung des momentanen Ideals zum Zwecke der Annäherung an die größere Reinheit, die ideelle Höherentwicklung angestrebt. Neben der *genetischen* Ideal-Konstanz gibt es aber auch eine sozusagen *strukturelle*; dort nämlich, wo zugleich *verschiedene*, nicht zusammenfallende Ideale herrschen, die Grundsätzlichkeit des Individuums also uneinheitlich ist. Die Pluralität des Ideals äußert sich in uneinheitlichem Handeln und wird erkennbar im *Schwanken des Ideals*, weil von den verschiedenen zugleich herrschenden Idealen einmal dieses, einmal jenes infolge größerer Energie im Vordergrund steht. Pluralität kann auf einen Organisationsmangel zurückgehen und so ihren Grund in der „Stellung“ des Individuums haben. Noch eine zweite genetische Möglichkeit für die Pluralität des Ideals liegt in der eines *heteronomen Ideals*, neben dem sich aber auch die autonome Idealität regt, so daß ein „unangemessenes“ mit einem freigebildeten, d. h. „angemessenen“ konkurriert. Es ist früher bereits gesagt worden, daß die Einstellung, somit auch das Ideal, Sache des *Gefühls* ist. Das Gefühls-Ideal *kann* bewußt werden, das bewußte Ideal braucht aber mit dem gefühlten Ideal nicht ohne weiteres identisch zu sein. Die volle Bewußtmachung aber ist das einzige Mittel zur Ganzheit (im Ideal). Charakterologisch zu beachten ist, *inwieweit ein Individuum zur Bewußtmachung seines Ideals neigt*. Voraussetzung der Idealbewußtheit ist Neigung zur Selbstbewußtheit, denn die Ideale gehören zum Selbst. Hier wieder gibt es Naturen, die ihren Idealen mehr oder weniger wissende Aufmerksamkeit schenken als ihrem faktischen Verhalten. Die Ersteren geben besser Auskunft über ihre Grundsätze als über die Art, wie sie tatsächlich leben, die Zweiten können zwar sagen, was sie tun, nicht aber, nach welchen Grundsätzen sie handeln; ja, sie leugnen aus Nichtbewußtheit, überhaupt Grundsätze zu haben. Welche Bedeutung hat nun die größere oder geringere Bewußtheit für das Ideal selbst? Alle relative Bewußtheit ist eine Inadäquatheit zwischen gefühltem und bewußtem Ideal; es sind zwei Ideale, die miteinander im Ideal-Konflikt stehen, der allgemein als *Konflikt zwischen Kopf und Herz, zwischen Gemüt und Verstand* bekannt ist. Wer als bewußtseinsfähiges Wesen nicht zur Unbewußtheit „zurück kann“, hat nur den Weg zur vollen Bewußtheit. *Verfälschung des Ideals* liegt vor, wenn das Individuum dazu neigt, seinem zukünftigen Verhalten das *bewußte* und nicht das Gefühls-Ideal zugrunde zu legen. Das Subjekt des Handelns nimmt Partei für sein

bewußtes Ideal, hält es für sein wahres und bekämpft das Gefühlsideal, wo es im Verhalten Einfluß gewinnen möchte. Bei Individuen mit abnormer Überbetontheit des Bewußtseins, insbesondere im speziellen Falle des Bewußtseinszwanges, findet sich eine betonte Ideal-Unechtheit, weil solche Menschen *nur* den Verstand gelten lassen, evtl. sogar eine Art potenziertes Verfälschung durch „angelernte Ideale“. D. h. wenn das Bewußtsein sich vom Gefühl emanzipiert hat, können Ideale zu Grundsätzen „gemacht“ werden, die nicht aus dem Gefühl stammen, sondern „gelernt“ sind. „Wahrheit des Ideals“ als Ziel der denkenden Bearbeitung des bewußten Ideals kann zweierlei bedeuten: sekundäre Näherbestimmung des Ideals, ausgehend vom Konflikt jener beiden „Ideale“, und mit dem Ziel, die innere Einheit des Ideals zu finden. Oder aber, wenn der Widerstreit im Gefühl selbst vorhanden ist, in einer koexistenten Ideal-Pluralität, die Revision der beiden Ideale, das Suchen des *richtigen*.

Zunächst ist jedes Ideal ein Selbstideal, aber da es *prinzipielle* Stellungnahme zur eigenen „Stellung“ bedeutet, wird von seinem Vorsatz auch die von der „Stellung“ mitbedingte „Welt“ als ganze betroffen. Jedes Ideal drängt aber zur Verwirklichung, die nur in Auseinandersetzung mit den anderen, mit der ganzen Welt, möglich ist; es impliziert ein *Weltbild*, das so gedacht ist, daß die Realisation des Ideals darin möglich wäre. Dieses Bild der idealen Welt ist nichts anderes als Weltauffassung, Weltanschauung, die die *reale* Welt in ihren ideellen Möglichkeiten zeigt.

Aus dem erlebten Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit des Individuums selbst resultieren verschiedene Möglichkeiten der *Stellungnahme zur Situation* — Möglichkeiten, die als *sekundäre Einstellung* bezeichnet werden können. Primäre Einstellung war prinzipielle Stellungnahme zur eigenen Stellung. Sekundäre Einstellung ist Stellungnahme zum erlebten Widerspruch zwischen Grundsatz und Durchführung. Für das naive Individuum gäbe es keine Probleme und kein Lebensproblem: es wäre die *unproblematische Natur* im Gegensatz zum Einstellungscharakter, der in immerwährender Auseinandersetzung mit sich selber lebt und dem in der Unrealisierbarkeit des Lebensideals das *Lebens-Problem* gegeben ist. Der Aufgabe der Realisation steht die Unlösbarkeit als Problem gegenüber; aus diesem Zwiespalt von Ideal und Wirklichkeit stammen alle praktischen und theoretischen Probleme. Die bekannteste und quälendste Gestalt nimmt das Problem dort an, wo dem Ideal ein *geistig minderwertiges faktisches Verhalten* entgegensteht; denn erst diesem gegenüber tritt der Anspruch des Ideals als ein der Idee nach *imperativer* Anspruch auf, so daß das Versagen des Verhaltens ein Verstoß gegen die Idee der Geistigkeit, gegen das Prinzip der Einheit ist. Der Gewissenscharakter trägt in sich die

Nötigung, über jede erreichte Stufe der Geistigkeit hinaus weiterzugehen; für ihn besteht also das Problem in Permanenz. Und *nur* für ihn. Die charakterologische Unterscheidung unter den Problem-Charakteren richtet sich nach der *Schwere der Problematik*, die der habituellen Größe der Diskrepanz zwischen der geistigen Höhe des Ideals und der des wirklichen Verhaltens parallelgeht und sich in der *Schwere des prinzipiellen Leidens* ausdrückt. Dieses Leiden ist es, was wir unter dem „*schlechten Gewissen*“ verstehen; und mit diesem wieder sind die Begriffe der „*Schuld*“ und des „*Bösen*“ untrennbar verwoben. Das „*Böse*“ definiert sich als Widerpart der im Gewissensideal vertretenen Geistigkeit, als „*Subjektivität*“; es wird erlebt als eigenes Versagen gegenüber der Idealität vermöge der eigenen Subjektivität. In diesem Erlebnis wurzelt, in der zentralen Gefühlsphase, auch das „*Schuldgefühl*“. Bekanntlich ist aber jedes Erleben immer Anfang einer neuen Handlungsweise. Die dem Erlebnis des „*schlechten Gewissens*“ folgende negative Gefühlsreaktion wird vorerst auf einen bestimmten Fall bezogen, nimmt aber um so eher Dauercharakter an, je ausgesprochener das betreffende Individuum eine Gewissensnatur ist: das schlechte Gewissen wird ständig erneuert und ändert sich in Schwere und Inhalt je nach Schwere und Art des Versagens. Wie gestaltet sich unter dem Einfluß des Gewissens nun die zukünftige Haltung? Im normalen Falle wird jede Niederlage Ansporn zu neuen Realisationsversuchen des Ideals sein. Der *abnorme* Gewissenscharakter, der eine Handlung nicht in einer dem Gefühl adäquaten Weise zu Ende führen kann, neigt dagegen zum *Aufgeben* des Kampfes, zur *Resignation*. Gefühlsnaturen neigen sowieso zum Abbrechen schon im Gefühlsstadium; in der Bewußtheit vereinseitigte Charaktere begnügen sich mit der Bewußtmachung des Problems, und Phantasienaturen gelangen nur bis zur Vorschau des Zieles. Individuen, die in ihrer Triebmodifikation auf ein bestimmtes Objekt festgelegt sind, können oder wollen vielmehr keine Konsequenzen aus ihrer Niederlage ziehen, so daß die Resignation zur aktiven Gegenwehr gegen die „*liebe Gewohnheit*“, also gegen den „*Fehler*“, wird. Ein Moment, das die Resignation zu verstärken vermag, ist die deprimierende Suggestion durch Mißtrauensbekundungen, strenge Behandlung usw. Resignation, „*Aufgabe*“ des Lebenskampfes also, führt notgedrungen zum *Kompromiß zwischen Stellung und Einstellung*, zwischen Verhalten und Ideal, Fehler und Grundsatz. Eigentlich müßte der Kampf dem Fehler gelten; wird er nicht unternommen, so paktiert das Individuum mit seiner Fehlerhaftigkeit, und der Kompromiß ist da. Das schlechte Gewissen als Folge erstmaligen Versagens wird chronisch, führt so zur Aufgabe des „*Realisations-Willens*“, damit zum grundsätzlichen Versagen und, weil es die Perseverationstendenz mit allen unerledigten Gefühlen teilt,

zur Affektbildung. Die allgemeinsten Formen des chronisch schlechten Gewissens sind bekannt als *Gefühle der Minderwertigkeit, Mutlosigkeit, Unwürdigkeit*, sind periodisch auftretende *moralische Depressionen*. Die Schuldstimmung des Individuums färbt nicht nur die Gegenwart, vielmehr auch die Vergangenheit — es schwebt als Projektion seines *Heimwehs nach rückwärts* dem Schuldbeladenen die goldene Zeit seiner Unschuld vor —, und es färbt auch die gedachte Zukunft, die *Erlösung* bringen soll. Aber vor dieser Erlösung steht *das Gericht* mit der Möglichkeit der Verdammnis, und damit wird das chronische Schuldgefühl zur chronischen, affektiven *Unheils-Erwartung*, die alles „Tun“ als zwecklos hemmt. *Mißtrauen* gegen sich selbst und dann gegen andere, *Schüchternheit, Unbeholfenheit, Melancholie, Pessimismus* sind einige aus der langen Reihe der Symptome, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Das „Leiden“ des chronischen Schuldgefühls führt zu einer Stellungnahme dritter Stufe, die ebenfalls Einstellungscharakter tragen muß. Es ergeben sich zwei Möglichkeiten: Das Individuum kann seine *Leiden hinnehmen* und tragen, gerade darin eine Art *Entsühnung* suchen. Es ist klar, daß nur zentrale, geistig hochstehende, stark religiöse Persönlichkeiten dazu fähig sind. Die zweite Möglichkeit ist der Versuch, das *Leiden „abzuschaffen“*, ihm zu „entfliehen“; sie steht den nicht-zentralen Naturen offen: durch „*Verdrängung*“ der Minderwertigkeit ins Unbewußte, durch eine Neigung zum Sich-Verbergen, die sich in *Verlogenheit, Unaufrichtigkeit, Verstecktheit* äußert. Solche Charaktere sind außerordentlich *empfindlich*, nehmen weder Vorwurf noch Tadel hin und sind unfähig, die Wahrheit zu ertragen. Als weitere Fluchtmethode wäre die „*innere Pose*“ zu erwähnen: das geplagte Individuum weidet sich an Hochwertigkeitsphantasien und sucht vielleicht durch Imitation irgendeines „Großen“ seinen Glauben zu unterstützen. Hier gehört auch die zwanghafte *Hoffnung* auf irgendein „Wunder“ hin, auf *Erlösung ohne Leistung*; nicht Freiheit vom Fehler, von der Subjektivität, sondern Befreiung vom Schuldgefühl wird ersehnt, ohne Rückgängigmachung des Kompromisses. Ferner zu nennen wären die *Methoden der „Betäubung“*, beispielsweise durch Narkotica oder durch Zuwendung des Interesses auf Hypnose, Suggestion, Okkultismus usw., und vor allem die der „*Flucht in die Krankheit*“, die bis zum Selbstmord führen kann. Der Gedanke ist der: Vom Kranken können weder die Andern noch er selbst anderes erwarten, als daß er insuffizient ist; es kann vom Kranken nicht Leistungsfähigkeit verlangt und ihm auch nicht volle Verantwortlichkeit zugeschoben werden. Eine nicht weniger beliebte Fluchtmethode ist das „*Abladen der Schuld auf andere*“, auf die ganze Welt, das Schicksal, die Vererbung, die Vergangenheit. Das Böse regiert die Welt, alles ist schlecht; so sind hier die Kompromiß-Symptome *Pessimismus* und *Misanthropie*

zugleich auch Rettungsversuche. Auch die „*Abwehr*“ gilt wie die Flucht nicht der Schuld, das wäre Kampf, sondern dem *Schuldgefühl*. Zunächst die apotropäischen Versuche, eine „Strafe“, ein schicksalhaft bestimmtes „Unheil“ abzuwehren, das als „dämonisches“, „göttliches“ Schicksal geahnt wird. Auch hier spielt der Okkultismus und die dämonisierende Mystik eine große Rolle. Dann aber auch die Straf-Abwehr durch *Zwangshandlungen*. Die unter dem Zwang stehende Person *muß* gewisse sinnlose Dinge tun: bis zu einer bestimmten Zahl zählen, eine Melodie summen oder unterlassen, auf eine Fuge zu treten, mit dem linken Bein zuerst aus dem Bett zu steigen, wenn das Unheil, die Strafe, vermieden werden soll. Eine weitere Abwehr-Aktion ist die *Selbstbestrafung*, *Selbstentwertung*, *Kasteiung* usw. Ihr Sinn ist klar: durch die Selbststrafe soll die „objektive“ Strafe vorweggenommen werden. Aber auch die verschiedenen Bußhandlungen sind unter dem Gesichtspunkt der Abwehr zu verstehen. Es erübrigt sich, auf Einzelheiten einzugehen, und man kann sich auf die Erwähnung der radikalsten Bußart, der *Askese*, beschränken, die hier im Sinne der „Trieb-Ertötung“, nicht der Trieb-Unterordnung gemeint ist. Der Asket, der seiner Verdrängung verdankt, daß er an seinem Radikalismus zu glauben vermag, begnügt sich nicht mit dem Verzicht auf gewisse Freuden und Genüsse; er geht, wie er meint, aufs Ganze. Nur eines schont er sorgfältig: den eigentlichen Fehler, weil der Kompromiß sonst ja keinen Sinn hätte.

Es wären noch die *kompensatorischen Handlungen* anzuführen. Das Individuum versucht, sein Versagen durch starke Anstrengung, im Gegensatz zur Askese, die auf Ertötung der vitalen Möglichkeiten ausgeht, in der vollen *Ausnützung* dieser Möglichkeiten wettzumachen; *doch so, daß dabei die innere Umwandlung vermieden wird*. Häufig werden diese kompensatorischen Leistungen übertrieben, was ihrem zwinghaften Charakter und ihrem ewigen Ungenügen entspricht. Die Zahl der kompensatorischen Möglichkeiten ist unübersehbar; es genügt zu sagen, daß am beliebtesten diejenigen Leistungen sind, die *Beifall* bringen, weil sie auch von Andern geschätzt werden. Der Intellektuelle wird intellektuelle Leistungen, der „Körperliche“ sportliche, touristische und andere Bravourstücke bevorzugen. Alle Kompensationscharaktere bilden auf der Grundlage des Kompromisses neue, „hohe“ Ideale, eben solche *besonders* hoher Leistungsfähigkeit. Eine Abwehraktion wird nun um so eher in die Kampf-Einstellung übergehen und also den Kompromiß durchbrechen können, je mehr sie eine beträchtliche Leistung bedeutet und je adäquater sie der eigentlich „gesollten“ und vom schlechten Gewissen verlangten Leistung ist. Wenn dieser klärende Schritt gelingt, ist das Individuum durch die Nöte des Kompromisses hindurchgegangen und zur *kämpfenden, unverzagten Einstellung* gelangt,

es kennt den Kompromiß, hat ihn besiegt, ist sittlich gereift und „lebt wieder sein Leben“.

Zum Schluß noch, ohne auf die nach allem Vorhergesagten sich von selbst ergebenden charakterologischen Bedeutsamkeiten näher einzugehen, ein zusammenfassender und ergänzender Überblick über das Gesamtleben, über die *Lebensgeschichte* der Person, die zugleich die Geschichte des Charakters ist. Die *Anlage des Charakters* im Keim des Individuums enthält in der Weise der Disposition schon die *zukünftige Geschichte* insoweit, als das Individuum festgelegt ist; enthält aber ebenso den *Spielraum der Variabilität*, innerhalb dessen sich die wirkliche Geschichte bewegen kann. Der einfacheren Übersicht halber sollen nur *drei Lebensperioden* angenommen werden: *Kindheit, Jugend, Reife*; von denen die beiden ersten deshalb am wichtigsten sind, weil der Mensch das, was er „werden“ kann, im wesentlichen in seiner Kindheit und Jugend wird. Die *kindliche* Entwicklung vollzieht sich in drei Etappen, die etwa durch den Beginn des 4., 8. und 14. Jahres nach oben begrenzt sind. Die ersten drei Lebensjahre sind bloße Zeit des „Vegetierens“, erst zum Beginn des 4. Jahres nimmt die *Einstellungsgeschichte* ihren Anfang, beginnt die prinzipielle Selbstbeurteilung. Es setzt eine zwar verschieden starke, aber eindeutig bestimmte Wandlung der Triebstruktur ein, die sich im Ansteigen der *Veränderungstendenz*, insbesondere in der Form der erotischen Bedürftigkeit bemerkbar macht. Die erotische Welle bringt eine Schwankung des Zentralitätsgrades, so daß die Veränderungstendenz des Individuums im stetigen Wachsen verhältnismäßig stärker wird. So kommt das Individuum in einen Zustand beständiger prinzipieller Spannung, erlebt in den schwankenden Zentralitätsgraden die prinzipielle Antinomie des Lebens, als Dualität der zentripetalen und zentrifugalen Veränderungsrichtung, und lernt so die immanente Zensur wie die Idealsetzung kennen. Die ersten und deshalb hartnäckigsten Ideale werden in dieser Zeit gebildet, die ersten und heftigsten Kämpfe um die Realisation der Ideale ausgefochten, so daß die für die spätere Geschichte grundlegenden Kompromisse in dieser Lebensphase ihren Ursprung haben. Der *Umwelteinfluß* ist besonders stark und für die Einstellungs- und Idealbildung von eminenter Wichtigkeit, nicht zuletzt, weil die grundlegende Zunahme der erotischen Bedürftigkeit ihrem Grade nach stark vom Betragen der Umwelt abhängig ist. Es sei an das erinnert, was über Flucht und Abwehr gesagt wurde: oft wird das Kind durch die in der Erziehung von der Umwelt herangetragenen Suggestionen der Minderwertigkeit zu diesen Kompromiß-Symptomen gebracht. Beachtenswert ist ferner der relative Mangel an Bewußtheit: der Prozeß der Einstellungs- und Idealbildung wie die Kämpfe um die Realisation des Ideals mit allen möglichen Folgen (Kompromiß, Flucht, Abwehr)

bleiben dem Kinde dunkel. Die dritte Teilperiode, die sog. Latenzzeit, bringt normalerweise ein Abebben der erotischen Welle; die Selbstbehauptung tritt in den Vordergrund, die Arbeitsfähigkeit wird größer, der Sinn für die reale Welt erwacht, das Interesse an der gestaltenden Auseinandersetzung mit ihr, die Phantasie, tritt zurück, und die Bewußtheit wird stärker. Komplikationen, wie sexuelle Frühreife, Verwöhnung, Fixationen usw., lassen das Kind auch in der Latenzzeit nicht zur Ruhe kommen, es geht ohne Pause in die *Pubertätszeit* über, und das Kind behält den früh-infantilen Charakter bis zur Pubertät bei und wird ihn mehr oder weniger *immer* beibehalten. — Zum Anfang der *zweiten Lebensphase, der Jugend*, kommt die in der Latenzzeit zurückgeebbte erotische Welle verstärkt aufs neue wieder, hat aber schon deshalb für die Geschichte der Einstellung andere Bedeutung, weil sie eine veränderte Situation vorfindet. Die Pubertätserotik kann nicht mehr zur *Einstellungsbildung* führen, läßt aber alte Ideale aufleben und wird der Bildung *neuer* Ideale um so günstiger sein, je weniger der Charakter beim Eintritt der Pubertätsbewegung Kompromißcharakter, je weniger er infantil in seinen Idealen fixiert ist. Die neue Situation ist am sichtbarsten durch die Umwandlung der beginnenden Geschlechtsreife vertreten, durch die starke Veränderung der „Stellung im Leben“, die physiologisch durch die Merkmale des Reifungsvorganges, psychologisch durch starke Konzentration der erotischen Bedürfnisse auf die sexuelle Modifikation, damit zugleich durch enge Triebverbindung zwischen Eros und Selbstbehauptung gekennzeichnet ist. Ideal und Kampf der Pubertätszeit dürfen aber nicht ausschließlich nach der sexuellen Seite hin betrachtet werden, vielmehr muß das *Erstarken der selbstbehauptenden Weltzugewandtheit*, die gewaltige Steigerung der Bewußtheit oder Bewußtseinsfähigkeit mit allen Folgen berücksichtigt werden. Damit steht auch die größere Arbeitsmöglichkeit der bewußt-werdenden Jugend mitsamt ihren für die Einstellung günstigen Folgen in Verbindung: die Ideale weiten sich weltanschaulich aus, die Bewußtheit erlaubt auch ihre Mitteilung, und so führt die Arbeitsfähigkeit zu einer Entspannung, zu einem Loskommen von dem Kreisen in sich selbst. Die größere Bewußtheit kann zur Auflösung alter Kompromisse beitragen, zumindest begünstigt sie die therapeutische oder pädagogische Fremdhilfe. Gegen das Ende des 18. Jahres geht die Pubertätszeit in eine ruhigere zweite Periode der Jugend über, die den mehr oder weniger langen Übergang zur Reife bildet. Sie ist durch geringere Variabilität vor allem und im Zusammenhang damit durch ein allmähliches Abnehmen des erotischen Sturmes gekennzeichnet. Bewußtheit und Arbeitsmöglichkeit nehmen weiter zu, das Individuum fängt an, in der Welt endgültig Fuß zu fassen, und wird langsam fähig für einen definitiven Beruf. — Die *Lebensreife* gleicht wieder mehr der Latenz-

zeit, jedenfalls tritt, der Triebrichtung nach, die Selbstbehauptung wieder stärker hervor, und das Leben ist mehr ausgesprochen moralisch gerichtet. Die Variabilität nimmt deutlich ab, das Werden verläuft ruhiger. Die Ideale konsolidieren sich, und die leidenschaftlichen und stoßweisen Kämpfe der Jugend gehen in einen mehr methodischen, konstanteren Lebenskampf über. Neue Idealbildungen fehlen, es wird vielmehr an der Realisation der aus der Jugend stammenden Ideale *gearbeitet*, und von der Energie wird es abhängen, ob der Kampf mehr Siege als Niederlagen bringen wird. Das erwachsene Alter bietet aber auch dem, der die Jugend unfrei verließ, Möglichkeiten der Kompromiß- und damit der Infantilitäts-Überwindung. Erstens durch die Arbeit, zu der das Leben einen jeden zwingt und die als Leistung dem Insuffizienzgefühl Abbruch tut; dann können die kindlichen Suggestionen verblassen, so daß die Überwindung der Fehler möglich wird. Ferner aber auch durch die erfahrungsgemäß zu Beginn des 5. Jahrzehnts einsetzende „Nachpubertät“, die weniger durch relatives Ansteigen der erotischen Triebrichtung als durch Zunahme der Variabilität gekennzeichnet ist, den ruhigen Gang des erwachsenen Lebens unterbricht und noch einmal den Charakter in Fluß bringt. Das ist eine Gelegenheit zur Revision der Lebenseinstellung, zur Bildung neuer und Modifizierung alter Ideale. Nach einer abermals ruhigen Periode tritt *das Alter* ein: mit dem Nachlassen der Lebensenergie schwindet auch die Ideal-Energie, die innere Auseinandersetzung und der eigentliche Lebenskampf flaut ab.

Am Schluß dieser Übersicht über HAEBERLINS großes und repräsentatives Werk ziemt es nicht, kritisch über gewisse Einzelheiten, die anfechtbar sind, zu diskutieren. Einzig und allein seine Grundhaltung und sein Gesamtaspekt ist uns wichtig. Wir fragen uns, inwiefern dieser Exponent des gegenwärtigen kulturphilosophischen Rationalismus für die Charakterkunde Gewinn gebracht hat.

Da ist nicht zu verkennen, daß die Mehrzahl der inhaltlichen und kulturellen Deskriptionen von Charakteren, Eigenschaften und Charakterzügen *nicht der philosophischen Besinnung allein* entstammt, sondern dem reichen empirischen Gut der medizinischen Charakterkunde: sowohl der Konstitutions- und Dispositionsforschung als auch ganz besonders der psychoanalytischen und individualpsychologischen Neurosenlehre. Es wäre nun ein außerordentliches Verdienst, wenn HAEBERLIN diese reichen Befunde einer philosophischen Theorie des Menschen unterstellt hätte, die den immanenten Prinzipien jener Tatsachenforschung gerecht würde und existenzphilosophische, fundamental-anthropologische und phänomenologische Blickweisen mit jenen empirischen Materialien zu verbinden suchte. Gewiß ist ein Ansatz zu alledem auch in seinem

Werke zu finden. Und sofern wir ihn dort erfahren, sehen wir in dem von ihm beschrittenen Wege in der Tat den künftigen Weg, der uns zu einer einheitlichen, philosophisch fundierten und empirisch sachgerechten Charakterkunde führen könnte. Eben dies ist der Grund, warum wir sein Werk so ausführlich behandelt haben.

Aber diese zukunftsweisenden Ansätze sind nicht ungetrübt. Sie sind beeinträchtigt durch zwei verborgene Wertungstendenzen, die aus dem Wesen des philosophischen Rationalismus offenbar nicht ohne Rest eliminierbar sind: die ihm eigentümlichen Tendenzen *wertender* Bevorzugung des „Geistigen“ und des „Moralischen“ im Menschen. Indem auch HÄBERLIN — trotz ehrlichen Bemühens, zu wertfreier seinsadäquater Erfassung der Charaktere zu gelangen — dieser wertenden Auszeichnung des Geistigen und des Moralischen verfällt, wird er zum prinzipiellen Gegenpol eines KLAGES. Das „Nur-Vitale“ kommt bei HÄBERLIN schlecht weg, sowohl hinsichtlich seines Wertes als auch hinsichtlich seiner Bedeutung für die Fundierung der Charaktere und Eigenschaften. Er sieht zwar, daß *der eigentliche Mensch vital bestimmt* und insoweit *irrational* ist; er sieht auch die vitalen Quellen der Ideale, der Geistigkeit, der Moralität — aber das rationale Philosophem würde sich selber aufheben, wenn es die unbedingten Konsequenzen aus diesen Sichtungen zöge. Somit bleiben, trotz ihrer, „Geist“ und „Moralität“ und „Ideal“ die eigentlichen, autonomen Prinzipien der Charaktergestaltung. Dadurch aber kommt etwas Zwiespältiges in die Darstellung HÄBERLINS hinein; dadurch wird seine groß angelegte Systematik dunkel und gekünstelt; dadurch werden, trotz der Fülle von eignen und entlehnten Feinheiten der Beobachtung, seine Abstraktionen blaß, theoretisierend und lebensfern. So bedeutsam und für die Zukunft richtunggebend seine Arbeit ist, so zeigt sie die verhängnisvolle Antinomik des philosophischen Rationalismus, sobald dieser der Charakterkunde mehr liefern will als die formale Substruktion und Methode: nämlich zugleich auch die *Prinzipien der Charaktergestaltung selber*. Irrationalität ist das Wesen des Menschen und Geist nur ein dünnes Regulativ — ein Prinzip ethischer Zielgebung, welches als solches nicht für die Ontologie des Charakters grundlegend ist. Wie der charakterologische Irrationalismus an seiner Methode, so gerät der charakterologische Rationalismus an seinem Gegenstande in die innere Antinomik hinein. Es bleibt die noch ungelöste Aufgabe der Zukunft, der Irrationalität des Charakters und seiner Eigenschaften in den rationalen Formen der Wissenschaft ganz gerecht zu werden.

Fünfter Teil.

Die biologisch-medizinische Charakterkunde.

A. Charakterologische Präformationslehren.

Zur Einführung in die biologisch-medizinische Charakterforschung.

Alle *philosophische* Charakterologie war getragen von dem Versuch, spezifische Grundformen des Erkennens und der adäquaten Erfassung *des Individuellen als solchen* aufzustellen und den charakterologischen Fragestellungen zuzuordnen. Wir haben die *systematische* Bedeutung dieser Betrachtungsweise auf uns wirken lassen. Wir sahen, daß diese philosophische Einstellung die Arbeit schöpferischer Persönlichkeiten zu großen Leistungen in der Charakterkunde beflügelt hat. Die Werke eines KLAGES, eines SPRANGER, eines JASPERS, eines HÄBERLIN waren Marksteine auf diesem Wege.

Aber es ist nicht so, daß diese philosophischen Einstellungen auf die Charakterprobleme nun schon die *eigentliche* Charakterkunde *seien* und daß deren Heuristik damit abgeschlossen sei. Im Gegenteil: überall fanden wir, daß sich aus der philosophischen Grundhaltung selber eine implizite Tendenz ergab, das empirische Material zugunsten der philosophischen Grundlegungen zu verkünsteln und in seinem Eigensein abstraktiv zu verbiegen. Es wurde einseitig und eindeutig gesichtet, aber es büßte bei dieser Sichtung an Fülle und Lebendigkeit ein. Gleichgültig, ob die philosophische Charakterkunde sich in der „physiognomischen“ Intuition oder in der „interpretativen“ Spekulation auslebte: stets hatten wir das Bedürfnis, die *lebendigen empirischen Beglaubigungen* nicht aus dem Auge zu verlieren. Stets hatten wir den Eindruck, als dringe in die praktische Menschenkenntnis und ihre nüchternen Erfahrungen ein philosophisches Bekenntnis, ein „Standpunkt“ ein und forme die Tatsachen nach seinem Anspruch.

Wenn auch glücklicherweise in der Gegenwart das Bedürfnis nach philosophischer Besinnung die empirischen Wissenschaften neubelebt und immer wieder mit dem Sinn ihrer Feststellungen konfrontiert, so ist es dennoch nicht grundlos, daß die *empirische Forschung* auch heute noch darauf hält, *Tatsachen* für wichtiger zu halten als Standpunkte. Gerade in der Charakterkunde haben oftmals denkerische Subjektivität, kritiklose Kühnheit und konstruktive Willkür zu Verfahrensweisen und Prüfsteinen, Gesichtspunkten und Systemen hingeführt, die dem empirischen Forscher und seiner sachlich und methodisch gesicherten Einzelarbeit dieses ganze Gebiet verdächtig machen mußten. Der Empiriker will Tatsachen finden und ordnen; er will dies auch in der Charakter-

kunde. So reich der *gedankliche* Gehalt der charakterologischen Philosophie sich uns darbot, so sehr verweist uns das Bedürfnis nach *tatsächlichen Materialien* in das Gebiet der forschenden *Empirie* zurück.

Überall, wo empirische Forschung es mit dem Menschen als Objekt zu tun hatte, fanden sich bald solche empirische Materialien der Charakterkunde; sie häuften sich auf einzelnen Gebieten, nämlich denen des *ärztlichen Wirkens* und der *medizinischen Forschung*, gewaltig an; und es fanden sich auch alsbald vorläufige Ordnungsregeln, die keinen andern Anspruch stellten, als der praktischen Orientierung und dem gegenseitigen Verständnis bei ärztlicher Arbeit zu dienen. Diese Materialien wurden gewonnen unter den leitenden Forschungsmaximen der Biologie und Physiologie, Pathologie und Psychiatrie; dies gab ihnen von vornherein ein bestimmtes Gesicht und stellte ihren Zusammenschluß zu einer besonderen Charakterlehre, der *medizinischen Charakterlehre*, vor bestimmte Schwierigkeiten. In der Tat existiert nicht *eine* einheitliche medizinische Charakterlehre: es bestehen deren *mehrere* — je nach dem leitenden Forschungsgesichtspunkt von einem jener genannten Einzelgebiete; und alle sind Verallgemeinerungen von Bruchstücken.

Wenn wir uns nun in den folgenden Ausführungen diesem großen Gebiet der Charakterkunde zuwenden, mit seiner außerordentlichen Mannigfaltigkeit von Beobachtungen und Materialien, die in vielen verschiedenen Spezialbereichen liegen, zum Teil beziehungslos nebeneinander, zum Teil in losen und vorläufigen Verknüpfungen — Materialien von oftmals ebenso großer praktischer Bedeutung wie unfaßbar laxer und schiefer begrifflicher Formulierung —, diesem Gebiete mit seinen inneren Schwierigkeiten gegenüber dem Problem des Charakters selber: so tun wir gut daran, uns von vornherein nochmals klarzumachen, welche Aussichten prinzipiell eine *naturwissenschaftliche* Betrachtungsweise dafür bietet, dem Persönlichkeitsproblem gerecht zu werden. Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise oder, philosophisch gesehen, die Erkenntnisweisen eines *induktiven Positivismus* stehen den Problemen der Persönlichkeit besonders beschwert gegenüber. Logisch und erkenntniskritisch steht hinter allen Fragen der psychophysischen Struktur, des Organismus, der Person immer das *Wesensproblem der Individuation* selber: der gestalteten Ganzheit, der Formeinheit, des in seiner Eigenart Einzigen, Einzelnen und Unwiederholbaren. Kann die biologische, naturwissenschaftliche Forschungseinstellung — mit ihren logischen und theoretischen Ausrichtungen auf induktive Gesetzgebung, auf das Allgemeine und Verallgemeinerungsfähige — dem Problem der Individuation prinzipiell genügen? Kommt es nicht vielmehr gerade auf das *Individuelle* an der Individualität an, ist nicht gerade das *Unterscheidende* und *Vereinzelte* hierbei das Wesensbedeutsame? Und

andererseits, dies zugegeben, haben wir denn spezifische und *adäquate* naturwissenschaftliche *Erkenntnismittel* gerade zu dessen Erfassung? Oder müssen wir hier bei jenem allgemeinen Biologismus resignieren, dessen Ergebnis zwar großartig, aber grundsätzlich unvollendbar ist, weil er das Individuum doch immer nur aus einer begrenzten Reihe *allgemeiner* Determinanten bestimmt und sich ihm gleichsam nur asymptotisch annähert? Die Antwort gibt sich von selber.

Die *innere Antinomik*, die wir schon am Beginn charakterologischer Fragestellungen sahen, gewinnt hier, in der Biologie, eine dreifache Gestalt:

1. Der Gegensatz des *Allgemeinen* und des *Individuellen*. Der Charakter ist, wie wir ihn auch biologisch definieren mögen, der Inbegriff derjenigen Momente, in denen wir das Wesen der individuellen Person erblicken. Diese ist zunächst ein Inbegriff empirischer Gegebenheiten und empirischer Erkenntnisweisen. Letztere aber haben zum Ziel das *allgemeine Gesetz*, das Naturgesetz, und eine systematische Rangordnung der Naturgesetze untereinander. Durch sie kann wohl die *allgemeine* Notwendigkeit eines Einzelgeschehens und Einzelseins bestimmt werden, nicht aber sein tatsächliches Dasein und Sosein innerhalb der vorgegebenen Mannigfaltigkeit, sein *Individuellsein*.

2. Der Gegensatz des *Körperlichen* und des *Seelischen*. Von der Biologie her läßt sich alles Seelische nur organismisch erklären, nur als Signal biologischer Gesetzmäßigkeit, nur epiphänomenal. Eine *Autonomie* des Seelischen, eine solche der seelischen *Individualität*, ist dem biologischen Aspekt *wesenswidrig*. Gerade sie aber wird mit der Problematik des Charakters implizite behauptet.

3. Der Gegensatz der Begriffe *Konstitution* und *Charakter*. Es wird vielleicht befremden, daß zwischen diesen Begriffen ein Gegensatz bestehen solle. Ist nicht der Charakter *nur eine Seite* des biologischen Konstitutionsproblems, ist das letztere nicht umfassender, ist nicht von der Konstitutionsforschung her die Charakterologie in besonders fruchtbarer Weise erschließbar? Wer einen Blick tut auf die charakterologischen Errungenschaften der Konstitutionsforschung, dem erscheint es in der Tat vermessen, an der *heuristischen* Bedeutung der Konstitutionsforschung für alle Charakterologie blind vorüberzugehen. Und doch besteht hier ein Gegensatz. Die Konstitutionsforschung muß ihrem Wesen nach induktiv verfahren; sie geht von der physiologischen und deskriptiven Bestimmung des *Artbegriffes* aus, und sie vermag nicht eher mehr zu tun, als diesen Artbegriff immer weiter zu *interpolieren*. Aber auch dies geschieht vermittels allgemeiner Induktionen; und so kommt sie zwar zu *typologischen* Gesichtspunkten von immer stärkerer Besondereung, aber *eine volle Integration der einzelnen Individualität bleibt ihr versagt*. Die Wesenssonderheit der Charaktere, also dessen, was *für das*

Seelenleben der Einzelperson bezeichnend ist, kann sie nur approximativ bestimmen. Und sie tut dies an einem *heteronomen Material*: dem somatischen. So vermag sie niemals *einsichtig* zu machen, was sie tatsächlich feststellt. Wir müssen es *als Tatsache hinnehmen*, ohne es *wesensmäßig begreifen* zu können. Davor steht als Riegel das transempirische Problem der seelischen Autonomie.

Und auch vom Standpunkt *des empirischen Materials* aus kann uns die Konstitutionsforschung, so unvergänglich ihre Bedeutung für alle Charakterologie heuristisch immer sein wird, nur Bruchstücke liefern. Sie kann uns psychophysische Zuordnungen und Wechselwirkungen zeigen und vermuten lassen, sie kann uns bestimmte *seelische Stigmatisierungen* in affektiver, intellektueller und willensmäßiger Hinsicht als an bestimmte Konstitutionsradikale gebunden erweisen. Charakterologisch *wesensmäßig* sind diese Befunde so gut wie niemals. Sie bieten *schicksalsmäßige* Verzerrungen der Persönlichkeit, die aber gerade für das Wesen der psychischen Persönlichkeit mehr oder weniger *unbezeichnend* sind, schon deshalb, weil die Tyche blind ist, von der Seelenseite her *sinnlos* wirkt.

So ist es für eine jede mögliche Charakterologie eine unumgängliche Voraussetzung, *daß sie es wagt, den Begriff des Charakters autonom zu fassen*, seine Essenz in seiner *seelischen Eigenart* zu sehen, und ihre Fragestellungen und Methoden gemäß diesen beiden Voraussetzungen wissenschaftlich zu entwickeln. Nichts hilft uns über dieses Wagnis hinweg als die Forderung unseres wissenschaftlichen Gewissens, mit den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Induktion, mit den Sicherungen der Konstitutionsforschung *immer wieder konform zu bleiben* und immer wieder zu wissen, *was wir bei unserer Arbeit methodisch tun, was wir und wie wir fragen dürfen*; damit wir nicht, gemäß jenen berühmten Spottworten KANTS, in unbeglaubigte „Genieschwünge des Denkens“ verfallen und dem Manne gleichen, „der den Bock melkt, während der andere ein Sieb unterhält“.

Autonome Charakterlehre — das ist philosophische Charakterlehre. Die medizinisch-charakterkundlichen Befunde philosophisch zu unterbauen — durch einen Aspekt auf das Wesen des Menschen, der keinen möglichen empirischen Befund unverwertet oder gar unverwertbar läßt: das ist die Aufgabe großer zukünftiger Denker, die Empiriker und Philosophen zugleich sein müßten. Erst dann wird die Geburtsstunde der wirklichen wissenschaftlichen Charakterologie geschlagen haben. Die rein philosophischen Systeme in der Charakterkunde standen, wie sich uns ergeben hat, immer jeweils vor einer inneren Antinomie. Die rein *medizinische*, empirische Charakterkunde steht vor der Tatsache, *ihr Ziel niemals erreichen zu können* — oder ins Transempirische, Philosophische hinausschreiten zu müssen und dadurch ihre empirisch

beschränkte, aber auch gesicherte Arbeit zu gefährden. Nichts ist in der empirischen Charakterkunde bedenklicher als unkritische Verallgemeinerung von Befunden oder Hypostasierungen. So müssen wir uns damit begnügen, daß wir in der medizinischen Charakterologie immer nur *Bruchstücke* oder *Ansätze* erhalten können, welche gleichsam *Schritte* zu einer Charakterkunde hin darstellen, hinausgehend über die praktische Menschenkenntnis — und dennoch nur relativ und beschränkt gültige Fortschritte zu dem unerreichbaren Ziele.

In aller philosophischen Charakterologie stellte sich uns der Mensch — und die eigenschaftliche und wesensmäßige Verschiedenheit der Menschen untereinander — in einer *Zweiheit* begründet dar, die verschieden bezeichnet wurde, als „Geist“ und „Seele“, oder als „Vernunft“ und „Sinnlichkeit“, oder als „das Höhere“ und „das Niedere“ in ihm. Diese Zweiheit wurde unter dem philosophischen Aspekt auf irgendeine Weise in eine Einheit zurückgeführt; wir haben davon gehandelt. Die *medizinische* Charakterkunde ist in einer glücklicheren Lage — kraft der Beschränkung ihres Blickfeldes. Dies Blickfeld ist der Mensch als *Naturwesen*, als bloßes *Geschöpf*, der Mensch in seiner *physischen Gebundenheit*. Dadurch werden die charakterkundlichen Gesichtspunkte der medizinischen Disziplinen in ganz anderem Ausmaß als in der philosophischen Charakterkunde hingelenkt auf die vitalen, *vom Soma* aus bedingten Gegebenheitsseiten des Menschen. Hier liegen die eigentlichen Differenzierungskriterien der menschlichen Gruppen und Typen. Die „geistigen“ oder „höheren“ Eigenschaften und Verschiedenheiten werden entweder vernachlässigt oder von jenem biologisch-vitalen Fundament des körperseelischen Menschen her „erklärt“. Für die medizinische Charakterlehre ist *das Primitive das eigentlich Wichtige; Trieb und Temperament, Affektivität und motorische Reaktivität* sind charakterkundlich bedeutsamer als Verschiedenheiten geistiger und seelischer Haltung. Die Geschlechtszugehörigkeit, die Reifungsphase, der jeweilige Gesundheitszustand, die innersomatischen Vorgänge — alles dies, bezogen auf Trieb und Temperament, gibt das eigentliche Erklärungs- und Differenzierungsmaterial menschlicher Verschiedenheiten. Dieser grundsätzlichen Intention wohnt ebensoviel Echtheit, Naturnähe und Lebensnähe inne als Unzulänglichkeit vor allem Geistigen, Schöpferischen, vor allem ethischen Willen des Menschen. Ohne daß wir die Heuristik solcher Forschungseinstellungen auch nur im mindesten beengen dürfen, wollen wir uns doch davor hüten, die auf ihrem Wege erzielbaren Ergebnisse zu überfordern. Systemfanatiker tun dies leicht: es sei erinnert an jenen amerikanischen Erforscher der inneren Sekretion und ihrer psychischen Manifestationen, der etwa den Menschen Napoleon „restlos“ aus seinen inneren Drüsen „erklärt“ — Hoden- und Schilddrüsenfunktion hervorragend, also geniale Persönlichkeitsleistungen; dann Aussetzen der Hypophysenfunktion und

infolgedessen „natürlich“ Moskau und Waterloo. Oder es sei erinnert an jenen bedeutenden Hirnforscher, der die gewaltige Persönlichkeit Lenins durch den Zellreichtum der Hirnrindenschichten „erklärt“. Oder es sei erinnert an jene psychoanalytischen Arbeiten, welche aus frühkindlichen Komplexen das schöpferische Genie eines Lionardo oder eines Richard Wagner „erklären“.

Betrachten wir nun die Forschungsgesichtspunkte, welche wir in der medizinischen Charakterkunde am Werke finden, so können wir dieselben in *zwei große Reihen* trennen. Die erste Reihe ist diejenige, welche die relative Konstanz und Einheitlichkeit des jeweiligen Charakters eines Menschen aus irgendeinem *Präformationssystem* ableitet. Sie betrachtet den Charakter wie etwas fest Gegebenes, Statisches, und führt *dieses* Moment an ihm als eigentlichen Gesichtspunkt der Erfassung durch. Dazu bieten sich die allgemeinen Arbeitsweisen der *Psychiatrie*, der *Konstitutionswissenschaft* und *Erbkunde* an. Ihnen gemäß wird Charakterkunde getrieben. Wir werden den *fünften Teil* dieses Buches ausschließlich zur Darstellung der Prinzipien und Befunde aller der Charakterologien verwenden, welche aus der Psychiatrie, aus der Lehre von der Konstitution und aus der Erbforschung erwachsen sind.

Eine *zweite große Reihe* biologischer und medizinischer Forschungen stellt neben die erstgenannte — oder auch an deren Stelle — den Gesichtspunkt des *entwicklungsgeschichtlichen Werdens* auch für den Charakter in den Vordergrund. Sie faßt den Charakter als Lebensphänomen wie alle Lebensphänomene dadurch auf, daß sie ihn und seine Grundlagen *genetisch-dynamisch* untersucht. Die genetischen Determinanten sind biologische und soziale. In diese Gruppe von Charakterforschungen fällt die gesamte *soziologische Bestimmung* der Charaktereigenarten und Verschiedenheiten; ebenso fällt hierher jegliche *entwicklungspsychologische Analyse* der Charaktere und Charakterzüge, insonderheit diejenige der *psychoanalytischen* Schulen. Diese zweite Reihe von Prinzipien und Befunden behandeln wir im sechsten Teil des Buches.

Zu der folgenden Darstellung der *präformationstheoretischen*, nämlich psychiatrischen, heredologischen und konstitutionswissenschaftlichen Bruchstücke und Beiträge der Charakterkunde sei noch eine ausdrückliche Vorbemerkung gemacht: *der Leser darf nicht erwarten, ein jedes dieser Forschungsgebiete im folgenden etwa vollständig* oder auch nur summarisch *dargestellt zu finden*. Eine derartige Aufgabe muß naturgemäß den Spezialwerken vorbehalten bleiben, welche die einzelnen Wissenschaften behandeln. In der hier gegebenen Darstellung wurden die betreffenden Forschungsgebiete insoweit wiedergegeben, *als sich für die Charakterkunde wichtige Folgerungen aus ihnen ergeben*. Es wurde also unter dem uns leitenden Gesichtspunkt eine *Auswahl* getroffen. Andererseits verbot es sich ebenso, nun etwa eine systematische

Charakterkunde auf der jeweils vorausgesetzten Grundlage abgeschlossen durchzuführen. Endlose Wiederholungen wären ja unvermeidlich geworden, wenn ein derartiger Versuch durchgeführt worden wäre. Meine Darstellung sucht die Mitte zwischen diesen Extremen; sie überläßt also dem Denken des Lesers mancherlei selbständige Arbeit. In denjenigen Kapiteln, wo die Entwicklung der Geschlechtstypen und der Reifungstypen erfolgt, liegen die Dinge besonders schwierig. Die Darstellung ging lediglich darauf aus, *diese Typenbildungen aus ihrem biologischen Fundament herauswachsen zu lassen* und verständlich zu machen. Die Hineinziehung der anderen Gestaltungsfaktoren charakterologischer Geschlechts- und Reifungstypik, nämlich der *soziologischen* und *lebensgeschichtlichen*, wurde jedesmal nur angedeutet, in ihrem Forschungswert an den entsprechenden Platz gestellt, aber nicht in ihren Einzelheiten durchgeführt.

Ob eine solche Auswahl und Verteilung des Materials und der Gesichtspunkte zweckmäßig ist, wird der Leser selber zu ermitteln haben.

I. Psychiatrische Charakterkunde.

1. Die deskriptiv-klinischen Psychopathentypen.

Die erste und durch eine unvergleichliche empirische Materialfülle am meisten gesicherte medizinische Disziplin, der die Charakterkunde ein fast unerschöpfliches Arsenal zu verdanken hat, ist die *psychiatrische Klinik*. Auch wenn wir von der älteren Psychiatrie absehen, deren eigentliches Ziel es ja war, die Gestaltung der Psychose weitmöglichst aus den persönlichen Voraussetzungen des einzelnen Kranken psychologisch zu begreifen — auch wenn wir die weise Selbstbescheidung durchaus anerkennen, welche die moderne Klinik seit MOREL, WESTPHAL und GRIESINGER dazu bewog, auf uferlose und unbeglaubigte psychologische Unterstellungen und Konjekturen zu verzichten und ganz Naturwissenschaft zu werden, ganz unter den Gesichtspunkten der klinischen Somatopathologie zu arbeiten: auch dann bleibt der Schatz an charakterologischem Wissen, welcher der gegenwärtigen psychiatrischen Klinik verdankt wird, ein außerordentlicher. Und, was mehr ist: das Material, an welchem dieses Wissen erworben wurde, ist mit allen Mitteln sorgsamer Beobachtung in seinen seelischen und sozialen Manifestationen und in seinen körperseelischen Grundlagen durchuntersucht, immer wieder in Vergleich gezogen und auf diese Weise *zum Range des bestbeglaubigten Erfahrungsmaterials emporgehoben* worden, welches der Charakterkunde heute überhaupt zur Verfügung steht. Man muß dies ausdrücklich sagen, da heute insbesondere seitens der „tiefenpsychologischen“ Neurosenforschung die klinische Arbeit oftmals etwas von oben herab betrachtet wird — aus durchsichtigen Gründen. Man muß darauf hinweisen, daß die gesamte Psychoanalyse und Neurosenforschung

— deren charakterkundliche Verdienste wir später noch eingehend würdigen werden — und ebenso die gesamte Konstitutionsforschung und Erbkunde im Hinblick auf ihre empirischen Materialien auch nicht entfernt so gut beglaubigt und gesichert sind wie die charakterkundlichen Statuierungen der psychiatrischen Klinik. Leider herrscht außerhalb der Klinik nur bei wenigen Charakterologen überhaupt eine Kenntnis von dem, was die psychiatrische Klinik für die Charakterkunde geleistet hat und faktisch bedeutet. Unter diesen wirklichen Kennern steht URRIZ obenan¹, und er hat nicht gezögert, einer gleichlautenden Überzeugung schönen und freimütigen Ausdruck zu geben.

Oftmals hört man gegen die charakterkundliche Forschung, die der Psychiatrie entstammt, von vornherein den Einwand: es sei weder theoretisch noch praktisch angängig, aus *Krankheitszusammenhängen* irgend etwas für den *gesunden* Menschen zu folgern. Hiergegen lassen sich zwei Argumente geltend machen. Einmal gilt jene Erfahrung, die in der Bereicherung der Physiologie durch die Pathologie vorliegt, analog auch außerhalb des Körperlichen: aus der gestörten Funktion ermöglichen sich Rückschlüsse und Erkenntnisse der ungestörten, und zwar solche, deren wir sonst auf keine Weise teilhaftig werden könnten. Die normale Physiologie lebt geradezu größtenteils von der pathologischen; und eben dadurch gelingt es ihr wiederum, das Studium der pathologischen Physiologie mit ihren Methoden zu befruchten. Warum sollte es heuristisch verboten sein, in analoger Weise eine Beziehung zwischen der Erforschung des gesunden und des kranken Seelenlebens und seelischen Persönlichkeitsaufbaues zu verwirklichen? Wir werden noch sehen, daß die Arbeit der psychiatrischen Klinik eine Reihe von Begriffen geschaffen hat, die wir unmittelbar in die charakterkundliche Ordnung des gesunden Materials übernehmen können.

Das zweite Argument sei hier nur kurz angedeutet, da es ohnehin in diesem Abschnitt zu einem Hauptthema wird: es ist die Existenz der *Psychopathien*, deren Erforschung der psychiatrischen Klinik entwich und den größten Gewinn für die Charakterkunde erbracht hat.

In der psychiatrischen Klinik der gegenwärtigen Gestalt haben zuerst NEISSER und TILING² die Frage nach den *Beziehungen zwischen Charakter und Psychose* aufgeworfen. Unter Charakter wurde die Beschaffenheit der präpsychotischen Persönlichkeit verstanden, so wie sie sich der praktischen Beobachtung im Hinblick auf ihre vorwiegenden Arten, zu reagieren und Stellung zu nehmen, dargestellt hatte. Es wurde gefragt, inwieweit gewisse Eigenarten der Symptomgestaltung und der Symptominhalte psychologisch mit dieser präpsychotischen Persönlichkeit

¹ L. c.

² NEISSER, Individuelle Geistesartung und Geistesstörung. Berlin 1906. — TILING, Individuelle Geistesartung und Geistesstörung. Wiesbaden 1904.

in Zusammenhang zu bringen seien. Das Studium der Psychosen, die auf Grund von besonderen *seelischen* Situationen ausgebrochen waren — der Psychosen der Haft, des Strafvollzugs bei Lebenslänglichen, des Verfolgungswahns von Schwerhörigen usw. —, führte auf diesem Wege weiter. Man fand auch bei endogenen, organischen Psychosen — bis zu groben Destruktionen des Gehirns — immer wieder *seelisch* bedingte, der Persönlichkeit gemäße Überlagerungen. Die Frucht dieser Bestrebungen war eine doppelte. Einmal versuchte man, gewissen typischen Psychosen endogener Art, wie den schizophrenen, den paranoiden, den manisch-melancholischen, den epileptischen jeweils spezifische *seelische Dispositionen* zuzuordnen, welche unmittelbar aus dem „konstitutionellen Kern“ der Persönlichkeit herauswuchsen. Sie schufen die Bereitschaft, bestimmte psychotische Manifestationen hervorzubringen — und sie bewirkten auch schon in der prämorbidem Persönlichkeit, neben der Affinität zu bestimmten Psychosen, das Vorwiegen bestimmter seelischer Einstellungen, Reaktionsweisen und Haltungen zur Umwelt und zum eigenen Selbst. Die Stigmatisierung eines Menschen durch derartige Affinitäten mußte also charakterologische Eigenschaften, ja den ganzen Charakter weitgehend modifizieren¹. Im Hinblick auf die Dispositionen der prämorbidem Persönlichkeit gewöhnte man sich daran, von einem jeweiligen *endogenen Reaktionstypus* zu sprechen. Man nahm damit keinerlei theoretische Meinung über die charakterologische Ebene vorweg, in welcher die jeweilige Reaktivität sich abspielte; obwohl man sich darüber klar war, daß die Abgrenzung der einzelnen Reaktionstypen in jeweils verschiedenen Ebenen erfolgte. Wenn man etwa mit BLEULER den *endogenen Syntonen*² als Reaktionstypus abgrenzte, d. h. den Menschen mit erhöhter Affinität zum Verfall in manische und melancholische Psychosen, zugleich den Menschen mit bestimmten Färbungen seiner Grund- und Lebensstimmung (zwischen heiter und traurig), mit bestimmter Färbung der Reaktivität (zwischen lebhaft-erreglich und gehemmt-matt) — und mit einer bestimmten Einstellung zur Umwelt (warmherzig, geschäftig, sachbezüglich): so lag es nahe, das *Temperament*, das psychische Tempo als diejenige charakterologische Ebene zu betrachten, in welcher die Abgrenzung dieses Reaktionstypus erfolgte. Andererseits wenn BLEULER und KRETSCHMER, POPPER und CLAUDE³

¹ Vgl. hierzu: BIRNBAUM, Der Aufbau der Psychose. Grundzüge der psychiatrischen Strukturanalyse. Berlin 1923. — KRETSCHMER, Gedanken über die Fortentwicklung der psychiatrischen Systematik. Z. Neur. 48 (1919). — KRAEPELIN, Die Erscheinungsformen des Irreseins. Ibid. 52 (1920).

² BLEULER, Die Probleme der Schizoidie und der Syntonie. Z. Neur. 78 (1922).

³ BLEULER, l. c. — KRETSCHMER, Der sensitive Beziehungswahn. 2. Aufl. Berlin 1927. — POPPER, Der schizophrene Reaktionstypus. Z. Neur. 62 (1920). — CLAUDE, BOREL et ROBIN, Démence précoce, schizomanie et schizophrénie. Encéphale 19 (1924).

den Schizoiden, Schizomanen oder *schizoiden Reaktionstypus* abgrenzen, so geschah dies teils durch seine erhöhte Affinität zum Verfall in schizophrene Psychosen, teils durch gewisse psychische Stigmen der prä-morbiden Persönlichkeit wie Autismus (erhöhte Selbstzuwendung und Isolierungstendenz), Gefühlsunberechenbarkeit, Gefühlszwiespältigkeit und sachlich ungemäße innere Haltung zur Umwelt mit ihren Aufgaben und Personen. Es gelingt nur künstlich, die charakterologische Ebene, in der diese Abgrenzung stattfindet, als eine solche des Temperaments zu betrachten; sie liegt vielmehr im Selbsterleben, in der Selbstzuwendung und ihrem Gegenteil: der Selbstinfragestellung und Selbstwertunsicherheit. Die erhöhte Affinität zum Verfall in einfühlbare Wahnpsychosen ohne Sinnestäuschungen liegt in einem endogenen Reaktionstypus, der von den Psychiatern ganz direkt als „*paranoischer Charakter*“ bezeichnet wird und dessen Abgrenzung wiederum in einer anderen charakterologischen Ebene erfolgt. Diese Ebene ist theoretisch überhaupt nicht eindeutig zu bezeichnen. Es findet sich ein gehobenes oder ohnmächtig überreiztes Selbstgefühl verbunden entweder mit gesteigerter Phantasiebereitschaft oder mit überreiztem kausalen Erklärungsbedürfnis kombinierender Art, oder mit Ressentiment (SPECHT, KRETSCHMER, SÉRIEUX-CAPGRAS)¹. Je nachdem entsteht der phantastische Wahn, etwa der Erfinder oder Apostel, oder der Beziehungs- und Verfolgungswahn, oder der querulantische Wahn. In ähnlicher Weise wird die allgemein-psychische Reaktivität in der genuinen Epilepsie abgegrenzt und als epileptischer Charakter oder *epileptoider Reaktionstypus* beschrieben: Umständlichkeit und Schwerfälligkeit, Neigung zum Unwesentlichen, bigotte Religiosität, egozentrische Engherzigkeit und Selbstzufriedenheit, brutale Affektexplosionen und Neigung zu inneren Verstimmungen². Auch hier läßt sich die theoretische Ebene der charakterologischen Abgrenzung nicht bezeichnen. Ebenso wenig kann man dies bei den entsprechenden Beschreibungen des Reaktionstypus, den etwa die Folgezustände der epidemischen Gehirnentzündung aufweisen, usw.

Aber *auf diese theoretische Durchdringung* mit einer einheitlichen Erfassungsweise *kommt es gar nicht an*. Die Beschreibungen dieser Reaktionstypen sind aus der Praxis gewonnen: an einem Material von überwältigender typischer Gleichförmigkeit. Daß die einzelnen Eigenschaften des jeweiligen Reaktionstypus oft beziehungslos nebeneinander zu stehen scheinen, entspricht einfach der gesicherten Beobachtung. So sind diese Reaktionstypen zwar theoretisch weder geklärt noch auf einen charakte-

¹ SPECHT, Chronische Manie und Paranoia. Zbl. Nervenheilk. 28 (1905); 31 (1908). — KRETSCHMER, Der sensitive Beziehungswahn, l. c. — SÉRIEUX, La démence précoce. Rev. de Psych. 1902.

² MINKOWSKA, F., Charakterologische Probleme usw. mit besonderer Berücksichtigung der Epileptoidie. Z. Neur. 82 (1923).

rologischen Nenner gebracht; dafür aber sind sie von einer Echtheit, Lebensnähe und Plastizität, die den wirklichen Verschiedenheiten der betreffenden Kranken weit gerechter wird, als dies eine theoretische Konstruktion erreichen könnte.

Immerhin hat die Klinik — und dies ist das andere ihrer Verdienste um die Charakterkunde — im Verlauf dieser Forschungen zu einigen *heuristischen Prinzipien* geführt, die auch außerhalb der Psychiatrie von großem *charakterkundlichen* Belange sind. Es sind dies die Begriffe des (pathologischen) *Fundamentes*, der (pathologischen) *Reaktion* und der (pathologischen) *Entwicklung* einer Persönlichkeit.

Das *Fundament*¹ ist alles das, was in der Persönlichkeit eines Menschen „von Haus aus“ da ist. Es sind seine körperlichen und seine seelisch dispositionellen Anlagen und Überkommenheiten, seine „Konstitution“, seine Geschlechts- und Rassenzugehörigkeit — und der jeweilige, durch alle diese Momente bestimmte Typus seiner endogenen Reaktivität. Unter letzterer verstehen wir hier etwas rein Praktisches, nämlich das Vorwiegen besonderer Verhaltensweisen im Leben. Theoretische Differenzierungen werden von der Klinik nur zögernd und vorsichtig vorgenommen. Diese Reaktivität gilt als endogen festliegend.

Der Begriff der *Reaktion* bezieht sich demgegenüber auf das Verhalten in besonderen Situationen, in einem besonderen Erleben, welches äußere, exogene Anforderungen an die Persönlichkeit stellt. Ein solches Erleben kann Reaktionen auslösen, die bisher in der Persönlichkeit noch niemals aufgetreten waren. Zwar wird eine Persönlichkeit stets aus ihrem endogenen Fundament heraus reagieren; aber es gibt Situationen und Erlebnisse, die als solche, unabhängig von der jeweiligen Persönlichkeit, intensiv und qualitativ *besondere* Reaktionen typischerweise nach sich haben, als Antwort erfordern oder mit sich zu bringen pflegen. Man denke etwa an die emotionelle Shockreaktion, oder an die Konfliktreaktionen, Krankheitsreaktionen, Leidenserlebnisse, oder die psychogenen Reaktionen. Wie derartige Reaktionen auf die Persönlichkeit zurückwirken, von ihr aufgenommen werden, das ist auch charakterkundlich wichtig — ebenso, in welchem Bereitschaftsgrad die Fähigkeit zu diesen Reaktionen bei der einzelnen Persönlichkeit steht; ferner ob diese Reaktionen kurz abklingen oder sich protrahieren und welche Tendenz zur Wiederholung sie hinterlassen.

Bei den *Entwicklungen* handelt es sich um Abbiegungen und Veränderungen in den bisherigen Äußerungsweisen der Persönlichkeit. Und diese Abbiegungen entstehen folgerichtig und mit innerer Notwendigkeit aus dem vorausgesetzten Fundament. Aber im Unterschied von der Reaktion ist zum Einsetzen einer derartigen Entwicklung der *Erlebnissfaktor* und seine psychische Nachwirkung *nicht* von entscheidendem

¹ KEHRER u. KRETSCHMER, Die Veranlagung zu seelischen Störungen. Berlin 1924.

Einfluß. Wohl bedarf es unter Umständen des äußeren — somatischen oder psychischen — Anstoßes, damit eine derartige Abbiegung der Entwicklungsrichtung einsetzt; und fast immer bedarf es einer besonderen vital-biologischen oder auch psychologisch-dynamischen *Gesamtlage* mit inneren Spannungen und Unausgeglichenheiten latenter Art, damit aus ihr die veränderte Richtung der Reaktivität sich herausentwickelt. Aber eine über diese exogene Auslösung hinausgehende Wirkung kommt dem situativen Faktor nicht zu. Vielmehr wächst auch die Entwicklung aus dem vorausgesetzten Persönlichkeitsfundament lückenlos heraus. Kein Anzeichen einer Zerstörung des bisherigen Persönlichkeitszusammenhanges wird sichtbar. Und dennoch *verändert sich* die Gesamtheit der Manifestationen, der Einstellungen und Haltungen gegenüber dem Ich und dem Leben. Um im Gebiete des „Gesunden“ eine solche Entwicklung einer „neuen“ Persönlichkeit zu kennzeichnen, die dennoch mit innerer Folgerichtigkeit aus dem Fundament der „alten“ herauswächst, sei etwa an KLEISTS außerordentliche Darstellung von Michael Kohlhaas oder an SCHILLERS „Verbrecher aus verlorener Ehre“ erinnert.

Die zweite große Reihe von Forschungen der psychiatrischen Klinik, aus welcher die Charakterkunde noch weit höheren Gewinn zieht als aus der genannten ersten, betrifft die sog. *psychopathischen Persönlichkeiten*. Seit PELMANN und vor allem KOCH¹ zunächst mit rein beschreibenden Mitteln die immer wieder beobachtbaren Typen psychopathischer Persönlichkeiten aufgestellt haben, ist eine Flut von Veröffentlichungen entstanden. Das Interesse der Justiz, der Fürsorge, der Erziehung und der Öffentlichkeit hat sich den psychopathischen Typen naturgemäß immer stärker zuwenden müssen. Wir sehen an dieser Stelle von all diesen Fragen ab; wir interessieren uns hier nur für die Folgerungen, die die *Charakterkunde* aus diesen Forschungen für sich ziehen kann. Die psychopathischen Typen wurden angesehen als Menschen, die „von Haus aus“ so sind, wie sie sind. Das Krankhafte betraf also das *Fundament*. Es war einer weiteren psychologischen Reduktion oder Erklärung nicht fähig und nicht bedürftig. Es war direkt aus den organismischen Beschaffenheiten dieses Fundaments herzuleiten. Diese letzteren wurden im Begriff der *Entartung* (MOREL, MAGNAN²) zusammengefaßt. Man sprach auch von „psychopathischer Konstitution“³. Erst später suchte man innerhalb der jeweiligen Reaktivität und Verhaltensweisen eines psychopathischen Typus nach dem inneren *Sinnzusammenhang*. Erst später suchte man nach den jeweiligen eigentlichen Wurzeln

¹ PELMANN, Psychische Grenzzustände. Bonn 1909. — KOCH, Die psychopathischen Minderwertigkeiten. Ravensberg 1891—93 — Abnorme Charaktere. Wiesbaden 1900.

² BUMKE, Kultur und Entartung. Berlin 1922.

³ Bei KRAEPELIN wird diese als „umschriebene Entwicklungshemmung“ gekennzeichnet.

der psychopathischen Manifestationen, nach *Grundeigenschaften*, aus denen die übrigen Äußerungsweisen sich als Entwicklungen oder Reaktionen ableiten ließen. Erst später wandte man den Begriff des *Charakters* auch auf die psychopathischen Persönlichkeiten an — sei es auf derartige herausabstrahierte Grundeigenschaften, sei es auf den gesamten Manifestationskreis. Damit war das Feld zu einer *Heuristik der charakterkundlichen Interpretation der Psychopathien* freigelegt, aus dem dann die sog. Neurosenlehre herauswuchs. Da diese Entwicklung von großer Bedeutung und Tragweite für die Charakterkunde ist, sowohl für ihren Inhalt als besonders für Prinzipien und Methoden ihres Vorgehens, so muß diesen Zusammenhängen kurz nachgegangen werden.

Das erste, was sich herausstellte, war, daß sich zwischen „normal“ und „psychopathisch“ nicht in der gleichen Weise eine feste Grenze ziehen läßt, wie zwischen „normal“ und „geisteskrank“. Es gibt vielmehr nur fließende Übergänge. Die psychopathischen Eigenarten weichen nur insofern aus dem Bereich des Normalen ab, als sie gradweise Steigerungen oder Verminderungen bestimmter einzelner Züge oder Reaktionsfähigkeiten innerhalb desjenigen Gesamtrahmens sind, der auch beim Gesunden vorliegt. Durch solche gradweise Abweichungen verändert sich naturgemäß die relative Stellung des jeweils betroffenen Gebietes der Reaktionsfähigkeit im Ganzen der Person. Es entsteht, gemessen am Durchschnitt, eine objektive Disharmonie im Wesen dieser Persönlichkeit; und diese wird oftmals auch von ihrem Träger als solche erlebt. Sie äußert sich in entsprechenden Abweichungen des Selbsterlebens und der Selbstbewertung, und damit auch der Stellung zur Umwelt.

Man sammelte und registrierte eine Anzahl von solchen psychopathischen Typen mit den Maßstäben der praktischen Menschenkenntnis und klinischen Psychiatrie, und es gibt eine Reihe klinischer Zusammenstellungen davon, zuletzt noch durch KURT SCHNEIDER und durch EUGEN KAHN¹. Dieser stellt folgende Gruppen zusammen:

1. *Nervöse*. Es sind die Menschen mit von Haus aus bestehender funktioneller Reizbarkeitssteigerung des Nervensystems, die sich sowohl körperlich äußert als auch psychisch; letzteres in Unruhe, Unstete, Affektlabilität, erhöhter Ermüdbarkeit und Erschöpfbarkeit. Aus diesen Stigmen folgen dann weitere Eigenarten des Selbsterlebens und des Verhaltens zur Umwelt und ihren Aufgaben.

2. *Ängstliche*. Es besteht von Haus aus eine gesteigerte Angstbereitschaft, und diese sucht ständig nach Inhalten und Rechtfertigungen.

¹ SCHNEIDER, KURT, Die psychopathischen Persönlichkeiten. Aschaffenburgs Handb. die Psychiatrie, Spezieller Teil 7 I. Leipzig u. Wien 1923. — KAHN, EUGEN, Die psychopathischen Persönlichkeiten. Bumkes Handb. d. Geisteskrankh. 5. Berlin 1928. Bei beiden Autoren umfassende Literatursammlung. — Zur Einführung geeignet: BIRNBAUM, Über psychopathische Persönlichkeiten. Wiesbaden 1909.

Bisweilen tritt sie periodisch stärker auf; Angstanfall. Über die besondere Bedeutung der Angst als Gegenspieler und Grundlage aller Persönlichkeit ist hier nicht zu handeln¹.

3. *Empfindsame*. Weltabgewandt, gedrückter Stimmung, überzart, feinsinnig, kühl, affektilabil, von erhöhter Eindrucksfähigkeit und matter Außenreaktion.

4. *Zwangsmenschen*. Die Mehrzahl der Zwangssymptome hat ein gemeinsames charakterologisches Bett: übergewissenhafte, pedantisch-ängstliche, von starkem innerem Ehrgeiz erfüllte Selbstzweifler, mit Neigung zur Weltflucht und zu bedrückter Stimmung.

5. *Erregbare*. Sowohl die Reizbaren, Unbeherrschten als auch die Explosiven, als auch die Streitsüchtigen.

6. *Hyperthyme*. Die Lebhaften, stets Heiteren, Geschäftigen, munter Betriebsamen.

7. *Depressive*. Das Gegenteil; die konstitutionell Trüben, Schwernehmenden, Verstimmbaren.

8. *Stimmungslabile*. Periodischer Wechsel heiterer und trüber Verstimmung — entweder ohne äußeren Anlaß, ganz autochthon; oder reaktiv auf äußere Anlässe umschlagend.

9. *Gemütsarme*. Die feindselig-kalten, giftigen, kaltherzig-egoistischen Naturen ohne Rücksicht und Mitleid. Hierher gehört die vor fast hundert Jahren aufgestellte „moral insanity“; hierher gehören die „geborenen Gesellschaftsfeinde“ (KRAEPELIN).

10. *Willensschwächlinge*. Es sind die Haltlosen, von jedem Milieu passiv Umformbaren, Asozialen. BIRNBAUM² hat nachgewiesen, daß diese gesteigerte passive Milieuabhängigkeit³ fast nie die Folge einer primären Schwäche der Fähigkeit zum einmaligen Willensentschluß oder zur dauernden Willenseinstellung ist, sondern daß fast immer andere innerseelische Verhältnisse und Eigenarten die Willensfunktionen sekundär hemmen.

11. *Triebhafte*. Es sind die Menschen, die ungehemmt, mit relativ schwachem Willen, ihren Triebregungen ausgeliefert sind — sowohl den situationsgebundenen wie den vitalen. Hierher gehören die sog. „epileptoiden“ Psychopathen mit plötzlichem Drang zu wandern, zu trinken, gewalttätig zu werden; hierher gehören die impulsiven Naturen (Verbrecher aus krankhaftem Heimweh, sog. Kleptomane usw.).

12. *Sexuell Perverse*.

13. *Hysteriker*. Hierzu sind einige Bemerkungen notwendig. Die psychogenen Reaktionen, d. h. psychophysische oder innerseelische Um-

¹ Hierzu meine „Perspektiven der Seelenheilkunde“, Leipzig 1930.

² BIRNBAUM, Die krankhafte Willensschwäche und ihre Erscheinungsformen. Wiesbaden 1911.

³ KRONFELD, Über die logische Stellung der Kriminologie zur Psychopathologie. Allg. Z. Psychiatr. 72 (1914).

setzungen eines seelischen Reizes, die weit intensiver ausfallen, als es an sich dem Reiz zu entsprechen pflegt, beruhen auf einer erhöhten Labilität affektiv-somatischer oder affektiv-triebhafter Reaktionszusammenhänge. Man trifft sie keineswegs nur beim Hysteriker, sondern losgelöst von jedem krankhaften Sondertypus überall da, wo ein Mensch, auch ein Gesunder, unter Bedingungen gerät, die zu einer Labilisierung in innerseelischer oder körperseelischer Hinsicht führen. Hysterisch nennen wir mit BONHOEFFER einen engeren Kreis dieser psychogenen Erscheinungen — nämlich wenn ihr Eintreten bestimmte *Tendenzen* zu verfolgen scheint, sei es bewußte, sei es unbewußte. Wir sprechen dann von „Ausnutzung“ der psychogenen Bereitschaften im Sinne eines verschwiegenen und geheimen Wollens, von unechter Inszenierung, von Zweckreaktionen. Es gibt nun Menschen, bei denen eine unechte, ganz auf den äußeren Schein eingestellte Geltungssucht sich ständig und auf den verschiedensten psychogenen Wegen tendenziös realisiert. Diese sind die eigentlichen Hysteriker. Es ist das vorherrschende Gesetz ihrer gesamten Reaktivität: so kommt der hysterische Lügner und Schwindler, Renommist und Hochstapler, Demagog und Intrigant zu seiner „Form“.

14. *Phantasten*. Sie sind von den hysterischen Lügnern und Renommisten getrennt durch ihren Mangel an Aktivität und äußerer Geltungssucht. Während der Hysteriker die andern betrügt, betrügt sich der Phantast, der träumend in einer Wunschwelt lebt, selber.

15. *Verbohrte*. Menschen, die von einer einmal erfaßten Idee nicht mehr loskommen, deren Lebensinhalt darin besteht, Fanatiker ihrer Idee zu werden und die Welt und sich selbst nur noch unter der Perspektive dieser Idee zu sehen.

16. *Verschrobene*. Menschen, die in Sprache und Ausdruck, in Denken und Fühlen, in Haltung und Aufmachung „schief“ wirken; Sonderlinge mit sozial auffälligen Marotten und Verkehrtheiten.

Aus diesem kurzen Abriß der klinischen Registrierung von Psychopathen ist mehreres zu erwähnen. Einmal, daß jedem dieser Begriffe tatsächlich eine Gruppe von Menschen praktisch unterstellt werden kann. Überschneidungen sind natürlich häufig. Aber das nimmt der praktischen Lebensnähe dieser mehr bildlichen als begrifflichen Typisierungen nichts. Sodann, daß diese Typen mit großer Laxheit gebildet worden sind. Fast jeder steht unter generisch anderen Abgrenzungskriterien; fast jeder *stellt* charakterkundliche Fragen, statt solche zu *lösen*: warum stehen gerade diese Eigenschaften oder Eigentümlichkeiten in einem Menschentypus nebeneinander? unter welcher einheitlichen Sinnzusammenfassung lassen sie sich in diesem Nebeneinander verstehen? mit welchem Recht behauptet man gerade von *diesen* jeweiligen Eigentümlichkeiten, daß sie psychologisch unzurückführbar seien, daß sie die letzten Fundamente der Persönlichkeit seien? *Fast jeder Typus fordert*

geradeswegs dazu heraus, psychologisch weiter geklärt und „erklärt“ zu werden. Endlich wird deutlich, wie sehr diese psychopathischen Typen aufgehen in gradweisen Unterstreichungen von Eigenarten, die in genau der gleichen Typik des Koexistierens auch beim Gesunden jederzeit beobachtbar sind.

2. Die Differenzierung der psychopathischen Typen nach Affektivität, Trieb- und Temperamenteigenarten.

Die psychiatrische Klinik hat sich keineswegs mit der bloßen Aufstellung der psychopathischen Typen begnügt. Diese dienten ihr lediglich, wie KAHN sagt, als „Ausgangspositionen“, oder, wie KURT SCHNEIDER es ausdrückt, als „Bilder“, die es nunmehr wissenschaftlich zu zergliedern galt. Die *Zergliederung* erfolgte *nach drei Gesichtspunkten*: einmal im Hinblick auf die obwaltenden Besonderheiten der *Affektivität*, der *Triebe* und des *Temperaments*; zweitens im Hinblick auf *Selbsterleben und Selbstbewertung*, soweit diese dem Verhalten eine besondere Färbung gaben; drittens im Hinblick auf die *soziale* Eingliederungsfähigkeit, das *soziale Verhalten* und seine Eigenarten und Mängel. Diese Zergliederung war niemals selbstzweckhaft; sie erfolgte auch niemals von gegebenen, konstruktiv gewonnenen Bestimmungen oder gar Definitionen der Begriffe Affekt, Temperament usw. Sondern sie diente *rein biologischen* Erklärungsmöglichkeiten. Triebe und Temperament, Affektivität und soziales Verhalten wurden aus biologischen Unterstellungen über die Funktionen des Organismus ungefähr bestimmt, wobei es nur darauf ankam, sich unter dem gemeinsamen biologischen Gesichtspunkt verständigen zu können. Auch das soziale Verhalten wurde als Form biologischer Reaktivität gesehen — wozu ja die praktischen Bedürfnisse der forensischen Psychiatrie und Kriminologie aufforderten —, und es wurde damit in gewisser Weise einseitig und verkünstelt gesehen. Und selbst das Erlebnis und die Werthaltungen des eigenen Ich und der Umwelt wurden aus biologischen Gesichtspunkten zu bestimmen versucht. Der Sinn dieses Vorgehens war es, an die so gewonnene *Strukturierung* eines jeweiligen psychopathischen Typus weitere biologische Fragestellungen anknüpfen zu können: entweder *heredologische* oder *genetisch-evolutive*. Gelang es nämlich, die Eigenarten eines psychopathischen Typus aus den Beschaffenheiten seiner Triebe, seines Temperaments, seiner Affektivität zu erklären, so hatte man damit ein *Naturgesetz seiner Reaktivität* in ihrer spezifischen Eigenart gefunden. Gelang es, die Besonderheiten der psychopathischen Typik aus den Formen und Weisen des Selbsterlebens oder der Einstellung zur Umwelt abzuleiten, so hatte man damit ein *Sinngesetz seines innerseelischen Zusammenhanges* gefunden. Beides mußte korrespondieren — zum mindesten in den biologischen, organismischen Wurzeln der Person. Daß solche biologistische Blickweise von höchstem charakterkundlichem Werte ist — unbeschadet

der grundsätzlichen Unmöglichkeit, Selbsterleben und soziales Verhalten ausschließlich biologisch zu determinieren —, hat die Praxis bewiesen.

Auf diese Weise bildete sich ein neuer *Begriff des Charakters* heraus, für den „nur naturwissenschaftliche, d. h. empirische“ Bestimmungsstücke in Betracht kommen. „Als solchen umschreiben wir jede sich von außer- oder überpersönlichen Wertungen fernhaltende Erfassung und Darstellung der Art, wie sich im einzelnen Menschen oder in einzelnen Menschengruppen im Unterschiede zu anderen Menschen oder Gruppen solcher alle geistigen und seelischen Vorgänge durch das ganze Leben hindurch zu einem stetigen einheitlichen Ganzen zusammenordnen¹.“ Es sei auch hier nicht gefragt, wie es mit naturwissenschaftlichen Mitteln allein möglich sein soll, diese „Zusammenordnung zu einem stetigen einheitlichen Ganzen“ zu vollziehen. Aber man sieht bereits in diesen letzten Worten angedeutet, wie die naturwissenschaftliche, psychiatrische Charakterkunde mit der philosophischen *konvergiert* und konvergieren *muß*, um nicht zu scheitern.

Um ein solches biologisch-psychologisches Bild vom Aufbau der seelischen Typen, ihrer Erlebens- und Reaktionsweisen zu erhalten, setzen wir das Gebiet des beschreibenden Erfassens vom seelischen Geschehen zunächst einmal ganz beiseite und behalten wir im Auge: dasjenige, was wir am seelischen Gesamtgeschehen unmittelbar beschreibend zu erfassen vermögen, die Erscheinungen, das bewußte Seelische, bildet mitsamt seinen funktionellen Grundlagen nur den Oberbau, die höchste und letzte Schicht der seelischen Vorgänge, das Endergebnis der seelischen Entwicklung. Was uns aus diesen tieferen Schichten als mehr oder minder faßbare seelische Vorgänge zum Bewußtsein kommt, das sind vor allem jene Regungen, welche wir als *Stimmungen, Gefühle, Emotionen, Triebe* und *Affekte* bezeichnen. Wir trennen beschreibend auch hier nicht weiter, als dies die konkrete Sprachbezeichnung schon tut; ebensowenig versuchen wir die einzelnen Gefühle aufzuzählen oder zu beschreiben. Wir fassen alle diese Regungen und Ablaufweisen gleichsam vorläufig unter dem Begriff der *Affektivität* zusammen². In diesem Gebiete bestehen die größten individuellen Verschiedenheiten: in bezug auf Stärke, Auslösbarkeit und Ansprechbarkeit der einzelnen emotiven Regungen, in bezug auf ihre äußere Beeinflussung, ihren Wechsel und ihr Tempo, in bezug auf ihre qualitative Färbung und vor allem hinsichtlich der Rückwirkung des Affektlebens auf das übrige Seelengeschehen, insbesondere auf die wachbewußte Oberstufe des Arbeitens und Reagierens, auf „Verstand“ und „Willen“. Die Verschiedenheiten der Affektivität prägen die eigentliche individuelle Diffe-

¹ KEHRER, Die normale und pathologische Charaktergestaltung. Dtsch. med. Wschr. 1929.

² BLEULER, Affektivität, Suggestibilität, Paranoia. Halle 1906.

renz der Persönlichkeiten und Charaktere. Hier wird zur Aufgabe, Typen der Affektivität aufzufinden, insbesondere Typen des Affekteinflusses auf das übrige Seelengeschehen.

Das deskriptiv Gemeinsame der Affektivität, wenn auch nicht ihr eigentliches Wesen, liegt in den Differenzierungsmomenten jedes einzelnen hierher gehörigen seelischen Vollzuges nach *Lust* oder *Unlust*. In diesen beiden Qualitäten liegt etwas seelisch Letztes, nicht weiter Zurückführbares vor. Jeder Affekt und jeder affektiv gefärbte seelische Vorgang enthält eine dieser beiden polaren Qualitäten in sich. Wir werden ihnen bei den Trieben, den unmittelbarsten seelischen Erscheinungsformen von Vitalität überhaupt, wieder begegnen. Die Beziehung zur psychophysischen Gesamt vitalität ist bei den Affekten bereits wesentlich elementarer als bei den seelischen Phänomenen der Oberstufe. Der Affekt hängt in seiner Spezifität von körperlichen Zuständen ab („Herzangst“, affektive Wirkung toxischer und innersekretorischer Vorgänge), und er beeinflußt die Ausdrucksbewegungen, die Muskelspannung, den Kreislauf, die Sekretionen und den gesamten Zustand des Körpers.

Gemäß den vitalen Tendenzen ist auch das seelische Geschehen darauf abgestellt, Unlust — als den seelischen Index einer geschädigten oder gefährdeten Vitalität — abzuwehren und Lust — als den seelischen Index einer ungehemmten Vitalität — zu gewinnen oder festzuhalten. Durch diese Tendenz gewinnt die Affektivität eine ganz bestimmte Wirkung auf Denken und Handeln. Diese Wirkung hat sich allmählich von der ursprünglichen biologischen Tendenz losgelöst, und wir können tatsächlich von bestimmten gesetzmäßigen Affektwirkungen auf das übrige Seelenleben sprechen. Jeder Affekt *bahnt* die ihm durch Gemeinschaft oder Gegebenheit verwandten und *hemmt* die entgegengesetzten seelischen Verbindungen. Affektbetonte Erlebnisse¹ bilden daher stets einen besonderen Mittelpunkt für alle seelischen Verarbeitungsweisen, sie ziehen die Aufmerksamkeit und die seelische Beschäftigung dauernd und nachhaltig auf sich, sie können unter Umständen jede nicht zu ihnen gehörige geistige Tätigkeit ausschalten (z. B. Affektstupor oder affektives Überwertigwerden eines Erlebnisses). Die Bedeutung der affektbetonten Vorstellungen und Gedanken erhöht sich, die der widersprechenden wird gehemmt. Daraus folgen Verfälschungen des Denkens durch den Affekt, das sog. affektive Denken. Jeder Affekt hat ferner die Neigung, *sich auszubreiten* und bestehen zu bleiben. Der Affekt eines einzelnen Erlebnisses kann, bei Heftigkeit oder bei geeigneter Disposition, weit über das Erlebnis auf die ganze Stimmung *ausstrahlen* und ebenso auf alle Inhalte des Bewußtseins abfärben, die in dieser Stimmung auftreten. Die Beharrungstendenz eines Affektes macht diesen zur *Stimmung* oder *Stimmungslage*. Jedoch nicht jede Stimmungslage hat ihren Ursprung in einem beson-

¹ BLEULER u. JUNG, Komplexe usw. Zbl. Nervenheilk. 1908.

deren einmaligen Affekt; sie ist in der Regel vielmehr durch den psychophysischen Gesamtzustand bestimmt. In diesem Sinne sprechen wir von einer vorwiegenden „konstitutionellen“ *Grund- und Lebensstimmung*.

Die bahnende und hemmende Wirkung der Affekte auf das Auftreten von Bewußtseinsinhalten führt ferner dazu, daß bestimmte Bewußtseinsinhalte, Erlebnisse und Vorstellungen dauernd durch den gleichen Affekt vereinigt und zusammengehalten werden. Dieser „Komplex“ bildet, auch wenn er nicht mehr aktuell-bewußt ist, eine dauernde Einheit innerhalb der seelischen Dynamik. Er wird in seiner Gänze und Affektstärke in vollem Ausmaße von neuem aktuell, wenn auch nur ein einziges seiner Glieder reproduktiv geweckt wird. Durch die Hemmungswirkung, die der Affekt nach ganz bestimmten Richtungen hin im seelischen Zusammenhange erzeugt, kommt es, daß ein derartiger Komplex vielfach nur an ganz wenigen Stellen eine Brücke zu anderen seelischen Vorgängen, zu anderen Komplexen aufweist, sonst aber „abgespalten“ und losgelöst vom Strome des übrigen Seelengeschehens für sich besteht.

Eine Nachwirkung von Komplexen auf das aktuelle Bewußtseinsgeschehen tritt auch dann ein, wenn der Komplex selber gar nicht ins Bewußtsein tritt. Dies aber ist dadurch möglich, daß ein Komplex neben seinen bahnenden Zusammenwirkungen auch hemmende entfaltet. Insbesondere peinliche oder unangenehme Komplexe hemmen durch ihr bloßes Dasein jede mögliche Beziehung zu den aktuellen, ihrer vitalen Tendenz nach auf Lust gerichteten seelischen Abläufen.

Als *Spannung* bezeichnen wir die Intensität, mit welcher aktuelle oder frühere Komplexe und Affekte eine derartige Nachwirkung entfalten. Diese Spannung kann gelöst werden durch eine psychomotorische *Entladung*, welche sich vorgebildeter oder gelegentlich bereitstehender Wege und Mechanismen bedient. Ferner aber kann affektive Spannung auch dadurch ausgeglichen werden, daß möglichst *viele seelische Zugangswege* und Beziehungsbrücken zu dem betreffenden Komplex eröffnet werden. Dadurch treten seine Teilinhalte in innige seelische Nähe von andersgefärbten Bewußtseinsinhalten, sie verlieren allmählich ihr affektives Band und damit die „Komplexwirkung“.

Die Affektivität ist zwar der vor dem Bewußtsein am leichtesten faßliche, aber keineswegs der einzige Motor des seelischen Tiefenlebens. In diesen Tiefen spielt — das werden wir unter entwicklungspsychologischen Gesichtspunkten voraussetzen dürfen — ganz allgemein aller ältere Erwerb psychischer Verarbeitungs- und Reaktionsweisen, er sei einzelgeschichtlich oder stammesgeschichtlich entstanden, eine besondere Rolle in der Gestaltung des Charakters. Es ist dabei nicht wichtig, ob dieser entwicklungspsychologisch vorgebildete ältere Bestand seelischer Möglichkeiten im Bewußtsein erscheinen kann, oder ob er nur ins Bewußtsein hineinwirkt, ohne selber bewußt zu werden. Die verschieden-

artigsten Dispositionen, Tendenzen und Bereitschaften zum Erleben und zum Reagieren, zur Rückwirkung auf die verarbeitenden Funktionen und auf die seelischen Reaktionsbildungen werden ja im Laufe des Einzellebens von frühester Kindheit an erworben, vorgebildet, in Bereitschaft gestellt und determiniert, und wir dürfen auch annehmen, daß jede einzelne Individualität ein Erbe derartiger Dispositionen, einen Niederschlag stammesgeschichtlichen Werdegangs der Seele, präformiert in sich trägt. Alle diese seelischen Faktoren der Tiefenschicht¹ liegen gleichsam auf der Lauer, um in den stetigen Vollzug der funktionalen Zusammenhänge des seelischen Oberbaues einzubrechen und an der Gestaltung seiner psychischen Gebilde mitzuwirken: an der Art ihres erlebnismäßigen Erscheinens, an ihrer Abfolge — und an ihrer Ausschaltung und Abspaltung. Mitunter wird durch die Kraft dieser archaischen, präformierten Seelenmechanismen ihr Einbruch ins wachbewußte seelische Geschehen erzwungen, so daß der Zusammenhang des wachbewußten Seelengeschehens zerreißt. So beispielsweise im Traum oder bei spontanen Bewußtseinsveränderungen, wie etwa affektiv bedingten Dämmerzuständen oder hypnotischen Einwirkungen. Es geschieht dies ferner bei bestimmten Psychosen, vor allem bei der Schizophrenie. In solchen Fällen leben sich dann jene tieferen seelischen Schichten in eigentümlichen primitiven Formen des Erlebens und der Motorik unmittelbar aus. Die wachbewußte Oberstufe des Seelengeschehens geht auf eine klare, objektive, gegenstandsgemäße Auffassung und Wertung der umweltlichen Sachverhalte und der innenweltlichen Vorgänge, und auf eine reinliche Scheidung und Trennung beider aus. Sie geht aus auf ein zweckvolles, bedachtes, überlegtes Stellungnehmen und auf ein Handeln gemäß der Überlegung. Auf primitiveren, stammesgeschichtlich älteren Entwicklungsstufen des Seelischen ist alles dies noch nicht beherrschend ausgebildet. Da werden Ich und Außenwelt im Erleben noch keineswegs scharf getrennt. Die Umweltgegenstände sind belebte Wesen mit geheimnisvollen Einflüssen und Kräften, untrennbar mit ihm selber in wechselseitiger Abhängigkeitsbeziehung. Der primitive Wilde erlebt von allen Dingen der Umwelt geheimnisvolle Einflüsse zauberischer oder magischer Kraft auf sein unmittelbares Ergehen, und er verhält sich dementsprechend auch selbst. Die höchste Blüte hat diese archaische Einstellung des Umwelterlebens etwa in den hellenischen Religionsüberzeugungen, in der magischen Durchgötterung der Natur, im sog. Animismus primitiver Völker erreicht, in Einstellungen, die z. B. im modernen Spiritismus noch heute nachwirken. Ganz ist diese Labilität des Ichbewußtseins auch aus dem wachbewußten Denken der Oberstufe nicht verschwunden; auch hier schwanken noch die Grenzen zwischen Ich und Umwelt: „Ich“ fühle mich berührt, wenn jemand meine

¹ KRETSCHMER spricht von „hyponoischen“ und „hypobulischen“ Dispositionen.

Kleidung berührt; „Ich“ bin krank, wenn bestimmte Stellen meines Leibes erkrankt sind; „Ich“ denke — wobei ganz gewiß weder mein Leib noch meine Kleidung mit diesem Ich gemeint ist. Auch die äußere Wahrnehmungswelt ist im primitiven Seelengeschehen der gleichen Schwankung und Labilität ausgesetzt. Oft ist beschrieben worden, wie der Primitive ganz andere Wahrnehmungs- und Verarbeitungsweisen besitzt als etwa der Forscher, mit welchem er durch den Urwald reist. In seiner primitiven räumlich-optischen Orientierung haftet nie die Umwelt als gegenständliches Ganzes, sondern immer nur herausgehobene affektiv bedeutsame Einzelheiten; solche Einzelheiten, von denen jenes zauberische Kräftespiel ausgeht, durch welches sie mit seinem Ich untrennbar verwoben sind. Das gleiche gilt auch von seiner Art zu denken und überhaupt von allen jenen Vollzügen, welche sich zwischen Erleben und Reagieren einschalten. Und wir können solche Entstellungen der gegenständlichen Umwelt und unseres Urteils über Sachverhalte auch in unserem Wachbewußtsein noch gelegentlich bei uns selber feststellen: überall da, wo ein Affekt uns beherrscht. Wenn derartige überwältigende Einbrüche der Affektivität in die Objektwelt überwiegen, so ist uns das ein Kennzeichen abnormer Charakterbeschaffenheit — in welcher eben die Nachwirkung primitiverer seelischer Schichten die wachbewußte Oberstufe überwuchert.

Aus dem Gesagten geht bereits hervor, daß die Affektivität sich häufig mit jenen anderen primitiven Weisen des Auffassens, Verarbeitens und Reagierens verbindet, und daß sie sich besonders dann in ihnen auswirkt, wenn sie die Schranken des wachbewußten seelischen Lebens niederreißt. Wichtiger ist uns aber die rein innerseelische Auswirkung primitiver Mechanismen: indem sie zwischen Objektwelt und Ich die Grenzen verwischen und magische oder sonstige zauberische Wechselbeziehungen im Erleben stiften. Derartigen primitiven Dispositionen magisch-affektiver Art begegnen wir in den Erlebnissen der Entrückung, der Beeinflussung, in spiritistischen Erlebnissen, in mystischen und anderen evidenten Offenbarungen, z. B. etwa hellseherischer Art. Hierher rechnet auch die Suggestibilität und ihre Folgeerlebnisse. Hierher rechnen aber auch die Stimmungs- und Erlebensfundamente mit Tendenz zur Erhöhung oder Veränderung oder Infragestellung des eigenen Ich. Hier liegt auch der seelische Kern der abergläubischen und mythischen Gefühlsüberzeugungen. Vielleicht gehören auch diesem Gebiete die Erlebnisweisen an, welche die künstlerische Produktivität letzten Endes anregen und beflügeln.

Unter all den Geschehnissen und Dispositionen dieser seelischen Tiefenschichten stellt die Affektivität die besondere Seite dar, die auch das einzelne Ich in sich zu bewußter Selbstwahrnehmung zu bringen vermag. Und sie spielt im seelischen Gesamtgeschehen stets eine solche Rolle, daß durch sie der Zusammenhang und das Gleichmaß des vollbewußten Stellungnehmens und Handelns gestört, beeinträchtigt, ver-

schoben wird. Hinsichtlich der Reaktionsfähigkeit lassen sich aus der Affektivität noch besondere, unmittelbar wirksame Motoren und Tendenzen herauslösen, welche die Sprache als *Triebe* bezeichnet. Ihre Wurzeln entspringen unmittelbar dem Nichtpsychischen, nämlich biologischen oder körperlichen Grundlagen; und so definieren wir sie auch: als den unmittelbaren, vor allem Bewußtsein vorhandenen seelischen Ausdruck von Bedürfnissen der Gesamtorganisation. Sie sind somit etwas psychologisch Letztes, nicht weiter Zurückführbares. Hier sind wir an der Grenze zwischen dem Reich des Seelischen und dem auch über das Seelische souveränen Reich des psychisch-physischen Gesamtorganismus. Gerade weil dies so ist, so ermöglicht sich auch nur mühsam eine beschreibend psychologische Ordnung der Triebe¹. Daß sie mit seelischen Spannungen auftreten und mit einem starken Lustgefühl abklingen, daß sie direkt auf den Gewinn dieser Lust hinzielen, ist das einzige, was man psychologisch von ihnen gemeinsam aussagen kann. Sonst kann man nur insofern die Triebe voneinander abgrenzen, als sie auf bestimmte Entscheidungen und Reaktionen hindrängen. Man kann hier diejenigen Triebe unterscheiden, welche an die reaktiven Gesamtfunktionen des Organismus anknüpfen: die Ichtriebe im weitesten Sinne, ferner diejenigen Triebe, die an einzelne körperlich-seelische Sonderfunktionen gebunden sind: den Nahrungstrieb, den Geschlechtstrieb usw. Die Triebe stehen in starker elementarer Beziehung zur Körperfühlsphäre, zu den Organ- und Tätigkeitsempfindungen. Sie gehen ebenso wie die Stimmungen und Affekte in den Begriff der Affektivität ein. Von ihnen unterscheiden wir nicht grundsätzlich, aber beschreibend die ihnen verwandten *Drang-*, *Sucht-* und *Zwangsimpulse*; und zwar an den Erlebensqualitäten der Passivität des Ich und seiner unlustvollen Überwältigung. Viel schärfer trennen wir hiervon die *Gefühle* im engeren Sinne als stärker differenzierte seelische Regungen, welche eine Stellungnahme des Ich zu bestimmten äußeren oder inneren Ereignissen erlebnismäßig darstellen. Sie teilen mit der Affektivität die polare Zweiteilung nach Lust und Unlust, Spannung und Lösung, Erregung und Beruhigung und vielleicht noch nach anderen Ebenen. Sie ragen aber aus der Affektivität insofern heraus, als sie nicht mehr bloß die seelische Widerspiegelung von Lebenszuständen und Vorgängen des Gesamtorganismus sind, sondern funktionale Vollzüge von besonderer Qualität, und darin den Wahrnehmungen, Urteilen und Willensentscheidungen gleichgestellt. Die Dispositionen der Gefühlsstärke, des Gefühlsreichtums, der Gefühlsdifferenzierung, der Gefühlsansprechbarkeit und Gefühlsnachwirkung sind zwar eng mit dem Verhalten der Affektivität verknüpft, aber doch noch etwas anderes als bloße Erscheinungen derselben. So kann z. B.

¹ KRONFELD, Zur phänomenologischen Psychologie und Psychopathologie des Wollens und der Triebe. Jb. Charakterol. 4. Berlin 1927.

ein Mensch mit sehr starker und unbeherrschter Affektivität dennoch ein sehr ärmliches und undifferenziertes Gefühlsleben aufweisen.

Das Verhalten der Affektivität, insbesondere des Triblebens und der Stimmungen, zum seelischen Gesamtgeschehen, besonders hinsichtlich der Nachwirkung und der zeitlichen Eigenschaften, bezeichnen wir als *Temperament*. Es gibt hier verschiedene typische Verhaltensweisen, die psychologisch nur beschrieben, aber nicht weiter aufgelöst oder in einem „Temperamentsschema“ geordnet werden können. Ihre Wurzeln liegen unmittelbar im Biologischen. Und es scheint vor allem die innersekretorische Drüsenfunktion zu sein, welche die Eigenart und Typik des jeweiligen Temperaments bestimmt¹. Abermals verlassen wir hier das Gebiet des Psychischen, um in dasjenige der biologischen Gesamtorganisation hinüberzuschreiten, welches von dem hier gewählten Standpunkte aus als fundierend angesehen werden muß. Von ihm aus werden wir nicht nur den Temperamentstypen, sondern auch den anderen psychologisch nicht aufspaltbaren Grundlagen der Persönlichkeitsdifferenzierung näherzukommen suchen.

Blickt man unter dem Gesichtspunkt der herrschenden Grund- und Lebensstimmung, der affektiven Erregbarkeit und der affektiven Reaktionsweise (in welche die Temperamentsfaktoren des Tempos und der Intensität eingehen) auf die klinischen Typen der Psychopathie, so ordnen sie sich gemäß der folgenden Tabelle.

Dysthymiker. Abgeändert nach E. KAHN.

Typen	Grund- und Lebensstimmung	Affektive Erregbarkeit	Affektive Reaktion	
			Zeit (Tempo)	Art
Lebhafte Explosive	leicht gehoben verschieden	leicht leicht	schnell schnell	beweglich kräftig, stoßweise
Reizbare Streitsüchtige	gereizt gehoben, gereizt	leicht leicht	schnell schnell	kräftig kräftig
Euphorische Phlegmatische	heiter, gehoben verschieden	meist leicht schwer	schnell langsam	beweglich schwerfällig
Stumpfe „Gefühlsarme“	verschieden	schwer schwer, flach	langsam —	matt schwächlich, flüchtig
Ängstliche	ängstlich	elektiv leicht und tief	verschieden	verschieden
Mißmutige	mißmutig	elektiv leicht und tief	langsam	schwach, schwerfällig
Traurige	traurig	elektiv leicht und tief	langsam	schwerfällig
Sensitive Autochthon	meist bedrückt	leicht und tief	langsam	verschieden
Stimmungslabile Reaktiv	wechselnd	wechselnd	wechselnd	wechselnd
Stimmungslabile	wechselnd	wechselnd	wechselnd	wechselnd

¹ EWALD, Temperament und Charakter. Berlin 1924.

3. Weitere Differenzierungen in der psychiatrischen Charakterkunde¹.

Die psychiatrische Charakterkunde hat mit den bisherigen biologischen Bedingungen der individuellen Konstitution nur ein sehr weitmaschiges Netz geknüpft. Es gilt nunmehr, innerhalb desselben die

¹ Von der zu diesem Abschnitt benutzten Literatur sei genannt:

- ADLER, Studie über Minderwertigkeit von Organen. Berlin 1907 — Über den nervösen Charakter. 3. Aufl. München 1923.
- BAERWALD, Zur Psychologie der Vorstellungstypen mit besonderer Berücksichtigung der motorischen und musikalischen Anlagen. Leipzig 1916.
- BEHN-ESCHENBURG, Psychische Schüleruntersuchungen mit den Formdeutversuchen. Bern u. Leipzig 1921.
- BERZE, Die primäre Insuffizienz der psychischen Aktivität. Leipzig u. Wien 1914.
- BIRNBAUM, Der Aufbau der Psychose. Berlin 1923.
- BLEULER, Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien. Im Handb. d. Psychiatrie. Leipzig u. Wien 1911 — Das autistische Denken. Jb. psychoanalyt. Forsch. 4 (1912).
- BYCHOWSKI, Metaphysik und Schizophrenie. Berlin 1923.
- FREUD, Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre, 1.—5. Folge, Wien seit 1911 — Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. Leipzig u. Wien 1913 — Massenpsychologie und Ichanalyse. 2. Aufl. Wien 1923.
- HAECKER u. ZIEHEN, Zur Vererbung und Entwicklung der musikalischen Begabung. Leipzig 1923.
- HOMBURGER, Über die Entwicklung der menschlichen Motorik und ihre Beziehung zu den Bewegungsstörungen der Schizophrenen. Z. Neur. 78.
- JANET, Les médications psychologiques. Paris 1919.
- JUNG, Psychologische Typen. Zürich 1921.
- KLAGES, Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. Leipzig 1913.
- KLEIST, Untersuchungen zur Kenntnis der psychomotorischen Bewegungsstörungen bei Geisteskranken. Leipzig 1908 — Weitere Untersuchungen usw. Die hyperkinetischen Erscheinungen. Die Denkstörungen, hypochondrische und affektive Störungen usw. Leipzig 1909.
- KRETSCHMER, Der sensitive Beziehungswahn. Berlin 1909 — Medizinische Psychologie. Leipzig 1920 — Über Hysterie. Leipzig 1923.
- LIPMANN, O., Über Begriff und Erforschung der natürlichen Intelligenz. Z. angew. Psychol. 13.
- LIPPS, Grundtatsachen des Seelenlebens. Bonn 1883.
- LOEWY, Dementia praecox usw. Berlin 1923.
- MÖBIUS, Stachyologie. Leipzig 1901 — Über die Anlage zur Mathematik. 2. Aufl. 1907.
- PETERS, Vererbung und Persönlichkeit. Bericht vom 8. Kongreß f. exper. Psychol. Jena 1922.
- POENITZ, Die klinische Neuorientierung zum Hysterieproblem usw. Berlin 1921.
- RORSCHACH, Psychodiagnostik. Bern u. Leipzig 1921.
- SCHELER, Über Ressentiment und moralisches Werturteil. Leipzig 1922.
- SCHILDER, Wahn und Erkenntnis. Berlin 1918 — Seele und Leben. Berlin 1923.
- STERN, Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen. Leipzig 1911. Mit einem Nachwort zur 3. Aufl. Leipzig 1921. (Enthält die gesamte einschlägige Literatur der Begabungs- und Leistungsunterschiede usw.)
- STORCH, Das archaisch-primitive Erleben und Denken der Schizophrenen. Berlin. 1922. — Die Welt der beginnenden Schizophrenie und die archaische Welt. Z. Neur. 127 (1930).

engeren Maschen zu ziehen. Die eigentlichen Grundlagen der seelischen Dynamik müssen in bezug auf ihre gestaltenden Einflüsse insoweit verfolgt werden, als sie unmittelbar aus vorgebildeten Dispositionen hervorgehen. Vollständigkeit ist hierbei weder möglich noch auch nur erstrebenswert.

Es gibt *Begabungen*, welche konstitutionell angelegt sind — obwohl es nicht zugänglich ist, sie in einen vereinzelt Hirnanteil zu verlegen. Sowohl die Fähigkeit, überhaupt ein mehr oder weniger hohes intellektuelles Niveau zu erreichen, als auch die Umstände, welche die Erreichung des Durchschnitts hindern, müssen in besonders angelegten konstitutionellen Dispositionen begründet sein. Innerhalb der allgemeinen geistigen Dispositionen scheinen nun die einzelnen *Sonderbegabungen* in weitem Umfang einer individuellen Variation fähig zu sein. Sowohl die Anlage zur Mathematik als auch diejenige zur Musik als auch die sprachlichen und sonstigen Ausdrucksbegabungen als auch reproduktive Begabungen besonderer Art können sich mit den verschiedensten Typen nicht nur des Charakters, sondern auch des geistigen Gesamtniveaus verbinden.

Eine Sonderbegabung scheint in der Disposition zu liegen, Außenvorgänge und Eigenvorgänge „*kognitiv*“ zu verwerten, sie zu rationalisieren. Sie wirkt in der Regel einer Anlage entgegen, an intellektuelle Verarbeitungsweisen die besondere Entfaltung eines *emotiven* Geschehens zu binden, oder letzteres stark über die rationalisierende Note der Verarbeitung überwuchern zu lassen. Daß es sich hierbei tatsächlich um Verschiedenheiten allgemeinerer seelischer Anlagen handelt, zeigt sich in der für uns besonders deutlichen Verzerrung, welche derartige Anlagen bei der Gestaltung psychotischer Bilder annehmen. Ein Mensch mit vorwiegender Rationalisierungstendenz wird z. B. in der schizophrenen Psychose besonders zu kombinatorisch-paranoiden Symptomen neigen, während ein Mensch mit vorwiegend emotiven Verarbeitungsweisen von Erlebnissen aus einer Fülle schizophrener Gefühlszustände widersprechender, ambivalenter Art nicht herausfinden wird.

Auf vorgebildeten Dispositionen beruhen bestimmte Wahrnehmungs- und *Auffassungstypen*; diese haben einen spezifischen Einfluß auch auf die Gestaltung des Erinnerungsmaterials und seines Wiederauftauchens. Bekannt sind die von der experimentellen Psychologie entdeckten verschiedenen Reproduktionstypen: der akustisch-motorische und der visuelle; und es handelt sich gewiß dabei um Anlagen, welche die Vorstellungsbildung überhaupt, den reproduktiven Zusammenhang und die intellektuelle Tätigkeit recht verschieden beeinflussen. Die Einflüsse dieser geistigen Anlagentypen sind ebenfalls auch von charaktergestaltender Bedeutung. Auch die *Reproduktion* und ihre einzelnen Teilfunktionen: Merkfähigkeit, Haftungsfähigkeit, Wiederholungsbereitschaft usw.

beruhen wohl auf entsprechenden besonderen dynamischen Anlagen. Aber natürlich entwickelt erst die gelebte Wirklichkeit und der äußere Einfluß diese vorgebildeten Anlagen aus der Persönlichkeit heraus, er fördert sie, verbindet sie oder hemmt sie.

Auch die *Intensität* der einzelnen geistigen oder seelischen Fähigkeiten kann anlagemäßig vorgebildet sein: der Affektivität, der Gefühlsansprechbarkeit und Gefühlsstärke, der Unterschiedsempfindlichkeiten, der Entschlußbereitschaft, der Willensenergie. Gefühlsreichtum, Gefühlsdifferenzierung, Gefühlsnachwirkung sind ebenso in der persönlichen Anlage vorgebildet wie die Fähigkeit zum Erreichen eines bestimmten intellektuellen Niveaus.

Das gleiche gilt auch vom *Typus des Erlebens* und Erlebenkönnens im allgemeinen. Verstehen wir hier unter Erlebnis nicht bloß den Eindruck, sondern die Verknüpfung desselben mit seelischen Verarbeitungsweisen und Stellungnahmen, also die „Interessierbarkeit“, so gilt auch von ihr, daß sie unabhängig vom intellektuellen Niveau, unabhängig von der Bildung und von der Gefühlsdifferenzierung individuell schwankt: von der vulgären Neugier bis zum Universalismus des wissenschaftlichen Geistes oder des verstehenden Künstlers. Es gibt aber auch das Gegenteil: den stark auf ein besonderes Problemgebiet eingegengten produktiven Forscher, und den Künstler, dessen Schaffen und Persönlichkeit ganz erfüllt ist von einem einzigen großen Erleben, neben welchem sonst nichts besteht. Derartige Unterschiede sind zwar häufiger das Ergebnis einer seelischen Entwicklung, sie bestehen aber oft auch von Haus aus. Man kann hier den „weiten“ Erlebnistypus von dem „eingegengten“ Erlebnistypus als anlagemäßig begründet unterscheiden. Freilich verändert sich mit der biologischen Phase des Lebenslaufes auch die Weite des Erlebnistypus.

Die Tendenz der aktiven Hinwendungen, des Aufnahmebedürfnisses, der Aufmerksamkeit, der Interessen und des Reagierens geht je nach der einzelnen Individualität entweder mehr auf die Gegenstände der Außenwelt, auf die selbstverständliche Anknüpfung an die Wirklichkeit und auf das Wirken in die Wirklichkeit hinein; oder diese Tendenzen haften mehr an dem eigenen Ich und seinen Entwicklungsgängen und wirken sich im Ausbau eines reichen, von der Realität abgesonderten Innenlebens aus. Ganz gewiß ist das Vorwiegen der einen oder der anderen Gesamteinstellung dieser aktiven seelischen Tendenzen in einem ganz besonders großen Umfang das Produkt äußerer Erlebnisse und ihrer Nachwirkungen, das Produkt von seelischen Entwicklungen und Reifungsvorgängen — sie seien nun gesunder oder krankhafter Art. Aber es läßt sich doch, besonders bei extremen Fällen, nicht verkennen, daß auch diesen allgemeinen Tendenzen ein Anlagefaktor zugrunde liegt. Wir sprechen also von vorbedingten — angeborenen oder erworbenen

Tendenzen zur *Introversion* oder zur *Extroversion* des Erlebens und Reagierens (JUNG¹). Diese vorgebildeten Tendenzen sind gewiß nicht einfacher Art. Sie hängen eng zusammen mit Fähigkeiten, die wir „Wirklichkeitssinn“ (Extroversion) oder „Phantasie“ (Introversion), Rationalisierungstendenz (Extroversion) oder Emotionalisierungstendenz (Introversion) nennen. Man könnte noch andere Zuordnungen zu ihnen aufweisen. An anderer Stelle wird noch dargetan werden, daß sie sich mit bestimmten biologisch fundierten allgemeinen Temperamentsgrundlagen verknüpfen lassen: die Extroversionsneigung mit dem zyklotyphen Schwanken zwischen heiter und traurig, die Introversionsneigung mit dem schizotyphen Springen der Affektivität zwischen Hyperästhesie und kühler Bewußtheit. Dennoch sind sie in gewissem Umfang von diesen Temperamentsgrundlagen unabhängig: es gibt z. B. depressive Psychosen mit starker Erlebnisintroversion, und ebenso gibt es schizophrene Psychosen mit vorwiegender Extroversion, wenn auch selten, so insbesondere querulatorische Paranoide mit großem Selbstbewußtsein.

Auf dem Wege vom Erlebnis über die seelische Verarbeitung bis zur Reaktion finden sich besonders wichtige gestaltende Dispositionen, die wir in ihrer Eigenart nach vier Gesichtspunkten sondern können. Wir unterscheiden als dynamische Fähigkeiten, welche diesen seelischen Weg ausgestalten: erstens die Fähigkeit, *Erlebnisse zu haben*, von ihnen beeindruckt zu werden, berührt zu werden. Zweitens die Fähigkeit, diese Erlebnisse durch *innerseelische Arbeit* in das Ganze der Seele aufzunehmen, sie mit vielen anderen Bewußtseinsinhalten zu verknüpfen und in das Ich einzuordnen. Es ist dies der Inbegriff aller jener seelischen Funktionen urteilender, reproduzierender und stellungnehmender Art, durch die das betreffende Erlebnis zum festen seelischen Besitz wird. Drittens gehört hierher die Summe der Dispositionen, die dazu führen, daß das Erlebnis *in die Reaktion übergleitet*, daß es rasch durch das Ganze des seelischen Apparates hindurchgeht und *sich in motorischen Reaktionsweisen entlädt*; FREUD hat diese Disposition sehr präzise mit dem Begriff der *Abfuhrfähigkeit* von Erlebnissen umschrieben. Ihnen stehen viertens präformierte Dispositionen gegenüber, welche das Hindurchgleiten des Erlebnisses zur reaktiven Auswirkung *verhindern und hemmen*, welche das Erlebnis im Innern der Seele *unerledigt verhalten*; welche weder seine Beruhigung und Eindämmung durch innerseelische Arbeit noch seine Entladung in motorischen Auswirkungen zulassen. Den Inbegriff dieser in sich verschiedenartigen Dispositionen können wir mit KRETSCHMER als *Retentionsfähigkeit* bezeichnen. Jede dieser vier Gruppen von Dispositionen kann ihrer Stärke und Bedeutsamkeit nach individuell vorgebildet sein.

¹ Vgl. Teil 6 dieses Buches.

Natürlich haben auf die Wirksamkeit von jeder dieser vier Gruppen auch wieder seelische Entwicklungsumstände und psychologische Faktoren sekundärer Art einen sehr bedeutenden Einfluß; es läßt sich aber nicht von der Hand weisen, daß der wesentliche Anteil an ihrer dynamischen Stellung innerhalb der gesamten seelischen Organisation von Haus aus *vorgebildet* ist. Sie tragen also zur Charaktergestaltung entscheidend bei, ohne im wesentlichen erst ein Produkt derselben zu sein. Zwei dieser Gruppen dynamischer Dispositionen sind ziemlich unbestritten: die *innerseelische Arbeit*, um mit einem Erlebnis urteilend und wertend fertig zu werden, ist in weitem Umfang abhängig von den intellektuellen Dispositionen, die wir schon erwähnt haben. Die *Eindrucksfähigkeit* andererseits, die Fähigkeit, Erlebnisse als solche zu haben und aufzunehmen, die Affizierbarkeit im Sinne von KLAGES, ist ebenfalls schon bei Erörterung der Erlebnistypen in ihrem dispositionellen Charakter erwähnt worden. Die innerseelische Arbeit gestaltet das charakterologische Bild nach der Seite des geistigen Niveaus, die Eindrucksfähigkeit gestaltet es vorwiegend nach der Richtung der Differenzierbarkeit und des inhaltlichen Reichtums aus.

In bezug auf die eigentliche Charakterdifferenzierung sind nun von diesen dynamischen Dispositionen die beiden gegeneinander wirksamen Gruppen der *Abfuhrfähigkeit* und der *Retentionsfähigkeit* von Erlebnissen besonders wichtig, weil sie die entsprechende innerseelische Verarbeitung und Einordnung von Erlebnissen in die Gesamtpersönlichkeit in charakterologisch spezifischer Weise beeinträchtigen und modifizieren können. In extremen Fällen führen sie zu abartigen oder krankhaften Reaktionen. Wir können diese beiden Gruppen von präformierten Dynamismen nur in ihrem relativen Verhältnis zueinander entwickeln. Da gibt es zwei Möglichkeiten. Erstens kann die *Retentionsfähigkeit* der Erlebnisse im Verhältnis zur Abfuhrfähigkeit stark *herabgesetzt* — oder auch umgekehrt, die *Abfuhrfähigkeit* im Verhältnis zur Verhaltung stark *gesteigert* sein. Die Folge wird sein, daß die Erlebnisse rasch und hastig zur reaktiven Entladung drängen, noch bevor sie recht eigentlich im seelischen Ganzen der Persönlichkeit verarbeitet und eingeordnet sind. Zweitens kann die *Retentionsfähigkeit* im Verhältnis zur Abfuhrfähigkeit stark *gesteigert* oder die *Abfuhrfähigkeit* relativ *verringert* sein: Dann werden die Erlebnisse im Innern der Seele unverarbeitet und unausgeglichen in ihrer ganzen ursprünglichen Stärke und affektiven Kraft verhalten; sie gelangen niemals zum Abklingen, das Seelenleben wird über sie niemals ganz beruhigt hinwegkommen; und so können sie ständig und erneut als seelische Wunde, als Fremdkörper, kurz: gewissermaßen *pathogen* wirken. Es ist wohl kaum nötig zu erwähnen, daß dies in erster Linie von den besonders eindrucksvollen, in ihrer Beziehung zum Ich bedeutsamen, affektiven Erlebnissen gilt,

deren Typik später noch zu besprechen sein wird. An diesen werden sich derartige charakterologische Besonderheiten der Reaktionsdisposition in erster Linie kundgeben.

Wir können damit bereits eine Reihe von charakterologischen Reaktionsformen vorgebildeter Art dynamisch verstehen, deren stärkste Ausprägung wir im Bereich der psychopathischen Typen vorfinden. Aus der Herabsetzung der Retentionsfähigkeit und der entsprechenden Steigerung der Abfuhrfähigkeit von Erlebnissen leiten wir in erster Linie *die affektiven Entladungsformen*, alle die primitiven, unwillkürlichen, triebmäßigen oder instinkthaften Flucht- und Abwehrreaktionen ab, von denen wir Gebrauch machen, noch ehe wir überhaupt das auslösende Erlebnis recht in uns aufgenommen, geschweige denn seelisch verarbeitet haben. Diese Reaktionsweisen sind ihrerseits selber vielfach motorisch vorbedingt; sind sie einmal durch diese Entladungsvorgänge aktuell geworden, so pflegen sie sich leicht zu automatisieren und liegen dann oft in habitueller Bereitschaft. Auf dem eigentlich pathologischen Gebiet gehören hierher mannigfaltige motorische Anfallssymptome, beispielsweise die des sog. habituellen „hysterischen“ Anfalls. Es gehören hierher manche Ticformen, manche andere motorische Unruhezustände, Hyperkinesen und Parakinesen. Im gewissen Sinne rechnet überhaupt die Labilität der physischen funktionellen Begleitäußerungen von Seelenvorgängen und die besondere individuelle Art, sich zu äußern, hierher. Aber auch rein seelische Entladungstendenzen von dieser Dynamik kennen wir vielfach. Und es ist *dieselbe Grundstörung von Reaktionsdispositionen, welche den motorischen wie den innerseelischen Erleichterungen der Entladung zugrunde liegt*. Wir rechnen hierher beispielsweise alle jene vielfältigen *explosiven Affektreaktionen* bei Kleinigkeiten, welche wir so typisch bei der sog. „nervösen Überreiztheit“ vorfinden. Auch die expansive Reaktivität bei gesteigerter Ansprechbarkeit einzelner Affekte und Triebe gehört hierher, z. B. in geschlechtlicher Hinsicht. Wir rechnen ferner hierher die Reaktionsweisen des naiv gesteigerten Selbstgefühls, den charakterologischen Unterbau des „manischen“ Verhaltens im Sinne von SPECHT¹. Aber auch gewisse Erscheinungen des empfindlich überreizten Selbstgefühls, wie Eitelkeit, Gehässigkeit, triebhafte Rachsucht, haben hier das gleiche Fundament. Aus diesen Dispositionen heraus verstehen wir auch die Neigung zu lügnerischer phantastischer Entgleisung, sobald dieselbe mit einer gewissen Selbstverständlichkeit und Naivität wie beim pathologischen Lügner gleichsam triebhaft aufsprießt und nicht erst ein sekundäres Produkt von „Verdrängungen“ und „Ressentiment“ ist.

Die *umgekehrte* Gruppierung dieser beiden Dispositionsgruppen, also das relative Überwiegen der Retentionsfähigkeit, führt zur *affek-*

¹ l. c.

tiven *Verhaltung und Sperrung* der mit dem Ich in besonderer Beziehung stehenden Erlebnisse. Ihre unverminderte Stärke und Nachwirkung tritt in Widerspruch mit den übrigen Lebenstendenzen und mit den Forderungen der Umwelt. Dieser Widerspruch wird nicht selten als *Konflikt* erlebt. Und so hat sich die gewiß zu enge wissenschaftliche Meinung bilden können, daß alle subjektiven Leidenszustände nur Spiegelungen seelischer Konflikte seien. In dies Gebiet gehören die spezifischen Tendenzen zum Verfall in die verschiedenen Formen von *Konfliktneurose*. Die einzelnen Reaktionstypen bei solchen affektiven Verhaltungen und Konfliktseinstellungen sind voneinander durch sonstige seelische Anlagen und Entwicklungen mannigfaltig unterschieden. Hier nur wenige Beispiele: Es gibt Tendenzen, die dahin drängen, bestimmte Schädigungen des Selbstgefühls durch Übersteigerung desselben auszugleichen. Bei solcher Steigerung und Überkompensierung eines unsicheren, verwundbaren oder als ohnmächtig erlebten Selbstbewußtseins bildet sich eine Sonderform der Erlebnisverhaltung: die *mißtrauisch-paranoide*. Sie bildet sich unter den genannten Voraussetzungen dann, wenn eine starke, kraftvolle Affektivität und starker Drang zur Selbstbejahung eine Verletzung erfuhr. Wir sehen in dieser paranoiden Einstellung also *reaktive Auswirkungen besonderer Charakterdispositionen*: so etwa beim *Querulanten*, dessen verwundetes Rechtsgefühl (in bezug auf ihn selber), beim *Eifersüchtigen*, dessen gefährdete erotische Wertanerkennung unter dem Druck einer ohnmächtigen Überreizung steht und sich nicht zu beruhigen vermag; beim rücksichtslos ehrgeizigen *Intriganten*, dessen ohnmächtig überreiztes Machtbedürfnis auf Umwegen zu einer nie erreichten Befriedigung strebt; beim „*Apostel*“ irgendeiner Gemeinschaft oder beim ewig mißverstandenen *Erfinder* von einer scheinbaren und angemäßen unbeirrbar Selbstsicherheit, den alle im Leben erfahrenen Rückschläge nur tiefer in seine Reaktionsform hineindrängen.

Eine andere Gruppe von seelischen Reaktionsdispositionen entspringt aus der gleichen allgemeinen Vorbedingung wie die eben genannten, und ist doch in vieler Hinsicht wesensverschieden. Trifft nämlich die *erhöhte Verhaltung* von Erlebnissen auf solche Persönlichkeiten zu, bei denen von Haus aus eine *geringe Selbstsicherheit* und *kein starker Drang nach Extroversion* besteht, sondern ein mehr passives, leidentliches Hinnehmen des Erlebens anlagemäßig oder entwicklungsmäßig vorgebildet ist, so entstehen die verschiedenen Spielformen des *sensitiven* Verhaltens und Reagierens. Es entstehen Einstellungen, bei denen aus der Nachwirkung bestimmter Erlebnisse ein ängstliches Zurückscheuen vor der Außenwelt folgt, welches sich bis zum Überbau *sensitiver Beziehungsvorstellungen* zu steigern vermag. Hierher gehören jene Fälle von „*Liebeswahn*“, die sich auf charakterogener Basis von

der Norm der Liebessehnsucht und -gläubigkeit an bis zur Psychose hin entwickeln können. Hierher gehört auch die sensitive *Verachtung alles Geschlechtlichen* und der Glaube, um seiner Geschlechtlichkeit willen verachtet zu werden. Hierher gehören dann die bis zum Zwang gesteigerten sensitiven Reaktionsweisen der *Errötungsfurcht*, der *Beachtungsfurcht*, auch im fließenden Übergang die *echten zwangneurotischen Reaktionen*. Hierher gehören ferner die Zustände sensitiver *Angst*, die *erwartungsneurotischen* Einstellungen *hypochondrischer* Art, die *hypochondrisch-neurasthenischen* Zustände im allgemeinen — besonders wenn präformierte Organminderwertigkeiten oder -besonderheiten funktioneller Art der Bildung von *organneurotischen* Symptomen Vorschub leisten. Wahrscheinlich gehört auch ein großer Teil der *sexuellen Triebanomalien* zu den derartig vorbedingten Reaktionsformen der sensitiven Erlebnisverhaltung: so die psychische Impotenz, Frigidität und ähnliches, in Mittelstellung zwischen den Organneurosen und der allgemeinen Sensitivität; wahrscheinlich aber auch gewisse Fetischismen. In der sensitiven Reaktivität gleichen sich fast alle echten Neurastheniker, insbesondere darin, daß sie ihre Insuffizienzen nach außen projizieren und deren Grund in die Organschädigungen verlegen, die durch das traumatische Erlebnis angeblich gesetzt sind. So ist diesem Typ mit sensitiver Erlebnisverhaltung jene Attitüde gemeinsam, die FREUD als „*Flucht in die Krankheit*“, als „*Abwehr*“ sehr glücklich bezeichnet hat, auch wenn irgendein Zweckwillen hierbei gar nicht ins Spiel kommt. Die *zwangshafte Reaktivität* begibt sich jedes willensmäßigen Einflusses auf die Gestaltung und den Ausbau der Erlebniswirkung; sie steht ihr wehrlos gegenüber: die Verarbeitung des Erlebnisses kommt nie zu Ende. Unter allen möglichen Denkformen und Symbolen wird sie immer wieder aufgenommen, während das Ich demgegenüber ohnmächtig scheint. So kommt es zur Grübelsucht, zum Zwangsdenken und zu den jeweiligen zwangneurotischen Zuspitzungen.

Eine eigenartige Stellung innerhalb dieser Gruppe von Reaktivitätsdispositionen nimmt die dynamische Grundlage derjenigen Reaktivität ein, die man gern als spezifisch *hysterische* bezeichnet. Bei ihr sind erstens die körperlichen Entladungsweisen und Umsetzungen erleichtert und pathologisch vervielfacht. Zweitens aber findet trotzdem das Erlebnis in ihnen keine definitive Erledigung und Beruhigung, sondern behält seine affektive Wirksamkeit und fortzeugende Kraft. Dabei ist es als solches oft gar nicht im Bewußtsein, sondern wirkt aus dem „Unbewußten“, wohin es versunken ist, weiter. Wir nehmen in diesem Falle an, daß es trotz seines Versinkens im „Unbewußten“ keine Erledigung und kein Aufgehen in der Gesamtpersönlichkeit gefunden hat, sondern als „*abgespaltener Komplex*“ im Unbewußten verharrt und von dort aus weiterwirkt.

Eine weitere Gruppe der dynamischen Dispositionen des *seelischen* Verhaltens, die wir uns als stammesgeschichtlichen Erwerb des Seelenlebens vorzustellen haben und die beim Kind und bei primitiven Völkern in ihrer Aktualität vorwiegt, ist beim erwachsenen Menschen vom zweckbewußten Verstandesleben lediglich überbaut. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß es immer die Affektivität und die Triebe sind, welche solche präformierten archaischen Dynamismen zum Durchbruch bringen. So müssen wir denjenigen seelischen Tatbeständen, in welchen Erlebnisse oder Erlebnisschwärme in der Struktur von *Sinnesstruggebilden* im weitesten Sinne auftreten, noch abgesehen von den vorher genannten allgemeineren Dispositionen, einen spezifischen Dynamismus der wahrnehmungsartigen Projektion psychischer Inhalte in äußere Vergegenständlichung zugrunde legen. Jene Reaktivitätsdispositionen des visuellen Typs geben dafür nur einen allgemeinen Rahmen ab, innerhalb dessen erst eine spezielle Disposition zum Erleben in Form von Sinnesstruggebilden wirksam wird. Es ist klar, daß sie ihrer Artung nach gewissen anderen Funktionsdispositionen nahesteht, und daß diese oft mit ihr zusammenwirken werden: so die „*schöpferische Einbildungskraft*“, die „*Phantasie*“ und gewisse Primitivismen, die wir als *symbolisierende Funktionen* noch zu besprechen haben werden. Diese Dispositionen können aber natürlich auch ohne eine spezifische Anlage zu halluzinatorischer Projektion wirksam sein. Sie sind sicher schon etwas psychologisch ziemlich Zusammengesetztes und aus den ihnen zugrunde liegenden allgemeineren Dispositionen Zugespitztes. Allein es ist doch charakteristisch, daß z. B. der Maler BLAKE die Gegenstände seiner Bilder halluzinatorisch vor sich sah, nach ihnen visitierte und sie gewissermaßen von den Halluzinationen abzeichnete (BIRNBAUM)¹. Die „*schöpferische Einbildungskraft*“ und die „*Phantasie*“ zergliedern wir hier nicht weiter; an dieser Stelle genügt uns, daß der Sprachgebrauch auf die relative Einheitlichkeit dieser seelischen Begabungen oder Dispositionen hinweist. In differenzierender Hinsicht wichtiger ist die Fähigkeit zu *symbolisierendem* Denken und Vergegenwärtigen. Durch SCHILDER wissen wir, daß die Entwicklung der Gedanken aus den Vorstellungen und ebenso die Entwicklung der Klarheit von Vorstellungen aus unklaren Erinnerungen sich meist mittels symbolischer Hilfen vollzieht, welche halb und flüchtig bewußt auf dem Wege zur endgültigen Formulierung des unanschaulichen psychischen Inhaltes auftauchen. Diese symbolischen Hilfen sind fast immer mit anschaulichen Elementen durchsetzt, optischen Erinnerungsteilen, motorischen Remanenzen, und sie erlangen ihre Bedeutung für das Zustandekommen des Denkinhaltes durch ihre „*ichnahe*“ Herleitung, nämlich dadurch, daß sie die Beziehungen zwischen dem Gegenstande,

¹ BIRNBAUM, Psychopathologische Dokumente. Berlin 1920.

auf den das seelische Geschehen sich richtet, und dem Ich des Erlebenden wieder anklingen lassen. In gewissem Sinne hat LIPPS alles Denken als letzthin symbolisch bezeichnet und in der immer größer werdenden Strenge der Abstraktion eine immer stärker werdende Loslösung des Denkens von der zufälligen Subjektivität des Erlebenden gesehen. Die Neigung zu symbolisierender Vergegenwärtigung und Darstellung im Denkerleben ist bei manchen Menschen in besonderer Bereitschaft. Der primitive Mensch denkt niemals objektiv, sondern immer nur unter Einfluß dieser Ichbeziehung auf das Gedachte, also stets in symbolischen Spiegelungen und Abbildern. Auch bei dem Kulturmenschen können überall da, wo die strengen objektivierenden Tendenzen des Denkens ausgeschaltet sind, jene archaischen Symbolisierungstendenzen des Erlebens durchbrechen: bei den Mythenbildungen, im Märchen, im Traum, im bewußtseinsgetrübten Erleben, im schizophrenen Erleben usw. Die Symbolisierung vollzieht sich durch das Hineinweben von Erinnerungsbildern und Assoziationen in den eigentlichen Denkvollzug.

Mit diesem Mechanismus eng zusammen hängen die eigentlichen dynamischen Grundlagen der *mystisch-magischen Erlebnisdarstellung*: Innenvorgänge werden nicht rationell motiviert, sondern als magisch-zauberische Wirkungen der Außenwelt, als unerklärliche geheimnisvolle Einflüsse des Nichtich erlebt; oder sie werden direkt in die Außenwelt hineinprojiziert. Oder Außenvorgänge werden in solchen Einstellungen erlebt, die durch die überwuchernde Affektivität und die „magische“ Erlebnisdisposition selber vorgegeben sind. Für die verschiedenartigen religiösen Ekstasen und Entrückungen, die okkultistischen und spiritistischen Erlebnisweisen, die spezifischen Grundlagen des Aberglaubens, aber auch für diejenigen bestimmter wahnhafter Erlebnisse finden wir hier das seelisch-dynamische Gerüst. Des weiteren findet in diesem Erleben keine Trennung zwischen Ich und dem Nichtich statt; beide haben in unklarer erlebnismäßiger Weise aneinander Anteil und verfließen ineinander. Das Erleben der Ichsteigerung, der Ichausweitung, der Loslösung des Ich vom Leibe, des Verschmelzens zwischen Ich und Gott, Ich und Natur, der besonderen Ichfähigkeiten, aber auch die Projektion des Ich in einen anderen (wie wir es bei Versenkung, Verzückung und in spiritistischen Erlebnissen zuweilen sehen) bedürfen dieser Grundlage. Ebenso bedarf ihrer die Neigung zu bestimmten Philosophien und Weltanschauungen: zur echten Religiosität, zum subjektiven Idealismus, zum Solipsismus usw. Ebenso hat die Fähigkeit zur *Einführung*, besonders der psychologischen und künstlerischen Einführung, hier ihr dynamisches Fundament. Aber auch die entgegengesetzt gerichteten Icherlebnisse, die Entselbstung, die Entfremdung der Umwelt, der Einbruch der Umwelt in das Ich und seine Vernichtung, die Aufhebung seiner Aktivität usw. gehören mindestens zum

Teil zu diesen präformierten Mechanismen. Hier liegen einzelne Grundformen der *Suggestibilität* verankert.

Andere dynamische Grundlagen hierher gehöriger Art sind die Mechanismen, durch welche im Einzelfalle *emotive* Reaktionserscheinungen von besonderer Stärke oder Nachwirkung in Bereitschaft gestellt werden: Angst, Wut, reizbare oder traurige Verstimmungen. Bei den mit Erlebnisverhaltung einhergehenden Dispositionen finden wir verschiedene besondere *Fixationsmechanismen* der verhaltenen Erlebnisse: entweder innerhalb des Seelischen selber, als dauernde *Festlegung von Komplexen*, oder im Körperlichen als *Fixationsweisen der körperlichen Entladung*, des *Ausdrucks*, oder als Tendenzen zu *periodischer Wiederholung* (FREUDS „Wiederholungszwang“) der Komplexwirkung in Anfällen, anderen vorübergehenden Symptomentladungen, oder im Psychischen in Wach- und Halbwach-Phantasien, Träumen usw. Die dauernde Fixierung der Komplexe in *Wunschmechanismen*, *Erwartungseinstellungen*, insbesondere Befürchtungen und anderen Tendenzen hat die Entstehung von *überwertigen Ideen*, *Zwangszuständen* und *Erinnerungsfälschungen* zur Folge. Auch die halluzinatorische Vergegenwärtigung bestimmter Erlebniswirkungen, insofern sie eine Komplexwirkung oder im engeren Sinne eine „Wunscherfüllung“ darstellt, ist nicht denkbar ohne eine derartig vorgebildete Komplexfixierung.

Die wichtigste hierher gehörige dynamische Tendenz ist aber die ebenfalls von FREUD zuerst mit Meisterschaft erkannte und beschriebene *Verdrängung*, besser *Abspaltung ins „Unbewußte“*. Derartige Verdrängungstendenzen zur Ausschaltung von Funktionen wie von psychischen Inhalten kann man insbesondere am „hysterischen“ Material direkt beobachten, in der Hypnose experimentell darstellen. Auf ihre Wirksamkeit kann man aber auch in vielen anderen Fällen indirekt zurückschließen. In den direkt beobachtbaren Fällen sehen wir auf psychischem Wege *Ausfälle* auftreten, motorische und sensorische Ausschaltungen und Störungen. Wir sehen *Amnesien* eintreten, die nach JANETS Analyse lediglich solche der Reproduktionsbereitschaft sind. In einem gewissen Sinne können wir alle jene Ausschaltungen als „Funktionsamnesien“ auffassen. Wir sehen ferner *Einengungen* des Bewußtseins und Umstellungen der Bewußtseinsgegebenheiten auf einen ganz bestimmten engen Kreis von Inhalten, neben welchen nichts anderes im Bewußtsein Platz hat und haben kann. Alles andere erscheint „bewußtseinsunfähig“ geworden zu sein. Mit dieser Formulierung sind wir der eigentlichen Definition der FREUDSchen *Verdrängung* gleich der Setzung einer Bewußtseinsunfähigkeit nahe.

Aus dieser Verdrängungstendenz gehen, im Zusammenwirken mit den Tendenzen zur funktionellen Ausgleichung von Schädigungen und zur Wunscherfüllung, jene Dynamismen hervor, die als *Ressentiment*,

Trotz-, Protest- und Sicherungsreaktionen (ADLER) eine bedeutende charaktergestaltende Rolle spielten, z. B. die Überkompensation eines (unvollkommen) verdrängten Mangels in sein Gegenteil.

Eine weitere Gruppe von dynamischen Dispositionen ist diejenige, welche *Sperrungen* im Geschehensablauf, sowohl im innerseelischen wie im psychophysischen, setzt oder in Bereitschaft stellt, oder welche die Kontinuität des seelischen Ablaufens bedroht oder ausschaltet. Erscheinungen wie Ohnmacht, Starre, Stummwerden, das Aktuellwerden von vorgebildeten Perseverationen, Negativismen, die Apathie, der psychogene Schein-Blödsinn und andere müssen auf eine besondere Anlage zu derartigen seelischen Ablaufsperrungen zurückgehen. In wieder anderen Fällen bewirkt diese Anlage zur Sperrung oder zur *Zerreiung* der seelischen Kontinuität Verwirrtheit, Ratlosigkeit und Angst.

Es gibt eine dynamische Tendenz zur *Zwiespältigkeit* in der affektiven Tönung von Erlebnissen. Sie ist eine allgemeine seelische Erscheinung, deren Grundlage dieser Schicht angehört. Kein Erlebnis hat nur *einen* Gefühlston. Wie die Gefühlstöne ineinander umschlagen, so ist auch bei jedem Erlebnis die seiner aktuellen Gefhlbindung entgegengesetzte emotive Färbung mindestens erlebnismäig möglich. Nun ist zwar im allgemeinen nur *eine* Gefühlstonung von Erlebnissen dominant. Aber bei bestimmten Menschen werden beide Pole der Gefühlstonung wechselnd oder gleichzeitig erlebt, oft mit allen ihren Nachwirkungen in bezug auf Strebung und Willen. Diese Tendenz zur polaren Gefhlsspaltung, zur *Ambivalenz*, ist ebenfalls vorgebildet und je nach der Individualität in verschieden starker Bereitschaft. Stärkste und früheste Erlebnisse werden von ihr am stärksten ambivalent gestaltet.

Endlich gehört noch eine letzte Gruppe von Mechanismen in dieses Gebiet. Es sind diejenigen, welche nicht blo die Affekte und Triebe vorstellen, darstellen, projizieren und symbolisieren, sondern die *Befriedigung der Triebe* in eine erlebnismäige Bereitschaft stellen. Auch hier handelt es sich um den Durchbruch der Affektivität in die Wirklichkeit, aber in der engeren Form der vorgestellten oder erlebten *Erfüllung* und Triebbefriedigung, der *Realisierung*. Es gibt hier fließende Übergänge von den erwartungsmäigen Einstellungen, bei welchen eine Vorstellung oder Befürchtung sich in objektiven Leidenszuständen oder sonstigen Gebilden verwirklicht, bis zu den eigentlichen *Wunscherfüllungen* im Wachtraum und im Haftdämmerzustand. Die Realisierungsvorgänge knüpfen oft an Verdrängungen an und bedienen sich der früher erörterten symbolisierenden Tendenzen zu ihrer eigenen Wirksamkeit. So ergeben Verdrängung und Wunscherfüllung zusammen jene Verfälschungen der Bewußtseinsinhalte, die der FREUDSchen Psychoanalyse zum Ausgangspunkte gedient haben. Sie ermöglichen

gemeinsam mit anderen Dispositionen jene Flucht in die Krankheit, jene Abwehr der Wirklichkeit und ihrer Forderungen durch den Leidenszustand; sie ermöglichen damit auch alle jene Erscheinungen der *Selbstentlastung* und *Lebenslüge*, durch welche auch außerhalb der eigentlichen Krankheit der einzelne Charakter sich in seiner Besonderheit vor sich selber rechtfertigt und gutzuheißen vermag. In ihnen fundiert sich auch jenes *tendenziöse* Moment, welches gerade den sog. hysterischen Erscheinungen so oft seinen Stempel aufdrückt.

Unter den vorstehend beschriebenen Dispositionen — sie erschöpfen weder die Fülle der möglichen, noch sind sie bis ins letzte zergliedert — wird man unschwer einen Teil als diejenigen Anlagen erkennen, welche man in der Hysterielehre unter dem Begriff der *psychogenen Mechanismen* zusammenfaßt. Wieder andere wird man als „neurotische“, ja schizophrene Mechanismen erkennen. Sie wurden absichtlich nicht von den „normalen“ psychischen Tendenzen abgehoben und getrennt. Denn im konkreten Einzelfalle trennen sie sich eben wirklich nicht von diesen; jeder Mensch enthält verschiedene Kombinationen all dieser Dispositionen in seinem Charakteraufbau, und die Natur kümmert sich nicht um unsere künstlichen klinischen Einteilungen.

Der Begriff des *Psychogenen* ist heute ein so schillernder und unsicherer, daß es zweckmäßig ist, nochmals diejenige Anwendung zu bezeichnen, welche ausschließlich von ihm gemacht werden sollte. Der Oberbegriff ist, für körperliche und psychische Erscheinungen irgendwelcher Art, derjenige der *seelischen* Bedingtheit. Seelisch bedingt sind alle Erscheinungen, bei denen ein psychischer Vorgang als Voraussetzung ihres Zustandekommens feststeht. Soweit körperliche Phänomene als seelisch bedingt in Frage kommen, ordnet sich der Begriff der psychischen Bedingtheit demjenigen der *funktionellen* Bedingtheit unter. Innerhalb der psychischen Bedingtheit unterscheiden wir wiederum *seelische Auslösungen* und *seelische Reaktivwirkungen*. Bei der seelischen *Auslösung* setzt ein seelischer Vorgang eine Reihe von psychischen oder psychophysischen Mechanismen in Bereitschaft, ohne daß er selber dabei mehr ist als ein äußerer Anstoß. Die ausgelösten Mechanismen verlaufen völlig nach ihrem eigenen Gesetz; und unabhängig von seiner weiteren Verarbeitung wirkt der seelisch auslösende Vorgang gewissermaßen als der Tropfen, der ein gefülltes Glas zum Überlaufen bringt. Bei der seelischen *Reaktivwirkung* wird hingegen der bewirkende seelische Inhalt erlebt und verarbeitet, und die entstehenden seelischen Bildungen sind nichts anderes als diese Aufnahme und Verarbeitung des erlebten seelischen Inhaltes. Was man *Motivierung* nennt, ist ein Unterbegriff dieser letztgenannten seelischen Reaktivwirkung, welcher sich auf das Erleben von Willensentscheidungen und aktiven Stellungnahmen bezieht.

In beiden Gruppen, der seelischen Auslösung wie der seelischen Reaktivwirkung, können *psychogene* Gebilde im engeren Sinne entstehen. Dies ist Sache der jeweiligen besonderen psychogenen Dispositionen. Wir verstehen unter psychogenen oder hysterischen Bildungen solche, die vermittels seelischer Auslösung oder seelischer Reaktivität zu pathologischen Erscheinungen führen, denen eine bestimmte immanente *Tendenz* innewohnt. Dies tendenziöse Moment eines Selbstschutzes, einer Selbsterhöhung, einer Selbstsicherung, einer Flucht vor Unangenehem, einer Abwehr von Schädlichem kann bewußt und willensmäßig erstrebt, es kann aber auch nur instinktiv zu erreichen gesucht werden. In jedem Falle bedient sich die Tendenz jener von uns geschilderten Mechanismen und Dispositionen, die ihrer Erfüllung am stärksten entsprechen. Diese Dispositionen verselbständigen sich und schleifen sich mehr und mehr ein, und so entstehen gleichsam automatische Ablaufweisen tendenziöser Art, hysterischer Art, ohne daß die Persönlichkeit imstande ist, willensmäßig in sie einzugreifen, ja ohne daß sie überhaupt noch durch seelische Bande mit dem habituellen Ablauf dieser Mechanismen verbunden ist. Es gibt also *keine* klinische Krankheitseinheit Hysterie, sondern nur hysterische Zustände und Zusammenhangsweisen auf Grund vorgebildeter Dispositionen und Dynamismen. Wir leugnen aber natürlich nicht, daß die Bereitschaft zu psychogenen Reaktionen im weitesten Sinne auf der besonderen dispositionellen Zuspitzung einzelner entsprechender Charaktergrundlagen beruhen kann. Tut sie das, so sprechen wir vom *hysterischen Charakter*. Jedoch sind psychogene Reaktionen nicht bloß an diese Häufung hysterischer Mechanismen im hysterischen Charakter gebunden. Wir finden ihr Vorkommen in abgeschwächter Vereinzelung auch bei anderen Charakteren, bei welchen Entwicklung, Schicksal und Erlebnis einzelne der psychogenen Mechanismen ins Spiel bringen.

Wir können dieses ganze Gebiet der Charaktergestaltung von dispositionellen Teilstrukturen her noch aus einem ganz anderen Standpunkt betrachten; wir können uns fragen: Welches sind *die typischen immer wiederkehrenden Erlebnisse*, Reize und Eindrücke, die an sein Erleben und Verarbeiten herantreten? Und in welchen typischen Weisen werden diese Erlebnisse verarbeitet und mit Reaktionen beantwortet?

Stellen wir uns die Frage auf diese Weise, dann erhalten wir abermals Bruchstücke einer *Dynamik* möglicher Charakterentfaltungen, und diese ergänzen die in der Dispositionslehre enthaltenen Bruchstücke. Wir müssen dazu versuchen, gleichsam im natürlichen Werdegang die typischen Charaktergestaltungen aus denjenigen Wirklichkeitsbedingungen heraus zu verstehen, unter denen — wenigstens in unserem Kulturkreise — mehr oder weniger jeder einzelne Mensch zu stehen

pflegt. Vergessen wir dabei nicht, daß es die Triebe und Bedürfnisse der Gesamtorganisation sind, welche den Menschen wie jedes Lebewesen zu aktiven Verhaltensweisen und Stellungnahmen innerhalb seiner Lebensbedingungen drängen, und daß diese aktiven Tendenzen der psychischen Vitalität sich dann in bestimmten seelischen Erscheinungsweisen abdrücken und spiegeln.

Mit dem erwachenden Bewußtsein jedes einzelnen bildet sich mit allmählich immer größerer Entschiedenheit die Sonderung von *Ich und Umwelt*, und zwar im Sinne einer *Entgegensetzung*, erlebnismäßig heraus. Sie wird nicht abstrakt erlebt, sondern in *konkreten* Einzelbeziehungen und Verhältnissen mannigfacher und wechselnder Art. An dem Erleben der Umweltfaktoren erlangt das Kind allmählich das *Bewußtsein seines Selbst*, seines Ich und dessen, was zu ihm zugehört. Dieses Bewußtsein kann verschieden weit entwickelt sein. In der Regel wird das eigene Selbst zunächst in *zwei* grundlegenden Verhaltensweisen erlebt. Es hat Triebe und Bedürfnisse, die sich durchzusetzen drängen; es ist erfüllt von ruhender Aktivität, die schrankenlos nach Betätigung und Verwirklichung zielt. Und andererseits: In der Umwelt findet diese Summe aktiver Tendenzen und Einstellungen, Triebfedern und Bedürfnisse eine übermächtige Anzahl sehr konkreter *Schranken*. Aus dem Erlebnis dieser Schranken entstehen die ersten Gefühle und Bewußtseinsweisen der *Ohnmacht*, der Wehrlosigkeit, der Hilfsbedürftigkeit und des Anlehnsbedürfnisses. Sie verbinden sich den aktiven Tendenzen und stellen diese in den Dienst ihrer eigenen Überwindung, des Selbstschutzes und der Kompensation. Nach den besonderen Dispositionen des einzelnen bilden sich so sehr frühe Verwirklichungen bestimmter vorherrschender charakterologischer Reaktionsformen. Der leichtverletzliche, sensitive, von schwachen Tendenzen und Impulsen getragene Mensch — oder auch der Mensch, dessen erste kindliche aktive Regungsweisen von der Umwelt eine übermäßig harte und schwere Beschränkung erfahren und der dadurch verwundbar und überempfindlich in seinem aktiven Selbstgefühl wird —, diese beiden Typen werden an den Erlebnissen ihrer ersten Kinderjahre bereits zu einer gefühlhaften *Abwendung* von der Wirklichkeit hingeleitet, zu einem Sichzurückziehen und Beharren in sich selber, zu Minderwertigkeitsgefühlen, die bisweilen den Charakter von Schuldgefühlen und Selbstentwertungen gewinnen können. Diese Entwicklungen vollziehen sich nicht bewußt. Von ihrem Vollzuge aber hängt die Gestaltung alles dessen ab, was die *Grundlagen des Eigenwertes* beim einzelnen Menschen ausmacht und in Frage stellt, inhaltlich erfüllt, sicher oder unsicher macht und zu verschiedenen spezifischen Äußerungsweisen bringt. Wir gelangen so zu einer charakterologischen Typik auf Grund des *Selbsterlebens* und der *Umweltbeziehungen*.

Eine Gruppe der geschilderten Charakterdispositionen zieht aus der erlebten Übermacht der Umwelt das Fazit der restlosen *Anpassung*, des Aufgebens aller eigenen Aktivitäten, soweit sie mit der Umwelt in Reibung geraten könnten. Die Sicherung und Vervollkommnung des eigenen Wertes wird in besonderer Fügsamkeit, besonderer Anpassung an die von außen gestellten Forderungen und Gebote, in williger, als sittlich empfundener Beugung unter die konventionellen Autoritäten erlebt. So entstehen, im ersteren Beispiel, jene frühen Musterkinder, die Freude der Eltern und Erzieher, die später überkorrekten Konventionsmenschen. Ihre leichte und reibungslose Einfügung aber in den Rahmen ihrer Umwelt wird erkaufte durch die Aufgabe der aktiven Fähigkeiten und Möglichkeiten: das Gefühlsleben kommt nicht zur Entfaltung und ebensowenig schöpferische Energien, nicht einmal eine freie, verantwortungsvolle und kühne Selbständigkeit: trockene philiströse Verkümmierungsformen individueller Anlagen, der *Philister* im weitesten Sinne, erlangt so, von charakterologischen Keimerlebnissen aus, Gestalt und Abrundung. Manche Typen sind schon konstitutionell zu dieser affektiven Lahmheit und Starre ihres künftigen Werdeganges angelegt. Zuweilen bleibt hinter dieser konventionellen und armen Form von Korrektheit eine vom Individuum selbst kaum bemerkte innere Weichheit und Verletzlichkeit, oder eine ziellose Sehnsucht und Unbefriedigtheit, oder ein seltsamer und leerer Stolz und eine Selbstzufriedenheit, die sich im reiferen Alter oftmals in herzlosen Despotismen und Ungerechtigkeiten gegen die Untergebenen oder abhängigen Angehörigen entlädt. Zuweilen flüchten die nicht ganz verdrängten und der Umwelt angepaßten aktiven Energien sich in irgendeine harmlose Marotte: in Sammelwut oder in symbolische Äußerungsweisen unsicheren Selbstwertgefühls, dessen Ursprung ja nicht wunderbar ist: in „Ästhetik“, in das Bedürfnis nach Eleganz im Auftreten und Kleidung, in das Zurschautragen von Würde oder „Schneid“, wie es gerade die Milieuschicht der Betreffenden vorschreiben mag, oder in Ängstlichkeit in bezug auf den eigenen Körper und Hypochondrie. Mut, innere Freiheit, selbständige Verantwortungsfreude, Phantasie gelangen nie recht zur Entwicklung.

Eine zweite Gruppe flüchtet sich aus der wirklichen Umwelt, in der sie schüchtern und hilflos, in sich abgeschlossen und ohne Fähigkeit zu aktiven Stellungnahmen steht, in das Reich einer selbstgeschaffenen *Phantasiewelt*. Die Phantasie wird zum Mittel, alle die Versagungen im Erleben des Eigenwertes, welche die ungemästerte Wirklichkeit mit sich bringt, und welche immer erneut schmerzhaft erlebt werden, dadurch auszugleichen, daß in einem Reiche von Träumen, von selbstgeschaffenen Vorstellungen, das Ich sich um so stolzer erhöht und um so reicher erfüllt. Die Entwicklung dieser Reaktionsform ist für ein

bestimmtes Jugendalter typisch und allgemein: für jene Zeit bis vor der Pubertät, in der das Kind *spielt*. Auch das „Schmökern“ des jugendlichen Alters dient vielfach nur dazu, der Phantasietätigkeit das gierig ersehnte Material heranzuschaffen. Das Reich der Märchen, oder die Welt der edlen Indianer, oder auch das griechische oder germanische Altertum sind typische Phantasiewelten, welche diese Kinderjahre brauchen, und welche ihnen auch von einer vernünftigen Erziehung dargeboten werden, damit sich neben der übermächtigen und die aktiven Tendenzen und Gefühlsregungen des Kindes nicht befriedigenden Wirklichkeit, in welcher es nur ein hilfloses, zu Gehorsam und seinen subjektiven Bedürfnissen nicht entsprechender Schularbeit verpflichtetes Wesen ist, das Ich sein eigenes Reich erbauen kann. In diesem lebt es sich, durch Einfühlung in jeden einzelnen Helden, in der erstrebten Selbstwerterhöhung aus, und im Spiel stellt es jene Verwirklichung her, die diesem Bedürfnis entspricht. Wir finden in diesem Alter die Neigung zu Wachträumereien, die größtenteils das Leben der Seele in derartigen Phantasiewelten zum Inhalte haben. Später verschwindet im allgemeinen diese Reaktionsform vor den erhöhten Forderungen der Wirklichkeitsanpassung und der Reife. Aber bei manchen Typen bleibt sie erhalten; es sind die *Träumer*; es ist ferner ein bestimmter Typus der künstlerischen Tätigkeit; in besonders extremen Fällen sind es die *Phantasten*, die sich meist an eine einzige Idee klammern, die mit ihrer Selbstwerterhöhung verbunden ist und dieser ihre ganze reale Existenz opfern.

Wieder andere Typen haben von Haus aus stärkere und schwerer verdrängbare aktive Tendenzen der Ichdurchsetzung. Und doch sind sie gegenüber der Umwelt von Kind auf die unterliegenden und schwächeren. Sie bemühen sich unbewußt, den Eigenwert, den sie der Umwelt nicht geradlinig aufzwingen können, auf Umwegen zu erreichen. Sie bemühen sich zu scheinen, was sie nicht sind. Sie stellen ihre Eigenwerterhöhung in allen möglichen Formen dar: Der *Lügner*, der *Renommist*, der *Hysteriker*, der *Intrigant* werden so im Keime geboren. Nicht selten ist es diese Reaktionsform, die sich vor der Übermacht der Umwelt im Gefühl ihrer Verwundung und Verletztheit in irgendeinen eingebildeten *Leidenszustand* hineinflüchtet, ganz besonders, wenn dies durch ein körperliches Entgegenkommen in bestimmter Weise präformiert ist.

Wieder eine andere Gruppe ist diejenige, bei der die ersten Schwierigkeiten und Wunden, die seitens der Umwelt gesetzt werden, eine ständige reizbare Erwartung ihrer Wiederholung setzen und wachhalten: aus ihnen entwickelt sich der Keim zu jenem *Mißtrauen*, zu jener Neigung, beleidigt und verletzt zu sein, zu jener *reizbaren, mürrischen* oder *trotzig-eigensinnigen Ablehnung* auch gutgemeinter Beschränkungen der eigenen Aktivitäten, die wir als Züge der Schwererziehbarkeit beim Kinde

Ich-zugewandte Psychopathen (abgeändert nach E. KAHN).

	Beziehung zum Ich		Beziehung zur Umwelt		Fremdwertung	Ziel
	Beziehung zum Ich	Art	Richtung	Selbstwertung		
Aktive Autisten	Selbstbehauptung	aktiv, sthenisch	Ablehnung	Ich-Überwertung	Unterwertung	eigne Geltung gegen die Umwelt; Macht
Egozentriker	Selbstbehauptung	meist aktiv, oft asthenisch	Anspruch	Ich-Überwertung	Unterwertung	eigne Geltung vor der Umwelt; Schein
Passive Autisten	Angst ums Ich	meist passiv und asthenisch	Flucht	Ich-Unterwertung	Überwertung	eigne Sicherung
Ich-Sucher	Selbstunsicherheit, Selbstaufgabe	passiv asthenisch	Unterwertung	Ich-Unterwertung	Überwertung	eigne Bejahung, Ichfindung
Ambitendente	Schwanken zwischen Selbstbehauptung und Selbstaufgabe	wechselnd	Ablehnung und Flucht, Anspruch neben Unterwertung	schwankend zwischen den Gegensätzen	schwankend zwischen den Gegensätzen	eigne Geltung neben Sicherung und Selbstbejahung

kennen. Beim Erwachsenen liegen in den gleichen Erlebniswirkungen die Gründe *paranoider* Einstellung, *explosiv-neurasthenischer* Auswege, oder vielfach *sozialen Versagens*: es sind die Menschen, die besonders zur *Bildung überwertiger Ideen* neigen.

Eine letzte Gruppe findet sich in ihrem Verhältnis zur Umwelt überhaupt nicht zurecht. Auch sie büßt früh ihr Selbstvertrauen ein. Auch sie wird in der naiven Auswirkung aller ihrer seelischen Aktivitäten gehemmt. Aber sie nimmt dies mit ratlosem Erstaunen auf, sie gerät ins Grübeln, ihre Minderwertigkeitsgefühle werden bewußt. Oft legen sie selbst sich die Schuld an diesen Dingen zur Last. Ganz besonders, wenn jene früher geschilderten zyklischen Temperamentsgrundlagen vorhanden sind, kann bei diesen Menschen der Keim zu *depressiven Reaktionen* bei jeder erhöhten Umweltanforderung charakterologisch entfaltet werden. In anderen Fällen resultieren die *Grübel- und Zweifelsucht*, *Zwangsvorstellungen* und *Abulie* in ihren charakterologischen Grundlagen.

Wenn man die klinischen Psychopathentypen nach diesen Weisen ihres *Selbst- und Umwelt-Erlebens* ordnet, so ergibt sich die nebenstehende Tabelle.

Wir brechen hier unsere Darstellung der psychiatrischen Ansätze zur Charakterkunde ab, so viel noch zu sagen bliebe. Es ist aber deutlich, wie von den bis hierher erreichten charakterkundlichen Positionen die beiden Fragestellungen entspringen, denen wir nunmehr zu folgen haben: einmal die *entwicklungsgeschichtlich-ontogenetische Frage* — wie werden jene Dispositionen, wie *wird* der Charakter und seine Eigenschaften im Werdegang der individuellen Entwicklung? — und zweitens die Frage nach dem Wesen der *Konstitutionen*, denen jene Dispositionen entspringen; also die *erbbiologische* und *konstitutionswissenschaftliche* Fragestellung. Ihre Bedeutung für die Charakterkunde soll uns nunmehr zuerst beschäftigen.

II. Erbbiologische Charakterkunde.

1. Erbbiologische Grundlagen¹.

Über Vererbung von Eigenschaften — im Sinne körperlicher Merkmale und körperlicher Funktionsweisen — liegt eine so große Anzahl von Tatsachen vor, daß es nahelag, systematisch zu prüfen, ob auch gewisse Grundlagen für das Werden von *psychischen* Eigenschaften vererbt werden können. Diese Untersuchung wird für die Charakterkunde

¹ Da es sich in diesem Kapitel um eine der feinstdifferenzierten und schwierigsten Spezialwissenschaften handelt, so war die Darstellung gezwungen, in besonderem Maße eine *elementar-auswählende* zu sein. In gemeinsamer Überlegung mit meinem Mitarbeiter Dr. GÜNTER VOIGT, dem ich gerade auch für die hier geleistete Arbeit herzlich zu danken habe, wurde sorgsam geprüft, was irgendwie dem Leser an wissenschaftlichen Spezialbegriffen und -zumutungen *erspart* werden könnte, ohne daß darunter die *charakterkundliche Auswertung* der Erbbiologie litte. Ein ganz summarischer Grundriß einiger Elemente der allgemeinen Erbkunde erwies sich dennoch als unvermeidlich. Im Hinblick auf unsern eigentlichen Zweck haben wir ihn gehalten so wie er ist, obzwar wir wissen, daß er vor dem Urteil des Erbbiologen kaum bestehen dürfte: wir haben uns auf eine *gemeinverständliche* Skizze des Mendelismus beschränkt, von dessen neuerem Ausbau (Valenztheorem usw.) ganz abgesehen, und die cytologische Erblehre gar nicht berührt, da sie für den Menschen ja noch völlig unerforscht ist. Wir haben es auch vermieden, die üblichen zoologisch-botanischen Paradeperde wieder anzuschirren. Ebenso sind wir an der geschlechtsabhängigen Vererbung und den Modi der Geschlechtsvererbung vorübergegangen. Wir fürchten, daß dem Leser auf diese Weise die gewaltige Größe der erbbiologischen Forschungsleistungen nicht aufgeht: aber unser charakterologischer Zweck und die angestrebte Gemeinverständlichkeit waren uns wichtiger. In dem Abschnitt über die Vererbung psychischer Verhaltensformen haben wir die klinisch-psychiatrische Erbkunde (RÜDIN usw.) und die Zwillingspathologie (J. LANGE, SIEMENS) ebenfalls bewußt übergangen. Der interessierte Leser kann sich an Hand der einführenden Literatur selbst leicht weiterhelfen:

HOFFMANN, H., Vererbung und Seelenleben. Berlin 1922. (Literaturverzeichnis!) — Temperamentsvererbung. München 1923. — Das Problem des Charakteraufbaus. Berlin 1926.

PETERS, W., Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution. Jena 1925. (Systematisches Literaturverzeichnis.)

dann von größer Bedeutung werden, wenn sich aus ihr ergibt, daß die Charaktergrundlagen tatsächlich in der *Erbkonstitution* liegen, und daß aus letzterer sich in gesetzmäßiger Weise die Eigenart des Charakters bestimmt. Ob dem so ist, soll im folgenden kurz geprüft werden.

Eine selbständige Theorienbildung für psychische Vererbung existiert nicht; die bisher entwickelten Theorien der Vererbung sind fast sämtlich der biologischen Vererbungslehre entlehnt. Es ist daher notwendig, bevor das uns hier interessierende Problemgebiet der *psychischen* Vererbung dargestellt wird, sich etwas genauer mit der Forschungsweise der Erbbiologie vertraut zu machen.

Ausgang jeder Vererbungsuntersuchung bildet die Feststellung von Ähnlichkeiten bzw. Unähnlichkeiten bei Blutsverwandten. Beim Menschen als Untersuchungsmaterial ist man aus leicht ersichtlichen Gründen auf die natürlich gewordenen Verwandtschaftsverhältnisse angewiesen, während man bei Tier und Pflanze das Züchtungsexperiment anwenden kann, d. h. eine geeignete Auswahl unter den zur Fortpflanzung bestimmten Organismen treffen kann.

Die Verarbeitung des Untersuchungsmaterials kann nach zwei prinzipiell verschiedenen Gesichtspunkten erfolgen. Entweder man sucht nach Vererbungsgesetzen innerhalb einer Familie, deren Mitglieder von anderen Familien streng isoliert bleiben (*genealogische Methode*), oder man betrachtet Elternpaare mit gleichen Eigenschaften und legt diese statistisch zu einem einzigen Elternpaar zusammen, dem eine Großelterngruppe wie Nachkommengruppe mit einem gleichfalls statistisch ermittelten Repräsentanten entspricht (*statistische Methode*). Man kann bei der ersten Methode von *Individualgesetzen*, bei der zweiten Methode von *Kollektivgesetzen* sprechen. Die Aufstellung eines Individualgesetzes ist stets von einer genügend großen Zahl von Nachkommen abhängig, daher besonders geeignet für Untersuchungen an Tieren und Pflanzen. Ein Individualgesetz muß streng für die betreffende Familie gelten. Ein Kollektivgesetz dagegen gilt nicht für jede einzelne Familie, ist aber von der Anzahl der Nachkommen unabhängig und somit für Untersuchungen an Menschengruppen geeignet. Ein Kollektivgesetz muß streng für jede gleichzeitige Gruppe gelten. Eine Kombination beider Methoden ist möglich und besteht darin, daß man in bezug auf Erbgang einzelner Eigenschaften gleichartige Familien statistisch zusammenfaßt und so Gesetzmäßigkeiten zu ermitteln sucht.

Wenn bis jetzt nur von der Vererbung einzelner Eigenschaften gesprochen wurde, so ist das historisch begründet und beruht auf der schon frühzeitig in der Vererbungsforschung gemachten Hypothese, nach der die Erbmasse aus einzelnen Teilen besteht und nicht als Ganzes, sondern eben in Teilen vererbt wird. Dieser Standpunkt kann heute als im wesentlichen überwunden gelten. Man hat eingesehen, daß

viele Eigenschaften in einem funktionellen Zusammenhang stehen, und stellt daher als heuristische Forderung das Postulat auf, Vererbungsgesetze der gesamten psychischen Konstitution zu entwickeln.

Jeder Organismus erhält sein Gepräge durch Veranlagung und Umwelteinflüsse. Man unterscheidet nun nach JOHANNSEN¹ bei einem Organismus den Genotypus und den Phänotypus. Der *Genotypus* ist „der Inbegriff aller Gene (Keimfaktoren), die grundlegende Konstitution des Organismus“. Der Genotypus enthält alle Anlagen des Organismus, ob sie nun manifest sind oder latent bleiben. Der *Phänotypus* dagegen umfaßt allein die Gesamtheit der manifesten Eigenschaften, ist also das sichtbare Produkt der Wechselwirkung von Genotypus und Umwelt. Phänotypischer Übereinstimmung bei zwei Organismen braucht nicht ein gleicher Genotypus zugrunde zu liegen. Auch braucht bei zwei genotypisch gleichen Organismen der Phänotypus nicht der gleiche zu sein.

Ein grundlegendes Gesetz der Erbbiologie besteht nun darin, daß sich stets *nur* die Anlagen, d. h. der Genotypus vererben kann. Mitunter ist es aber sehr schwierig, und fast immer ist es recht problematisch, im einzelnen Fall den Genotypus selbst bei eingehender Untersuchung sauber herauszuarbeiten.

Die Verschiedenheiten, die bei gleichem Genotypus aber verschiedenen Umwelteinflüssen bei den einzelnen Individuen entstehen, heißen Modifikationen. Je nachdem, ob ein einzelnes Merkmal des Genotypus mehr oder weniger von der Umwelt abhängig ist, nennt man es nach HOFFMANN gefestigt oder ungefestigt.

Trotz der heute erhobenen Forderung nach Ganzheitsbetrachtung in der Erblehre hat es sich als zweckmäßig erwiesen, etwas phänotypisch Einfaches genotypisch als zusammengesetzt aufzufassen. Diese Theorie bezeichnet man als *Faktorenhypothese*. Auf ihr beruhen die in der Erbbiologie gebräuchlichen Erbformeln.

Wenn eine Eigenschaft *X* sich aus den Faktoren *A*, *B* und *C* zusammensetzt, so lautet die Erbformel für die Anlage dieser Eigenschaft *X*: *ABC*. Fehlt einer der drei Faktoren, so wird dieser Umstand durch Schreiben des betreffenden kleinen Buchstabens angedeutet, z. B.: *AbC*. Fehlt die Eigenschaft *X* überhaupt, so schreibt man: *abc*. Da die Keimzelle des werdenden Organismus bei zweigeschlechtlicher Fortpflanzung aus einer männlichen *und* weiblichen Geschlechtszelle entstanden ist, so lautet die Erbformel bei Vorhandensein der Eigenschaft *X* in beiden Geschlechtszellen: *AABBCC*. Ist die Eigenschaft *X* nur bei einem Elter vorhanden, so lautet die Erbformel: *AaBbCc*.

Als erster hat der Abt GREGOR MENDEL Vererbungsgesetze aufgestellt, die nach ihm MENDELSche Vererbungsregeln genannt werden.

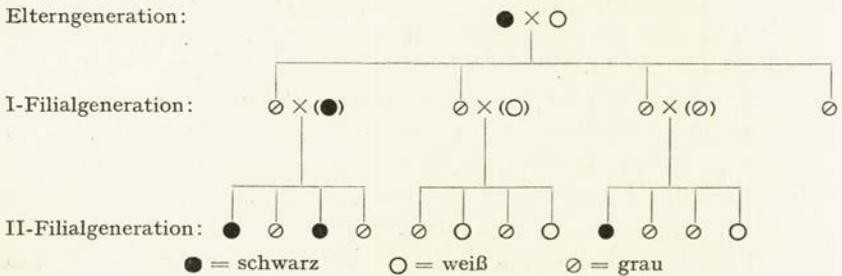
¹ Elemente der exakten Erblichkeitslehre. Jena 1909.

Hier soll von einer Schilderung seiner klassischen Versuche abgesehen und es sollen die von ihm gefundenen Gesetze nur rein schematisch entwickelt werden.

Verbinden sich zwei in bezug auf eine Eigenschaft verschiedene Individuen geschlechtlich miteinander, so können die Nachkommen in bezug auf diese Eigenschaft dem einen oder anderen Elter folgen, oder sie können eine Mischung der verschiedenen Eigenschaften der Eltern aufweisen. Je nachdem, ob nun im Erbgang eine Mischeigenschaft auftritt oder ausbleibt, unterscheiden wir den I- oder II-Fall MENDELScher Vererbung. Beide Fälle sind völlig unabhängig vom Geschlecht. Es ist für die MENDELSchen Erbgesetze gleichgültig, ob der Vater oder die Mutter gerade diese oder die andere Eigenschaft aufweist.

In beiden Fällen mögen in unserem Beispiel die verschiedenen Eigenschaften der Eltern in der Färbung liegen. Im I-Fall sei je ein Elter schwarz oder weiß, die Mischeigenschaft sei grau. Im II-Fall seien von Eltern einer blau, einer gelb.

Der I-Fall stellt sich schematisch folgendermaßen dar:



Im I-Fall gibt es in der I-Filialgeneration nur Bastarde, d. h. Individuen mit der Mischfarbe grau. Wären es mehr als vier Nachkommen, wie im Schema angegeben, so wären auch die übrigen grau, d. h. „intermediär“ gewesen. Drei von den Nachkommen sollen sich nun mit je einem schwarzen, weißen und grauen Individuum geschlechtlich verbinden. Die Verbindung eines grauen mit einem schwarzen Individuum ergibt je zur Hälfte graue und schwarze Nachkommen. Die Verbindung eines grauen mit einem weißen Individuum ergibt je zur Hälfte graue und weiße Individuen. Die verschiedenen Eigenschaften der Eltern treten in diesen beiden Fällen also bei den Kindern alternierend auf. Endlich erhält man gleichfalls in der II-Filialgeneration bei der Verbindung eines grauen mit wieder einem grauen Individuum zur Hälfte graue und je ein Viertel schwarze und weiße Nachkommen. Hier sind also die ursprünglichen Typen der Eltern neben dem Bastardtyp der I-Filialgeneration wieder zum Durchbruch gekommen und haben sich aufgespalten. Diese Reihe läßt sich beliebig fortsetzen. Der Bastard-

typ spaltet sich stets in der gleichen Weise auf, während Individuen von beiden Elterntypen — jede für sich rein gezüchtet — stets rein bleiben.

MENDEL nahm auf Grund seiner Untersuchungen an, daß diese Zahlenverhältnisse daran liegen, daß für jedes Merkmal in der befruchteten Eizelle (Zygote) zwei Anlagen vorhanden sind, eine vom Vater und eine von der Mutter. Von dieser Doppelanlage gelangt aber immer nur *eine* in die Geschlechtszellen. Bei reinen Individuen würde es sich also um eine doppelte gleichartige Anlage handeln, während bei Bastardtypen die Geschlechtszellen in bezug auf das bestimmte Merkmal verschieden, und zwar je zur Hälfte verschieden veranlagt sind.

Ist ein Individuum *reinerbig* (nach SIEMENS), so nennt man es Homozygot und sein Merkmal homozygotisch. Ist ein Individuum *spalterbig* (nach SIEMENS), so heißt es Heterozygot und sein Merkmal heterozygotisch¹.

Mit der Annahme der doppelten Anlage für jedes Merkmal läßt sich der I-Fall nun folgendermaßen erklären: *SS* sei die Erbformel für die schwarze Farbeigenschaft, *WW* für die weiße, *SW* oder *WS* für die graue Farbeigenschaft. Die Verbindung des Homozygoten *SS* mit dem Homozygoten *WW* (Elterngeneration) ergibt, wenn sich die Anlagen jeden Elters mit denen des andern Elters nach den Gesetzen der Kombinatorik verbinden:

$$\begin{array}{c} \boxed{SS} \times \boxed{WW} \\ \hline \end{array} \dots \dots \dots \begin{array}{c} SW, \\ SW, \\ SW, \\ SW \end{array}$$

also stets Heterozygote mit grauer Farbe in der I-Filialgeneration. Wenn diese Heterozygoten sich mit Homozygoten vom Elterntyp und auch untereinander verbinden, so ergeben sich folgende Kombinationen:

1. $\begin{array}{c} \boxed{SW} \times \boxed{SS} \\ \hline \end{array} \dots \dots \dots \begin{array}{c} SS, \\ SS, \\ WS, \\ WS \end{array}$
 grau × schwarz schwarz, schwarz, grau, grau
2. $\begin{array}{c} \boxed{SW} \times \boxed{WW} \\ \hline \end{array} \dots \dots \dots \begin{array}{c} SW, \\ SW, \\ WW, \\ WW \end{array}$
 grau × weiß grau, grau, weiß, weiß
3. $\begin{array}{c} \boxed{SW} \times \boxed{SW} \\ \hline \end{array} \dots \dots \dots \begin{array}{c} SS, \\ SW, \\ WS, \\ WW \end{array}$
 grau × grau schwarz, grau, grau, weiß

Wir gelangen auf Grund der Kombination zu den gleichen Zahlenverhältnissen, die oben angegeben waren und welche MENDEL durch seine Experimente ermittelt hatte. Jede der beiden Anlagen des einen

¹ Einführung in die allgemeine Konstitutions- und Vererbungs-pathologie. Berlin 1921.

Elters verbindet sich mit jeder der beiden Anlagen des andern Elters. Die Zygoten des Bastardtyps *SW* haben nicht etwa den Bastardcharakter *SW*, sondern sind Geschlechtszellen mit den Faktoren *S* und *W* zu gleichen Teilen.

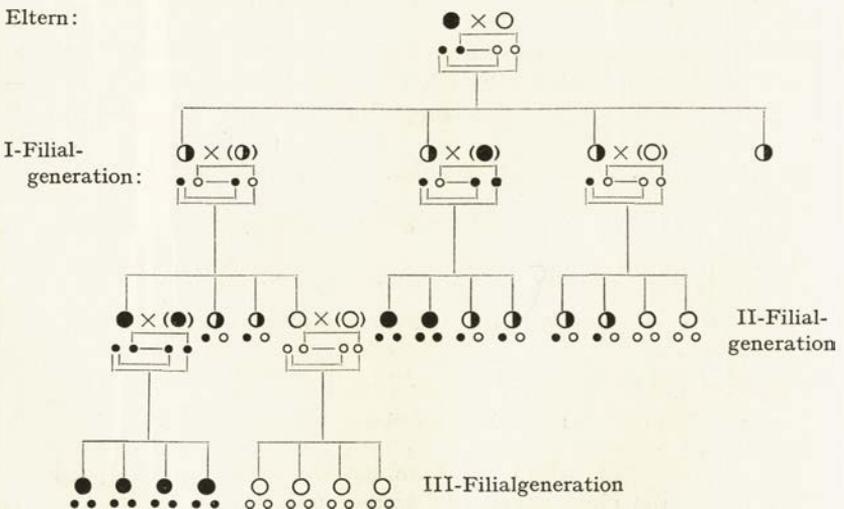
Dem II-Fall MENDELScher Vererbung liegt dieselbe Anlagenstruktur zugrunde, nur daß hier die Verhältnisse undurchsichtiger sind. Hier treten phänotypisch keine Mischeigenschaften im Erbgang in Erscheinung. Trotzdem muß angenommen werden, daß neben der phänotypischen Anlage auch die zweite Anlage, und zwar genotypisch, vorhanden ist, obschon von der ersten überdeckt und latent bleibend. Man nennt diese Anlagen und die ihnen entsprechenden Eigenschaften dominant bzw. rezessiv.

Die Individuen sollten sich im II-Fall durch blaue und gelbe Farbeigenschaften unterscheiden. Blau soll über Gelb dominant sein. Es sollen bedeuten:

- Blaue Individuen, homozygot: ●
 Blaue Individuen, heterozygot: ⊙
 Gelbe Individuen, homozygot: ○

Zur besseren Orientierung über die möglichen Kombinationen bei Verbindung der einzelnen Individuen sind unter diese Symbole noch kleinere Marken gesetzt, welche die doppelte Anlage versinnbildlichen sollen:
 • bedeutet blaue Anlage, ◦ bedeutet gelbe Anlage.

Das Schema des II-Falles MENDELScher Vererbung stellt sich dann folgendermaßen dar:



Bis auf das Fehlen der Mischeigenschaft vollzieht sich die Erbübertragung im II-Fall wie im I-Fall. Nur gelangen wir hier zu anderen Zahlenverhältnissen, denn ein Heterozygot mit dominanter Anlage

unterscheidet sich äußerlich nicht von einem Homozygoten, welcher die gleiche Anlage doppelt besitzt. Derselbe Genotypus ist hier phänotypisch verschieden. Nur bei weiterer Kreuzung läßt sich durch die Nachkommen ermitteln, ob es sich bei den Eltern um eine homo- oder heterozygote Anlage handelte.

Es ergeben sich also im II-Fall bei der Kreuzung eines blauen und eines gelben Merkmals in der I-Filialgeneration nur blaue Bastarde, die bei Inzuchtkreuzung in der II-Filialgeneration $\frac{3}{4}$ blaue und $\frac{1}{4}$ gelbe Nachkommen haben. Die gelben und $\frac{1}{3}$ der blauen Nachkommen züchten rein weiter, während die restlichen $\frac{2}{3}$ der blauen Nachkommen sich wieder in $\frac{3}{4}$ blaue und $\frac{1}{4}$ gelbe Individuen aufspalten würden usf. Auch die Kreuzung eines Bastards mit einer der homozygoten Elternformen folgt der theoretischen Annahme MENDELS, indem wir erhalten:

Blau (Heterozygot) \times Blau (Homozygot) = je zur Hälfte Blau (Homozygot)
+ Blau (Heterozygot)

Blau (Heterozygot) \times Gelb (Homozygot) = je zur Hälfte Blau (Heterozygot)
+ Gelb (Homozygot).

Die Mischungstypen des I-Falles nennt man nach HOFFMANN auch Bastardtypen mit unvollständiger Dominanz oder unvollständiger Rezessivität, da die Heterozygote häufig kein reines Dominanzverhältnis aufzuweisen und phänotypisch von den Homozygoten doch etwas verschieden sind.

Die Zahlenverhältnisse, die MENDEL auf Grund seiner ausgedehnten Vererbungsuntersuchungen fand, deckten sich nicht immer mit den beiden obigen Fällen. MENDEL sah sich daher genötigt, die Theorie zu erweitern, indem er beim II-Fall unter Umständen statt einer zwei oder mehrere Doppelanlagen für eine Eigenschaft annahm. Dieser neue Fall bleibt dem II-Fall im Wesen gleich. Bei zwei Merkmalen in Doppelanlage würde der Bastard je eine Anlage für jedes der beiden Merkmale von jedem Elter erhalten, z. B.:

Eltern: $AABB \times ccdd$

I-Filialgeneration (Bastarde): $AcBd$

Kreuzt man diese Bastarde unter sich, so verteilen sich die einzelnen Anlagen A und c , B und d unabhängig voneinander und kombinieren sich beliebig. Wenn A vollständig dominant ist über c und B vollständig dominant über d , so erhält man in der II-Filialgeneration:

9	Phänotypen	AB
3	„	Ad
3	„	Bc
1	„	cd

Es ergeben sich also 4 verschiedene Phänotypen im Zahlenverhältnis 9:3:3:1.

Bei 3 Anlagepaaren und Dominanz würden wir bei Inzucht in der II-Filialgeneration 8 Phänotypen und das Zahlenverhältnis 27 : 9 : 9 : 9 : 3 : 3 : 3 : 1 erhalten.

Trotzdem durch diese Erweiterung der MENDELSchen Theorie sich wieder völlig andere Zahlenverhältnisse als bisher ergeben, stimmten diese doch nur zum Teil mit den experimentell gefundenen Ergebnissen überein. Man mußte sich also entschließen, die MENDELSchen Annahmen weiter zu modifizieren. So ließ man die MENDELSche Hypothese der Unabhängigkeit der Anlagen in gewissen Fällen fallen und nahm an, daß die Anlage zu einer Eigenschaft mitunter an die Anlage zu einer zweiten Eigenschaft gekoppelt ist, so daß beide nur gleichzeitig auftreten können. Auf diese Weise gelangt man wiederum zu ganz neuen Zahlenverhältnissen, die sich mit einer Reihe von Ergebnissen in der Tat deckten. Für den Rest der Ergebnisse, der sich mit den bisherigen Theorien noch immer nicht erklären ließ, griff man zu neuen Hypothesen und fand sie in den Eigenschaften der Dominanz. Eine Anlage *A*, die zuerst dominant über eine Anlage *B* ist, kann nämlich später rezessiv werden, während die Anlage *B* dafür dominant wird. Dieser Dominanzwechsel kann innerhalb eines Individuums auftreten. Er kann aber auch innerhalb von Familien erfolgen. Wenn sich Eltern mit den Anlagen *AA* und *BB* kreuzen, so kann in einer Familie *A* über *B* dominant sein, in einer andern Familie *B* über *A*.

Neben den Individualgesetzen MENDELScher Vererbung wurden von GALTON¹ und PEARSON² Kollektivgesetze statistischer Natur aufgestellt. GALTON fand das sog. Rückschlaggesetz: Wenn die Leistungen einer Gruppe von Eltern auf einem Leistungsgebiet vom allgemeinen Durchschnitt um einen gleichen Betrag nach derselben Richtung abweichen, so weicht der Leistungsdurchschnitt der Kinder weniger vom allgemeinen Durchschnitt ab, liegt aber in derselben Richtung, d. h. schlägt zurück. Ein zweites Gesetz GALTONS, das Gesetz vom Ahnen-erbe besagt, daß die Ähnlichkeit zwischen Eltern und Nachkommen mit zunehmender verwandtschaftlicher Entfernung in geometrischer Progression abnimmt. PEARSON glaubt eine Gesetzmäßigkeit gefunden zu haben, nach welcher die Verwandtenähnlichkeit in körperlicher und psychischer Beziehung gleich groß ist.

2. Vererbung psychischen Verhaltens.

Die Erbllichkeitsforschung hat auf den verschiedensten Gebieten psychischen Verhaltens versucht, den Erbgang aufzudecken. Neben normalen psychischen Eigenschaften und Fähigkeiten galt das Interesse besonders abnormen und pathologischen Eigentümlichkeiten, da diese phänotypisch in der Regel deutlich hervortreten. Begabung, talentierte

^{1, 2} Literatur bei PETERS, I. c.

und geniale Anlage, Temperament, Neigung zu Erregtheit, zur Depression, verbrecherische Neigungen, soziale Tauglichkeit, geistige Erkrankungen fast jeder Art und vieles andere mehr sind Gegenstand erbbiologischer Untersuchungen gewesen. Von der Fülle der Ergebnisse kann hier nur ein kleiner Teil erwähnt werden. Die psychische Vererbungslehre ist eine junge Wissenschaft und heute noch weit davon entfernt, exakte Gesetze über den Erbgang liefern zu können. Das Auffinden von Gesetzmäßigkeiten, wie sie MENDEL für rein biologische Vererbungsvorgänge zu finden in der Lage war, wird stets heuristische Forderung bleiben. Jedoch ist die psychische Vererbungslehre bisher noch nicht über das Sammeln von Material hinausgelangt. Hierbei haben sich bereits große Schwierigkeiten bei der Frage ergeben, *was* eigentlich genotypisch vererbt werden kann. Sind „verbrecherische Neigungen“, „soziale Tauglichkeit“ u. ä. wirklich bereits Einheiten, die genetisch fixiert und lokalisiert denkbar sind?¹

PETERS machte die *Erblichkeit der Begabung* zum Gegenstand einer eingehenden Prüfung. Er sammelte Schulzeugnisse von Kindern und verglich sie mit den Schulzeugnissen der Eltern und Großeltern. Wenn auch Schulleistungen kaum ein endgültiges Urteil über die Begabung eines Menschen zulassen, so ist doch PETERS' große statistische Untersuchung durch gewisse gefundene Gesetzmäßigkeiten recht lehrreich.

Vererbung der Schulfähigkeit (nach PETERS).

Eltern	% der Kinder			Zahl der Fälle
	gut	mittel	schlecht	
gut—gut	41,5	58,5	0	426
gut—mittel	25,3	73,4	1,3	1265
gut—schlecht	32,1	61,5	6,4	78
mittel—mittel	14,7	82,0	3,3	1850
mittel—schlecht	12,1	74,4	13,5	323
schlecht—schlecht	10,8	78,4	10,8	37

Die Tabelle zeigt das alternierende Auftreten der elterlichen Eigenschaften bei den Kindern. Gäbe es neben der alternierenden Vererbung noch Mischvererbung, so müßten die Kinder der Eltern gut—schlecht deutlich mehr Mittelleistungen haben als die Kinder der Eltern gut—gut oder der Eltern schlecht—schlecht. Da dies nicht der Fall ist, kann PETERS annehmen, daß bei der Schulbegabung nur alternierende und nicht auch Mischvererbung vorkommt.

Zu ähnlichen Ergebnissen kamen HAECKER und ZIEHEN² in bezug auf musikalische Begabung. Sie bearbeiteten die Angaben über mehr als 5000 Individuen statistisch.

¹ Über die erblichen Belastungsfaktoren bei Kriminellen und Asozialen vgl. den sechsten Teil, Kap. I dieses Buches.

² Zur Vererbung und Entwicklung der musikalischen Begabung. Leipzig 1923.

Vererbung der musikalischen Begabung.

Eltern	% der Kinder		
	ausgeprägt musikalisch	etwas musikalisch	unmusikalisch
beide ausgeprägt musikalisch . . .	85,6	6,5	7,9
einer ausgeprägt musikalisch } . . .	58,6	15,0	26,4
einer unmusikalisch			
beide unmusikalisch	25,4	15,9	58,7

Auch bei der Vererbung der musikalischen Begabung finden sich also bei ungleich veranlagten Eltern unter den Kindern fast keine intermediären Typen.

Über die Vererbungsgesetze der *talentierten und genialen Anlage* konnte bisher noch nichts Allgemeines ermittelt werden, da noch zu wenige talentierte und geniale Persönlichkeiten sowohl psychologisch wie genealogisch untersucht worden sind. REIBMAYR¹ sieht in der Inzucht die einzige Möglichkeit zur Züchtung von Talenten und Genies, natürlich nur, wenn genotypisch wirklich Qualitäten vorhanden sind. Dabei versteht REIBMAYR unter Inzucht nicht nur Familieninzucht, sondern auch Standes- und Kasteninzucht.

Das gewaltige Material von HEYMANS und WIERSMA² hat PETERS einer Prüfung in bezug auf Vererbung unterzogen. Er fand dabei bei allen untersuchten psychischen Eigenschaften vorwiegend die alternierende Vererbungsweise.

Von einer anderen Seite her sind KRETSCHMER und besonders H. HOFFMANN an das Vererbungsproblem herangetreten. Als Material dient ihnen das *Temperament*. Ihre Untersuchungen sind besonders verheißungsvoll, da durch die KRETSCHMERSCHE Temperamentenlehre³ zwanglos der Übergang vom normalen zyklotyphen Menschen zum ammanisch-depressiven Irresein Erkrankten und vom normalen schizotyphen Menschen über den Schizoiden zum Schizophhren ermöglicht wird.

KRETSCHMER und HOFFMANN haben eine große Anzahl von Familiengeschichten studiert und das gewonnene Material auf seine Allgemeingültigkeit untersucht. Dabei hat sich gezeigt, daß bisher weder für die zyklotype noch für die schizotype Anlage noch für eine Mischung aus beiden Anlagen streng allgemeingültige Vererbungsgesetze aufgestellt werden konnten. Die Nachkommen weisen teilweise eine Kombination der elterlichen Temperamente auf, teilweise haben sie alternierend das Temperament des einen oder anderen Elters. Alternierende Weitergabe zeigt sich nicht nur bei Eltern innerhalb desselben Formen-

¹ Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies. München 1908.

² Vgl. S. 17 dieses Buches.

³ Vgl. hierüber Genaueres: S. 272 ff. dieses Buches.

kreises, sondern auch wenn die Eltern verschiedenen, reinen oder kombinierten Formenkreisen angehören. Das gleiche gilt von der Mischvererbung. Trotz des heute noch herrschenden Durcheinanders sind diese Untersuchungen äußerst lehrreich, da sie die Schwierigkeiten der Vererbungsforschung so recht ins Licht rücken.

Für die Vererbung des Temperaments im zyklotyphen Konstitutionskreis seien hier nach KRETSCHMER¹ zwei Stammbäume zyklotypher Familien wiedergegeben, von denen eine vorwiegend heiteren, die andere vorwiegend depressiven Temperaments ist.

Typus einer zirkulären Familie mit vorwiegend heiteren Temperamenten
(nach KRETSCHMER).



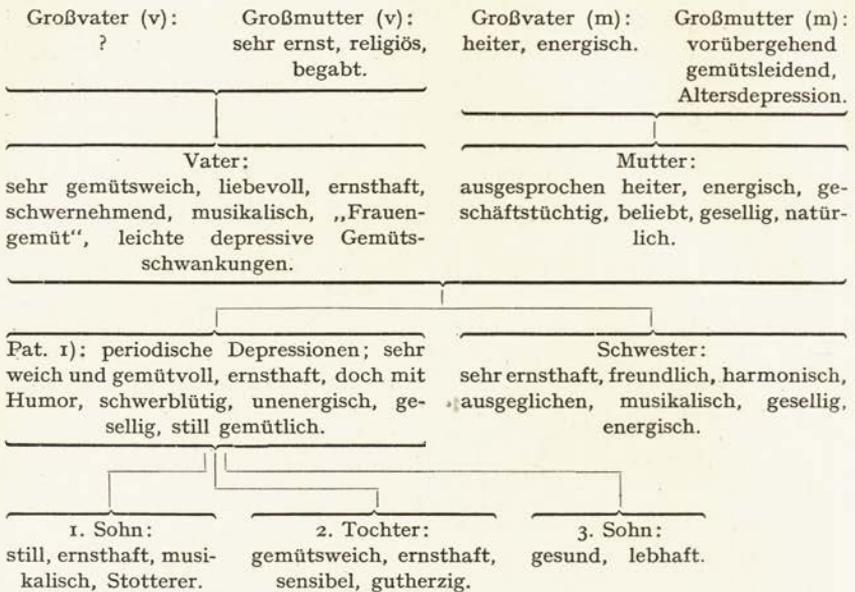
Bei der ersten Familie stellt der am manisch-depressiven Irresein erkrankte Patient eine ins Psychotische gesteigerte Mischung der elterlichen Temperamentsanlagen dar. HOFFMANN kennt noch andere Fälle solcher Vererbung und erblickt darin einen periodischen Dominanzwechsel der elterlichen Veranlagung im Nachkommen.

Der Stammbaum der zweiten Familie enthält alle Temperamentsübergänge von den periodischen Depressionspsychosen des Patienten bis zu der Temperamentslage der völlig gesunden Schwester.

Gemeinsam ist diesen beiden typischen zyklotyphen Familien ein gewisser Gesamtcharakter des Temperaments. KRETSCHMER beschreibt diesen *spiritus familiaris* als „eine gewisse Gutherzigkeit, Wärme und Weichheit des Gemüts, eine aufgeschlossene, gesellige, menschlich-natürliche Art, die bald mehr heiter, frisch und witzig, tätig und untriebzig, bald mehr schwerblütig weich und still, dort an den hypomanischen, hier an den depressiven Pol des zirkulären Formkreises in unmittelbarem Übergang sich anschließt“.

¹ Körperbau und Charakter, I. c.

Typus einer zirkulären Familie mit vorwiegend depressiven Temperamenten
(nach KRETSCHMER).

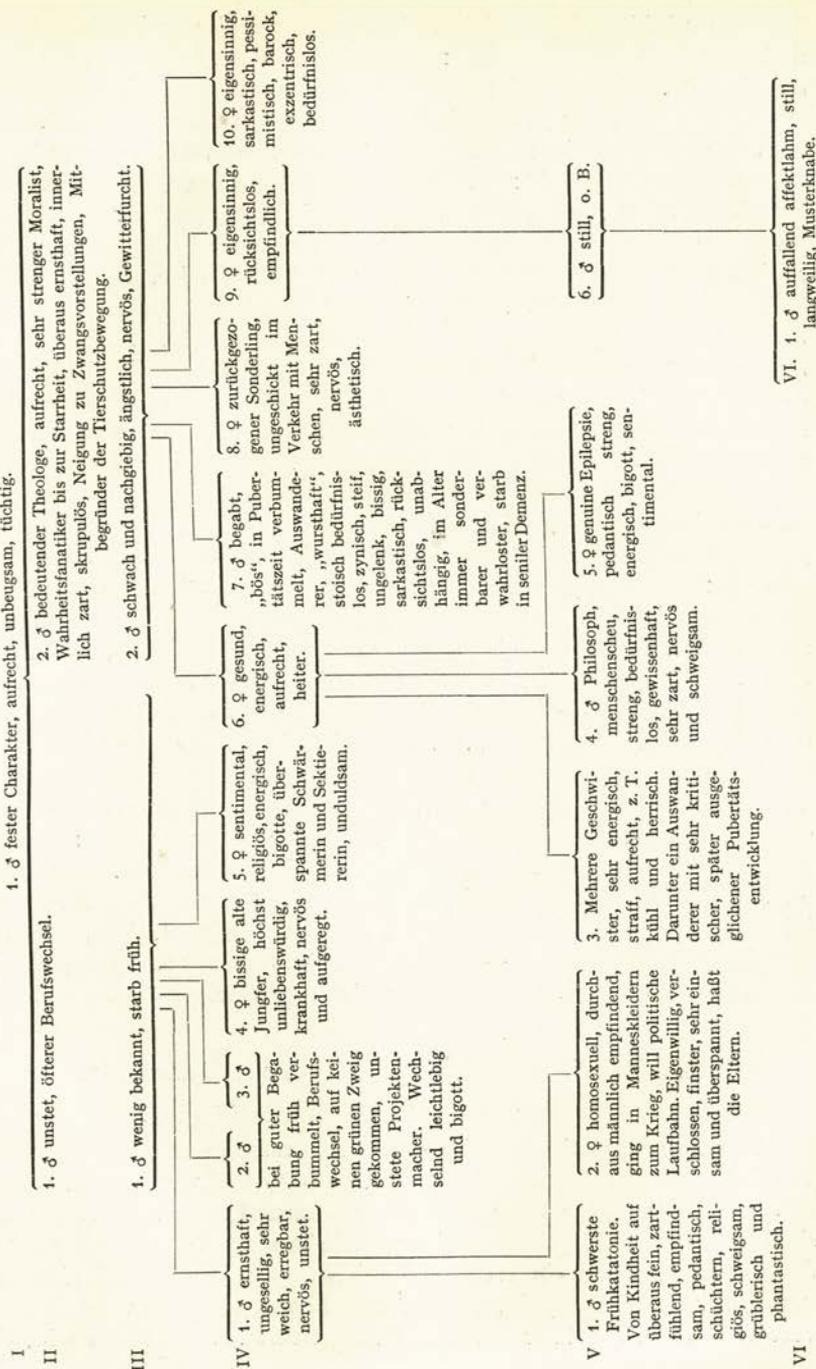


Eine völlig andere psychische Atmosphäre zeigt uns dagegen der Stammbaum einer Familie mit schizothymer Anlage.

Wir sehen, daß sich auch bei schizothymer Anlage trotz verschiedenartigen andersartigen Blutzufusses der spiritus familiaris Generationen hindurch bald mehr, bald weniger offen zutage tretend durchsetzt. Leider geben längst nicht alle untersuchten Familiengeschichten das gleiche Bild der Temperamentsvererbung wie die hier zitierten Stammbäume. Bei anderen Familien treffen wir ganz andere Vererbungsverhältnisse. Das gesammelte Material ist heute schon recht beträchtlich und in seiner Buntheit verwirrend. Es wird wohl noch geraume Zeit dauern, bis sich der Erbgang einwandfrei herausarbeiten läßt.

H. HOFFMANN hat noch besonders hervorgehoben, daß vielfach „Anlagekontraste“, „Charakterantinomien“ vererbt werden, d. h. gegensätzliche Eigenschaften im Charakter eines Menschen sich nicht nur nicht ausschließen, sondern erblich gekoppelt aufzutreten vermögen. Im Phänotypus können sie dann entweder einander zu verdrängen suchen, zeitlich ablösen, kompensatorisch auslöschen — oder sie können unvermittelt nebeneinander bestehen. Dadurch gegebene *Disharmonien* des Charakteraufbaues lassen sich durch die besonderen Mischungsverhältnisse des Erbgutes der Vorfahren erklären.

Stammbaum einer Familie mit schizothymen Anlage (kollaterale Vererbung). Nach KRETSCHMER.



Dem sei hier nicht gefolgt. Aus unserer Skizze wird sich bereits mehreres klar ergeben haben: Einmal der besondere *Charakterbegriff der Erblehre*. Charakter ist eine Abstraktion aus demjenigen Bestande des Phänotypus, der genotypisch unmittelbar rückbeziehbar ist. Welches dieser Bestand ist und woran man ihn erkennt, dafür gibt es keinen Ableitungsgesichtspunkt: das muß man genealogisch-erbstatistisch auszurechnen versuchen. Zweitens der *Begriff der Eigenschaft*: Eigenschaft im Sinne der erbbiologischen Charakterkunde ist diejenige phänotypische Struktur oder Funktion oder Verhaltensweise, deren Erblichkeit sich nachweisen läßt. Das wird nun für alle möglichen disparaten „Merkmale“ des psychischen Phänotypus durchprobiert. Und da die „Erbregeln“ noch eine recht dehnbare und undurchsichtige Sache sind — und Nachrichten von dem psychischen Verhalten der einzelnen Vorfahren fast nie genügend kontrollierbar: so ergeben sich alsbald die schönsten Erbtheorien und Erbmythologien. Drittens die Konsequenz: eine zu Ende gedachte Erblehre schließt Erziehung im Sinne der Umbildung eines Menschen hinsichtlich seines Charakters aus; nur das Angelegte kann entwickelt werden — und auch dies macht sich von selber. Viertens: alle die psychologischen Sinngebungen, Sinngesetze und Sinnfassungen in dem lebensgeschichtlichen Gange eines Menschen sind eitler Schein. Der Mensch ist, wozu er erbmäßig angelegt ist, und weiter nichts. Die unfreie Starre des Präformationsgedankens — in ihrer zugespitztesten Form — legt sich lähmend über das Leben der Seele und ihre Erfassung. Ein Knabe z. B. wird wie sein Vater — nicht weil, wie er glaubt und der Psychologe ihm glaubt, der Vater ihm Ansporn und Vorbild der Selbstgestaltung war und der Sinn seines inneren Lebens in diesem Punkte durch ein konkret erlebtes Ideal geformt wurde: sondern das ist genisch bedingt. Das Erleben ist Selbsttäuschung. Der Wille ist Selbsttäuschung: er ist ein liebeich verhülltes genisches Müssen. Die erbbiologische Charakterkunde, zu Ende gedacht, ist „l'homme machine“. Aber sie kann — glücklicherweise — nicht zu Ende gedacht werden: es sind zu viele Unbekannte in ihrer einzigen Gleichung.

III. Konstitutionsbiologische Charakterkunde.

I. Charakter und endokrine Stigmatisierung.

Wäre unter Konstitution nichts weiter zu verstehen als ausschließlich das *Erbgut*, die genotypische Eigenart, so hätten wir Steine statt Brot erhalten. Wir hätten dann das Fatum anzuerkennen, und es wäre sinnlos, über die Möglichkeit einer Beeinflussung und Erziehung des Charakters auch nur ein Wort zu verlieren. Wie der Mensch sich uns darstellt, seine Phänotypik, sein gelebtes Leben, alles das wäre zurückverwiesen auf ein fatales Präformationssystem: „so mußt du sein, du

kannst dir nicht entfliehn“ — und alle Wirklichkeit hätte lediglich die Rolle der äußerlichen, belanglosen, „realisierenden Faktoren“ Roux', hinter denen unzugänglich, jedem Arzttum entzogen, die vorgegebene Anlage als Schicksal stünde.

Aber so eng, wie die cytologische und statistische Erblehre dies anbeefehlen, fassen die Konstitutionsbiologen den Konstitutionsbegriff *nicht*. Die großen Kliniker — ein MARTIUS, ein KRAUS, ein F. VON MÜLLER, ein BRUGSCH — haben sich von jeher dagegen gewehrt. Pathologen wie ORTH und TENDELOO haben ihnen dabei zur Seite gestanden. Besonders aber die neuere experimentelle Zoologie und Biologie, die Forschungen eines HARRISON, eines SPEMANN, haben die Präpotenz des Mendelismus und der cytologischen Erblehre für die Fassung unseres Konstitutionsbegriffes erschüttert und in ärztlich hoffnungsvollerer Weise ergänzt¹. Wir wissen heute um die konstitutionelle Bedeutung der Wirkungen, welche die *Teile* eines Organismus aufeinander und auf die Entwicklung des Ganzen ausüben; wir wissen um die konstitutionelle Bedeutung der „*Differenzierungsströme*“ in den einzelnen Entwicklungsphasen; wir wissen um die konstitutionelle Bedeutung dieser *Entwicklungsphasen* selber unter verschiedenen epigenetischen Bedingungen trophischer und hormonaler und sonstiger Art. Wir haben — unbeschadet der Anerkennung von Erbgut und Ahneneinfluß — einen lebendigeren, fließenderen, zugleich umfassenderen und naiveren Konstitutionsbegriff — naiver insofern, als er sich frei hält von theoretischen Belastungen, und das Vorhandene und Nichtvorhandene vom *personalen* Standpunkt aus erfaßt, als wesenszugehörig zur Eigenart der Gesamtperson und ihrem Aufbau sieht und gleichsam plastisch auf sich wirken läßt. In diesem *beschreibend-dynamischen* Sinne, in diesem Sinne des personalen Strukturaufbaus, fassen wir heute den Konstitutionsbegriff; die theoretische Begründung dieser Fassung, die an dieser Stelle nicht gegeben werden kann, verdanken wir vor allem FRIEDRICH KRAUS². Für ihn ist die personale Konstitution, biologisch gesehen, „außerhalb des Gegensatzes von Psychischem und Physischem“, ein dynamisches Gebilde: die „Tiefenperson“, das Vegetative — dessen Struktur er meisterhaft verfolgt, von den physikochemischen Substraten der Gewebe an bis in alle jene „vegetativen Strömungen“, welche die Gestalt der „Tiefenperson formen, „spontan dranghaft schöpferisch, schlechthin vital, primär angelegt, unbewußt“.

Diesem Konstitutionsbegriffe fehlt nicht etwa der Präformationsgedanke. Aber das Präformierte ist hier nichts Starres, Festes: es ist

¹ Genaueres hierüber vgl. KRONFELD, JONAS u. STERNBERG in „Die Biologie der Person“ von BRUGSCH u. LEWY 3, 128—222.

² KRAUS, Allgemeine und spezielle Pathologie der Person. Besonderer Teil I: Die Tiefenperson. Leipzig 1926.

ein Fließendes, Dynamisches, dem Leben ausgesetzt und durch das Leben nach inneren Voraussetzungen sich wandelnd. Es ist die organisierende „Verfassung“ eines Menschen — in einem aktuellen Lebenszustande: abzüglich der bloß exogenen Bedingungswirkungen, einschließlich aller gegenwärtigen Möglichkeiten desselben.

Ein solcher *biologischer* Konstitutionsbegriff vermag für die Charakterkunde in ähnlicher Weise fruchtbar zu werden, wie dies von den deskriptiv ermittelten Dispositionen in der psychiatrischen Forschung dargetan werden konnte.

In diesem Gebrauche ist der Konstitutionsbegriff viel älter, als man es glauben möchte. Immer schon ging das Bestreben der großen Ärzte in der Vergangenheit darauf aus, die Verschiedenheit der menschlichen Typen in ihrem Bauplan unter *Gesetze* zu fassen, die typischen Unterschiede in den körperlichen Organfunktionen aufzufinden und Bauplan und Organfunktion in ihren typischen Eigenarten in eine gesetzmäßige Beziehung zu bringen. So ergaben sich diejenigen Versuche zur Bildung von Konstitutionstypen, die wir als die *morphologisch-funktionellen* bezeichnen wollen. Sie erfaßten nicht nur die Physis, sondern meist zugleich auch die psychischen Eigenarten, und suchten letztere aus den physischen Funktionsgrundlagen herzuleiten. Die ersten Systeme dieser morphologisch-funktionellen Konstitutionstypen verdanken wir den Franzosen, und KRETSCHMER hat über deren fast schon verschollene Leistungen unlängst berichtet¹. HALLÉ, der Begründer dieser Forschungsrichtung, knüpfte vor etwa 150 Jahren teilweise noch an die humorale Konstitutions- und Typenlehre der griechischen Tradition an. Daneben aber schuf er eine Einteilung der Konstitutionstypen nach geschlossenen Funktionssystemen und deren greifbarem Hervortreten in der körperlichen Konfiguration. Und dieser Gedanke blieb der leitende für die französische Forschung bis zur Gegenwart. HALLÉ unterschied den *cephalischen*, den *thorakischen* und den *abdominalen* Menschentypus — Typenbildungen, die wir noch bei SIGAUD und seiner Schule wiederfinden, denen wir aber auch in der populären Laienphysiognomik unserer Tage wieder begegnen, z. B. in HUTERS Empfindungs-, Bewegungs- und Ernährungsnaturell. THOMAS gab 1821 einen Ausbau dieser Lehren. Unter dem Einfluß LAMARCKS lehrte er: die relative Entwicklung eines Organsystems zeigt den Grad der Energie, seiner Funktion. Z. B. entspricht ein großes Gehirn einer großen Energie der intellektuellen und gefühlsmäßigen Funktionen. So entstehen bei ihm drei Grundtypen der physischen Konstitution und gleichzeitig der seelischen Eigenart. Diese können sich im Einzelfall mischen und überschneiden. Der „*type crânien*“ hat großen Schädel mit breiter,

¹ KRETSCHMER, Die französische Konstitutions- und Temperamentenlehre. Jb. Charakterol. 6 (1929).

hoher Stirn, Brust und Bauch sind schwächlich, der Habitus mager. Dieser Typ hat die geistigen Fähigkeiten und energischen Leidenschaften. Ihm gehören an fast alle großen Männer, die sich irgendwie berühmt gemacht haben. Es besteht eine ausgesprochene Beziehung zur Melancholie und zu psychischen Eigenarten abnormer Natur. Der *abdominale Typ* zeichnet sich durch seinen großen Bauch aus, wobei Fettleibigkeit und Entwicklungsgrad der Intestina nicht getrennt wird. Er ist beschränkt, ohne körperliche und moralische Kräfte, langsam, dumpf, genießerisch. Der *Brustmensch* ist muskulös, von kleinem Schädel und Bauch, von starker Atmung und Stimme, kräftiger Herzaktion. Man trifft ihn in der Bauernbevölkerung. Er ist geistig genügsam und unselbständig. KRETSCHMER weist mit Recht auf die deduktive Willkür dieser Zuordnungen hin. Die stärkste Organgruppe stellt zugleich die seelischen Hauptanlagen, also den Kern der Persönlichkeit dar. Der Schädeltyp ist der Geistmensch, der Brusttyp ist der Motoriker, der Bauchmensch ist der Materialist. Diese Temperamentslehre ist nicht an Hand der Erfahrung gewonnen, sondern ausgedacht. Bezeichnend ist, daß wenige Jahre später von ganz dem gleichen Prinzip aus ROSTAN etwas ganz anderes deduzierte. Er faßte z. B. den Bauchmenschen nicht als den „satten Fresser“ auf, sondern als den „Heißhungrigen“. Infolgedessen ist der Bauchmensch bei ihm leidenschaftlich, gierig, eifersüchtig, kühn und lebhaft. Beide Ableitungen zeigen das verfehlte Prinzip. ROSTAN hatte übrigens 1826 schon die Vierteilung der Konstitutionstypen aufgestellt, die heute noch in der französischen Wissenschaft grundlegend gilt: den „type cérébral, respiratoire, digestif und musculaire“. Was SIGAUD und die Modernen hinzufügten¹, war lediglich eine bessere Begründung. Die Entstehungsbedingungen dieser Typen wurden in das Milieu verlegt. Das Milieu formte sozusagen *Standortvarietäten* der Gattung Mensch, und diese Varietäten wurden dann erbfest. Auch hier blickt der Lamarckismus deutlich durch. Bei nomadischer Lebensführung, bei Gebirgsbewohnern usw. sind die vorherrschenden Milieuwirkungen atmosphärische. Infolgedessen entwickelt sich der Brustmensch als Standortvarietät. In einsamen unfruchtbaren Gegenden, die große Muskelanstrengung zur Erhaltung des Lebens erfordern, entsteht der Muskeltyp als Standortvarietät. In Gegenden mit besonders günstigen Ernährungsbedingungen, in Flandern oder Südfrankreich, entwickelt sich der Bauchtypus. Im biologischen Milieu der Großstadt bei mäßiger Ernährung und sitzender Lebensweise, aber in komplizierten sozialen Bindungen entsteht der Kopf-typus.

Eine Kritik der französischen Lehre fällt zusammen mit einer solchen des Lamarckismus. Aber sie trifft nur die Begründung, nicht das

¹ Darüber vgl. S. 272 ff. dieses Buches.

morphologische Material. Ich erwähne diese etwas primitiven Versuche der Franzosen hauptsächlich wegen des morphologisch-funktionellen Gesichtspunktes, den sie an ihr Material herangetragen haben. Verdanken wir doch diesem Gesichtspunkt die Entdeckung desjenigen Konstitutionstypus, der von größter Bedeutung geworden ist: des *Typus asthenicus* BARTELS-STILLER. Wir beschreiben ihn an dieser Stelle noch nicht, da wir ihm in der Körperbau-Lehre KRETSCHMERS ausführlicher begegnen werden, die wir in einem besonderen Kapitel behandeln. Er wurde aufgestellt mittels reiner Beobachtung und Beschreibung, und so mannigfach seine Deutungen ausgefallen sind, so berührt dies die morphologische und funktionelle Gültigkeit dieser Typenbildung nicht. Der Typus STILLER besteht, als bleibender Gewinn der Konstitutionsforschung, gleichviel wie man ihn „erklärt“: ob als Mutation, oder als Entwicklungshemmung, oder als Degeneration, oder als thymisch-dyskrin, oder endlich, im Sinne von MATHES' geistreicher Hypothese, als Intersex. Hier zeigt sich so recht, wie wenig der Konstitutionsforschung mit Theorien gedient ist, neben der Fähigkeit und Kunst zu *sehen* und zu *beobachten*.

Und doch werden wir gerade auf diesem Gebiet immer wieder nach Theorien suchen, nach *Schlüsselformeln*, die uns das Ganze des Menschen und seiner psychophysischen Organisation einheitlich verständlich machen. Uralt ist das Streben nach solchen Schlüsselformeln. WELLMANN und BRUGSCH¹ haben uns die hellenischen Anschauungen der Antike über solche Schlüsselformeln vermittelt, wie sie bei HIPPOKRATES, DIOKLES und bei den Anhängern des ASKLEPIADES zu reicher Entwicklung kamen: vor allem in der Lehre von den Säften und ihrer Mischung, den Krasien und Dyskrasien. Es würde zu weit führen, diese alten unvollkommenen Systeme hier zu wiederholen. Aber die Erneuerung des Grundgedankens der Alten durch die moderne *Endokrinologie* hat wiederum mannigfache Versuche gezeitigt, *endokrine Schlüsselformeln* der einzelnen Konstitutionstypen des Menschen aufzustellen. Wir können von vornherein erwarten, daß diese Versuche den gleichen Stempel deduktiver Willkür an sich tragen werden, wie dies die Ableitungen der Franzosen aus dem Funktionsprinzip taten. Die Drüsenformel ist ja vorerst noch eine methodisch ungesicherte Konstruktion, ihre Beziehungen zum Genotypus sind noch ungeklärte, und sie ist zweifellos nicht das einzige formative Moment des Habitus.

¹ Zu diesem Abschnitt vgl. das umfassende Werk: Die Biologie der Person. Handb. d. allg. u. spez. Konstitutionslehre, herausg. v. BRUGSCH u. F. H. LEWY. 4 Bde. Berlin 1926—1931. Dort die gesamte Literatur. Speziell zur Frage der *Eidetik* vgl. WALTER JAENSCH, Grundzüge einer Physiologie und Klinik der psychophysischen Persönlichkeit. Berlin 1926 — und: Die Hautcapillarmikroskopie. Halle 1929. Ferner: E. R. JAENSCH, Die Eidetik und die typologische Forschungsmethode. Leipzig 1927.

Dennoch ist es lehrreich, in kurzer Übersicht zu verfolgen, was auf diesem Gebiete unternommen wurde: wir werden dabei auf einzelne Funde und Gesichtspunkte stoßen, die für die Charakterkunde von Bedeutung sind.

BERMAN¹ hat vor einigen Jahren den Begriff des *endokrinen Persönlichkeitstypus* geprägt: „Der endokrine Typus eines Individuums ist die Summe seiner endokrinologischen Momente, er erklärt die Vergangenheit und läßt die Reaktionen dieses Individuums in der Zukunft voraussehen; in derselben Weise, wie eine chemische Formel anzeigt, was sozusagen das Skelet einer chemischen Verbindung ist, abgeleitet von den Eigenschaften dieser Substanz unter wechselnden Bedingungen.“ Auf Grund dieses Programms unterscheidet er einen thyreo-zentrischen, gonado-zentrischen, thymo-zentrischen, hypophysären und adrenalen Persönlichkeitstypus. Wenn er etwa die gonadozentrische Persönlichkeit schildert, so ist sie für ihn „das beste Beispiel, wie sehr das ganze Leben des Menschen durch die endokrinen Drüsen beherrscht“ werde. „Der hypergonadale Typus ist stürmisch und gewalttätig, er ist sexuell außerordentlich sensibel.“ „Alle Übergänge zur Satyriasis sind vorhanden.“ Oder bezüglich des hypophysären Typus: er unterscheidet den Vorderlappentyp und den Hinterlappentyp. Ersterer ist maskulin, der ideale männliche Organismus, harmonisch in Körper und Geist, in Denken und Handeln. Der Hinterlappentypus ist feminin, unterliegt sentimental Gefühlen und ist leicht beeinflußbar. Die Männer sind Vorderlappentypen, die Frauen sind Hinterlappentypen.

Im einzelnen brauchen wir an dieser Stelle den BERMANschen Typen nicht zu folgen. Schon die wenigen Beispiele zeigen die durch keine Erfahrung gestützte gewalttätige Verallgemeinerungstendenz dieses Versuches; sie zeigen den rein intuitiven Charakter der Aufstellung, die weit über wissenschaftliche Selbstkritik hinausgeht und bloße Konstruktionen schafft, anstatt die Wirklichkeit abzubilden. Ich erwähne diesen Versuch BERMANs einmal deswegen, weil er in Amerika außerordentlich beachtet worden ist und gleichsam den Schlußstein all der amerikanischen Forschungen darstellt, die der Endokrinologie der Affekte gewidmet waren, z. B. von CANNON und seinen Mitarbeitern. Und zweitens deshalb, um an ihm etwas für die Konstitutionslehre Wichtiges abzuleiten. Die Schlüsselformel der einzelnen Persönlichkeitstypen kann, wie BERMANs Versuch zeigt, nicht durch irgendwelche endokrinen Konstruktionen vorweggenommen werden und daraus dann, gewissermaßen deduktiv, die Konstitutionstypik abgeleitet werden. Sondern der richtige Weg muß der umgekehrte sein: zuerst im Wege

¹ BERMAN, The Glands regulating Personality. New York 1922. Vgl. dazu auch den kritischen Bericht von LIPSCHÜTZ, Innere Sekretion und Persönlichkeit. Jb. Charakterol. 2/3 (1926).

klinischer Beobachtung und sorgfältiger statistischer Messung und Vergleichung, also im Wege kritischer wissenschaftlicher Empirie die einzelnen typischen Eigenarten einer Gruppe herausarbeiten, und dann erst für die gefundenen und als zusammengehörig festgestellten Typen nach der einheitlichen Schlüsselformel suchen! Die menschlichen Typen nach einer „endokrinen Metaphysik“ deduktiv aufzustellen, ist nicht eben der Weg wirklicher Wissenschaft.

Nun hat die Klinik uns ja in langer bewundernswerter Arbeit eine Reihe von Gruppen erkennen lassen, die in endokriner Hinsicht konstitutionell sowohl körperlich wie psychisch in ganz bestimmter Weise *stigmatisiert* sind. Und es läßt sich nicht einsehen, warum man nicht versuchen sollte, die Menschen — unbeschadet sonstiger und vielleicht wichtigerer Verschiedenheiten — nach dem Gesichtspunkt ihrer *endokrinen Stigmatisierung* voneinander typisch zu unterscheiden. Man muß sich nur klar sein, daß man diesen Gesichtspunkt nicht überfordern darf. Weder wird man durch ihn alle Menschen zu erfassen vermögen, noch wird er der einzige Gesichtspunkt einer Konstitutionstypologie sein dürfen. Andererseits hat BRUGSCH¹ darauf hingewiesen, daß die endokrinen Drüsen für die Aufstellung von konstitutionellen Stigmen ganz besonders geeignet sind. Sie haben den Vorzug eines endogenen Gepräges auch bei Unterfunktion und Parafunktion. Sie haben die engen Beziehungen zum vegetativen und zentralen Nervensystem, zum Wachstum und zur Formbildung, zum Stoffwechsel und zur Affektdynamik. Und vor allem: sie haben eine Spezifität der Funktion, die relativ eindeutige Zuordnungen erlaubt. Dieses Verfahren ermöglicht also wohl einen vorsichtigen Annäherungsweg an die Abgrenzung einiger wirklicher, lebensnaher Konstitutionstypen, die charakterkundlich interessieren.

Man denke etwa an die endokrine Stigmatisierung der Persönlichkeit durch die *Schilddrüsenfunktion*, wie sie uns durch die Franzosen, BRISSAUD und seine Schule, überliefert wird. Bei *Hypothyreose*, dem *Myxædème fruste*, finden wir kleine fette Habitusformen mit trockener Haut, mit Neigung zu frühem Haarausfall und vorzeitiger Arteriosklerose, mit niederer Körpertemperatur. Die Franzosen beschreiben, wie die Gesichtshaut an den Augenlidern zu Schwellungen neigt, wie die Augenbrauen schwach entwickelt sind, das äußere Drittel derselben fehlt. Psychisch sind diese Menschen phlegmatisch, wenig rege, leicht müde, von geringem Temperament. Sie neigen zu neuralgischen Beschwerden, sie neigen zu chronischen Organneurosen. Es führt eine gerade Linie zu den schwer pathologischen Zuständen des echten Myxödems mit seiner pastosen eigenartigen Unterhaut, seiner ichtthyotischen Epidermis, seinen Wachstumsstörungen, seinem Hypo-

¹ L. c.

genitalismus, seiner stumpfen Schweransprechbarkeit und geistigen Entwicklungshemmung.

Umgekehrt ist es bei *hyperthyreotischer Stigmatisierung*. Hier sehen wir große, magere, nervös reizbare Menschen. Sie haben aufgerissene Lidspalten, sie neigen zu Schweißausbrüchen, sie sind heißhungrige Esser mit schlechter Futtermwertung. Die Beziehungen dieser Stigmatisierung zum Sympathicotoniker sind durchsichtig. Psychisch sind diese Menschen hastig, hochfahrend, beweglich, zornig.

Zwischen diesen beiden Typen steht die *Labilität der Schilddrüsenfunktion* mit phasenhaftem Wechsel, die *Instabilité thyroïdienne*. Wir finden bei ihr Schwankungen des Allgemeinbefindens, der von der Schilddrüse abhängigen körperlichen Funktionen, des Gewichtes, und entsprechend auch Schwankungen des Temperamentes zwischen den geschilderten Extremen. Es ist noch unsicher, ob diese konstitutionelle Eigenart eine primär thyreogene oder primär nervöse ist. Für uns ist diese endokrine Stigmatisierung insofern bedeutsam geworden, als nach den Forschungen EWALDS kein Zweifel sein kann, daß sie in weitem Ausmaß mit der konstitutionellen Grundlage des *manisch-depressiven Irreseins* zusammenfällt. Vielleicht ist sie nichts anderes als die cyclothyme Konstitution der Psychiatrie, nur gesehen von einem anderen heuristischen Gesichtspunkte.

Nicht selten kommen Fälle zur Beobachtung, in denen wir uns nicht klar sind, ob wir eine leichte *Thyreotoxikose* oder eine *vasoneurotische Psychopathie* vor uns haben. Es sind jene Fälle, bei denen eine vasomotorische Labilität und eine gesteigerte erethische Herzaktion besteht. Finden wir gleichzeitig die Neigung zu hartnäckigen Diarrhöen, wie sie CURSCHMANN beschrieben hat, finden wir vielleicht Glykosurie, finden wir profuse oder irreguläre Menses, so werden wir die Herzerregung als thyreotoxisch und den Gesamtbefund als *Basedowoid*, als hyperthyreotische Stigmatisierung im Sinne von FRIEDRICH KRAUS und BERGMANN deuten. Wir finden hierbei stets auch „den Charakter“ verändert, wir finden eine psychische Erschöpfbarkeit und Mattigkeit, eine depressive Stimmungslage, gesteigerte Reizbarkeit und Affektlabilität von sensitivem Typus. Es ist also der ganze Mensch stigmatisiert; und wiederum können wir sagen: wir sehen hier eine konstitutionelle Eigenart der Persönlichkeit, eine psychopathische Form, gleichsam von einer anderen Seite her, nämlich von der endokrinen. Mit breiten Zonen geht dieser Typus über in die allgemeinere Habitusform der vegetativen Stigmatisierung überhaupt, so wie sie zuletzt VON BERGMANN beschrieben hat. Wir werden darauf zurückkommen, wenn wir die sog. B-Typen seines Schülers WALTER JAENSCH erörtern. — Die medizinische Klinik hat sich bei der Auffindung von Stigmen des Habitus nicht auf die Schilddrüse beschränkt. Lange Zeit ging ein

Kampf um den *Status thymicus und thymico-lymphaticus*. Persistenz und Hyperplasie der Thymus und der Lymphdrüsen fand sich bei jenem asthenischen Habitus, der durch allgemeine Unterentwicklung und Enge der großen Gefäße besonders markant ist. Der Thymustod, dieser angeblich besondere Shocktod, stand längere Zeit im Mittelpunkt der Diskussion. Die nahen Beziehungen der Thymushyperplasie zum Basedow, zur Akromegalie und zu hypophysären Dystrophien, zum Addison, zur Myasthenie wurden eingehend verfolgt. Aber neuerdings ist der Zweifel an der Einheitlichkeit und Spezifität dieses Konstitutionstypus gewachsen. Auch in psychischer Hinsicht bietet er keine Einheitlichkeit; es kommen Entwicklungshemmungen geistiger und affektiver Art dabei vor, aber sie fehlen auch.

Von den Menschen, die in ihrem Habitus durch die *Hypophyse* stigmatisiert werden, greife ich hier lediglich diejenigen heraus, bei denen eine *Hypoplasie der Keimdrüsen* besteht. Die Frage, welche der beiden hormonalen Störungen die *primäre* ist, lasse ich außer acht. Hier finden wir die *eunuchoiden Hochwuchs-* und die *eunuchoiden Fettwuchsformen*. Übergänge sind im Einzelfall fast die Regel, reine Formen wesentlich seltener. Warum bei den Riesenwüchsigen der Vorderlappen der Hypophyse inkretorisch überwiegt, bei den Fettwüchsigen der intermediäre Anteil derselben, ist noch unklar. Es ist auch nicht möglich, die *Dystrophia adiposogenitalis* im Einzelfalle immer von den Formen der primären Keimdrüsen-Hypoplasie mit Fettwuchs abzutrennen. Der eunuchoide Hochwuchs zeigt die gleichen körperlichen Stigmen wie ein Frühkastrat: verlängerte Extremitäten, offenbleibende Knorpelknochenfugen, veränderte Beckenform, Genu valgum, Greisenhaut, Entwicklungshemmungen des Kehlkopfes und der Behaarung. Beim Fettwuchs ist der Fettansatz an den oberen Augenlidern typisch, ebenso die Fettverteilung am Stamme; häufig besteht eine Andeutung von Weiberbrust. Das Genitale ist verkleinert. PERITZ hat das körperliche wie das psychische Bild dieser Stigmatisierung als *Entwicklungshemmung*, als Infantilismus aufgefaßt. Die Deutung des psychischen Bildes ist freilich schwierig und uneinheitlich (STERLING, KRISCH, H. FISCHER). In vielen Fällen finden wir eine gewisse Stumpfheit, Schweranregbarkeit und geistige Unselbständigkeit. Aber keineswegs in allen. Oftmals läßt sich das unberechenbare Affektleben dieser Menschen, insbesondere ihre Disposition zu trauriger oder mürrischer Verstimmung, nicht als Entwicklungshemmung deuten. Es bestehen, schon von STERLING nachgewiesen, gewisse Affinitäten zur *Epilepsiegruppe*, insbesondere zu Anfällen. Es bestehen aber auch deutliche Beziehungen zum *schizoiden* Formenkreise KRETSCHMERS, von dem noch zu sprechen ist. RIESE hat darauf hingewiesen, daß insbesondere bei hypophysärer Fettsucht das Selbsterleben der eigenen Körper-

veränderung und Leistungsunfähigkeit typische Reaktionen des Seelenlebens schafft: schlaife Entmutigung und hoffnungslose Gleichgültigkeit.

Wir werden bei der Darstellung der Beziehungen zwischen *sexueller* Differenzierung und Charakter¹ noch auf diese Stigmatisation zurückkommen. Dort behandeln wir eingehend auch die Bestimmung des Menschen durch seine *Keimdrüsen*, die also hier noch übergangen wird. Das gleiche gilt von einem Teil der endokrinen Bestimmung der Person durch die Funktion der *Nebennieren*: nämlich vom *Hirsutismus*. Im übrigen wissen wir bis jetzt über die Stigmatisierung durch die *Nebennieren* noch recht wenig. CANNON hat am Tiere nachgewiesen, daß starke Affekte mit einer Steigerung der Adrenalinämie einhergehen. Das Beispiel des Addison gibt uns weitere indirekte Anhaltspunkte.

Am interessantesten aber ist für dieses Problem gerade in jüngster Zeit das Gebiet der *Nebenschilddrüsen* geworden. Hier hat sich, durch die Forschungen der Brüder JAENSCH, eine neue Typenlehre des Menschen entwickelt, die an den Begriff der *Eidetik* anknüpft. Wir wissen von den Epithelkörperchen, daß sie gewissermaßen die Gegenspieler der Schilddrüse sind. Sowohl von der postoperativen Tetanie — wenn bei Schilddrüsenentfernung die Epithelkörperchen mit entfernt werden — als auch von der kindlichen Tetanie wissen wir, daß bei einer Betriebsstörung der Epithelkörperchen eine Reihe von Stigmen eintreten und sich im Gesamthabitus durchsetzen. Wir finden die Störung des Kalkstoffwechsels, die Herabsetzung der Temperatur, die tonische Muskelstarre, die tetanoiden Anfälle, die gesteigerte Muskeleerregbarkeit, sowohl die mechanische wie die elektrische, die Phänomene von TROUSSEAU und CHVOSTEK. Wir finden das starre UFFENHEIMERSCHE Tetaniegesicht, wir finden die Disposition zu Gefäßkrämpfen und zu Krämpfen der glatten Muskulatur. Was finden wir nun in psychischer Hinsicht für Stigmen? Die Antwort hierauf kam von einer ganz unerwarteten Untersuchungsreihe. Diese galt den sog. *Anschauungsbildern* im kindlichen Alter. Anschauungsbilder stehen in der Mitte zwischen den bekannten Nachbildern und den Vorstellungen, die wir uns von Gegenständen machen. Es scheint so, als ob beim Kinde die Fähigkeit, lebhaftere Anschauungsbilder zu haben, gesteigert wäre. Bei diesbezüglichen Experimenten stellte sich nun heraus, daß es zwei Typen der Reaktion gab. Entweder die Anschauungsbilder glichen den *Nachbildern*: sie traten auf, vom übrigen Seelenleben losgelöst, starr und gleichförmig, von Wille und Phantasie unbeeinflussbar. Oder sie glichen den *Vorstellungen*, sie waren wandelbar, von Wille und Phantasie beeinflussbar, mit dem übrigen Seelenleben fließend verbunden. Beiden Typen entsprach auch das gesamtseelische Verhalten der Kinder. Die *nachbildartigen* Anschauungsbilder fanden sich bei starrem, zwanghaftem

¹ Vgl. S. 298 ff.

Seelenleben, die *vorstellungsnahen* bei lebhaftem Phantasie- und Affekt-leben. WALTER JAENSCH sah sich nun die Kinder an, bei welchen der eine oder andere Typus der Anschauungsbilder vorlag. Und da fand er die *nachbildartigen* Anschauungsbilder eng verknüpft mit dem *tetanoïden Habitus*: mit motorischer Übererregbarkeit, mit galvanischer und mechanischer Empfindlichkeit der peripheren Nerven, mit dem Tetanie-gesicht usw. Er konnte durch Kalkdarreichung sowohl die spasmo-philien Eigenarten als auch die eidetischen Symptome herabsetzen. Die *vorstellungsnahen* Anschauungsbilder fand er hingegen bei seinen sog. *B-Typen*. Diese glichen den hyperthyreotischen Typen leichtesten Grades; sie sind identisch mit den vegetativ stigmatisierten Typen BERGMANN'S. Sie haben glänzende Augen, gesteigerte vegetative Er-regbarkeit auf seelische Reize, weiche samtartige Haut von verringertem elektrischen Leitungswiderstand, reges Phantasieleben und labile Affekte. Gegen Kalkdarreichung sind sie refraktär. So stehen sich als psychophysische Ganzheiten bei JAENSCH zwei Menschenarten gegen-über, die eine stigmatisiert durch die Epithelkörperchen, mit über-erregbarem Parasympathicus, neuropathisch disponiert, mit Anlage-verwandtschaft zur Epilepsiegruppe — die *T-Typen*. Auf der andern Seite die *B-Typen*, von der Schilddrüse gestempelt, mit übererregbarem Sympathicus, mit dem Anlagefaktor für psychische Labilität und Neurose, ohne Starrheit, entwicklungsfähig und seelischer Einwirkung besonders zugänglich. Auch zur Pathologie des Kreislaufs stehen beide Typen verschieden: die T-Typen mit angiospastischer Disposition endogen-periodischer Art, die B-Typen mit Dispositionen zu funk-tionellen Kreislaufstörungen in engster Abhängigkeit von der psychischen Persönlichkeit und ihrem Erleben.

W. JAENSCH hat in späteren Arbeiten auf dieser Grundlage weiter-geforscht und ist zu neuen Typen gekommen. Diese sind freilich noch problematisch; ich erwähne sie aber an dieser Stelle, weil hier ein reiz-volles Zukunftsgebiet für die charakterkundliche Konstitutionsforschung liegt. Bei Schwachsinnigen zeigte sich nämlich, daß einige Schwach-sinnsformen durch Thyreoidin gebessert werden konnten, andere nicht. Der Erfolg hing nicht ab von der Art des Schwachsinn, anscheinend auch nicht von der Ausbildung der Schilddrüse, sondern er ging *Hand in Hand mit dem Capillarbefund*. Solche Kinder, deren Capillaren noch in einer *frühen* Entwicklungsform bestanden, wurden *gebessert*; solche Kinder, bei denen bereits die Capillaren *ausgereift* waren, blieben *ungebessert*. JAENSCH und seine Mitarbeiter stellten hierbei eine Onto-genese der Capillaren auf. Sie fanden Entwicklungshemmungen der-selben bei besserungsfähigen Schwachsinnformen, aber auch bei T-Typen. Letztere stellten danach eine besondere Form der spasmo-philien Entwicklungshemmung dar. Beim B-Typus bedeuten Entwick-

lungshemmungen der Capillaren stets eine besserungsfähige psychopathische Disposition. Auf diesem Wege gelangt man, wofern die Befunde JAENSCHS sich bestätigen sollten, was noch bestritten ist, vielleicht dazu, schon im Kindesalter abnorme Charakterentwicklungen verschiedener Art vorherzusagen und prognostisch abzugrenzen. Was aber wichtiger ist: diejenigen derselben, bei denen frühe Entwicklungsstadien der Capillaren vorfindlich sind, lassen sich medikamentös bessern, vielleicht sogar ausgleichen, und zwar gerade hinsichtlich ihrer psychischen Eigenarten.

2. ERICH JAENSCH, seine typologischen Forschungen und ihre universelle Ausweitung.

Von der schmalen Basis aus, die im letzten Abschnitt dargestellt wurde — den Untersuchungen über eidetische Qualitäten und ihre konstitutionsbiologische Bedingtheit —, ist die denkerische Energie von ERICH JAENSCH weit und tief vorgestoßen in ein Gebiet, welches für die Charakterkunde von tragender Bedeutung ist — und nicht für die Charakterkunde allein. Handelt es sich doch um den Versuch einer *philosophischen Anthropologie auf dem festen Grunde naturwissenschaftlich-experimenteller Erfahrungen*, einen Versuch, die notwendige Gebundenheit eines jeglichen *Weltbildes* an einen bestimmten entsprechenden Typus des subjektiven Bewußtseins und des *Charakters* darzutun. Wir sind ähnlichen Fragestellungen bereits bei DILTHEY, SPRANGER und JASPERS begegnet; was aber diesen Versuch von JAENSCH völlig von den genannten Denkern abhebt, sind seine Ausgangspositionen und seine Methode¹.

Ausgehend von dem Begriff der Persönlichkeit als einer *unitas multiplex* im Sinne von WILLIAM STERN² sucht JAENSCH eine Typologie aufzustellen, die, nach Cuvierschen Prinzipien ausgearbeitet, eine organische Erweiterung der Typologie der Eidetiker darstellt. — Zur Erfassung der Gesamtstruktur bedient er sich einer, experimentelle und verstehende Psychologie vereinigenden, Methode durch Anwendung des Experimentes auf mittelhohe Schichten seelischen Geschehens, gemäß seiner Theorie von der psychischen Persönlichkeit als einem Stufenbau, wobei die zugrunde liegenden formalen Strukturen aufgedeckt werden. Da aber Grundformen den tiefsten Schichten der psychophysischen Persönlichkeit entspringen, so müssen sich auch materielle Korrelate für diese finden lassen, und zwar im Nervensystem. Tatsächlich gelang es hier JAENSCH, zwei *Grundfunktionstypen* heraus-

¹ JAENSCH, E., u. Mitarbeiter, Grundformen menschlichen Seins. Berlin 1929. — Wirklichkeit und Wert in der Philosophie und Kultur der Neuzeit. Berlin 1930. — DRINKUTH, Organische Erziehung. Berlin 1930.

² L. c.

zuschälen: den *Integrierten* und den *Desintegrierten*. Ohne von Prä-dilektionsgebieten jeder Funktion zu sprechen, grenzt er für die integrierte Funktion das vegetative, für die desintegrierte das Zentralnervensystem als eigentlichen Bereich ab. Worin bestehen nun diese beiden „Grundformen menschlichen Seins“?

„*Integriertheit*“ versteht man am leichtesten, wenn man sich den jugendlichen Menschen vergegenwärtigt. Bei ihm hatte JAENSCH die eidetischen Fähigkeiten entdeckt, in denen sich Wahrnehmung und Vorstellung durchdrangen. Und eben dies ist ein Grundmerkmal des integrierten Typus: „das einheitliche und ungetrennte Zusammenwirken sonst getrennter Funktionen“. Ähnliches sehen wir beim Künstler, in dessen Schaffen sich Wahrnehmung und Gefühl durchdringen. Eine solche Durchdringung von Funktionen kann auch körperseelisch stattfinden, z. B. schon bei der Vorstellung großer Helligkeit tritt eine Veränderung der Pupillen ein. Die Motorik des integrierten Typus ist reine Ausdrucksmotorik, sie ist beseelt. Sein Welterleben ist kosmisch; jedes Ding vereinigt eine ganze Welt in sich. Es besteht eine innige Kohärenz, d. h. ein verschmolzenes Ineinander von Subjekt und Objekt. Integrierte Menschen sind wandelbar und unfest, weltaufgeschlossen und in warmherzigem Kontakt an die Mitmenschen hingeben. Ideal und Wirklichkeit sind nicht voneinander gesondert.

Zusammen mit NEUHAUS untersuchte JAENSCH zunächst den *Übersteigerungstypus des Integrierten*: Dieser deckte sich völlig mit dem *B-Typ* (dem basedowoid Stigmatisierten). Es besteht hier hohe Emotionalität und Affektlabilität, vor allem unmotiviertes Auftreten von Affekten, sowie großer Reichtum an Anschauungsbildern. Physiologische Nachbilder zeigten erhöhte Abhängigkeit von zentralen Faktoren. Wie der — später zu erwähnende — Typus des *Synästhetikers*, der *S-Typ*, so zeigte auch der *B-Typ* echte sowohl wie unechte Halluzinationen, deren Unterschied lediglich in der Realitäts- bzw. Irrealitätsbeurteilung durch den Betreffenden lag. Sonst zeigten sich beide Arten gleich hinsichtlich Lokalisierung und Leibhaftigkeit. Auch negative Halluzinationen zeigten sich bei dem *B-Typ* und ließen vermuten, daß diese nur ein verstärkter Ausdruck psychischer Selektion seien, deren Bedeutung für die Wahrnehmungsvorgänge dieses Typs nicht zu unterschätzen waren.

Das Verhältnis zur Wirklichkeit bei diesem Typ ist durchaus subjektiv. Er lebt häufig in einer irrealen Gedankenwelt. Die psychische Labilität ist außerordentlich hoch, woraus sich die starke Beeinflussbarkeit gerade dieses Typs erklärt. Gewissermaßen aus Selbstschutz ziehen Menschen dieses Typs sich häufig zurück und setzen sich sensitiv über Gesellschaftsformen hinweg. Dieses Verhalten zeigte sich besonders beim *I₁-Typ*, der stärkere basedowoid Stigmatisierung aufwies als der *I₂-Typ*. Die genauere Untersuchung dieser beiden Typen nahm JAENSCH

zusammen mit LUCKE vor. Das Vorgehen nach einem Frageschema wurde zugunsten der Unterhaltungsmethode aufgegeben, um suggestive Beeinflussung zu vermeiden und ein sich aus der spontanen Rede unmittelbar ergebendes Bild zu gewinnen. Beiden Typen gemeinsam ist die starke Durchdringung, die gerade beim I_1 -Typus so vollkommen ist, daß sie zu einer psychophysischen wird, während der I_2 -Typus im Normalzustande nur teilweise integriert ist, jedoch in gesteigerten Lebensmomenten volle Integration erlangt. Hauptvertreter in der Literatur ist für den ersteren GOETHE, für den zweiten SCHILLER.

Der *Typus* I_1 , ständig in starker und dauernder Integration, wirkt weiblich und weich — wie dies dem rezeptiven Hingebensein an die Welt und der sensiblen Empfänglichkeit als solcher entspricht. Er nimmt teil an allem einzelnen und kleinen Geschehen. Naturforscher dieses Typus haben eine innige Beziehung zu ihren Objekten, eine offene Einfühlung in die Natur, ein starkes Nacherleben ihres Wirkens. Dieser Typus ist besonders empfänglich für künstlerische und literarische Werke und oftmals selbst in dieser Richtung begabt. Das Alltägliche wird von ihm sinnig verklärt; oft besteht eine kindliche Freude an den kleinen Dingen des häuslichen und Berufslebens. Gefühl und Stimmung ist ein grundlegender Bestandteil seines Seelenlebens, wechselt aber oft und ist dabei nicht an außen Erlebtes gebunden. Affekte klingen schnell ab und sind flüchtig, gefühlsbetonte Vorstellungen jedoch bisweilen nachhaltig, jedenfalls aber immer anschaulich. Dem entspricht ein reiches und treues Gedächtnis auch für geringe Dinge. Die Welt wird gleichsam aus der Integration heraus anschaulich gesehen und in Anschauungsbildern dargestellt. Dieser Typus ist gesellig, vorwiegend heiter, unbefangen und natürlich. Seine Wirklichkeitsauffassung ist konkret und subjektiv, oft neigungsgemäß gestaltet.

Der *Typus* I_2 lebt in ausschließlicher und inniger Verknüpfung mit der eignen Welt. Erst durch das Medium der Vorstellung vollzieht sich die Durchdringung der Funktionen. Seine Vorstellungen sind blasser und summarischer als die der bisherigen Typen. Sein Gedächtnis ist nicht so gut; lediglich die Bezogenheit der Tatsachen auf sein Ich gräbt sich ein. Ähnlich sensitiv wie die beiden andern Typen ist dieser ernster und kritischer, leicht befangen, zurückhaltend, mit Neigung zur Selbstanalyse. Seine Wirklichkeitsauffassung ist objektiver und abstrakter. Nur im gesteigerten Lebensprozeß durchdringen sich die psychischen Funktionen; sonst können sogar innere Gegensätze auftreten. Er schwankt zwischen Neigung und Pflicht, trennt Ideal und Wirklichkeit, neigt zur Flucht aus der Gegenwart, ist sehnsuchtsvoll, gemütsstief und bisweilen leidenschaftlich. Er ist ein Mensch des Innenlebens und der Selbstzuwendung. Er zeigt zwar ständige Bereitschaft zur Integration, erlangt sie aber nur in Höhepunkten seines Seins.

Es gibt Fälle, bei denen eine Integration nur für Teilbereiche des seelischen Lebens stattfindet. Sie faßt JAENSCH zusammen in dem „nach innen gekehrten“ I_1 -Typ oder *Ii-Typ*, den er gemeinsam mit MÖCKELMANN bearbeitete. Dieser Typus hat einen festen Kern innerer Werte, Beständigkeit und Verlässlichkeit des Charakters. Er ist nicht sehr nach außen aufgeschlossen, wahrt immer Abstand, neigt zur Einsamkeit, steht jedoch fest in der wirklichen Welt und wirkt und schafft in ihr. Er ist nicht wendig und anpassungsfähig. Er zeigt starke Gebundenheit an seine inneren Werte und Ideen sowie an seine Lebenslinie; hiernach beurteilt er sich und andere. Sein Gedächtnis ist motorisch, seine lernende Einstellung objektiv, jedoch mit dem Bestreben, zu dem Gelernten in ein inneres seelisches Verhältnis zu treten. Seine Entschlüsse reifen langsam, jedoch hält er stark an gereiften Überzeugungen fest. Trotz allem ist er im Grunde Stimmungsmensch, und in Zeiten der Stimmungsbeherrschtheit empfindet er ein wenig von dem innigen Welterleben des dauernd integrierten Typus. Er bewertet also die objektivierten Geistesinhalte hoch, letzthin aber ist seine Sehnsucht, sie der Seele einzuordnen.

All diesen Typen steht der *Desintegrierte* gegenüber. Ihm fehlt die Innigkeit der Kohärenz mit der Welt, ihm fehlt Einfühlungsfähigkeit und künstlerisches Erleben; die Welt wird objektiv betrachtet, aus bestimmten Standpunkten. Seine Motorik und Mimik ist ausdrucksarm und zweckvoll, bisweilen gezwungen. Ihm eignet eine eigentümliche Starrheit und Eindeutigkeit; er geht schwer aus sich heraus, ist dem Selbsterleben nicht geneigt, von geringer Gefühlsansprechbarkeit — kurz vom Intellekt geleitet. Er ist Pflichtmensch und Zweckmensch. Er hegt den sozialen Gedanken im Sinne einer vernünftigen Zwecksetzung.

Der desintegrierte Typ konnte von JAENSCH nicht untersucht werden, da er in Deutschland noch kaum, sondern vorläufig nur in Nordamerika zu finden ist. Jedoch die beiden Übergangstypen konnte JAENSCH zusammen mit HANS WIEDLING, an Hand von experimentellen strukturpsychologischen Untersuchungen über Formen des Willenslebens, darstellen. Hierbei gewann er auch einen Einblick in die Erlebnisstruktur des Desintegrierten. Bei den ersten Versuchen — analog dem kombinierten Verfahren von ACH — erwies sich eine Meßbarkeit der Willenskraft im Sinne von ACH als unmöglich, da das Reagieren auf intendierte Fehlreaktionen stets von der Persönlichkeitsstruktur abhing. Bei den zum Vergleich herangezogenen Integrierten zeigte sich, daß diese niemals einen Willensakt im Sinne von ACH produzierten, sondern sich durch eine reiche Motivation auszeichneten, da sie sich durchaus verbunden fühlten mit den Objektinhalten, die sie deshalb nicht zum Gegenstande der Vollstreckung einer Instruktion machen konnten. Demgegenüber zeigte der desintegrierte Typ ein vollkommen

mechanisch-instruktionsgemäßes Reagieren. Doch auch bei ihm erfolgt kein Willensakt im Sinne von ACH, da es ihm dank des Gelockertseins seiner seelischen Struktur unverhältnismäßig leichter fällt, negative Abstraktionen auszuschalten.

Eine weitere Untersuchung von JAENSCH und MEIER gilt den Synästhesien. Er stellt einen synästhetischen Typus oder *S-Typ* auf. Hier findet sich eine Gefühlssynästhesie als Antecedens der optischen und visuellen (Vorstellungssynästhesien). Die Phantasietätigkeit ist außerordentlich rege. Starkes Miterleben mit Tieren, Pflanzen und allen Gegenständen, gewissermaßen eine Beseelung der ganzen Umwelt im Sinne eines primitiven Animismus tritt auf. Ausgesprochen intuitives Erfassen von Problemen im Sinne BERGSONS und ein eigentümliches geisteswissenschaftliches Arbeiten zeigt sich, das mehr die Reflexe der Gegenstände als ihren objektiven Tatbestand wertet — soweit nicht ein formallogischer Einschlag vorhanden ist, der Menschen dieses Typs veranlaßt, Mathematiker und Naturwissenschaftler zu werden. Die Synästhetiker projizieren also gewissermaßen ihr Innenleben in die äußere Welt, verlieren sich jedoch hierbei so stark, daß die Rückkehr zur Realität als Schreck empfunden wurde. JAENSCH selbst spricht die Vermutung aus, daß wir vielleicht durch die Kenntnis dieses Typs Einblick erhielten in der Wissenschaft bisher verschlossene Gebiete von Naturkräften; denn vielleicht wäre nicht der Kampf ums Dasein der lebenerhaltende Faktor, sondern ein durch die Zivilisation möglicherweise verkümmertes „Lebensgefühl“.

Zusammenfassend läßt sich sagen: JAENSCH zeichnet im Integrierten den psychophysischen Vollmenschen, den homo divinus; im Desintegrierten den aus dem innigen Naturzusammenhange gelösten homo faber.

Wir werden die beiden Grundkategorien, die damit getroffen werden, als echte und wesentliche Differenzierungsmerkmale hinnehmen, ohne zu verkennen, daß sie sich im Leben eines Menschen ablösen können oder selbst begegnen können, wobei jeder Grundform ihr besonderes Lebensgebiet zufällt. Es liegt damit nicht anders als mit der — in einer andern Ebene erfolgenden — Einteilung der Menschen in sachbezügliche und ichbezügliche Naturen, oder in Extrovertierte und Introvertierte. Auch diese Grundrichtungen der Einstellung können in einem und demselben Menschen beieinander wohnen, entweder wechseln oder gleichzeitig verschiedene Lebenssphären untereinander aufteilen.

Hingegen werden wir uns bezüglich der Unterform, die JAENSCH aufgestellt hat, vorerst skeptisch verhalten müssen; es wird vieler Nachprüfungen bedürfen, um zu entscheiden, ob es sich hier wirklich um konstante lebensnahe Typen handelt oder nur um Zusammenordnungen aus einem bestimmten Blickwinkel und Verfahren heraus,

die als solche für das Wesen der Charaktere peripher und unbezeichnend sein können.

Im übrigen muß doch eines noch hervorgehoben werden: man sollte nicht der Täuschung verfallen, als seien der Integrierte und der Desintegrierte wirklich „experimentell“ gefunden worden. Gewiß sind sie als Grundformen menschlichen Seins auch im Experiment zu bestätigen, genau so wie in lebensnaher Exploration. Aber der Gesichtspunkt ihrer Aufstellung ist ein rein philosophischer: sie sind Verkörperungen der beiden grundlegenden Weisen, in denen das Ich zum Nichtich zu stehen vermag. Entweder es besteht jene „Kohärenz“, jenes innige Mitsein — dem entsprechen die philosophischen Grundhaltungen des metaphysischen Irrationalismus und der physiognomischen Schau. Oder es besteht das Gegenübersein der „Desintegration“: dem entspricht aller philosophische Rationalismus und Cartesianismus. Um diese beiden Grundformen menschlichen Seins aufzustellen, hätte es der experimentellen Typologie nicht erst bedurft.

In gewisser Weise hat JAENSCH die hier angedeutete Konsequenz bereits gezogen. In einem besonderen Werk hat er die Beziehungen dieser beiden menschlichen Grundformen zur Gestaltung des Nichtich, zum Weltbild, zu Sein und Wert, zu Philosophie und Kultur aufzuzeigen gesucht. Er will damit hinaus auf eine Sonderform der *philosophischen Anthropologie*. Mit ihrer Hilfe soll die eigentliche „Wirklichkeitsphilosophie“ aufgebaut werden. In dieser philosophischen Anthropologie steht die Beziehung des Weltbildes zum Bewußtsein zur Untersuchung, genauer: die *Typusgebundenheit* eines jeweiligen Wirklichkeitsbereiches und Wirklichkeitsanspruchs an eine bestimmte geistige Struktur. JAENSCH behauptet und sucht zu erweisen, daß diese Untersuchung durchgeführt werden kann, ohne damit einen Relativismus, Skeptizismus oder Psychologismus zu involvieren. Er sucht aber auch die Notwendigkeit dieser Untersuchung darzutun. Ihm erscheint die historische Entwicklung der neueren Philosophie seit DESCARTES nicht nur aus der folgerichtigen Selbstentfaltung ihrer objektiven Problematologie, sondern auch aus wechselnder Spannung und Lösung der *seelischen Kohärenz* von Ich und Welt herauszuwachsen; ja, beide Momente sind ihm im Grunde identisch. Die immer stärker werdende Separation — einerseits eines methodenstrengen positivistischen Real-Ontologismus, andererseits einer komplementären geisteswissenschaftlichen Philosophie der Geltungen und Normen, die in „Unwirklichkeitsbereiche“ verwiesen werden, wo sie den positivistischen Methodiker nicht stören — muß durch eine lebenswissenschaftliche Wirklichkeitsphilosophie überwunden werden, in welcher Sinn und Wert auch die konkrete Wirklichkeit durchleuchten. Dies ist nur möglich durch eine neue Kohärenz mit dem Lebendigen. „Im Zustand der Kohärenz ist das Auge den

Dingen, auf welchen es ruht, mit Liebe hingegeben. Dem Auge der Liebe aber, und vielleicht ihm allein, werden die im Wirklichen beschlossenen Werte sichtbar. Dies Auge war eine Zeitlang trüb geworden.“ Methode und Systematik, die es zu ersetzen suchten, gerieten in die Krisis ihrer fragwürdigen Zulänglichkeit. Aber es gilt keineswegs, daß JAENSCH etwa plante, sie abzusetzen. Er sieht vielmehr eine Möglichkeit, durchaus methodisch und systematisch bei der Versöhnung des Naturalismus und des Idealismus verfahren zu können: nicht auf dem Wege vorschneller philosophischer Konstruktion und gewaltsamer Synthese, sondern durch sorgfältige Herausarbeitung des Umstandes, daß beide Weltbilder sich verschiedener Kategorien, verschiedener Ansätze über die Grundstruktur des Wirklichen bedienen; diese sind zwar Realkategorien, zugleich aber Bewußtseinskategorien, die bestimmten Bewußtseinsstrukturen entsprechen und nur von diesen erfassbar sind. Sie erfassen also verschiedene Seiten des Wirklichen; aber diese sind nicht etwa Projektionen einer Bewußtseinssubjektivität, sondern eben Seiten des Wirklichen selber. — Wie dies Leitmotiv seine Bewährung im Ideengang der neueren Philosophie findet, das kann an dieser Stelle nicht wiedergegeben werden. Es sei nur angedeutet, daß JAENSCH bei den HUMBOLDTS, bei RITTER, bei JOHANNES MÜLLER noch jene, aus echter *Lebens-Kohärenz*, aus „*Integration*“ erfließende ungeschiedene Einheit des „*Lebensphilosophischen*“ nachweist, die durch liebende Hingabe eine Verschmelzung von Sinn und Geschehen ermöglicht. Im Gegensatz dazu führt die Fortsetzung des Cartesianischen, „desintegrierten“ Weges zur Spaltung. „Wie bedeutsam er auch gewesen ist, schließt er die Gefahr ein, daß der Erkennende, sich selbst genug und selbtherrlich, in sich hineinlebt“ und sich von den Dingen isoliert; hierdurch „muß nicht nur der Mensch als Gesamtperson schließlich innerlich verarmen, sondern auch das Erkennen selbst“. An DESCARTES und LOTZE knüpft sich folgerichtig die Spaltung, die Zweiweltenlehre von Wirklichkeitswelt und Geltungswelt an; und nunmehr folgt JAENSCH zuvörderst der Entwicklung des Positivismus und sodann, mit größerer Vertiefung, derjenigen seiner „komplementären“ geisteswissenschaftlich-idealistischen Philosopheme, deren Unzulänglichkeit sich darin ausdrückt, daß sie den Positivismus „überwinden“, ohne daß sie ihm ein einziges Stück seiner Wirklichkeit zu entreißen vermögen. Dieser Entwicklungslinie — und den neueren synthetischen Versuchen des geisteswissenschaftlichen Idealismus mit den Einzelwissenschaften — stellt er den „Kulturhintergrund“ gegenüber, der sie wirklich und notwendig zur Entfaltung brachte. Gerade hier bewährt sich sehr schön seine anthropologisch-typologische Blickweise. Sie zeigt ihm, daß den Philosophemen eben geistige Grundformen und Grundstrukturen entsprechen. Sie sind den Bauplänen vergleichbar, auf die

— in gänzlich anderem Gebiete — HEIDENHAIN seine Lehre von der „Enkapsis“ gründet: Grundplan und feinste Verästelung und Differenzierung eines Lebensgebildes sind *eine* Struktur, eine „Stileinheit“. Den *Stil* eines Weltbildes, eines Philosophems zu bestimmen, zu begründen, als notwendig in seinem Sosein zu erweisen, ist Sache der philosophischen Anthropologie. „Die Struktur des objektiven Geistes ist ein Niederschlag der Struktur des lebendigen subjektiven Geistes. Indem wir im Bereiche der Erkenntnis den hier grundlegenden Tatbestand der Kohärenz und im Lebensgeschehen überhaupt das Vorhandensein von Bauplänen sowie daraus folgenden Tendenzen erweisen, schließt sich die Kluft zwischen Naturalismus und Idealismus, Wirklichkeit und Wert von zwei Seiten her: unter erkenntnistheoretischem und unter realwissenschaftlichem Gesichtspunkt, vom erkennenden Subjekt wie vom erkannten Gegenstand her betrachtet.“

3. Psychophysische Determinanten der persönlichen Konstitution.

So gewiß es ist, daß den einzelnen seelischen Funktionen, Tendenzen und Zusammenhängen, kurz: den Manifestationen der persönlichen Eigenart, irgendwelche Verknüpfungen und Präformationen des zentralen Nervensystems und insonderheit des *Gehirnes* entsprechen: so wenig haben diesbezügliche Untersuchungen großer Forscher uns die Möglichkeit verschafft, mit dieser allgemeinen Feststellung etwas für die Typen- und Charakterforschung Nützliches anfangen zu können. Im Gegenteil: dort, wo die Gehirnfunktionen organisch gestört sind, treten durchwegs Erscheinungen auf, die wir als dem Charakter *fremd* empfinden, als Veränderungen, Verfall und Zerstörung seiner ursprünglichen Struktur — als Prozesse, die durchwegs ihre eigene Gesetzmäßigkeit haben, außerhalb der charakterologisch vorgegebenen Zusammenhänge. So nahe es also der biologischen Blickweise liegt, Charakterstruktur und Gehirngeschehen in eine grundlegende Verknüpfung zu bringen, so wenig ist es möglich geworden, diesen Leitgedanken zu beleben und fruchtbar zu machen. Dies auszusprechen erfordert der Umstand, daß noch immer Mythologien umlaufen über den Zusammenhang, in welchem die Größe und das — absolute oder auf das Gesamtkörpergewicht bezogene — Gewicht des Gehirns mit der persönlichen Lebensleistung stünden. Solche Betrachtungsweise ist von naiver Primitivität und überdies durch Tatsachen jederzeit widerlegbar. Erst die Zukunft wird uns hier weiterbringen.

Es gibt aber eine Reihe anderer körperseelischer Zuordnungen, die konstitutionell vorgebildet sind und zu Merkmalen einer psychologischen Typenbildung zu werden vermögen. Körperliche Funktionen sind einmal *Ausdruckstendenzen* für etwas dahinterstehendes Psychisches; neben Mimik, Gestik und Physiognomik gehören hierher jene vorgebil-

deten dispositionellen Mechanismen, deren „atavistische“ Belegung wir seit KRAEPELIN im Krampfanfall, in gewissen anderen „spasmodischen“ Erscheinungen, in den „Fluchtreflexen“, im Stupor vorfinden — überhaupt in jenem Durchbruch und Überwuchern der „tieferen“, archaischen Schichten der Sensomotilität innerhalb des Gesamt-„Wurfes“ von gestalteter Handlung, als die wir — insbesondere durch F. H. LEWY¹ — auch die einfache und elementare *Bewegung* zu sehen gelernt haben. Unterscheiden wir im *Aufbau der Motorik* die Zweck- oder Arbeitsmotorik und die selbstsinnige Bewegung, so ist hier bereits ein differenzierendes Moment für die motorische Eigenart einzelner Menschen gegeben. Dem Kinde und dem Weibe eignet ein Mehr an Ausdrucksmotorik, der Reife und dem Manne ein solches von Zweckmotorik. Auch der Schwung und Fluß der Bewegungsfolgen, ihre innere Zielstrebigkeit, ihre darstellende Kraft und Gemäßheit, ihre „Melodie“ — oder ihre Kargheit, Schwerfälligkeit, Mattigkeit, Ungemäßheit vermag auf jedem der beiden motorischen Gebiete kennzeichnend zu wirken. So nahe Beziehungen diese Blickweise zur Ausdruckskunde und selbst zur „physiognomischen Grundhaltung“ bietet, so handelt es sich doch noch um etwas anderes. Man kann nämlich die einfachsten Bewegungen graphisch zergliedern (F. H. LEWY): und man findet dann Beziehungen zwischen den beteiligten Muskelgruppen synergistischer und antagonistischer Funktionsrichtung — Beziehungen des zeitlichen Anspringens, der Aktionskurve, des Kraftaufwandes, die sich individuell verschieden verhalten und typologisch zu ordnen sind. Sofern im motorischen Menschen der „ganze Mensch“ enthalten ist, ergeben sich hier Ansätze zu einer motorischen Konstitutionstypologie, die sich als charakterkundlich wertvoll erweisen könnte. Sie ist freilich noch kaum über erste vorläufige Statuierungen hinausgelangt. Körperliche Zustandsänderungen eingreifender Art sind ferner *Begleiterscheinungen* emotionaler Vorgänge. Diese beeinflussen die Funktionen des Kreislaufs, der Herzaktion und des Zwerchfells, sie modifizieren die Atmung und in gewissem Umfang die intestinalen Funktionen. Umgekehrt setzen funktionelle Störungen dieser vegetativen Apparate die entsprechenden psychischen Begleitvorgänge — z. B. Angstzustände bei bestimmten Atmungs- und Kreislaufstörungen. Auch die reflektorische Erregbarkeit des Zentralnervensystems verändert sich gleichlaufend der emotionalen Erregbarkeit. Die sensible Schwelle sinkt; hierauf sind vielfach zum Teil funktionelle Schmerzen, insbesondere des Kopfes, zurückzuführen — freilich kaum je restlos. Die psychischen Einstellungen, welche die Einleitung des Schlafes erzielen, können emotional gestört sein, und die Schlaftiefe verringert sich bei Steigerung der

¹ Die Motorik. *Biologie der Person* 2 (1931). — Vgl. auch ENKES Arbeiten im folgenden Kapitel.

Gemütsregbarkeit. Die Erschwerung von Dauerspannungen der Aufmerksamkeit durch emotive Einflüsse führt zu erhöhter Ermüdbarkeit und weitgehender Beeinträchtigung der Arbeitskurve. Alle oder fast alle diese psychologischen Begleiterscheinungen vollziehen sich über das vegetative Nervensystem.

Es kann selbstverständlich in diesen Zusammenhängen nichts Näheres über die affektiv-körperlichen Zusammenhänge ausgeführt werden. Aber es ist dennoch auch für unsere charakterkundlichen Zwecke wichtig, daß es auch in diesem Bereiche *typische* Verschiedenheiten des Verhaltens gibt. WITTKOWER¹ hat z. B. das Verhalten der Magensaft- und der Speichelsekretion im Affekt systematisch untersucht und fand zwei entgegengesetzte Typen: den „Plus-“ und den „Minus-Typ“. G. A. ROEMER² hat die Atemkurve besonders genau analysiert und fand ebenfalls typische Gegensätze. Auch bei Untersuchungen des psychogalvanischen Reflexphänomens, dieses feinsten körperlichen Reagens innerseelischer Vorgänge, fand WITTKOWER gemeinsam mit mir antitypische Verhaltensweisen, die auf körperseelischen Determinanten konstitutioneller Art beruhten. Aus der Klinik bekannt ist der Gegensatz der „vagotonischen“ Konstitutionsdisposition und der „sympathicotonischen“. Je nachdem, welches der beiden gegensätzlichen Funktionsgebiete des vegetativen Nervensystems in einer individuellen Konstitution vorwiegt, bringt ganz der gleiche Affekt typische, *entgegengesetzte* körperliche Begleiterscheinungen mit sich, welche die Herztätigkeit, Atmung, Verdauungstätigkeit usw. betreffen.

Weitere typisierende Konstitutionsmomente liegen im Gebiete der endosomatischen Empfindlichkeit, die sich in „*Gemeingefühlen*“ kundgibt. KRETSCHMER³ hat darauf hingewiesen, daß ihnen ein Interesse auch seitens der Charakterkunde gebühre: Der *Hypochonder* ist nicht einfach ein ängstlich-depressiver Mensch, der auf Grund dieser habituellen Gemütsverstimmung seinen Körperzustand ohne objektiven Grund pessimistisch überwertet. Gewiß ist eine solche depressiv-ängstliche Gemütslage sehr geeignet, hypochondrische Einstellungen hervorzurufen, wie wir bei manchen melancholischen Gemütschwankungen sehen; doch sind gar nicht alle Melancholiker hypochondrisch und auch gar nicht alle Hypochonder depressiv. Die rein gemütlichen Faktoren wirken vielmehr auch beim Zustandekommen hypochondrischer Stimmungen aufs innigste zusammen mit mehr oder weniger diffusen Körperempfindungen. Diese Körperempfindungen werden bei Melancholischen z. B. geliefert durch die mit der Depression so gerne einhergehenden Verstimmungen im vegetativen Nervensystem, vor allem durch die innere Selbstwahrnehmung der Magen- und Darmträchtigkeit. Diese vege-

¹ Noch unveröffentlicht.

² Zbl. Psychother. 1931, Nr 7.

³ In Bumkes Handb. d. Geisteskrankh. I, 669ff. Berlin 1928.

tativen Gemeinempfindungen schildert dann der Melancholiker mit hypochondrischen Ausdrücken, wie: „mein Magen schafft nicht mehr“, „mein Darm ist zugewachsen“, es ist „innerlich alles verbrannt“. Andere hypochondrische Stimmungen liegen mehr nach der Seite der schizophrenen Körperempfindungen zu. Viele abortiv Schizophrene laufen zunächst als einfache Hypochonder. Diese hartnäckigen, aber noch ganz diffus und objektiv unbegründeten körperlichen Klagen sieht man dann mit dem späteren Aufflackern des schizophrenen Prozesses in die prägnant schizophrenen Körpermißempfindungen übergehen. Daß bei der Hypochondrie außer dem allgemeinen nahen Ineinanderwirken von Gemütsstimmung und Körperempfindungen noch spezielle Determinanten, teils psychogene Komplexwirkungen, teils auch anscheinend manchmal perverse Nebenkomponenten (sadistisch-masochistische, „analerotische“), eine Rolle spielen, kann hier nur beiläufig erwähnt werden.

Auch beim gewöhnlichen „Nervösen“ finden wir wieder die enge gegenseitige Verzahnung von gewissen Gemütszuständen und Gefühlsreaktionen mit der Labilität der vegetativ nervösen Apparate und den daraus entsprungenen Körperempfindungen bzw. Gemeingefühlen. Bei Nervösen, die gegen seelische Einwirkungen sehr empfindlich sind, äußert sich die Wirkung eines „Komplexes“, einer gemütlichen Verwundung ganz gewöhnlich auch in vegetativ nervösen Symptomen, in Magenverstimmung, Pulsunregelmäßigkeiten, Blässe, die dann subjektiv als diffuse Körperempfindungen von innerlicher krampfhafter Gespanntheit, vor allem in der Magen-, Herz- und Kopfgegend wahrgenommen werden. Das unlustig gespannte „Gemeingefühl“ dieser Art ist nicht nur Begleiterscheinung, sondern im inneren Erleben unmittelbarer Hauptbestandteil der gereizten und verstimmten Gemütslage. Umgekehrt ist der primär im vegetativen Nervensystem Verstimmte, z. B. der Vagotone, der Basedowide, die Klimakterische gewöhnlich auch gesteigert gemütslabil und für seelische Unlustreize erhöht angreifbar.

Der allgemeine „Biotonus“ (EWALD), speziell die „Stimmung“ unseres vegetativen Nervensystems und der von ihm regulierten Organe und der daraus erfließende Komplex von Körperempfindungen, die wir als „Gemeingefühl“ bezeichnen, sind also sicher mehr als bloße „Begleiterscheinung“, sie sind vielmehr ein wesentlicher und integrierender Bestandteil, vielleicht sogar manchmal der Hauptbestandteil dessen, was wir als „Gemütsstimmung“ oder „Gefühlslage“ bezeichnen. Sie sind es aber in einen Falle mehr und im anderen weniger.

Ein weiteres Gebiet mannigfacher, konstitutionell vorgebildeter psychophysischer Zuordnungen stellen die *Infantilismen*¹. Die Fülle

¹ KRONFELD, Über psychosexuellen Infantilismus. Leipzig 1921. — ANTON, Über Formen und Ursachen des Infantilismus. Arch. f. Psychiatr. 43 (1906). — DI GASPERO, Der psychische Infantilismus. Ibidem.

somatischer Erscheinungsformen und Bedingtheiten ganz außer acht lassend, finden wir ihr Gemeinsames in der Tendenz, die Reifeentwicklung des Organismus im ganzen oder auf einem funktionellen Teilgebiet nicht über einen bestimmten Punkt hinaus fortschreiten zu lassen. Der Teilhemmung (und ihrem endoglandulären, jeweiligen Substrat) entsprechen Sonderformen partieller Infantilität (Beispiele: Myxinfantilismus BRISSAUD, Eunuchoid und hypophysär-eunuchoider Formenkreis, Status thymicus und thymico-lymphaticus usw.). Die infantilistischen Typen weisen im Körperbau meist allgemeine Hypoplasie, graziles Äußeres, Ausbleiben der Gesichtsbehaarung, Zurückbleiben der Terminalbehaarung auf; sie weisen häufig die spezifischen Stigmata derjenigen Blutdrüsenwirkung auf, deren Einfluß im Vordergrunde ihrer konstitutionellen Abweichung steht. So zeigt z. B. der Eunuchoid häufig ein relativ erhöhtes Längenwachstum der Extremitäten und genitale Hypoplasie. Insbesondere gewisse mit hypophysären Störungen verbundene Formen infantilistisch-eunuchoider Art imponieren als Hochwuchskümmerform. Der *Grad* des Infantilismus erstreckt sich in fließenden Übergängen vom normalen Durchschnitt bis zu extrem infantilistischen Habitusformen. Die der Norm angenäherten Fälle überwiegen an Zahl: der „Habitus juvenilis“.

Die *psychischen* Eigenarten des Infantilismus einheitlich zu erfassen, bietet gewisse Schwierigkeiten — insbesondere solche der Abgrenzung von anderen, nahestehenden psychischen Konstitutionstypen. Zweifellos bestehen manche Analogien zum Verhalten des Kindes. DI GASPERO¹ studiert die psychische Eigenart von Infantilen sowohl klinisch — wie dies vor ihm schon BRISSAUD und MEIGE, ANTON u. a. getan hatten — als auch in umfassenden Assoziations- und Aussageversuchen nach BINET. Er findet hierbei weitgehende qualitative Übereinstimmung mit dem Verhalten von Kindern. Er findet Mängel der Auffassung, soweit diese die Aufgabe hat, komplexe Eindrücke rasch und präzise zu umfassen. Er findet Mängel im Abstraktionsvermögen, Tendenz zur Überschätzung von Größenmaßen, Mängel der Gedächtnistreue, Unselbständigkeit und Unfertigkeiten im Urteilsvermögen, insbesondere im richtigen Abwägen der Tragweite von Behauptungen; er findet hingegen erhöhte Regsamkeit der kombinierenden Einbildungskraft, ferner erhöhte Suggestibilität, erhöhte affektive Erreglichkeit insbesondere im Sinne der Furcht, endlich eine gewisse spielerische Einstellung zu den Aufgaben und zur Umwelt. Schwierigkeiten beginnen aber in dem Augenblick, wo es sich darum handelt, das gekennzeichnete Bild diagnostisch abzugrenzen gegenüber den eigentlichen angeborenen Schwachsinnformen, welche eine Kombination von Hemmungsbildung und Mißbildung psychischer Art darstellen; gleiche differentialdiagnostische

¹ L. c.

Schwierigkeiten bestehen in der Abgrenzung des psychischen Infantilismus gegenüber den Psychopathien, bestimmten Hysterietypen und endlich den Kombinationen von Schwachsinn mit psychopathischen Symptomen. Sehen wir in den Schwachsinnformen Mißbildungen oder Entartungsbildungen hinsichtlich der *Intelligenz*, so bewerten wir die Psychopathien als derartige Mißbildungen und Entartungsweisen der *charakterologischen* Dispositionen. Im Infantilismus liegt eine gemeinsame Entwicklungshemmung der intellektuellen und charakterologischen Dispositionen vor, ohne daß sich an diese Hemmung nun Mißbildungen oder kongenitale oder früherworbene Defektzustände anschließen.

Es ist beim Studium der psychopathischen Formen schon immer die nahe Ähnlichkeit ihrer Symptome mit den Erscheinungsformen des psychischen Infantillebens hervorgehoben worden. JANET vergleicht die Hysterie direkt mit kindlichem Seelenleben; und KRAEPELIN bringt den Gedanken, daß Entwicklungshemmung und die Persistenz infantiler Entwicklungsstufen einer großen Reihe psychopathischer Erscheinungen zugrunde lägen, grundsätzlich zum Ausdruck. Wie die Imbezillität schon seit LASÈGUE als psychische Seite eines *allgemeinen* Infantilismus zu gelten habe, selbst wenn die körperliche Entwicklung frei von wahrnehmbaren Hemmungs- und Entartungszeichen sei, so könne man in den einzelnen psychopathischen Formen ebensoviel Typen *umschriebener* Infantilität sehen. So könne man in der Hysterie einen Infantilismus der *gemütlichen* Entladungsformen, in der Paranoia einen Infantilismus der *Verstandesleistungen* sehen. Das seien „Denkmöglichkeiten“. Für ein nicht näher abgrenzbares Gebiet der sexuellen Triebanomalien, innerhalb dessen die Homosexualität eine Rolle spiele, nimmt KRAEPELIN ebenfalls eine infantilistische Basis an: einen Infantilismus des *Willens-* und *Trieblebens*. Er sagt aber mit Recht zu seiner eigenen Annahme, diese sei zunächst ein „Schlagwort“, eine „ganz rohe Formel“, insofern, als in diesen Fällen niedrigere und höhere Entwicklungsstufen der verschiedenen psychischen Teilfunktionen nebeneinander aufträten und das Wesentliche an ihnen mithin das gestörte funktionale Gleichmaß und Gleichgewicht sei.

KRAEPELIN selber also betont, in vollem Bewußtsein der Gleichartigkeit der von ihm genannten pathologischen Strukturen mit denen des Infantilismus, doch wieder die Notwendigkeit einer gegenseitigen Abgrenzung.

Eine derartige Abgrenzung ist auch möglich, wenngleich am einzelnen Fall manchmal schwer zu verwirklichen. Im Hinblick auf die intellektuellen Funktionen gilt es in erster Linie daran festzuhalten, daß die infantilistische Psyche zwar einen mangelnden Reifegrad derselben aufweist, aber niemals echte Defekte, wie sie der Imbezille bietet. Verlängerung der Auffassungs- und Reaktionszeiten, Armut an Repro-

duktionsmaterial, geringe Reproduktionsbereitschaft desselben, flache Assoziationen mit Perseverationstendenz, Unfähigkeit zur Abstraktion, Unfähigkeit zum Hinzuwerden und Erlernen intellektueller Vollzüge, mangelnder Übungszuwachs, Ausfälle in der motorischen Geschicklichkeit — dies und anderes charakterisiert den eigentlichen Schwachsinn gegenüber der bloß infantilen Intelligenz. Ganz ähnlich liegt es auf affektivem Gebiet und im Bereich des Willens- und Trieblebens. Hysterische Mechanismen, epileptoide Phasen, paranoide Entwicklungen, psychopathische Entgleisungen gehören nicht zum eigentlich infantilen Bilde. Freilich darf nicht verkannt werden, daß auf beiden Gebieten, dem intellektuellen und dem affektiven, gradweise Übergänge in der Ausbildung der Symptome bis zu den Grenzen der Norm auftreten können, und daß die Symptome sich um so eher einander angleichen, je geringer an Stärke die Ausprägung derselben ist. So kann es sehr schwer sein, einen leicht suggestiblen Imbezillen von einem Infantilen abzugrenzen; ebenso kann es schwer sein, einen labilen, schüchternen, zerfahrenen Psychastheniker von erhöhter Suggestibilität gegen den Infantilismus abzugrenzen. Die grundsätzliche Unmöglichkeit liegt aber nicht vor. Außerdem können sich infantilistische und psychopathische Züge beim gleichen Individuum miteinander verbinden. In einer besonderen Gruppe stellt DI GASPERO diejenigen Fälle von psychischem Infantilismus zusammen, bei denen die Infantilität sich nur auf *einzelne* Funktionen oder Funktionsgruppen, auf *einen Teil* der psychischen Verhaltensweisen erstreckt, während die übrige Persönlichkeit ausgereift ist. Es ist dann so, daß innerhalb einer sonst ausgereiften Intellektualität bestimmte Einzelzüge, wie mangelnde Aussagetreue, überwuchernde Phantastik, Neigung zu Wachträumereien, erhöhte Suggestibilität, leichte Ablenkbarkeit auf infantilistische Komponenten hinweisen. Eine derartige Sonderstellung in einer sonst reifen Persönlichkeit kann auch das *sexuelle* Verhalten zeigen, das, in der Entwicklung gehemmt, im Zustande der Unreife, der puberalen, ja infantilen Eigenart verharrt — und dann exogen ins Perverse abgelenkt werden kann.

IV. Die psychophysischen Konstitutionstypen ERNST KRETSCHMERS und ihre Bedeutung für die Charakterkunde.

1. Die Körperbautypen.

Zusammenhangsgesetze aufzustellen zwischen der jeweiligen Gestaltung des Leibes und der menschlichen Wesensart — dies Unterfangen ist immer erneut in der Geschichte der Wissenschaft am Werke. Wir sind ihm in diesem Buch oftmals begegnet. Es ist ERNST KRETSCHMER gewesen, der in der Gegenwart — neben seinen bereits erwähnten Förderungen der Charakterkunde — der Frage der *Beziehungen zwischen*

Körperbau und Charakter mit neuen konstitutionsbiologischen Gedanken-
gängen nachgegangen ist. In seinen Forschungen verbinden sich psychi-
atrische, anthropologisch-morphologische und konstitutionsbiologische
Gesichtspunkte; und seine Ergebnisse haben in der Folgezeit zu einer
gut bewährten Biopsychologie und Typenlehre der „Charakter-“ und
„Temperaments“-Eigenschaften hingeführt. Zwar erfuhren dabei die
Begriffe „Charakter“ und „Temperament“ keine strikte Abgrenzung,
Bestimmung oder Klärung; wohl aber erfuhren sie — zum ersten Male
in der Geschichte — eine haltbare und relativ eindeutige biologisch-
konstitutionelle Unterbauung. Und das ist sehr viel: es ermöglicht der
Typenlehre, „lebensnahe“ zu bleiben, ohne Verbiegung der jeweiligen
Gegebenheiten. Man kann den einzelnen Menschen ohne grobe Einseitig-
keit nunmehr in das typologische Gerüst KRETSCHMERS hineingliedern
und ist dabei einigermaßen sicher, mit den Typisierungsrichtungen
KRETSCHMERS in der Regel auch etwas charakterkundlich Bezeichnendes
zu treffen — nämlich einen wirklichen determinativen Index der organis-
mischen, körperseelischen Beschaffenheit. Hier bietet sich also der
Charakterkunde erstmalig ein beglaubigter und wesentlicher Ordnungs-
ansatz dar — in einem schlichten, naturwissenschaftlichen, jederzeit
nachprüfaren System, das sich nicht in die Toga theoretisierenden
Tiefsinns einhüllt. So ist ERNST KRETSCHMER als charakterologischer
Forscher in seiner nüchternen praktischen Fruchtbarkeit zu einem
Führer geworden, dessen Sicht ein gesundes Komplement der philo-
sophischen Charakterologien bildet, denen alle Geistigkeit doch nicht
über ihre innere Antinomik hinwegzuhelfen vermag.

Als KRETSCHMER begann, existierte eine von der Konstitutions-
lehre nicht recht beachtete morphologische Typenlehre des Körper-
baues, die das Erbe der im vorigen Kapitel erwähnten französischen
Forschung darstellte. SIGAUD und die Autoren CHAILLOU und MAC-
AULIFFE¹ hatten morphologische Habitusformen aufgestellt, von denen
wir wenigstens die der letztgenannten Forscher erwähnen wollen: den
Typus respiratorius — mit vorwiegender Entwicklung des Brustkorbes
und der Nase, der Kieferhöhlen und Stirnhöhlen und entsprechendem
„sechseckigen“ Gesicht, einen Typus, der sich bei Gebirgsvölkern und
Nomaden findet; den *Typus digestivus* — mit besonderer Entwicklung
des Bauches, des unteren Gesichtsdrittels und der Unterkieferäste, so
daß ein „pyramidenförmiger“ Kontur des Gesichts entsteht, einen
Typus, den besonders die Eskimos darbieten; den *Typus muscularis* —
mit starkem Muskelrelief und breiten Schultern, quadratischem kurz-
köpfigem Schädel und geradem Haaransatz, einen Typus, der bei Athleten
und Verbrechern häufig ist; und den *Typus cerebralis* — von graziler

¹ SIGAUD, La forme humaine. Paris 1914. — CHAILLOU, A., et L. MAC-AULIFFE,
Morphologie médicale. Paris 1912.

Gestalt, mit auffallend großem Schädel, starkem Stirnschädel, kleinen Händen und Füßen, einen Typus, der bei Vertretern der Intelligenz häufig ist.

Die meisten Menschen sind *Mischtypen*; immerhin findet sich in der Bevölkerung Frankreichs folgende Verteilung der reinen Typen: Der respiratorische Typ umfaßt 30% der Bevölkerung, vorwiegend die Küstenbewohner und Gebirgsbewohner. Der Muskeltyp umfaßt 47% der Bevölkerung, vorzugsweise Arbeiter und Bauern. Der Bauchtyp umfaßt 14% der Bevölkerung, besonders die Bewohner der reichen Südpervenzen sowie von Flandern, der Normandie und der Bretagne. Der Typus cerebrealis umfaßt 9% der Bevölkerung, aber 25% der freien Berufe.

Gegen diese Typenlehre läßt sich verschiedenes einwenden. Zunächst, daß sie dem Ermessen des Untersuchenden einen viel zu großen Spielraum der Beurteilung läßt. Sodann, daß Mischtypen weit häufiger sind als die reinen Typen. BAUER¹ hat bei einer Nachprüfung in Wien nur etwas über 30% reine Typen gesehen, dagegen in fast 60% Mischtypen, und in etwa 10% konnte überhaupt kein Kennzeichen eines dieser vier Typen festgestellt werden. Endlich ist diese morphologische Differenzierung offenbar weit mehr, als es ihren Urhebern auffiel, von sozialen Faktoren, von Umweltfaktoren, von Berufsfaktoren und von der Lebensweise bedingt als von wirklichen Konstitutionsgrundlagen.

KRETSCHMER² ging ursprünglich aus von 260 Geisteskranken. Seine typologische Intuition wurde rasch bestätigt und ersetzt durch exakte anthropometrische Methoden. An diesem Material, welches er und andere Nachuntersucher immer mehr erweiterten, so daß es heute bereits viele Tausende durchgemessener Fälle in allen Ländern umfaßt, gelangte KRETSCHMER zur Aufstellung von *drei Haupttypen des Körperbaues*, neben denen noch eine Anzahl von numerisch minder bedeutsamen *Spezialtypen* stammt. Das überaus wichtige Neue an dieser Aufstellung war nun aber, daß jedem dieser morphologischen Typen in hoher statistischer Korrelation auch bestimmte und nur für ihn gültige *psychische* Dispositionen zugeordnet sind, und zwar Dispositionen völlig *endogenen Ursprungs*. So wiesen Körperbau und psychische Stigmatisierung desselben auf ein gemeinsames Quellgebiet zurück: die *persönliche Konstitution*. Und es gelang KRETSCHMER, eine große Reihe von Beweisen für diese Reduktion auf die Konstitution als Entstehungsgrundlage dieser körperseelischen Zuordnungen zu erbringen. Damit wurden diese von einem ganz anderen Range als die rein morphologisch-deskriptive Typologie der Franzosen, die für die Charakterkunde ohne Gewinn geblieben ist.

¹ Beiträge zur klinischen Konstitutionspathologie. Dtsch. Arch. klin. Med. **126**, 196 ff. (1918).

² Körperbau und Charakter. Berlin, z. Z. 9. Aufl. (Hier benutzt 5. Aufl. 1925.)

Indem wir von jeglicher Wiedergabe der anthropometrischen Methoden und Maßzahlen absehen, stellen wir die Körperbautypen mit jener intuitiven und deskriptiven Erfassungsmethode dar, die KRETSCHMER mit besonderer Meisterschaft handhabt.

1. *Der leptosome (asthenische) Typ.* Er entspricht der asthenischen Konstitution von STILLER und BARTELS. Es sind Menschen von geringem Dickenwachstum bei durchschnittlich unvermindertem Längenwachstum. Von der Magerkeit, Grazilität, Schwächlichkeit werden alle Körperteile und alle Gewebe betroffen. Das Körpergewicht ist unterdurchschnittlich. In ausgeprägten Fällen sehen wir einen mageren, schmal aufgeschossenen Menschen, von saft- und blutarmer Haut, schmalen Schultern, muskeldünnen Armen und Beinen, knochen-schlanken Händen, kleinem niederem und kurzem Schädel, langem und schmalen, abgeflachtem Brustkorb mit spitzem Rippenwinkel. Bei Frauen kommt noch Kleinwüchsigkeit hinzu. Eine Variante des Typs zeigt breitere Schultern, andere haben Anzeichen von Feminismus, von eunuchoidem Hochwuchs, von Infantilismen. Mischtypen mit athletischen Einschlägen sind häufig, sehnig-schlankte Figuren, die entweder mehr grazil mager oder muskulös ausfallen.

2. *Der athletische Typus.* Ein mittel- bis hochgewachsener Mann mit breiten ausladenden Schultern, starker Brust, einer nach unten sich verjüngenden Form des Rumpfes, derbem hohen Kopf, plastischem gutem Muskelrelief, grobem Knochenbau und starken Händen, von elastischer derber Haut und mäßigem Fettgewebe. Oft wirkt er plump, unschön massiv, oft bestehen Legierungen mit Spezialtypen. Bei Frauen ist die Fettentwicklung reichlicher, jedoch nicht übermäßig; auch sie sind hochgewachsen und breitschultrig, derb und massiv und zeigen oft Maskulinismen.

3. *Der pyknische Typ.* Mittelgroße gedrungene Figuren mit Neigung zum Fettansatz am Rumpf, starker Umfangsentwicklung von Kopf-, Brust- und Bauchhöhle und zarterer Ausbildung des Bewegungsapparates, des Schultergürtels, der Extremitäten und der Muskulatur. Ihre Gliedmaßen sind weich, rundlich, oft zierlich, die Hände kurz und breit und weich, die Handgelenke schlank und fast zart. Die Schultern sind schmal und rund, oft nach vorn geschoben; der Kopf mit weichem breitem Gesicht auf kurzem, massivem Hals senkt sich nach vorn zwischen die Schultern. Der reichliche Fettansatz besteht am Bauche, den Hüften und den Waden. Es bestehen im Zusammenhang mit den Lebensperioden starke und plötzliche Schwankungen des Körpergewichts. Bei Frauen ist die rundliche, mittelgroße bis kleine Figur vorwiegend.

Der *Gesichtsschädel* dieser drei Typen (der Stirnschädel wird von KRETSCHMER mit Recht wegen seiner geringen Gliederung und seiner

exogenen Formbarkeit zurückgestellt) ist ebenfalls in kennzeichnender Weise verschieden. Der *Leptosome* hat einen kleinen Schädelumfang, der kurz, aber breit ist. Das leptosome Gesicht erscheint lang und schmal, blaß und mager, scharf geschnitten; die Nasenlänge ist zu groß, der Unterkiefer zurücktretend und klein. Im Profil ist häufig ein scharfer Winkel, der von der Stirn den alles beherrschenden scharfen Nasenrücken entlang schräg vorwärts und von der Nasenspitze bis zu der kümmerlich niederen und kurzen Kinnschuppe schräg zurückläuft. Im Umriß von vorne gesehen, hat das leptosome Gesicht eine verkürzte Eiform. Bisweilen besteht auch steilere Eiform, Blasenschädel oder Turmschädel. Asymmetrien sind nicht selten.

Das *athletische Gesicht* zeigt ein plastisch herausgearbeitetes Knochenrelief, wulstige knöcherne Augenbrauenbögen, kompakte Jochbeine, derben Unterkiefer. Die Schädelform ist hoch, schmal und länglich. Es überwiegen stumpfnasige Typen mit schwacher Profilbiegung, in der Vorderansicht von steiler Eiform, bisweilen von langer Schildform. Bei Frauen sind öfters sehr massive Breitgesichter mit plumpen Backenknochen zu beobachten.

Das *pyknische Gesicht*, in der Vorderansicht vom Typus des flachen Fünfecks, hat etwas Breites, Weiches, Abgerundetes; darüber der große, runde, breite und tiefe Schädel. Es besteht häufig Fettansatz an den unteren Wangenpartien und Doppelkinn. Die Nasenlippenfalten treten besonders im reiferen Lebensalter plastisch hervor. Die Profile sind schwach gebogen. Die Nasenform ist gerade, mit markanter Wurzel, die Augen meist klein und tief liegend, die Stirn schön entwickelt, breit und gewölbt.

Von den übrigen Beschreibungen KRETSCHMERS sei hier nur noch die *Behaarung* erwähnt — wobei unter Primärbehaarung das Haupthaar, die Brauen und Wimpern, unter Terminalbehaarung die in der Reifezeit vorhandene Körperbehaarung und deren Verteilung verstanden wird:

<i>Pykniker:</i>	<i>Leptosome und Athletische:</i>
Primärbehaarung: mittel bis schwach	oft exzessiv
Terminalbehaarung: stark	lept. schwach, athl. stark
Kopfbehaarung: weich, oft wellig	derb, oft borstig, buschig
	Frauen derb, lang, üppig,
	bei manchen Lept. kurz, dünn, seidig
Begrenzung: horizontal oder Geheimratswinkel	oft hereinwachsend oder Pelzmützenhaar
Anlage zu	
Glatzenbildung: stark, spiegelnde Glatze	selten, dann unregelmäßig
Bart: schön ausgebildet, gleichmäßig verbreitet	schwach, bis auf exzessive Grade bei plumpen und bei turmschädelig. Athl. stark
Brauen: mittel bis schwach	mittel bis schwach
Genital- und Achselhaar: stark, lang, derbfaserig	mittel bis schwach
Rumpfbehaarung: mittel bis stark	lept. schwach, athl. stark

Als *dysplastische Spezialtypen* beschreibt KRETSCHMER außerdem die von uns bereits erwähnten eunuchoiden und hypophysären Hochwuchs- und Fettwuchsformen und die Infantilismen sowie die späterhin noch zu schildernden intersexuellen Einschläge.

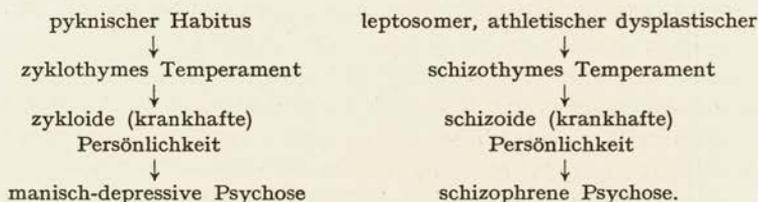
2. Die psychischen Entsprechungen der Körperbautypen.

KRETSCHMER stellte seine Körperbautypen zunächst an Geisteskranken auf, und zwar an den beiden großen Formenkreisen der konstitutionellen, endogenen Psychosen: einmal des manisch-depressiven Irreseins, sodann der Schizophrenie. Und der grundlegende Befund, der sich ihm ergab, war die *hohe Korrelation des pyknischen Typus zum manisch-depressiven Irresein, der andern Typen zur Schizophrenie*. Sodann aber griff KRETSCHMER mit der Untersuchung weiter: er untersuchte die *geistesgesunde Blutsverwandtschaft* seiner Kranken, und zwar sowohl im Hinblick auf ihren Körperbau als auch im Hinblick auf ihre Temperaments- und Reaktionseigenarten. Es war ihm klar, daß es für eine konsequente Vererbungs- und Konstitutionsforschung eine Beschränkung auf die kranken Familienmitglieder nicht geben konnte. „Für unsere konstitutionelle Betrachtungsweise sind die Psychosen nur noch vereinzelt Knotenpunkte, eingestreut in ein vielverzweigtes Nest normaler, körperlich charakterologischer Konstitutionsbeziehungen.“ Seine Fragestellung ging darauf aus, die vererbaren Anlagen auf körperlichem wie auf psychischem Gebiet zusammenzuordnen und einem biologischen Beziehungsgesetz zu unterstellen. Der Körperbau, die Psychose und der Aufbau der Persönlichkeit auf ihrer Temperamentsgrundlage sind diejenigen drei Formen der Phänotypik, aus denen es dies biologische Beziehungsgesetz zu erkennen gilt. Die Erblichkeit unterbaut dasselbe.

Keine dieser drei Instanzen braucht den zugrunde liegenden Genotypus in ihrer Art vollständig abzuspiegeln. Vielmehr ist es so, daß ein Teil der Anlagen sich stärker im Körperbau, ein anderer im Persönlichkeitsaufbau, wieder ein anderer in der Psychose offenbart. Ferner mischen sich in der Abfolge der Generationen die Erbmassen, und dementsprechend entstehen *Konstitutionslegierungen* und *Überkreuzungen*, welche zu *Mischtypen* führen. Infolgedessen sehen wir auch in den ausgeprägtesten Fällen niemals einen reinen Typus, sondern immer nur die individuelle Spielart eines Typus, d. h. den Typus selbst, vermischt mit kleinen Zugaben aus heterogenen Konstitutionseinschlägen. Man darf KRETSCHMER also nicht dahin mißverstehen, als lehre er, der Körperbau sei ein Symptom der Psychose. Sondern Körperbau und Psychose, psychischer Persönlichkeitstyp und Erblichkeit sind jedes für sich Teilsymptome des zugrunde liegenden biologischen Konstitutionsaufbaus.

Dieser Konstitutionsaufbau führt, sobald es sich um die reinen Typen handelt, zu zwei Formen oder, wie KRETSCHMER sagt, „*Proportionen*“ *psychischer Reaktivität*. Die erste ist dem *pyknischen Typus* und der manisch-depressiven Psychose gemäß. Sie findet sich als Temperamentsgrundlage gesunder Typen, die eine Affinität¹ in der angedeuteten Richtung haben. Er nennt sie die „*diathetische*“ *Proportion* und den auf ihr aufgebauten Formenreichtum psychischer Persönlichkeiten die *zyklothymen Temperamente*. Den übrigen Körperbautypen ist in hoher Korrelation eine „*Proportion*“ zugeordnet, die KRETSCHMER als „*psychästhetische*“ *Proportion* bezeichnet; den auf ihr aufgebauten Formenreichtum psychischer Persönlichkeiten umfaßt er mit dem Begriff der *schizothymen Temperamente*.

KRETSCHMER durchbricht also die Geschlossenheit des Psychotischen und des Krankhaften. Zwischen gesundem Seelenleben, krankhaftem Seelenleben und echter Geisteskrankheit bestehen nur Gradunterschiede und gemeinsames Wurzelwerk im Persönlichkeitsaufbau. Es lassen sich zwei Konstitutionsparallelen von der Geisteskrankheit über die Krankhaftigkeit bis ins Gesunde verfolgen, die in sich gebunden und innerlich bedingt sind:



KRETSCHMER beweist seine Annahme nicht nur an seinem Krankematerial, sondern er zieht den Körperbau und die Temperamenteigenarten genialer allbekannter Persönlichkeiten dazu heran.

Die Merkmale der *zyklothymen Temperamenteigenart* sind folgende: gesellig, gutherzig, freundlich, gemütlich. Sie schwanken nach dem manischen Pol hin: heiter, humoristisch, lebhaft, hitzig. Sie schwanken nach dem depressiven Pol hin: still, ruhig, schwernehmend, weich. Die Schwingungsebene dieses Temperaments, welches weich und sehr schwingungsfähig ist, liegt zwischen heiter und traurig. Die hypomanische und die schwerblütige Hälfte lösen sich ab, staffeln oder überschichten sich im Einzelfall in den verschiedensten Mischungsverhältnissen. Das Gemütsleben ist leicht und gut ansprechbar; vom sanguinischen Quecksilbertemperament bis zu der tiefen und warmherzigen Empfindung schwerblütiger Temperamente zeigt sich überall die Eigenschaft, die wir „*Gemüt*“ nennen. Die soziale Einstellung ist

¹ KRETSCHMER, Der Körperbau der Gesunden und der Begriff der Affinität. Z. Neur. 107 (1927).

menschenfreundlich, realistisch und anpassungsfähig. Diese Menschen sind keine moralischen Rigoristen, oftmals kindlich-naive Egoisten mit Neigung zu materiellen Genüssen; es sind keine Menschen der starren Konsequenz und des systematischen Schemas, wohl aber arbeitsfreudige Praktiker, flott und übergeschäftig, oder stillvergnügt, oder auch ernst, still, bescheiden und grüblerisch.

Die Temperamentsgrundlagen der *Schizothymie* lassen sich ebenfalls in Reihen von Merkmalen bezeichnen:

1. ungesellig, still, zurückhaltend, ernsthaft (humorlos), Sonderling;
2. schüchtern, scheu, feinfühlig, empfindlich, nervös, aufgeregte — Natur- und Bücherfreund;
3. lenksam, gutmütig, brav, gleichmütig, stumpf, dumm.

Am häufigsten sind die Züge der Gruppe 1, die auch die beiden andern Gruppen mit durchsetzen. Auf ihnen baut sich die Neigung zur Absperrung von der Realität, zum Autismus¹, auf. Gruppe 2 schildert mehr die verschiedenen Seiten seelischer Überempfindlichkeit, von der schüchternen Feinfühligkeit bis zur habituell jähzornigen Erregtheit. Gruppe 3, der andere Pol, tendiert zur seelischen Unempfindlichkeit, Stumpfheit und Schweranregbarkeit.

Die schizothymen Temperamente liegen also zwischen den Polen reizbar und stumpf. Aber die meisten Schizoiden sind nicht *entweder* überempfindlich *oder* kühl, sondern *beides zugleich* in verschiedenem Mischungsverhältnis. Und zwar verschiebt sich dieses, entweder schleichend oder schubweise, in der Richtung vom hyperästhetischen zum anästhetischen Pol, zur Affektlahmheit und Affekterkaltung. Die soziale Einstellung ist eine autistische: die allopsychische Resonanz tritt hinter der autopsychischen zurück. Diese Menschen sind entweder absolut ungesellig oder elektiv gesellig, entweder schüchtern, scheu und verhalten, oder kühl, ironisch und mürrisch — bis zur brutalen Menschenfeindschaft. Sie sind affektiv und in ihren Interessen unberechenbar; gemeinsam ist immer die schroff gegensätzliche Stellung von Ich und Außenwelt. Das Gemüt fehlt oder ist „lahm“ — im Sinne fehlender Unmittelbarkeit zwischen Anlaß und Ansprechbarkeit. Von der Gleichgültigkeit an über die Trockenheit, Pedanterie bis zur Schroffheit und gereizten Rücksichtslosigkeit herrscht immer etwas Starres, ein Mangel an Schwung. Das gleiche gilt vom *psychischen Tempo*. Bewegen sich die cyclischen Temperamente zwischen rasch und langsam, so bewegen sich die schizoiden zwischen zäh und sprunghaft. Die cyclische Tempokurve ist eine schwingende, die schizoide eine springende.

Hier liegt die Grundlage der feinsinnig-kühlen Aristokraten, des verpuffenden pathetischen Idealismus, des kalten Despotentypus, des

¹ BLEULER, Dementia praecox. Aschaffenburgs Handbuch. Leipzig u. Wien 1911. — BINDER, Zum Problem des schizoiden Autismus. Z. Neur. 125 (1930).

jähzornigen Stumpfboldes, des zerfahrenen Bummlers, des weltfremden Fanatikers.

Man erkennt ohne weiteres, daß KRETSCHMER mit seinem Begriffe der Schizothymie den Begriff der Schizoidie, den wir bereits in der psychiatrischen Charakterkunde¹ kennengelernt haben, außerordentlich erweitert und vervielfältigt hat. Dagegen haben sich denn auch viele Stimmen der Kritik gerichtet². Gegen die KRETSCHMERSche Fassung der zyklotyphen Temperamenteigenart — die der Syntonie BLEULERS entspricht — hat sich kein Einwand gerichtet; und auch ihre Zuordnung zum pyknischen Typus hat sich nach anfänglichem Widerspruch einhellig durchgesetzt.

Es wird nicht wundernehmen, daß eine wahre Flut von Nachprüfungen und Ergänzungen der Aufstellungen KRETSCHMERS in den letzten 10 Jahren die Literatur durchherrscht. Wir übergehen alle diese Arbeiten insoweit, als sie die psychologischen Behauptungen KRETSCHMERS betreffen. Denn KRETSCHMER selber und seine Schüler haben unablässig daran weitergearbeitet, die beiden Grundtypen, die er aufgestellt hat, psychologisch in allen Einzelheiten zu erfassen. Mit experimentellen Mitteln hat KRETSCHMER die Typenunterschiede der Leptosomen und der Pykniker durchgeprüft und durchprüfen lassen. Er fand die *Spaltungsfähigkeit* der Aufmerksamkeit, die Abstraktionsfähigkeit, die Beharrlichkeit, aber auch die Sprunghaftigkeit der Leptosomen weit größer³. Sein Schüler ENKE⁴ hat insbesondere die Motorik und damit das *Ausdrucksverhalten* beider Typen experimentell durchgeprüft. Er fand das Eigentempo der Pykniker langsamer, das Bewegungsbild als solches bei den Pyknikern vielgestaltiger und ungebundener, bei den Leptosomen und Athleten bestand eine Tendenz zu gleichförmiger Mechanisierung, Automatisierung und Erstarrung der Bewegungen. In der Ausdrucksbewegung sind die Pykniker durch weiche, abgerundete, flüssige und ungezwungene Motorik, die Leptosomen durch steife, eckige, ungewandte, oft abrupt entgleisende Motorik unterschieden. Auch der Handschriftenduktus an der Schreibwaage zeigt diese typischen Unterschiede der Typen. ENKE hat ferner mit dem Rorschachschen Formdeutversuch die Typen unterscheiden

¹ Cf. fünften Teil, I dieses Buches.

² Die wertvollste von BOSTROEM, Zur Frage des Schizoids. Arch. f. Psychiatr. 77 (1926).

³ KRETSCHMER, Experimentelle Typenpsychologie. Z. Neur. 113 (1928). — VAN DER HORST, Experimentell-psychologische Untersuchungen zu Kretschmers Körperbau und Charakter. Ibidem 93 (1923). — KIBLER, Experimental-psychologischer Beitrag zur Typenforschung. Ibidem 98 (1925).

⁴ ENKE, Experimental-psychologische Studien zur Konstitutionsforschung. Ibidem 114 (1928); 118 (1929). — Die Psychomotorik der Konstitutionstypen. Z. angew. Psychol. 36 (1930).

können: der *Erlebenstypus* der Schizothymen erwies sich als subjektiver und introversiver¹.

Erwähnt sei noch, daß genaue Untersuchungen dieser beiden Typen während der verschiedenen *Lebensphasen* von Kind an vorliegen und durchweg ihre Unterscheidbarkeit betonen. Endlich sei der mannigfachen Versuche gedacht, eine *Selbstdiagnose* von Vertretern der einzelnen Körperbautypen hinsichtlich ihrer Charaktereigenschaften zu erlangen. Den Versuchspersonen wurde ein Fragebogen vorgelegt mit etwa folgenden Fragen: „Sind Sie: still und einsilbig, schüchtern, reizbar, idealistisch, zur Abstraktion und zu Träumereien geneigt usw. (folgt eine Liste der wesentlichsten schizothymen Charaktereigenschaften)? — oder sind Sie: gesellig, gutmütig, humoristisch, „gemütlich“ usw. (folgt die Liste der zykllothymen Eigenschaften)? Die Versuchspersonen wußten nichts von den Zusammenhängen zwischen Körperbau und Charakter. Folgende Tabelle zeigt das Ergebnis:

Selbstdiagnosen der gesunden Pykniker und Leptosomen. Fragebogenversuch nach VAN DER HORST und KIBLER.

77 Versuchspersonen, davon 36 Pykniker, 41 Leptosome.

	Zyklothym %	Gemischt oder unbestimmt %	Schizothym %
Pykniker	94,4	2,8	2,8
Leptosome	12,2	17,1	70,7

Unter der *gesunden Bevölkerung* in Deutschland und Rußland wurde etwa folgende Verteilung der Körperbautypen festgestellt: Pykniker 20%, Leptosome und Athletiker zusammen 40–50%, Spezialtypen 5–10%, der Rest sind Mischtypen. Es ist nun nicht ohne Interesse, daß bei gesunden und geisteskranken *Verbrechern* die Verteilung der Körperbautypen eine völlig andere ist! Nur etwa 6% gehören dem pyknischen Typ und dem zykllothymen Temperament an, 94% sind Schizoide; an letzteren sind Leptosome und Athleten ungefähr gleich beteiligt. Man sieht daraus, in Bestätigung der Annahmen KRETSCHMERS, die geringe kriminelle und antisoziale Bedeutung der Pykniker und Zyklothymen².

KRETSCHMERS Forschungen haben ihn dazu geführt, für die praktische Arbeit, nämlich die Eingliederung einer Person nach ihren biologischen und psychologischen Kennzeichen im Sinne seiner Aufstellungen, ein „*Psychobiogramm*“ zu schaffen, dessen Handhabung recht einfach ist. Aus der Durchsicht desselben vermag man sofort die leitenden Gesichtspunkte der gegenwärtigen „medizinischen Charakterkunde“ und ihre Zusammenordnung zu entnehmen.

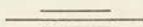
¹ Vgl. S. 27 ff. dieses Buches. Ferner ENKE, Die Konstitutionstypen im Rorschachschen Experiment. Z. Neur. 108 (1927).

² VON ROHDEN u. GRÜNDLER, Körperbau und Psychose. Z. Neur. 95 (1925).

Psychobiogramm

(nach Kretschmer¹)

für kriminologische, differentiell psychologische und psychiatrische
Typenforschung.



Name:

Diagnose:

Alter:

a) Körpertypus:

Beruf:

b) Temperamentstypus:

Untersuchungstag:

c) Soziologischer Typus:

A. Heredität.

(Am besten kleines Stammbaum- bzw. Verwandtschaftsdiagramm mit folgenden Abkürzungen: ♂ = männlich, ♀ = weiblich, rot = zyklotym, blau = schizotym, ● = Psychose (einschl. genuine Epilepsie), ○ = Psychopathie und Nervosität, ⊙ = Schwachsinn, □ = kriminell. Spezialtypen mit Anfangsbuchstaben, z. B.: epi = epileptoid, hy = hysterisch usw.)

¹ Abgedruckt mit gütiger Erlaubnis des Autors.

B. Lebenskurve.

1. Stetig. 2. Reaktiv labil.
3. Endogen periodisch: zylothym, epileptoid. dipsoman.
4. Schubweise Daueränderungen in Lebensphasen: Pubertät, Involution. —
Erscheinungswechsel.
5. Aufwärtsentwicklung, Gleichbleiben, Abwärtsentwicklung des Persönlichkeits-
niveaus.

Kindheit:

Pubertät: verfrüht, normal, verspätet,
stürmisch, normal, unebenmäßig.

Involution: verfrüht, normal, verspätet.

Klimakterische Beschwerden: depressive, hypochondrische, neurasthenische,
hysterische, paranoide Andeutungen.

Durchgemachte oder noch vorhandene Psychosen oder Neurosen

(einschl. Haftreaktionen, path. Affekt-, Rausch- und Dämmerzustände).

Sonstige bezeichnende Lebensdaten.

Berufswechsel (wiederholt?), Vorstrafen, Familienkonflikte, Ehescheidung,
sexuelle Konflikte und Entgleisungen, Trunksucht (und sonstige Suchten),
Reisen, Abenteuer usw.

Zusammenfassung:

C. Allgemeine Temperamentskalen.

	Stimmung und Psychästhesie	Psychisches Tempo und Spannung	Psychomotilität	Soziale Einstellung	
Zyklothym	heiter erregt zornmütig	flotter Elan vielgeschäftig ideenreich (bzw. -flüchtig)	vielbeweglich geschwätzig laut	naiv selbstbewußt großzügig unternehmend genießerbisch	extravertiert (nach außen gerichtet), realistisch, gesellig, offen, materiell
	sonnig vergnügt behaglich ruhiger Humor				
	still gemütsweich	schwerfällig gehemmt	behäbig still schwerfällig gehemmt (Bewegungsarmut bei weicher Motilität)	verständnisvoll vermittelnd praktisch	
	schwerblütig verzagt			bescheiden unentschlossen	
	Stimmungsschwankungen: heiter — traurig				
Schizothym	mimosenhaft zart	zerfahren	fahrig hastig zapplig	idealistisch	Autistisch (nach innen gerichtet, eigenlebig) verschlossen
	feinfühlig sensibel				
	reizbar, aufgeregt, nervös	systematisch konsequente Energie	verhalten, aristokratisch straff	systematisch organisatorisch	
	kühl	zäh	eckig	eigensinnig querköpfig mißvergnügt	
	streng, schroff	pedantisch fanatisch	steif lahm einsilbig	zurückhaltend mißtrauisch	
	kalt			einspännig menschenscheu	
	stumpf, indolent			menschenfeindlich	
	Stimmungsschwankungen: ekstatisch, pathetisch — ärgerlich nervös- verstimmt	Sperrungen	Sperrungen	brutal antisozial	

Diagnose der 6 Haupttemperamente.

Zyklo- thym	1. Hypomanisch Heiter beweglich	Schizo- thym	4. Hyperästhetisch Zarter Innenmensch, reizbar, nervös, Idealist.
	2. Synton Praktischer Realist Behäbiger Humorist.		5. Schiz. Mittellage Kühl, energisch, systema- tisch, konsequent, ruhig — aristokratisch.
	3. Schwerblütig		6. Anästhetisch Kalt, kalt nervös, verschro- ben, Sonderling, indolent, affektlahm, stumpfer Bumm- ler.

Temperament in normaler oder in psychopathischer Ausprägung?
Mischform:

Degenerative Spezialtypen.

1. Zykoide und 2. Schizoide Psychopathien s. o.

3. Epileptoide Merkmale:

Grob, brutal, gespannte Verstimmung, explosiver Jähzorn, Neigung zu schweren Affektkrisen, zu Trunksucht, Alkoholintoleranz, path. Rauschzuständen, epileptiformen Krampfanfällen, tiefen Dämmerzuständen, reaktivem Weglaufen.

Epileptischer Charakter: Klebrig, plump vertraulich, süßlich, bigott, unständig, pedantisch, egozentrisch.

4. Hysterische Merkmale:

Oberflächliche, rasche Affektlabilität, leichte Einschaltung von hypobulbischen, hyponoischen, reflektorischen und vegetativ-nervösen Mechanismen (Affektkrämpfe und -krisen, Ohnmachten, Dämmer- und Traumzustände, Zittermechanismen, vasomotorische Symptome usw.). Gesteigerte Suggestibilität — launenhafter Eigensinn, geringe Erinnerungstreue, Neigung zum Gespielten, Theatralischen, Koketten.

Geborenes Schwindlertum, Lügen, Projektmachen, Aufschneiden, Phantastik. — Intrigen.

5. Paranoide Merkmale:

- a) Neigung zu Mißtrauen, Beeinträchtigungs-, Eifersuchtsgefühlen,
- b) zu Querulation, zu sensitiven Beziehungsgefühlen,
- c) zu Erfinder-, Reform-, Sektier-, Prophetenideen,
- d) spezielle paranoide Haftsyndrome:

6. Hypochondrische und zwangsneurotische Merkmale:

7. Einfache Nervosität und Psychopathie:

D. Triebleben.

1. Sexualtrieb:

stark, mittel, schwach,
früh, mittel, spät entwickelt,
früh, mittel, spät erloschen,
starke, mittlere, schwache, unebenmäßige Sexualhemmungen. Prüderie, Zynismus.

Neigung zu Impotenz, Ejaculatio praecox, Frigidität und sonstige Aktstörungen.
Neigung zu Verdrängung, Sublimierung, zu sexuellen Ersatzhandlungen.

Neigung zu starker und vorzugsweiser Masturbation. Neigung zu Prostitution.
Entwicklungshemmungen: Überdauernde Fixierung an die Eltern, überdauerndes Proteststadium gegen die Eltern, Kälte, Haß gegen die Eltern, geringe Zielfestigkeit des Sexualtriebs, extremer Platonismus mit Neigung zu Fernliebe und Wunschträumereien.

Mütterlichkeit:

Art der Bindung an die Familie:

Perversionen:

Homosexualität: total — als verstärkte Nebenkomponente — aktiv — passiv.
Psychosexuelle Infantilismen: Exhibitionismus, Pädophilie, Sodomie, Fetischismus.

Narzistische Komponenten (Verliebtheit in sich selbst): Erotisch gefärbte Eitelkeit, Gepflegtheit.

Metatropismen: Feminismen (b. Mann), Maskulinismen (bei Frau), Mannweib, weibischer Mann. Transvestit.

Sonstige Triebvarianten:

2. Grausamkeitstriebe:

a) Sadismus und Masochismus.

b) Einfache Grausamkeit, Brutalität, Herrschsucht körperlicher und psychischer Art — kriecherische Unterwürfigkeit, Freude am Dulden und Leiden.
Tierquälerei, Rohheitsdelikte, Lustmord usw.

Triebverwandte Handlungen: Wille zur Macht, Ehrgeiz, Streberei, Ressentiment, aktive, passive Lebenseinstellung.

3. Gefahrschutztriebe:

Aggressiv, waghalsig, unbesonnen, mutig, kaltblütig, ruhig, besonnen, ängstlich, schreckhaft feige.

Schlau, hinterhältig, zutraulich, vorsichtig.

4. Nahrungstrieb und verwandte Vitalgefühle:

Materielle, ideelle Gesinnung. Starke, mittlere, schwache Nahrungsaufnahme, Freude am Essen und Trinken, Weichlichkeit, Schlemmerei, Völlerei, Luxus, Bedürfnislosigkeit, Gleichgültigkeit gegen Schmuck und materielle Annehmlichkeiten, Toleranz gegen Hunger, Durst, Ermüdung, Strapazen groß — mittel — gering. Suchten:

Triebverwandte Haltungen: Erwerbstrieb, verschwenderisch, freigebig, sparsam, geizig, habsüchtig.

Zusammenfassung:

E. Komplexer Charakteraufbau und Lebenseinstellung.

I. Verhältnis von Triebhaftem und Rationalem im Gesamtaufbau.

1. **Vorwiegen des Triebhaften:** Impulsive Art. Naiver, unmittelbarer Affektausdruck. Neigung zu **Primitivreaktionen**, unbeherrschter Reizbarkeit, explosiven Affektkrisen und Bewegungstürmen (Zorn, Angst), Bewußtseinsschwankungen (Dämmerzuständen, Stuporen, Amnesien), labilem, affektbeeinflußtem Denken und Erinnern, zu Verdrückungen, Verstellungen, Kurzschlußhandlungen, Triebenthemmungen (Verschwendungen, Suchten, Exzessen, Gewalttaten, impulsiven Racheakten, Sexualdelikten); kurze Affizierbarkeit.

Naive bzw. primitiv-triebhaftes Persönlichkeit.

2. **Vorwiegen des charakterologischen Überbaus.**

Neigung zum Bewußten, Reflektierten, Überlegten, Durchdachten, lang Vorbereiteten, zur Selbstbeherrschung, zum planvoll Angelegten, Zweckmäßigen; zu Retentionen und Verhaltungen; lange Affizierbarkeit.

Bewußte (rational-zweckvolle) Persönlichkeit.

3. **Mittelform** aus beiden: a) gemischt — b) kontrastiert.

II. Lebenseinstellung (Verhältnis von Ich und Außenwelt)

s. Temperamente { Extravertiert, autistisch, gemischt, kontrastiert
Realistisch, idealistisch, „ „

- a) einfach: **sthenisch mittel asthenisch**

Bei **sthenischer** Lebenseinstellung: Vorwiegendes Gefühl der Überlegenheit über die Außenwelt, der Kraft, des Beherrschens und Handelns. Neigung zu Selbstüberschätzung, Einbildung, Rücksichtslosigkeit, Aggressivität, Aktivität.

Bei **asthenischer** Lebenseinstellung: Vorwiegendes Gefühl der Unterlegenheit, des Erleidens, der Schwäche und Unfähigkeit, der Minderwertigkeit und Niedergeschlagenheit. Neigung zur Selbstunterschätzung, Bescheidenheit, Nachgiebigkeit, Lebensfeigkeit, Ängstlichkeit, Unsicherheit des Auftretens, Passivität.

- b) kontrastiert: **expansiv sensitiv**

Expansiv: Vorwiegend sthenisch mit asthenischem Gegenpol (verborgenen Insuffizienzgefühlen, angreifbaren Nerven). Neigung zu sthenisch gefärbten Komplexreaktionen, zu Affektretentionen, zur Überkompensation, zu überreiztem Selbstbewußtsein, zum Übelnehmen, zum Auftrumpfen, zum heftigen, unerwarteten Beleidigtsein, zu bissigen Ausfällen und schwierigen paranoiden Dauerquerulationen. Egozentrische Moral; Ressentiment.

Sensitiv: Vorwiegend asthenisch mit sthenischem Gegenpol (Ehrgeiz, Strebbarkeit, verletzbares Selbstgefühl). Neigung zu asthenisch gefärbten Komplexreaktionen, zu Verhaltungen, zu plötzlichen heftigen Insuffizienzgefühlen, zur Lebensunsicherheit, zu Selbstquälereien, zu überreizten Gewissenskrupeln bei kleinem Anlaß, zum Gefühl der moralischen Beschämung mit daran angeknüpften Beziehungsideen. Moralisch feinfühlig und reflektierend.

- c) **Vermittelnde Lebenseinstellung:** Konziliant, praktisch, anpassungsfähig, Aufgehen im Milieu, Kontrast zwischen Ich und Außenwelt wird nicht empfunden (s. syntone Zyklotymiker).

- d) **Ausweichende Lebenseinstellung:** Neigung zur Unechtheit, zu Fiktionen, Selbsttäuschungen, Verstellungen und Rollen, zur Theatralik, zur „Flucht in die Krankheit“ (s. bei Hysterisch). Neigung zur Ironie, zur Intrige.

Zusammenfassung:

F. Soziologische Verhaltensweisen.

1. Ethische Veranlagung:

Egoistisch, altruistisch, gemischt, kontrastiert.

Mitfühlend, mitleidslos, neidisch. Neigung zu Verleumdung, Klatschereien, Bosheiten.

Fleißig, tüchtig, willig, mittel, bequem, gleichgültig, faul, passiv asozial, antisozial.

Selbständig, unselbständig. Entschlossen, energisch, zögernd, weich, beeinflussbar, willensschwach.

Anpassungsfähig, einfühlungsfähig, unbeeinflussbar, eigensinnig, störrisch.

Fähigkeit — Unfähigkeit zur Einordnung (Kollegialität) und Unterordnung (Disziplin).

Beliebt, unbeliebt; suggestiv, Führernatur.

Familiensinn:

Spezielle soziologische Defekttypen:

Moralischer Schwachsinn, allgemein — speziell.

a) Pseudologe, Schwindler, Hochstapler — Gewohnheitsdieb.

b) Bummler, Landstreicher.

c) Hehler, Erpresser.

d) Prostituierte, Zuhälter — Gewerbsabtreiber.

e) Sexualverbrecher { normale Sexualkonstitution.
Perverser.

f) Affektverbrecher: Krakehler, Körperverletzung, Totschlag, Widerstand, Bedrohung.

g) Andere triebhaft-impulsive Handlungen: Triebhafter Brandstifter, Kleptomane u. dgl.

h) Überlegter Gewaltverbrecher: Einbrecher, Raubmörder usw.

Gelegenheitsdelikte: Durch Milieu, Verführung, spezielle Erlebnissituation, Überzeugung.

2. Religiöse Verhaltensweisen: Konfession:

Mystisch, schwärmerisch,

bigott, sektiererisch, abergläubisch, pietistisch; kirchlich, korrekt, pharisäisch, moralisierend, rationalistisch; antireligiös, kommunistisch, „monistisch“, simulierend.

Rigoristisch, vermittelnd, naiv.

Erotische Sublimierungen und Übertragungen in der Religionsübung.

3. Politische Verhaltensweisen:

Selbständig denkend, Außenseiter, „Untertan“, „Staatsbürger“, „klassenbewußt“, „herrsüchtig“, politisches Ressentiment.

Individualistische, soziale, gemischte Lebensanschauung.

Fanatisch, vermittelnd, gleichgültig.

Heroisch, idealistisch, materiell, praktisch, spießbürgerlich.

Traditionsgebunden, veränderlich, unruhig, revolutionär.

4. Ästhetische und wissenschaftliche Interessen:

reproduktiv? ausübend?

Vorliebe für Musik (welcher Art?):

„ „ Bilder, Wandschmuck, Einrichtung, gute Kleidung.

„ „ Zeichnen, Malen, Basteln, Kunstgewerbe.

„ „ Lektüre: wissenschaftlich (welcher Art?):

belletristisch (welcher Art?):

„ „ Schriftstellerei, Zeitungsartikel, Gedichte, Deklamationen, Festadressen, Theaterspielen, Rednertalent.

Lieblingsbeschäftigung in der Freizeit:

Zusammenfassung:

G. Intelligenz.

Hochbegabt, begabt, mittel, debil, imbezill, idiotisch.

Schulzeugnisse:

Seitherige Berufsbegabung:

Gedächtnis, Merkfähigkeit:

Aufmerksamkeitstypus:

Kritik- und Urteilsfähigkeit:

Intelligenzalter nach Binet-Simon (nur bei Schwachbegabten):

Etwaige sonstige Intelligenzprüfungsergebnisse (Lückentext nach Ebbinghaus, Bourdons Durchstreichmethode, Dreiwortmethode, Hamburger Begabtenprüfungsschema):

Verstandes-, Gefühls-, Willensmensch.

Optischer, akustischer, motorischer Typus? Eidetiker?

Bei Begabten: Anschaulich gegenständlicher (zyklothym), abstrakt systematischer (schizothym), traumhaft-romantischer (schizothym) Denktypus? (evtl. experimentell mit Rorschachs Formdeuterversuch, mit Abstraktionsversuch, mit Reaktionsversuch mit und ohne Ablenkung).

Ermüdbar, ausdauernd, übungsfähig (evtl. Arbeitskurve nach Kraepelin).

Phantasievoll, nüchtern. Klarer, unklarer Kopf.

Einseitig — vielseitig. Subjektiv — objektiv. Sachlich.

Originell — banal. Gewandt, findig, schlagfertig, praktisch, schwerfällig, ungeschickt, unpraktisch, theoretisch.

Spezialbegabungen: Sprachen, Philosophie, Mathematik, anschaulich beschreibende Fächer.

Künstlerische Begabungen (welche?):

Psychomotorische Begabung: Handfertigkeit, Kraft; technische Begabung.

Organisationstalent.

Sonstige Bemerkungen zur Begabung:

Zusammenfassende Charakteristik der Gesamtpersönlichkeit:

H. Körperlicher Befund.

I. Maße:

Schädel: Umfang horizontal ¹ :	Körpergröße:	Gewicht⁷:
Durchmesser sagittal ¹ :	Umfang: Brust ⁸ :	Vorderarm l. ¹¹ :
„ „ frontal ² :	Bauch ⁹ :	Hand l. ¹² :
„ „ vertikal ³ :	Hüften ¹⁰ :	Wade l. ¹¹ :
Gesichtshöhe ⁴ :	Länge: Beine ¹³ :	Spannweite d. Arme:
„ -breite ⁵ :	Breite: Schulter ¹⁴ :	Becken ¹⁵ :
Nasenlänge und -breite ⁶ :		
Indices: Längenbreitenindex	Brustschulterindex ¹⁸ :	
des Schädels ¹⁶ :		
Pignets Index ¹⁷ :	Differenz zw. Brustumf. u. Hüftumf. ¹⁹ :	
	„ „ dopp. Beinlänge u. Körpergröße ¹⁹ :	

II. Gesicht und Schädel:

Kopfform:	Hochkopf, pyknischer Flachkopf, kleiner Rundkopf, Turmschädel, Blasenschädel, uncharakteristisch.
Profil:	Winkelprofil, Langnasenprofil, hypoplastisches, pyknisches Profil, uncharakteristisch.
Gesichtsumriß	
frontal:	breite Schildform, flaches Fünfeck, steile Eiform, verkürzte Eiform, kindliches Oval, Siebneck, uncharakteristisch.

Einzelbeschreibung: a) Stirn:		d) Kinn:
b) Mittelgesicht:		e) Ohr:
c) Nase:		

III. Körperbau:

Knochen:	Schultergürtel:	Extremitäten (bes. Länge):
Muskulatur (Relief?):	Brustkorb:	Hände u. Füße:
Fett:	Bauch:	Beschreibung:
Hals:	Becken:	

IV. Behaarung:

Haupthaar:	Genital:	Arme:
Brauen:	Achsel:	Beine:
Bart:	Rumpf:	Beschreibung:

¹ Glabella-Occipitalprotuberanz (u. größter Hinterhauptsvorsprung). ² Größter über den Ohren. ³ Kieferwinkel—Scheitelhöhe. ⁴ Projektiv gemessen: a) Nasenwurzel (Nasion oder Brauenwinkel)—Mundspalte; b) Mundspalte—tiefster knöcherner Kinnpunkt. ⁵ a) Jochbeinhöhe bds.; b) Kieferwinkel bds. ⁶ a) Nasenwurzel (Nasion oder Brauenwinkel)—scharf einsetzen—Nasenspitze (tiefster Punkt); b) Nasenflügel bds. ⁷ Nackt. ⁸ Über die Brustwarzen (bei Frauen oberhalb Mammae) a) in Ruhe; b) größte Inspiration und Expiration. ⁹ In Weichenhöhe. ¹⁰ In Trochanterhöhe. ¹¹ Größter. ¹² Über die Fingerwurzeln oder Daumen. ¹³ Oberer Symphysenrand—Boden. ¹⁴ Akromion bds. ¹⁵ a) Darmbeinkamm bds.; b) Trochanter bds. ¹⁶ Größte Breite mal 100 durch größte Länge. ¹⁷ Index der Körperfülle = Körpergröße minus (Brustumfang plus Gewicht). ¹⁸ Schulterbreite mal 100 durch Brustumfang (Diff.diagn. zwischen pyknisch und asthenisch-athletisch). ¹⁹ Indices der Sexualkonstitution.

Genaue metrische Anleitung s. MARTIN, Anthropometrie. Berlin: Julius Springer. Einige konstitutionsbiologische wichtige Maße finden sich dort nicht, andere dort aufgezählte sind für unsere Zwecke überflüssig oder können metrisch vereinfacht werden.

V. Endokrine, vegetativ-nervöse Befunde u. ä.

(s. auch III. und IV.):

- a) **Drüsen:**
 - Schilddrüse: Hoden (bzw. Ovar.):
 - Brustdrüse: Genitale:
 - Lymphdrüsen: Sexuelle Anomalien:
- b) **Augensymptome:**
(Graefe, Aschner, Pupillen, Lidspalte usw.)
- c) **Herzgefäßsymptome:**
(stabil — labil, Puls, Gesichtsfarbe, Akrocyanose, vagotone, basedowide Symp. usw.)
- d) **Reflexe, Tremor:**
- e) **Komplexion und Pigment:**
- f) **Sekretorische Symptome:**
(Schweiß, Talg usw.)
- g) **Hautbeschaffenheit:**
(Turgor, Glätte, Dicke usw.)
- h) **Sonstige Befunde** (bes. auch Mißbildungen, Defekte der Sinnesorgane u. dgl.):

VI. Zeitpunkte:

- | | |
|---|---------------------------------|
| Eintritt d. Geistesstörung (bzw. Krimin.): | Eintritt d. Verfettung: |
| „ „ Pubertät ¹ : | „ „ Abmagerung: |
| Wachstumstempo u. -Zeitpunkt in der Pubertät (rasches Aufschießen, langes Zurückbleiben): | „ bestimmter Körperkrankheiten: |
| Eintritt der Involution: | |

VII. Exogene u. ä. persönlichkeitschädigende Faktoren:

(Symptome von Alkoholismus und Suchten, luetischen und metaluetischen Erkrankungen, Arteriosklerose, traumatischer Hirnschwäche, Senium usw.)

VIII. Diagnose:

- | | | |
|--------------------------|------------|---------------------|
| pyknisch | athletisch | { schlank, muskulös |
| leptosom { kräftig hager | | { plump, pastös |
| { asthenisch | Mischform: | |
- dysplastisch:** eunuchoider Hochwuchs, sonstige Hochwuchsformen, Ggantismus, eunuchoider Fettwuchs, intersex. (Maskulinismen, Feminismen), Dystrophia adiposo-genitalis, akromegaloid, infantil, hypoplastisch, kretinistisch, sonst. Kümmer- u. Zwergwuchsform, rachitisch, einzelne, gehäufte Dysplasien u. Degenerationszeichen.
- Neuropathische Syndrome:** vagoton, basedowoid, epileptoid, hysterisch, einfache Neuropathie.
- Wichtige Einzelstigmata:**

Zusammenfassung:

¹ i. Menstruation, Pollution, Sexualtrieb, Körperwachstum, Bartwuchs, Mutieren der Stimme.

3. Konstitution und Rasse.

Einer einzigen Gruppe von Einwänden gegen die KRETSCHMERSCHEN Forschungen müssen wir etwas ausführlicher gedenken, weil sie die Ursache eines Mißverständnisses geworden ist. Es ist der Einwand, die KRETSCHMERSCHEN Typen seien gar keine selbständigen Typen, sondern *Vertreter der europäischen Rasseformen*. Dabei hat sich Gelegenheit ergeben, zu erwägen, welchen Erkenntniswert die einzelnen Habitusmerkmale im Hinblick auf die persönliche Konstitution *und im Hinblick auf die Rassenzugehörigkeit* aufweisen. Wenngleich diesen Bestrebungen bis jetzt noch kein grundlegender charakterkundlicher Wert abzugewinnen war, so sind sie dennoch für die Charakterkunde wichtig, nicht zuletzt als Korrektiv falscher und unechter Ansprüche an die Charakterkunde, die sich hinter rassisch-anthropologischen Behauptungen verschanzen.

Zu diesem Punkte hat WEISS, ein Schüler KRETSCHMERS, auf meine Veranlassung wichtiges Material zusammengetragen¹. Die rassische Auslegung von KRETSCHMERS Körperbautypen seitens der Anthropologen² stützen sich dabei auf theoretische Gesetzmäßigkeiten in der Rassenforschung, die heute nicht mehr in der früheren Ausschließlichkeit anerkannt werden können. Man vergaß, neuere Entdeckungen zu berücksichtigen: die Vererbbarkeit phänotypischer Merkmale, die Veränderlichkeit rassischer Merkmale, überhaupt die Bedeutung des Lebensraumes und der Lebensweise für die Körperform und den Charakter eines Individuums und größerer Menschengruppen. Diesen Anschauungsänderungen liegen zugrunde die experimentellen Untersuchungen WEIDENREICHS³ über die Einwirkung der Kultur und Domestikation auf Körperform und Schädelbau der Tiere. Er weist an Haustieren und domestizierten Wildformen nach, wie unter dem Einfluß der neuen Umwelt der lange schmale Schädel kürzer und breiter wird, die Stirn mehr hervortritt und die Schnauze sich krümmt, so daß das Bild der Mopsköpfigkeit entsteht. Zu den häufigsten peristatischen Faktoren, die rassisch wichtige Merkmale verändern können, gehört die Unterernährung, der Hunger, schlechte klimatische und soziale Verhältnisse. STEFFKOS Untersuchungen an russischen Kindern und Rekruten, MARTINS Messungen an deutschen Kindern der Nachkriegszeit

¹ Kretschmers Körperbau und Charakter. Tübinger Dissert. an der med. Fakultät. Berlin 1927.

² STERN-PIPER, Zur Frage der Bedeutung der psychophysischen Typen Kretschmers. Z. ges. Neur. 84 (1923) — Kretschmers psychophysische Typen und die Rasseformen in Deutschland. Arch. f. Psych. 67 (1923). — PFUHL, Die Beziehungen zwischen Rassen- und Konstitutionsforschung. Z. Konstit.lehre 9 (1923).

³ WEIDENREICH, Z. Konstit.lehre 11 (1925).

ergeben eine erhebliche Abnahme der Körpergröße und der Schädelmaße. Als konstant gewordenes Rassenmerkmal soll der Kleinwuchs der Pygmäen, Eskimos, Lappen anzusehen sein. Wie umgekehrt bessere Ernährungs-, soziale und klimatische Verhältnisse auf Völker oder Gesellschaftsschichten einwirken, zeigen Messungen an Schulkindern, vergleichende Untersuchungen an Straßburger Spitalleichen im Verhältnis zu Mitgliedern der Anatomischen Gesellschaft usw. Man darf daraus schließen, daß die durch Umweltsveränderungen entstehenden phänotypischen Merkmale unter Umständen zu konstanten Merkmalen werden können, und daß damit die Konstanz der Rassen nicht voll aufrechterhalten werden kann.

Unter diesem Gesichtspunkt hat BEAN seine Konstitutionstypen aufgestellt¹. Er entwickelt sie aus je zwei morphologischen Menschengruppen der Steinzeit, und sie sind später die ursprüngliche keltische, mittelländische, alpine und nordische Rasse Europas. In der Folgezeit jedoch lassen sie nur noch zwei Arten erkennen, da sie sich in einem Strom wechselnder Umwelteinflüsse und weitgehender Vermischung immer mehr verwischen. So tauchen sie mit der Ausbreitung der weißen Rasse ohne örtliche Gebundenheit als zwei Konstitutionstypen auf, der hyperontomorphe und der mesoontomorphe Konstitutionstyp, deren extreme Abarten die Bewohner arktischer und tropischer Regionen sind. Ersterer ist der schlankgliedrig hochgewachsene Menschentypus mit Langschädeligkeit, letzterer ist der kurzwüchsig gedrungene Menschentypus mit kurzem breiten Kopf, relativ langem Rumpf und kurzen Beinen. In Wesensart und Körperbau erinnern sie an KRETSCHMERS Konstitutionstypen, insbesondere auch in ihrer Motorik.

Wie dem auch sei: wir müssen gegenüber dem festen Rassebegriff überall da skeptisch sein, wo es sich nicht mehr um Landschaften mit einigermaßen reiner Bevölkerung handelt, sondern um eine derartige Vermischung der Rassen wie in Mitteleuropa. Hier ist eine konstitutionsbiologische Betrachtung im Sinne KRETSCHMERS vorzugswürdig. In diesem Zusammenhang sei erinnert an die Forschungen der beiden BOAS², welche zeigten, wie sich die Schädelformen der amerikanischen Auswanderer unter den neuen Umwelteinflüssen so stark veränderten, daß dieses von den Anthropologen für ein unveränderliches Rassezeichen gehaltene Merkmal jede Sicherheit der Bestimmung verlor.

Eine Gruppe Rassenforscher ging vorüber an diesen Bedenken und stellte die Behauptung auf, daß die KRETSCHMERSCHEN

1. Körperbautypen Rasseformen des deutschen Volkes sind,
2. Temperamentstypen identisch sind mit Rassecharakteren,

¹ BEAN, Z. Konstit.lehre 9 (1923).

² BOAS, F., Heredity in head-form. Amer. Anthropol. N. s. 5 (1903). — BOAS, H. M., u. F. BOAS, The head-forms of the Italians etc. Ibid. 15 (1913).

3. Genialen zahlreiche rassische Wesenszüge trügen und deshalb als psychisch extreme Vertreter einer Rasse anzusehen sind.

So sollte entsprechen: der athletische Typ — der dinarischen Rasse, der pyknische Typ — der alpinen Rasse.

Die Einordnung des leptosomen Typs machte Schwierigkeiten, da er diesen Rassenforschern als krankhafte Körperbauform erschien, wegen seiner abnormen Varianten und wegen seiner ursprünglichen Bezeichnung als asthenischer Habitus, der wiederum erinnerte an den zu Tuberkulose neigenden Habitus asthen. Stilleri. PFUHL nennt ihn direkt eine degenerative Erscheinung. Man umging diese Unannehmlichkeit dadurch, daß man für jede Rasse eine derbere und eine zartere Form unterschied, deren zweite nun der verbindende Typ wurde zwischen dem Leptosomen mit der schmalen flachen Brust und der kraftvollen hochgewachsenen Gestalt des nordischen Menschen mit dem gut gewölbten breiten Thorax. Die Gruppe der Dysplastischen blieb als störende und krankhafte Erscheinung unbeachtet, und gleichfalls unbeantwortet ließ man die Frage, welcher Art die Beziehungen seien zwischen dysplastischer Konstitution und der nordischen Rasse, wenn das schizoide Temperament dem nordischen Charakter entsprechen sollte.

Die Behauptungen STERN-PIPERS und PFUHLS stützen sich auf Ähnlichkeiten im äußeren Eindrucksbild und in der Wesensart, und auf die Annahme einer geringeren Krankheitsneigung der nordischen Bevölkerung zu manisch-depressivem Irresein. Jene Anthropologen ziehen sich damit den gleichen Vorwurf zu, den sie KRETSCHMER machten, als sie an Stelle des „subjektiven“ optischen Eindrucks und der Beschreibung einen exakten Nachweis verlangten. Für ihre Behauptungen haben sie diesen jedenfalls nicht erbracht. Die zwischen dinarischen Menschen und Athletikern möglichen Beziehungen sind rein spekulativer Natur. Ebenso ungeklärt sind die Beziehungen zwischen Rasse und Morbidität. Ein vereinzelter Befund von verhältnismäßig seltenen Erkrankungen an zirkulärer Psychose in Norddeutschland läßt nicht ohne weiteres die Schlüsse zu, daß manisch-depressives Irresein in Süddeutschland häufiger auftritt und die Schizophrenie vorwiegend an die nördlichen Länder gebunden ist, und daß die nordische und die alpine Rasse zu den beiden Psychosen eine innere Beziehung haben. Solche engen und einfachen Zusammenhänge zwischen endogenen Psychosen und Rassen sind von vornherein unwahrscheinlich, da sie zwingende Schlüsse nach sich ziehen, die schwerlich als richtig nachgewiesen werden können: die nordische und die alpine Rasse müßten überall dort vorhanden sein, auch außerhalb Europas, wo die beiden Psychosen nachzuweisen sind — und deren Auftreten in außereuropäischen Ländern ist sicher. Oder aber die Verbreitung der KRETSCHMERSCHEN KONSTITUTION

tutionstypen müßte sich auf Mitteleuropa beschränken. Auch dieses trifft nicht zu. Bei einem Vergleich der Morbiditätsziffern von Chile und Sowjetrußland finden v. ROHDEN und GRÜNDLER das gleiche Erkrankungsverhältnis von $\frac{1}{3}$ zirkulärer zu $\frac{2}{3}$ schizophrener Psychosen, wie es auch in Deutschland und anderen mitteleuropäischen Ländern gefunden wurde.

Das Resultat von 90 aus Deutschland, Deutsch-Österreich und der deutschen Schweiz zurückerhaltenen Fragebogen war, daß 1923 etwa 23% Zirkuläre auf etwa 77% Schizophrene kamen.

Während also für die Identität zwischen Rasse- und Konstitutionstypen nichts spricht, bleibt trotz der Fehlerquellen, denen Statistiken unterliegen, die Selbständigkeit der KRETSCHMERSCHEN Konstitutionstypen bestehen.

Als letzter Beweis mögen die Erkrankungszahlen gelten, die HENCKEL¹ nach seinen Körperbauuntersuchungen in schwedischen Heilanstalten angibt, also an einem Material, wie man es sich rassereiner nicht wünschen kann.

	Oberbayern:		Schweden:	
	100 Schiz.	73 Zirk.	350 Schiz.	49 Zirk.
Nicht pykn.	97%	30%	91%	36,6%
Pykn.	2%	59%	4,9%	63,4%

Ergebnis: eine fast gleiche Verteilung der Geisteskrankheiten in beiden Ländern. HENCKEL selbst bestreitet eine Disposition der nordischen Rasse zur Schizophrenie.

Bei Untersuchungen VERSCHUERS an je 31 leptosomen, athletischen und pyknischen Studenten über ihre landschaftliche Verteilung und Zugehörigkeit zur nordischen Rasse läßt sich zwar ein gewisses Überwiegen des Leptosomen in Nord- und Mitteldeutschland erkennen, und andererseits haben GRUHLES 118 Gesunde einheitlich süddeutscher Herkunft einen stärker alpinen Einschlag, aber beide Ergebnisse sagen kaum mehr, als daß die Rasse einen formenden Einfluß auf die selbständigen Konstitutionstypen ausübt.

Weitere Untersuchungen haben gezeigt, daß auch an Haar- und Augenfarbe eine Gleichheit zwischen Rasse- und Konstitutionstyp nicht zu erkennen ist. Damit ist der negative Beweis geführt, daß eine Identität in den wichtigsten Rassemerkmalen nicht besteht.

HENCKELS schwedische Untersuchungen liefern auch das positive Resultat, daß KRETSCHMERS Typen sich durch eine Reihe anderer, konstitutionell wichtiger Maße von den Rasseformen unterscheiden.

¹ Studien über den konstitutionellen Habitus der Schizophrenen und Manisch-Depressiven. Z. Konstit.lehre. 11 (1925).

Allgemein gesehen waren nach HENCKEL „die durch die Rasse bedingten Verschiedenheiten immer da gering, wo die konstitutionellen deutlich waren. Rasse und Konstitution stehen nebeneinander. Die Konstitution schaut durch das Rassengesicht des betreffenden Individuums modifiziert auf den Beobachter“.

So weit die Untersuchungen von WEISS.

Durcharbeitet man die Werke der anthropologischen Forscher im Hinblick auf die von ihnen angewandten *Kriterien und Merkmale rassischer Abgrenzung*, so sind dies im wesentlichen die Körperlänge, der Längen-Breiten-Index von Kopf, Gesicht und Nase, die Augenfarbe, die Haarfarbe, die Haarform, die Haarverteilung am Körper, die Hautpigmentierung — ferner das Tempo von Wachstum und Reifung, endlich die von LANDSTEINER und v. DUNGERN entdeckten Blutgruppen und deren Kombination. Man erkennt bei jedem dieser Merkmale, mit Ausnahme der Augenfarbe, der Blutgruppen und vielleicht der Farbe und Form des Haares, daß es *nicht nur* rassisch-endogen bestimmt ist, sondern mit der *persönlichen* Konstitution, ja mit *Umwelteinflüssen* variabel. Die rein endogenen, umweltlich *unangreifbaren* wenigen Bestimmungsstücke genügen aber in keinem Falle, um Rassen sicher abzugrenzen.

Mit diesen Einschränkungen soll wenigstens in einigen Schlagworten die Summe dessen wiedergegeben werden, was die anthropologische Morphologie und Meßkunde an Abgrenzungen innerhalb der Rassen des weißen Hauptstammes, dieser 920 Millionen umfassenden *weißen Grundrasse*, aufgestellt hat. Die Grundeinteilung ist eine rein *geographische*, keine morphologische; und die morphologische Systematik ist innerhalb der Unterrassen noch weit ungeklärter.

Asiatische Gruppe. 1. Indoafghanen: dunkles gewelltes Haar, dunkle Augen, hellbraune Haut, hohe Statur, langköpfig, Nase unbezeichnend. *2. Iranische Gruppe*: nur noch geringe Reste vorhanden, hochgewachsen, hellhäutig, von der nordischen Rasse Europas morphologisch nicht abgrenzbar. *3. Semiten*: braunes gewelltes Haar, dunkle Augen, hochgewachsen, langköpfig, mit länglichem Gesicht und gerader Nase, helllohgelbe Haut. Morphologisch stehen sie den afrikanischen Stämmen nahe. *4. Vorderasiatische Rasse*: kleinwüchsig, dunkel, extrem kurzschädlig, mit stark gekrümmter Nase.

Afrikanische Gruppe — noch sehr unklar; ähnlich den Semiten („orientalische Rasse“).

Europäische Gruppe. Zerfällt in eine kurzköpfige und eine langköpfige Untergruppe, beide zeigen eine nach Norden fortschreitende Aufhellung der Haut (Depigmentierung).

a) Langköpfige Gruppe. 1. Mediterrane Rasse: kleinwüchsig und dunkel. Hat in Spanien, Italien und Südfrankreich eine großwüchsige

westliche Varietät. 2. *Kurganrasse*: großwüchsige, zum Teil stark abweichende östliche Varietät der mittelländischen Rasse. In den österreichischen Alpenländern, Thrazien, Griechenland, Teilen von Rußland. 3. *Weichselrasse*: klein, dunkelblond-rötlich, blauäugig, nicht so ausgesprochen langschädlig; in Südpolen und Ostdeutschland sowie Kroatien und Slovenien. Wird auch als präslawische Rasse bezeichnet. 4. *Nordische Rasse*: sehr depigmentiert, blond, blauäugig, mit erheblicher Körperlänge und Langköpfigkeit. LEBZELTER¹ bemerkt: es sei „allerdings außerordentlich fraglich, ob alle die verschiedenen blonden langköpfigen Typen zusammengehörten, oder wir es hier nicht mit einem bloßen Sammelbegriff zu tun hätten“. Dafür sprächen z. B. die präindogermanischen hellen Bewohner Schottlands. Jedenfalls bestehen große regionale Unterschiede: in Skandinavien und Norddeutschland gehört ein Großteil dieser Menschen zum athletischen Typus, in Dänemark zum Bauchtypus, in England zum respiratorischen Typus.

b) *Kurzköpfige Gruppe*. 1. *Dinarische Rasse*: hochgewachsen, dunkel, sehr kurzköpfig, mit gerader Nase. In Südrußland und in den Karpathen sowie auf der Balkanhalbinsel. 2. *Rjäsan-Rasse*: klein bis untermittelgroß, stark behaart, dunkel. In der Ukraine bis zu den Turkotataren. 3. *Karpathenrasse*: untermittelgroß, dunkel, breitgesichtig. In Ungarn. 4. *Alpine Rasse*: mittelgroß, braunhaarig, braunäugig, mit gewölbtem Hinterhaupt. Zerfällt in zahlreiche Typen mit großer Streuung der Merkmale. Ist wohl ebenso ein Sammelbegriff wie die „nordische Rasse“. 5. *Nordische helle kurzköpfige Rasse*: In West- und Nordeuropa, durchsetzt den langköpfigen Typus. 6. *Armenoide Rasse*: den Vorderasiaten nahestehend. Dunkle Kurzköpfe im Küstengebiet des Mittelmeers. 7. *Ugrofinnen* oder *Ostrasse*: hochgewachsen, kurzköpfig, grauäugig, blond. Hierher gehören Finnen, Großrussen, Magyaren, Tschechen, zum Teil auch Bulgaren.

Die große Anzahl der hier angeführten europäischen Rassen erschöpft keineswegs die größere Menge der wirklich vorhandenen Typen. LEBZELTER schließt daraus, daß es „untunlich ist, auf ein paar Merkmale allein hin die Zugehörigkeit eines Individuums zu einer der konstruierten großen Rassen zu postulieren“. Ebenso ist naturgemäß unmöglich, die *psychische* Stigmatisierung dieser einzelnen Rassetypen festzulegen, was allein für die Charakterkunde wichtig wäre — um so unmöglicher, als sie sich mit der starken und grundlegenden psychischen Stigmatisierung des jeweiligen biologischen Konstitutionstyps von KRETSCHMER ja überall überschneidet.

¹ Konstitution und Rasse. Die Biologie der Person I, 796 (1926).

V. Die Geschlechtstypen in der Charakterkunde.

1. Das männliche und das weibliche Prinzip.

Keine Erlebenstatsache hat vielleicht den menschlichen Geist und das menschliche Gefühl in der Auseinandersetzung mit dem eignen Selbst und dem Wesen der Mitmenschen vor tiefere und nachhallendere Fragen gestellt als diese, daß Menschsein nur in dem großen Entweder-Oder des Männlichen oder des Weiblichen besteht. Ist diese Geschlechtsgebundenheit menschlicher Existenz eine wesensmäßige oder eine bloß anhaftende Form? Kann man die Idee des menschlichen Wesens überhaupt mit HUMBOLDT¹ nur dadurch gewinnen, daß man diese Gebundenheit auslöscht, vom Geschlechtscharakter abstrahiert — oder doch mindestens „das Charakteristische beider Geschlechter in Gedanken zusammenschmelzt und aus dem innigsten Bunde der reinen Männlichkeit und der reinen Weiblichkeit die Menschlichkeit bildet“? Ist das Geschlecht lediglich Schranke und Einengung der menschlichen Existenz? Oder setzt nicht auch HUMBOLDTS Formulierung das Walten der beiden polaren Urkräfte in der menschlichen Wirklichkeit voraus, so daß seine Idee des „Menschen jenseits des Geschlechtes“ nur eine blasse Abstraktion bleibt? Und sollte man daher nicht das Wesen des Menschen gerade unter der Herrschaft dieser beiden polaren Prinzipien begreifen müssen?

Dies ist in der Tat der Weg aller irrationalistischen Metaphysik des Menschen gewesen — sei es, daß sie mit der indischen Legende den Urgrund alles Seins, sei es, daß sie mit den Hellenen den gesteigerten, vollkommenen Menschen als beidgeschlechtig abbildete — oder sei es auch, daß sie die beiden Geschlechtsprinzipien nicht in einer noch tieferen Gemeinsamkeit umschloß, sondern als letzte und oberste schöpferische Kräfte gegeneinander und in Kampf setzte.

Der Begriff der Polarität und die Auffassung der Erscheinungen als Manifestation polarer Kräfte gehört, wie FRIEDRICH SEIFERT² gezeigt hat, nicht in ein mögliches kausales und Gesetzesdenken hinein. Er schließt eine Erweiterung der Erfahrbarkeit ins Irrationale in sich, ein Prinzip der Korrespondenz, das das Lebendige geheimnisvoll durchwaltet und von dem GOETHE in seiner Farbenlehre sagt: „Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.“ Dieser Begriff der Polarität ist nicht derjenige der logischen Antinomik; er ist derjenige der Koexistenz und Ergänzung des Entgegengesetzten, mit

¹ Über die männliche und weibliche Form. 1795.

² Charakterologie, Sonderpublikation aus dem Handbuch der Philosophie. München u. Berlin 1929.

GOETHE „ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles übrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen“.

In diesem grundsätzlichen Sinne einer metaphysisch-irrationalen Ontologie sahen denn auch, unter den verschiedensten symbolischen Konkretisierungen, große Denker und religiöse Lehrer aller Zeiten die Geschlechter als polare Prinzipien des Lebens. Insbesondere in der Romantik gewann dieser Gedanke durch BACHOFEN eine ebenso tief-sinnige wie gegenwartsnahe Formung¹. Entsprach dem *männlichen* Seinsprinzip das Zeugende, Schöpferische, Aktive — Bewegung, Wille und Geist, so entsprach das *weibliche* Prinzip allem Empfangen, Gebären und Passivsein, dem Ruhenden, Erdhaften, Mütterlichen oder Seelenhaften. Der heilige Speer des Amfortas und der heilige Gral im Parsifal sind der tiefste symbolische Ausdruck, den die Kunst durch den Genius RICHARD WAGNERS für diese Polarität in der Neuzeit schuf: der Speer, das phallische Symbol des Kampfes, der „die Wunde schlug“ — und das Gefäß des Göttlichen, das gehütete, dem die Erlösungskraft beschieden ist.

Sind Mannestum und Weibestum Prinzipien alles lebendigen Seins, so formen sie jegliche einzelne Lebensgestalt, und jeder Mensch hat an ihnen Anteil: sein Wesen ist bestimmt durch die *fundamentale Proportion*, in der diese metaphysischen Kräfte in ihm zusammenwirken. Noch in der Gegenwart hat diese Blickweise ihren „wissenschaftlichen“ Niederschlag gefunden: sei es in der skurrilen philosophischen Theorie WEININGERS², in der „M“ und „W“ mit Wert und Unwert gleichgeordnet werden, sei es in den scheinbiologischen Theoremen von dem „männlichen“ und „weiblichen“ Plasma oder von der prinzipiellen biologischen Bisexualität des Menschen, die zu STEKELS³ Philosophieferne so seltsam paßt.

Ja, jeder Mensch ist zutiefst in seiner Eigenart durch die ihm inwohnende Proportion männlicher und weiblicher Kräfte, Empfänglichkeiten und Strebungen dynamisch gekennzeichnet. In dieser Schlußformel liegt die charakterkundliche Tragweite der Blickweise zutage, die von einer metaphysischen Deutung der Geschlechtsdifferenzierung ausgeht.

2. Konstitutionsgrundlagen personaler Geschlechtsbestimmtheit⁴.

Man wird nicht erwarten dürfen, daß die biologische Naturforschung sich mit der metaphysischen Sicht auseinandersetze. Aber auch sie

¹ GIESE, Der romantische Charakter I; Das Androgynenproblem, Halle 1919.

² Geschlecht und Charakter. 23. Aufl. Wien u. Leipzig 1922.

³ Die Störungen des Trieb- und Affektlebens. 10 Bde. Berlin u. Wien 1928.

⁴ Literatur hierzu: KRONFELD, Das Sexualsystem in individual- und konstitutionsbiologischer Hinsicht. In: Die Biologie der Person 3 (1927).

gesteht zu, daß der stärkeren tatsächlichen Beglaubigtheit ihrer Funde — gegenüber den philosophischen Intuitionen — eine gewaltsame Schranke, ja eine unübersteigliche Schranke ihres Wissenkönnens entgegensteht. Auch die *Konstitutionsbiologie des Geschlechts* sieht:

Die Eigenbeschaffenheit des Sexualsystems drückt dem Individuum ihren Stempel in besonders tiefer und umfassender Weise auf. Aber von der sexuellen Prägung der Individualität lassen sich wissenschaftlich immer nur Einzelbeziehungen erfassen, ohne daß man jemals dem *Ganzen* nahekommt, als welches jedes Individuum durch seine Sexualität bestimmt wird. Dies Ganze der sexuellen Determination deckt sich mit dem Ganzen der Individualität, gesehen unter einem besonderen und eigenartigen Blickpunkt.

Hinzu kommt, daß die Bedeutung der Sexualität für das Individuum nicht nur eine quantitativ schwankende ist; sondern mit der polaren Differenzierung des Sexualsystems tritt zugleich eine *psychophysische* Differenzierung der Gesamtpersönlichkeit nach zwei *qualitativ* polaren Richtungen ein — nämlich derjenigen der beiden Geschlechtstypen männlich und weiblich. Diese Geschlechtstypen fassen wir beim Menschen, unabhängig von jeder theoretischen Erklärung, im Sinne einer „Gestaltqualität“, eines „Gesamtcharakters“; ihre einzelnen Merkmale sind nicht, wie LENZ¹ will, summierbare Teile derselben, sondern sind „Konstituentien“, die innerhalb dieses Ganzen an bestimmter Stelle stehen. Zergliederung und Erklärung freilich müssen den Ganzheitsbezug vernachlässigen; sie werden demzufolge mit Notwendigkeit einseitig. Erschwerend wirkt, daß der konkrete Einzelfall den reinen Typus immer nur annäherungsweise — mehr oder weniger — verwirklicht; voll genügt er ihm niemals. So sind Männlichkeit und Weiblichkeit Grenzbegriffe von immer nur approximativer konkreter Erfüllung.

Unabhängig von dieser konkret-individuellen Realisierung oder Realisierbarkeit geht die wissenschaftliche Beschreibung von der polaren Entgegensetzung der beiden reinen Geschlechtstypen selber, als zweier Grenzbegriffe, aus und beschreibt ihre individuellen Ausprägungen in psychophysischer Hinsicht. Sie beschreibt sie an ihren vereinzelt, herausgelösten Konstituentien, unter der Fiktion, als ob diese ihre summierbaren, aufzählbaren Merkmale wären. Wichtiger als die reine Abbildung der psychophysischen Sexualfunktionen und Stigmen „als“ männlich oder „als“ weiblich, ist es, die *Streuung*, die *Variationsbreite* der psychophysischen Sexualfunktionen festzustellen und daraus die Heuristik der Erklärungsmöglichkeiten zu gewinnen.

Wir haben Grund zu der Annahme, daß die Sexualität des Menschen in ihren psychophysischen Funktionen *genotypisch präformiert* ist.

¹ LENZ, Die krankhaften Erbanlagen des Mannes und die Bestimmung des Geschlechts beim Menschen. Jena 1912.

Alle Analogien aus der Biologie und Vererbungswissenschaft der Sexualfaktoren sprechen in dieser Richtung. Und wenn es auch gewagt ist, die bei Insekten abgeleiteten Vererbungsmodi der Sexualfaktoren kritiklos auf den Menschen und die höheren Säugetiere zu übertragen — wovor erst unlängst HAECKER¹ gewarnt hat —, und wenn wir auch noch keinerlei Befunde einschlägiger Art mit Bezug auf die Geschlechtschromosomen des Menschen besitzen — der Fall von GUYER² ist bestritten und wenig einwandfrei —: so legt doch insbesondere die genealogisch-statistische Bearbeitung der geschlechtsabhängigen und geschlechtsgebundenen Erbmerkmale beim Menschen, insbesondere der Vererbungsmodus von Krankheitsdispositionen, nahe, anzunehmen, daß auch beim Menschen eine genotypische Regel der Geschlechtsdetermination stattfindet: die Heterozygotie des männlichen Geschlechts („Drosophilatypus“).

Jedoch mit dem Augenblick, wo wir die *genotypische Determination der Geschlechtsmerkmale* und der psychophysischen Sexualfunktionen anerkennen, *vermehrt* sich die Problematik, anstatt sich zu verringern. In welchem Ausmaße wirkt diese genotypische Sexualdetermination? Welche *anderen Determinanten* der sexuellen Gestaltung treten hinzu? In welchem Sinne haben wir das Recht, von *sexueller Konstitution* des menschlichen Individuums zu sprechen? Bei der ungeklärten Sachlage besteht heuristisch das volle Recht dazu, die determinierende Wirkung genotypischer Sexualfaktoren auf die geschlechtlichen Eigenschaften des menschlichen Individuums soweit und so umfassend wie möglich auszuspannen. Widerlegbar ist diese heuristische Leitlinie der Forschung nicht. Aus ihr ergibt sich mit zwingender Konsequenz die Berechtigung, morphogenetische Fehlbildungen der Sexusmerkmale und ebenso psychophysische Funktionsanomalien der Sexualität durch erbkonstitutionelle Präformationen zu deuten, als *Intersexe* in einem ganz weiten Sinne — so wie dies MATHES³ auch tatsächlich für sämtliche weiblichen Habitusformen versucht hat. Allein diesem einseitigen Radikalismus stehen doch gewichtige Bedenken entgegen. In einem noch nicht voll abschätzbaren Umfang entfließen sexuelle Determinanten im Tierreich *epigenetischen* Faktoren; und das ist auch unter der Siegesherrschaft der Vererbungstheorie in der modernen Zoologie doch nicht völlig in Vergessenheit geraten⁴. Es steht nicht fest, ob auch beim Menschen neben den keimplasmatischen Determinanten der Sexualität

¹ HAECKER, Pluripotenzerscheinungen. Synthetische Beiträge zur Vererbungs- und Abstammungslehre. Jena 1925.

² GUYER, Accessory chromosomes in Man. Biol. Bull. Mar. biol. Labor. Wood's Hole 19 (1910).

³ In Halban-Seitz' Handb. d. Biol. u. Pathol. d. Weibes. Berlin 1924.

⁴ Zusammenstellung darüber bei KRONFELD, Handb. d. Biol. d. Person 3. Berlin 1926.

derartige determinative Potenzen des Soma anzunehmen sind. Und auch sonst ist für die einzelnen Spezies, bei denen die Tatsache epigenetischer Sexualfaktoren kaum bestreitbar ist, gänzlich unbekannt, mit welcher Stärke diese jeweils in den prospektiven Potenzen der Somazellen liegen und wie ihre Wirkungskurve innerhalb der ontogenetischen Differenzierungsdauer zeitlich absinkt. Die Frage der potentiellen Bisexualität des Soma, die häufig mit einer gewissen Kühnheit für das ganze Reich des Lebendigen bejaht wird, ist bis jetzt nur artgemäß zu entscheiden. Als erwiesen ist lediglich anzunehmen, daß neben den genotypischen Sexualfaktoren des Keimplasmas noch epigenetische Sexualdeterminanten bestehen. Von diesen aber sind lediglich die *endokrinen* beim Menschen bis zu einem gewissen Grade erforscht.

Die mannigfaltigen Gründe, aus denen sich konstitutionelle Besonderheiten mit den funktionellen Beschaffenheiten des *endoglandulären Apparates* verknüpfen, können hier übergangen werden¹. Neben den Merkmalen des morphologischen Habitus hängen ganz besonders *funktionelle* Leistungsanomalien auf allen Gebieten des Stoffwechsels und des Körperhaushalts, des Kreislaufs und der Sekretionen, der Innervationen und der Muskelzustände vom endokrinen Apparat ab; und dies trifft auch in einem noch nicht übersehbaren Maße für das psychische Verhalten, insbesondere für die Stigmatisierung in affektiver und triebmäßiger Hinsicht zu (CANNON², CENI³, EWALD⁴ u. a.). Auch für die individuelle Entwicklung der *Sexualität* in funktioneller Hinsicht besteht diese Abhängigkeitsbeziehung vom Blutdrüsenapparat. Klinisch und experimentell läßt sich der Einfluß der Hypophyse, der Epiphyse, des Interrenalsystems, der Thymus und der Schilddrüse zeigen sowie die Wechselbeziehungen, die zwischen diesen Drüsen einerseits und der Keimdrüse andererseits bestehen. Jede dieser Drüsen bewirkt, bei Funktionsstörungen, neben den allgemeinen Ausfallserscheinungen noch besondere Vorbedingungen für die abwegige Entwicklung der Sexualfunktionen. Indem bezüglich der Einzelheiten auf die zuständigen Werke verwiesen wird, sei hier nur kurz das Gesamtergebnis zusammengefaßt. Der Ausfall der *Epiphyse* hat vorzeitige Geschlechtsreife und prämaures Sexualverhalten zugleich mit geistigem Zurückbleiben zur Folge. Bei Epiphysentumoren mit Substanzzerstörung ist vorzeitiges Wachsen der Geschlechtsteile beschrieben worden. Sie scheint also hemmend auf die Entwicklung der Geschlechtsfunktionen zu wirken

¹ Vgl. Teil fünf, III dieses Buches.

² CANNON, Some relations between the emotions and glands of internal secretions. *Endocrinology* 2 (1918).

³ CENI, Cervello e funzioni materne. 2 Bde. Torino-Genova 1922.

⁴ EWALD, Temperament und Charakter. Berlin 1924.

(MARBURG¹, FRANKL-HOCHWART², HOFSTÄTTER³). Ähnlich scheint die *Thymus* zu wirken. Durch Exstirpation derselben ließ sich prä-mature Hodenreifung und -hyperplasie erzielen (ASCHNER⁴). Ihre Persistenz bedingt vielfach Symptome des Infantilismus (Status thymicus); und zwar nicht nur in allgemeiner, sondern auch in sexual-funktioneller Hinsicht (KRONFELD⁵). Komplizierter ist die Einwirkung der *Hypophyse* auf die Sexualfunktionen. Entfernt man bei Ratten die Hypophyse, so tritt Hypogenitalismus ein; verfüttert man sie, so entsteht sexuelle Frühreife (GOETSCH⁶). Klinische Befunde bei Hypophysenerkrankungen lassen sich etwa dahin zusammenfassen, daß funktionelle Störungen des Vorderlappens zu Riesenwuchs mit Hypogenitalismus und Symptomen des psychischen Infantilismus führen (BRISAUD⁷). Gewisse Störungen des Hinterlappens bewirken die hypophysäre Form der Fettsucht. Nach Akromegalie und ebenso nicht selten nach hypophysärer Fettsucht stellt sich Trieblosigkeit und Impotenz ein. Tumoren des Vorderlappens haben in mehreren Fällen die Funktionen der Keimdrüsen zum Verschwinden gebracht; nach der Entfernung des Tumors nehmen die Keimdrüsen ihre Funktion wieder auf. Die Hypophyse vergrößert sich nach Geschlechtsdrüsenausfall oder nach Kastration und in der Schwangerschaft. Vermutlich vereinigen sich also in den hormonalen Funktionen der Hypophyse neben den sexuell indifferenten Hormonen noch solche von sexuell wesentlicher Art: unter ihnen sind sowohl hemmende als fördernde Wirkungen auf die Keimdrüsenfunktionen trennbar — ebenso aber wirken die Keimdrüsenfunktionen offenbar hemmend auf diejenigen hormonalen Funktionen der Hypophyse, die wir als sexuell different auffassen. Die *Nebennierenrinde* ist ebenfalls von einer noch nicht voll geklärten hormonalen Wirkung auf die sexuellen Merkmalsbildungen. Sie scheint innere Sekrete zu liefern, welche nach Kastration eine Ersatzfunktion für die ausgefallene Geschlechtsdrüse übernehmen, mindestens in formativer Hinsicht. Bei Tumoren des Nebennierensystems und bei Versprengungen desselben (*Struma aberrans*) treten unter Umständen neben allgemeinen Wachstumsänderungen vorzeitige Geschlechtsmerk-

¹ MARBURG, Neue Studien über die Zirbeldrüse. Arb. neur. Inst. Wien 23 (1920).

² FRANKL-HOCHWART, Über die Diagnose der Zirbeldrüsentumoren. Dtsch. Z. Nervenheilk. 37 (1909).

³ HOFSTÄTTER, Ergebnisse und Aussichten der experimentellen Zirbelforschung. Jb. Psychiatr. 37 (1917).

⁴ ASCHNER, Die Blutdrüsenenerkrankungen des Weibes. Wiesbaden 1918.

⁵ KRONFELD, Über psychosexuellen Infantilismus. Leipzig u. Bern 1921.

⁶ GOETSCH, The influence of pituitary feeding upon growth and sexual development. Bull. Hopkins Hosp. 27 (1916).

⁷ BRISAUD, Über Infantilismus und Feminismus. Münch. med. Wschr. 1906 — Gigantisme. Rev. neur. 1904.

male auf, und zwar in der Regel heterologe¹. So fand MARCHAND eine Wucherung der Nebennierenrinde bei weiblichem Hermaphroditismus. MATHIAS stellte systematisch die Fälle zusammen, in denen plötzliche einschneidende Veränderungen oder Umschläge der sexuellen Gestalt vor sich gingen. Immer knüpften sich solche an Geschwülste oder Wucherungen der Nebennierenrinde. Sie traten in verschiedenen Altersstufen zutage. Vor Eintritt der Geschlechtsreife bestanden die Folgen entweder in sexueller Frühreife oder in gegengeschlechtlicher Entwicklung des Genitales. Bei reiferen Individuen hingegen erlosch die Keimdrüsenfunktion, und es bildeten sich gegengeschlechtliche allgemeine und sekundäre Geschlechtsmerkmale heraus. KRABBE und KOHN nehmen an, daß die Geschwulstzellen der Nebennierenrinde sowohl embryologisch als auch hormonal dem Mark der fetalen Keimdrüsen, besonders der testiculären, gleichen, und erklären auf diese Weise die geschilderte Wirkung derselben.

Am bedeutsamsten für die Determinierung der Sexualfunktionen sind die Beobachtungen, welche in bezug auf die *endokrinen Keimdrüsenfunktionen* gemacht worden sind. Diese Beobachtungen ergeben eine weitgehende Abhängigkeit in der Geschlechtsdifferenzierung des Soma und des psychosexuellen Verhaltens von den inkretorischen Funktionen der Keimdrüse. Freilich bestehen noch vielerlei Unklarheiten und Gegensätze im einzelnen — zwischen den tierexperimentellen Untersuchungen einerseits, den klinischen Bildern der Konstitutionspathologie andererseits. Streit aber besteht nicht mehr über die Tatsache der endokrinen Keimdrüsenfunktion, sondern lediglich über ihre Lokalisierung und deren histologische Basis sowie über die Strenge ihrer antagonistischen Geschlechtsspezifität, ihr Ausmaß und ihre Wirkungsweise. In bezug auf letztere nimmt ein Teil der Forscher (HALBAN²) einen protektiven, ein anderer Teil (LIPSCHÜTZ³) einen direkt formativen Charakter an.

Aus dieser kurz skizzierten Sachlage ergeben sich *zwei heuristische Gesichtspunkte*. Der erste derselben geht dahin, die psychophysische Sexualität soweit als möglich aus dem Zusammenspiel der endokrinen Drüsenfunktionen zu erklären. Eine hormonale Bedingtheit der sexuellen Triebreaktion, des sexuell-psychischen Verhaltens und der Triebrichtung zu unterstellen, ist denn auch in der Tat zur heuristischen Leitlinie einer Forschungsrichtung geworden. Ohne die Einseitigkeiten dieser Einstellung zu verkennen, so dürfte sich gegen ihre Berechtigung grundsätzlich kein Widerspruch ergeben.

¹ Literatur (MARCHAND, MATHIAS usw.): vgl. SPEHLMANN, Über Nebennierenrinde und Geschlechtsbildung. Arch. Frauenkde u. Konstit.forschg 10 (1924).

² HALBAN, Die Entstehung der sekundären Geschlechtscharaktere. Wien. klin. Wschr. 1903.

³ LIPSCHÜTZ, Experimenteller Hermaphroditismus und der Antagonismus der Geschlechtsdrüsen. Pflügers Arch. 207 u. 208 (1925).

Ein zweiter Gesichtspunkt ergibt sich aus der Forderung, die endokrinen Determinanten der Sexualität auf die genotypischen Geschlechtsfaktoren heuristisch soweit als möglich zurückzubeziehen. Es ist die Forschungseinstellung, die zu ihrer Leitlinie macht, die gestaltende Wirkung der genotypischen Geschlechtsfaktoren durch die Schaffung und Regulierung des hormonalen Systems als der phänotypisch-primären „*dynamischen* Konstitutionsformel“ zu denken. In der experimentellen Biologie sehen wir derartige Bestrebungen am Werke, wenn etwa GOLDSCHMIDT¹ bei seinen Bastardierungsversuchen eine quantitative Valenzabstufung der Geschlechtsfaktoren zugrunde legt und nunmehr annimmt, daß berechenbare zeitliche Verschiebungen der allgemeinen Differenzierungsdauer einerseits, der hormonal regulierten sexuellen Differenzierungsdauer andererseits die Folgen wären, aus denen sich der Grad der Intersexualität bestimmt. Für die menschlichen Hermaphroditismen ist ihm ASCHOFF-ZUCKER² auf diesem Wege teilweise gefolgt. Hier aber erheben sich sachliche Bedenken. Die Verhältnisse bei menschlichem Hermaphroditismus weisen, auch in ZUCKERS eigener Darstellung, auf eine ganze Reihe von Determinanten hin, die mit den genotypischen Geschlechtsfaktoren auch nicht das mindeste zu tun haben. Und wenn man sich die oben skizzierten endokrinologischen Beobachtungen über die sexuelle Determination beim Menschen zu eigen macht, so erweist es sich als ein Irrtum, anzunehmen, daß Eigenarten in den hormonalen Funktionen durchaus *nur* an solche der genotypischen Geschlechtsfaktoren gekoppelt seien. Letztere kennen wir nicht; aber fast alle Dysfunktionen, z. B. der Hypophyse, der Schilddrüse usw., sprechen *gegen* solche einseitige Annahme: die Bedingungen ihres Eintritts, ihre physiologische Artung, ihr klinisches Bild. Bestünde eine derartige Koppelung, so müßten diese endokrinen Störungen geschlechtsgebunden vererblich sein, was nicht der Fall ist. Wenn also auch heuristisch berechtigt ist, die „endokrine Formel“ einer individuellen Konstitution, sofern die Sexuszeichen davon abhängen, auf genotypische Faktoren zurückzuführen, so ist dies doch tatsächlich nicht möglich und steht insbesondere mit vielen abnormen Befunden in Widerspruch. Bestimmt man den Begriff der Sexualkonstitution beim Menschen wenigstens teilweise durch die sexuellen Determinanten seines endokrinen Status, so liegt in dieser Bestimmung, daß *epigenetische*, d. h. *lebensgeschichtliche* Momente in den Begriff der Sexualkonstitution hineingenommen werden müssen. Wir haben die Zusammenwirkung der endokrinen Drüsen sowohl im allgemeinen als auch in

¹ GOLDSCHMIDT, Mechanismus und Physiologie der Geschlechtsbestimmung. Berlin 1920. Dort auch Literatur.

² ZUCKER, Die Ausbildung der Geschlechtscharaktere und ihre Beziehung zu den Keimdrüsen. Hrsg. v. ASCHOFF. Bonn 1925.

sexuell-determinierender Hinsicht nicht bloß als erbkonstitutionell vorgebildet, sondern als epigenetisch modifiziert aufzufassen. Für den Begriff der Sexualkonstitution wandelt sich also das Konstitutionsmoment in seinen Merkmalen: an Stelle genotypisch-erblicher Präformation treten in einem nicht übersehbaren Ausmaß dynamische Faktoren.

Zusammenfassend läßt sich hiernach über den *Begriff der Sexualkonstitution beim Menschen* sagen: 1. Die Sexualkonstitution fällt nicht mit den sexuellen Determinanten der Erbkonstitution zusammen. 2. Die hormonale Fundierung der individuellen Sexualkonstitution stellt sich als ein teilweise genotypisch präformiertes, teilweise epigenetisch-dynamisches Moment dar. Dies gilt besonders von den konstitutionell-hormonalen Grundlagen *anomaler* Sexualfunktionen und Eigenschaften in psychophysischer Hinsicht. 3. Die Abgrenzung beider Faktoren innerhalb der individuellen Sexualkonstitution ist solange nicht möglich, als nicht einerseits genaue Erblichkeitsuntersuchungen sexueller Einzelzüge vorliegen, andererseits die Reihe epigenetisch-modifizierender Bedingungen heuristisch erschöpft ist. Beiden Aufgaben hat die Forschung bisher erst in den allerersten Anfängen genügt. 4. Die hormonale Dynamik, soweit sie an die genotypischen Geschlechtstfaktoren gekoppelt ist, ist nicht die einzige dynamische Koppelung, durch welche Erbanlagen in sexueller Hinsicht determinierend wirken. Neben den endokrinen Fehlbildungen der Sexualgestaltung stehen dysontogenetische und dysplastische von anderer genotypischer Rückbeziehbarkeit¹.

Für das Verständnis des individuellen Sexualverhaltens ist es hiernach notwendig, den Konstitutionsbegriff in *dynamischem* Sinne umzugestalten. Die Hineinbeziehung grundlegender Faktoren aus der individuellen Ontogenese widerspricht ihm nicht, sofern es sich wirklich um epigenetische und nicht nur um Rouxsche Realisierungsfaktoren handelt.

Aus den experimentellen und klinischen Befunden über die endokrinen Bedingungen der sexuellen Gestaltungen folgt zunächst das Vorkommen einer hormonal bedingten *konstitutionellen Intersexualität*; ihre Grade und Ausprägungsweisen kann man sich somatisch und funktionell abgestuft denken. Im Sinne dieses Gedankenganges liegt die Hypothese, derzufolge zwischen der gleichsinnigen Ausprägung aller körperlichen und seelischen Merkmale als *männlich* oder als *weiblich* sich eine *fließende Übergangsreihe von Zwischenstadien* denken läßt, innerhalb deren *einzelne Merkmalskomplexe im gegengeschlechtlichen Sinne entwickelt* werden. Diese Hypothese unterscheidet konstitutionelle gegengeschlechtliche Varianten *morphologischer* Sexuszeichen primärer

¹ v. KEUSSLER, Über einige Fälle von Hermaphroditismus usw. Beitr. path. Anat. 67 (1920).

und sekundärer Art, ferner solche des *psychosexuellen* Verhaltens, ferner solche des *nichtsexuellen psychischen* Verhaltens. Sie alle sind Spielformen intersexueller Konstitutionsvarianten. An dem tatsächlichen Vorkommen solcher intersexueller Konstitutionstypen kann nach dem reichen klinischen Material ein Zweifel nicht mehr bestehen. Heuristisch ist berechtigt, bei den in Frage kommenden körperlichen und psychischen Sexualanomalien in jedem Falle gegengeschlechtlicher Abweichung einen derartigen konstitutionellen Faktor intersexueller Art zu unterstellen. Die Ausschließlichkeit dieses Erklärungsprinzips ist allerdings nicht haltbar.

Neben dieser Reihe intersexueller Konstitutionstypen hat uns die endokrine Forschung noch eine zweite Reihe biologischer Korrelate aufgezeigt, welche zur Entwicklung sexueller Eigenarten in psychophysischer Hinsicht eine spezifische Grundlage liefern können. Man kann diese sehr verschiedenartigen konstitutionellen Stigmatisierungen unter dem Sammelbegriff der *dysglandulären Infantilismen* (BRISSAUD¹, SCHÜLLER², PERITZ³) zusammenfassen. Die endokrine Stigmatisierung führt hierbei zu einem Bestehenbleiben kindlicher oder jugendlicher Entwicklungszüge über ihre sonstige Dauer hinaus. Es entsteht eine hormonal bedingte *Hemmung in der Reifeentwicklung* bestimmter Körperbaumerkmale und auch bestimmter psychischer und psychosexueller Entwicklungsstadien. Die Gründe dieses abnormen Zusammenwirkens der Blutdrüsen sind recht mannigfaltige, und so gibt es eine vielseitige Typik der Infantilismen, und zwar der *partiellen* Infantilismen monoglandulären oder polyglandulären Ursprungs. Sieht man von den dystrophischen Infantilismen, die den Übergang zu den angeborenen Defekten bilden, ab, so ist seit BRISSAUDS Entdeckung des dysthyreotischen Infantilismus eine ganze Reihe endokriner Infantilismen aufgestellt worden. Über manche Frage herrscht noch nicht volle Einigkeit, z. B. inwieweit der Eunuchoidismus (SOUQUES, PERITZ), der Riesenwuchs mit genitaler Hypoplasie (PERITZ, ASCHNER) und andere hypophysäre Typen als Infantilismen aufzufassen seien. Wo wir aber bestimmte Störungen des Wachstums, bestimmte Ausfallserscheinungen der Keimdrüsenfunktion und ein bestimmtes psychisches Gesamtverhalten finden, werden wir diesen Begriff der konstitutionellen Reifehemmung anwenden. Partielle Infantilismen weisen nur denjenigen Teil der einschlägigen Symptome auf, der ihrer spezifischen neuroglandulären Disposition entspricht. Im Hinblick auf psychosexuelle Anomalien, die dieser Konstitution entstammen, ist der *psycho-*

¹ BRISSAUD, De l'infantilisme myxœdémateux. Nouv. Iconogr. Salpêtr. 1897
— L'infantilisme vrai. *ibid.* 1907.

² SCHÜLLER, Über Infantilismus. Münch. med. Wschr. 1907.

³ PERITZ, Der Infantilismus. Erg. inn. Med. 7 (1911).

sexuelle Infantilismus aufgestellt worden. Das psychosexuelle Verhalten, so verschiedenartig es deskriptiv sein mag, wird darin bestehen, daß der Aufbau der Sexualität in verschiedenen Werdestadien unterbrochen und gehemmt ist; und die Ursachen dieser Hemmung liegen in konstitutionellen Entwicklungsstörungen. Wenn FREUD, vom psychologischen Standpunkt aus, in *jeder* sexuellen Triebanomalie einen Infantilismus sieht, so liegt dem zwar eine psychogenetische, aber nicht die hier gemeinte konstitutionspathologische Fundierung zugrunde. Das psychosexuelle Verhalten allein ist für die Annahme dieser Konstitutionsgrundlage nicht ausschlaggebend. Aber es ist in diesen Fällen verknüpft mit infantilistischen Körperbauzeichen, mit Wachstumsanomalien, geringem Schädelumfang, hypophysären und gonadischen Stigmen. Man findet ungleich große Keimdrüsen, Kryptorchismus, Hypospadie, beim weiblichen Geschlecht Unterentwicklung der Gebärmutter usw. Nicht selten verbinden sich diese Merkmale mit den eigentlichen Entartungszeichen. Auch das psychische Bild ist ein mehr oder weniger infantiles, wie wir es S. 270 ff. geschildert haben.

Eine weitere Reihe von konstitutionellen Determinanten des Sexualverhaltens, wenigstens in abnormer Richtung, entstammt der *psychiatrischen Forschung*. Diese lehnte die Erklärung sexueller Funktionsanomalien aus den bisherigen Konstitutionsgrundlagen zum Teil ab. Sie glaubte allgemeine *psychopathische* Momente und insbesondere die *Degeneration* im Sinne von MOREL und MAGNAN als ausreichende Erklärung festhalten zu sollen. Erst neuerdings ist auch die Psychiatrie dazu übergegangen, die unklaren und dehnbaren Begriffe der Psychopathie und Degeneration in psychischer Hinsicht durch bestimmtere, erbbiologisch und konstitutionspathologisch besser umschriebene Typen psychophysischer Stigmatisierung zu ersetzen. Nur soweit das psychosexuelle Verhalten in Frage kommt, seien diese Forschungen angedeutet: dem asthenischen Typus, gewissen asthenisch-athletischen Mischtypen und verschiedenen dysglandulären Typen des Körperbaues ordnen sich sowohl erbbiologisch als auch deskriptiv in hoher Korrelation bestimmte, ins Abnorme gehende Triebgrundlagen zu (KRETSCHMER¹, HOFFMANN² u. a.). Unter diesen Schizothymen findet sich ein Schillern und eine Abweichungstendenz der psychischen Sexualität von der zielstrebigem wirklichkeitsnahen Bindung und Betätigung. Sie entspricht den mannigfachsten abnormen Erlebnisformen des Sexualtriebes. Und hierbei entsteht eine besonders enge Wechselwirkung zwischen dem seelischen Fundament der Gesamtpersönlichkeit und demjenigen der psychischen Geschlechtlichkeit. Beide weisen auf die gemeinsame konstitutionelle Grundlage zurück. An dieser Stelle tritt die gesamte

¹ KRETSCHMER, Körperbau und Charakter. 4. Aufl. Berlin 1925.

² HOFFMANN, Vererbung und Seelenleben. Berlin 1922.

individuelle Psychogenese in eine doppelte Beziehung: zur besonderen Sexualentwicklung in funktioneller Hinsicht und zur beide gemeinsam fundierenden Erbkonstitution.

3. Geschlechtstypen und Geschlechtseigenarten.

Geschlechtsmerkmale sind die anatomischen und physiologischen Eigenschaften, welche bei den beiden Geschlechtstypen verschieden sind. Liegt der Grund dieser Verschiedenheit in Wesenseigentümlichkeiten der Geschlechtsbildung, so ist es fraglos, daß solche Unterschiede als *spezifische Geschlechtscharaktere* zu gelten haben. Allein man kann sowohl über den Umfang dessen streiten, was zur „Wesenseigentümlichkeit der Geschlechtsbildung“ gehört — ob lediglich die genische Determination, ob der germinative Anteil der Geschlechtsdrüsen, ob diese Drüsen als Ganzes, ob noch weitere Bestimmungsstücke — als auch darüber, in welchem Ausmaß die Geschlechtsunterschiede durch eine irgendwie geartete Abhängigkeit von den „Wesensbestimmungen der Geschlechtlichkeit“ entstehen. Experiment und Klinik geben hierauf für die einzelnen Spezies und auch für den Menschen heuristische Antworten, die uns zwar Theorien und Rückschlüsse erlauben; deren Geltungsbereich jedoch schwankt noch hinsichtlich seines Umfanges, und immer wird es Funktions- und Merkmalsunterschiede der Geschlechter geben, bei denen zwar eine hohe statistische Korrelation zum jeweiligen Geschlecht besteht, bei denen aber der *Grund* dieser Zuordnung nicht in der gleichen Weise experimentell und klinisch geklärt zu werden vermag. Man wird daher mit BIEDL¹ die Forderung erheben müssen, ohne jede theoretische Unterstellung *rein beschreibend* vorzugehen und zuzusehen, welche deskriptive Unterschiede der beiden Geschlechter die statistisch häufigsten und typischen sind.

Den in sich verschiedenartigen konstitutionellen Stigmen erblicher und epigenetischer Art, deren Wirkung in die einheitliche Gestaltung der sexuellen Individualität konvergiert, entsprechen die *psychophysischen Funktionen der Geschlechtlichkeit* des Individuums als Ganzes, fallweise verschieden je nach Zusammentreffen und Zusammenwirken der konstitutionellen Faktoren. Den Inbegriff dieser psychophysischen Funktionen der Sexualität denken wir uns erfüllt durch das individuelle Verhalten auf folgenden Gebieten — bei deren trennender Aufzählung wir uns klar sein müssen, daß sie im konkreten Einzelleben fließend ineinander übergehen, sich wechselseitig beeinflussen und durchdringen, eben ein funktionelles Ganzes bilden und nur künstlich als summierbare Teile aufgezählt werden: a) diejenigen psychischen Dispositionen, Eigenarten und Funktionsweisen, die in hoher statistischer Korrelation zum Geschlecht stehen (die sog. *psychischen Geschlechtsunterschiede*);

¹ BIEDL, Innere Sekretion. 2. Aufl. Berlin u. Wien 1913.

b) die triebhaft-geschlechtliche Einstellung: der *Geschlechtstrieb* und seine Ausgestaltung im individuell-seelischen Leben; c) die psychische Bearbeitung des *Selbsterlebens der Geschlechtlichkeit* und ihre individuellen Eigenarten.

Für jede dieser drei Gruppen der funktionellen Sexualität gibt es eine *Norm*, welche dem gesunden und artgemäßen sexuellen Konstitutionsfundament entspricht. Für jede gibt es eine variative Streuung größten Umfangs. Diese Streuungsbreite fällt letzten Endes mit der Verschiedenheit aller menschlichen Individuen überhaupt zusammen. Die Norm ist gleichsam der Zentralwert und die ihn umgebende Sphäre größter Dichtigkeit. Die Streuung ist nicht nur auf konstitutionelle Momente spezifischer Art zurückziehbar, sondern auch — und vielleicht in noch höherem Grade — auf soziale, regionäre, ethnische, traditionelle und kulturelle Milieuwirkungen, welche die einzelne Individualität mitgestalten. Die Herausarbeitung der *endogenen* und der *exogenen* Bedingungsreihen für die Entwicklung der Sexualfunktionen auf jedem der drei genannten Gebiete kann im Einzelfalle bis zur Unlösbarkeit schwierig sein; diese Schwierigkeit besteht bis zu einem gewissen Grade sogar generell.

Die Schwierigkeit in der Erfassung der *psychischen Geschlechtsunterschiede* besteht darin, daß die soziale und sexuelle Ordnung und Tradition jedes einzelne Individuum vom ersten Lebensbeginn an ergreift und während seines ganzen Entwicklungsganges psychisch in entscheidender Weise beeinflusst. Es ist sehr möglich, daß die meisten Eigenschaften, in denen man psychische Geschlechtsunterschiede hat erblicken wollen, lediglich der Ausfluß der sozialen und sexuellen Ordnung sind, die beiden Geschlechtern in vieler Hinsicht eine gegensinnige Stellung zuweist, eine verschiedene Erziehung und Ausbildung angedeihen läßt und sie auch hinsichtlich des sexuellen Verhaltens in verschiedener Weise einstellt. Psychische Sexualdifferenzen wären hier nach Domestikationsprodukte. Es läßt sich nicht absehen, ob nach Abzug aller Milieuwirkungen auf die psychische Struktur und Ausbildung der Geschlechter überhaupt noch psychische Qualitäten und Reaktionsweisen geschlechtsspezifischer Art übrigbleiben. Die primitiven Völker, die an sich wohl geeignet wären, hierfür ein Testmaterial abzugeben, sind insgesamt selber mit eigenen Sexualtraditionen behaftet, die zwar von derjenigen unserer Kultur oft erstaunlich abweichen, die Einzelindividuen aber nicht weniger, sondern eher stärker psychisch und psychosexuell formen als unser eigenes soziales Milieu (STOLL, FEHLINGER¹). Hinzu kommt eine Fehlerquelle: nämlich die Geschlechtszugehörigkeit des einzelnen Beobachters, welche die *Einfühlung* in jedes

¹ STOLL, Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie. Leipzig 1908. — FEHLINGER, Das Geschlechtsleben der Naturvölker. Leipzig 1921.

der beiden Geschlechter für ihn mit verschiedenen großen Fehlerquellen behaftet (VAERTING¹).

Der zentrale Unterschied beider Geschlechter in psychischer Hinsicht liegt in den psychischen *Funktionen der Mutterschaft* beim Weibe, ihrem Fehlen beim Manne. Die anlässlich der Aufzucht der Nachkommenchaft vom Weibe entwickelten Gefühls- und Affekteigenarten und seelischen Reaktionsweisen gehen auf die Eigenbeschaffenheit des weiblichen Sexualsystems und die dem entsprechenden, in gewissem Umfang sogar lokalisierbaren cerebralen Funktionen (CENI²) unmittelbar zurück, sind also unabhängig von Milieueinflüssen präformiert. CENI hat durch systematische Zerstörung bestimmter Hirnteile festzustellen versucht, ob diese Funktionen von solchen Hirngebieten abhängig seien. Er unterscheidet zwei Gruppen: diejenigen des Muttertriebes (psychisch) und diejenigen der Stillfähigkeit (somatisch). Es ergibt sich, daß der Muttertrieb der Vögel an das Hirn gebunden ist, und zwar besteht derselbe aus einer hemmenden Funktion, die in Stirn- und Hinterhauptsrinde lokalisiert wird, einer motorischen — im Epistriatum frontale — und einer sensorischen — im occipito-temporalen Striatum. Das Ovar ist während der Brutpflege funktionslos, seine Exstirpation beeinflußt diese Tätigkeit nicht. Jedoch führt völliger Schilddrüsenausfall beim Huhn zu allgemeiner psychischer Abstumpfung und damit auch zur Herabsetzung des Muttertriebes. Aus Operationen an 84 Hündinnen, deren Verhalten zu ihren Jungen beobachtet wurde, folgert CENI: sowohl Muttertrieb als auch Stillfähigkeit sind abhängig vom Gehirn. Ersterer ist lediglich an das Pallium gebunden. Nach Enthirnung hört alle Jungenpflege auf. Nach Entfernung einer Hirnhälfte geht der Muttertrieb in feindselige Haltung über. Auch die Milchabsonderung erlischt früher als beim gesunden Tiere. Die gesamte Rinde scheint mitzusprechen; die psychischen Komponenten des Muttertriebes sind an den Frontallappen, die sensorischen an den Occipitallappen gebunden. Hingegen ist eine sichere funktionelle Beziehung zwischen Stillfähigkeit und Muttertrieb nicht vorhanden. Weder die Entfernung von Ovarium und Uterus noch von der Schilddrüse scheint den vorhandenen Muttertrieb zu beseitigen, obwohl mindestens die letztere die Stillfähigkeit schwächt. CENI weist besonders darauf hin, daß der Muttertrieb von aller Sexualität und Erotik grundsätzlich zu trennen ist. Mag er auch letzten Endes in die Reihe der Funktionen gehören, die der Fortpflanzung dienen, und somit ein Phänomen der Sexualität darstellen, so führt er doch sein Eigenleben im scharfen Gegensatz zu den geschlechtlichen Drüsen und Funktionen.

¹ VAERTING, Wahrheit und Irrtum in der Geschlechtspsychologie. Karlsruhe 1923.

² CENI, zitiert auf S. 302.

Diese Funktionen der *Mütterlichkeit* führen nicht nur zu geschlechtsspezifischen Eigenarten der Erlebnisinhalte, sondern sie setzen sich in eine ganze Reihe affektiver, wertender und fühlender Stellungnahmen und Reaktionsweisen um. W. LIEPMANN¹ hat ihren Inbegriff als den „Pansexualismus“ des Weibes bezeichnet und versteht darunter ausdrücklich, daß für den Ausbau der weiblichen Wesenheit die mütterlichen Instinkte die Führung übernommen haben. HOENIG-SIEDERSLEBEN² hat aus den Erlebensqualitäten des weiblichen Geschlechtstriebes und aus dem Wesen der mütterlichen Funktionen die seelischen Geschlechtsunterschiede nichtsexueller Art abzuleiten versucht. Die triebhafte Bindung an das Kind mußte sich beim Weibe mit der Steigerung der Intelligenz zu stärkerer Bewußtseinsnähe ausgestalten; sie entwickelt sich zur dauernden Eigenschaft, zum Grundmotiv der Weiblichkeit, welches die vorherrschende Richtung des Interesses färbt, Intellekt und Gefühlsleben lenkt. Der Mutter- und Pflgetrieb tritt nicht nur bei physiologischem Anlaß in Tätigkeit, sondern wirkt sich während des ganzen Lebens aus. Seine Anregung und seine Befriedigung schöpft er nur aus Gefühlen. Deshalb kennt er keine Periodizität; und in seiner Ausgestaltung ist die Ausbildung der Gefühlsregion beim Weibe begründet. Das Weib überträgt seinen Pflgetrieb über das Kind hinaus auf alles Kindähnliche, auf alles Schwache und Hilfsbedürftige (HEYMANS³). Aus ihm schöpft das Weib seine *Geduld*, sein Pflichtgefühl gegen alles, was es in seine Obhut genommen hat; aus ihm kommt das stärkere *Mitleiden* und *Mitfühlen* des Weibes, seine *feinere reaktive Empfänglichkeit und Ansprechbarkeit*. Aus ihm im Verein mit den Erlebensqualitäten des weiblichen Geschlechtstriebes fügt sich die *stärkere seelische Anpassungsfähigkeit*, die *verinnerlichende Kraft des passiven Gefühls*, *Gefühlsaltruismus* und *Gefühlslebhaftigkeit*, *Bedürfnis nach Gefühls- und Herzengemeinschaft*.

Damit stünde dann die von allen Autoren immer wieder in den Vordergrund gestellte *stärkere Emotionalität des Weibes* zum Problem. DORNBLÜTH, MOEBIUS, THOMPSON, HEYMANS haben den darin liegenden angeblichen Geschlechtsunterschied verschieden formuliert⁴. THOMPSON⁵ meint: obgleich die Frauen in ihren Gefühlen beständiger sind, werden

¹ LIEPMANN, W., Psychologie der Frau. Wien u. Berlin 1920.

² Mschr. Psychiatr. 56. Ähnliche biologische Ableitungen — freilich meist primitiverer Durchführung — finden sich bereits bei FOULLÉE, Tempérament et caractère selon les individus, les sexes etc. Paris 1895; LOMBROSO, Mind I (1892) und — mit recht subjektiver Willkür — bei MOEBIUS, l. c.; ELLIS, Mann und Weib. 2. Aufl. Würzburg 1909.

³ HEYMANS, Die Psychologie der Frauen. Heidelberg 1910.

⁴ DORNBLÜTH, Die geistigen Fähigkeiten der Frau. Rostock 1897. — MOEBIUS, Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes.

⁵ THOMPSON, Vergleichende Psychologie der Geschlechter. Würzburg 1905.

sie doch mehr von ihnen beherrscht; und wenn sie auch Geduld und Konzentration besitzen, so sind sie doch unfähig zu anhaltender Aufmerksamkeit. Diese Behauptung THOMPSONS wird durch ihre eigenen Versuche nicht bestätigt; und so muß sie denn auch zugeben, daß, wenn überhaupt ein auf das Geschlecht zurückzuführender Unterschied bezüglich des Grades des *Beherrschtwerdens von Gemütsbewegungen* besteht, dieser nur sehr gering ist. HEYMANS findet 60% der Frauen gegenüber 46% der Männer vorwiegend emotionell. Auch diese Zahlen besagen wenig. Das WIRTHSche *Verhältnis des Bewußtseinsumfanges zur Bewußtseinsshelligkeit* soll beim Weibe so beschaffen sein, daß einem engeren Bewußtseinsumfang eine um so stärkere Intensität und Lebhaftigkeit des im Bewußtseinsblickpunkt stehenden Inhaltes entspreche. Das Weib, mit *engem* Bewußtseinsumfang, habe *einen* jeweiligen Bewußtseinsinhalt, aber den mit großer Intensität; der *Mann* mehrere zugleich, aber mit entsprechend geringerer Intensität. Daher rühre die stärkere „Objektivität“ des Mannes, die stärkere Gefühlsbeteiligung des Weibes. Allein bei experimenteller Nachprüfung zeigt sich die Grundlage solcher Behauptungen als überaus zweifelhaft. Auch die Suggestibilität beider Geschlechter ist, mindestens in der Jugend, die gleiche (KOSOG, YOUNG, DÜCK, HEYMANS, SEASHORE, WOLFE; Literatur bei O. LIPMANN¹) — entgegen den meisten ärztlichen Angaben, daß die Frau suggestibler sei. Damit fällt auch HEYMANS' These von der *stärkeren Aktivität der Frau*, die ständig mit irgend etwas beschäftigt sei, weil ihre Bewußtseinsinhalte sie jeweils intensiver beteiligten als den Mann die seinigen. Von allen Behauptungen über die verschiedene Emotionalität der Geschlechter bleibt vielleicht der allgemeine Eindruck übrig, daß *das Weib gefühlsempfänglicher, gefühlsbeteiligter und von breiterer sensitiver Reaktionsfähigkeit* ist. So stellt O. LIPMANN eine regere Phantasie der Mädchen gegenüber den Knaben fest. Der Mann hingegen weist eine impulsivere, *affektiv größere Reaktionsweise* auf; ihm eignen *stärkere vitale und somatogene Triebe* (HEYMANS). Für alle näheren Einzelbehauptungen aber gilt LIPMANN'S Wort: „Wenn man als geschulter Psychologe diese Diskussion verfolgt, so erschrickt man über die Leichtfertigkeit, mit der da oft mit bloßen Schlagworten operiert wird, und man muß sich fragen, wie weit es denn wissenschaftlich berechtigt ist, vom ‚Schwachsinn‘, von der ‚Emotionalität‘, der ‚Rezeptivität‘ des Weibes zu sprechen.“ Die Stichhaltigkeit der meisten Resultate ist eine recht fragwürdige, weil sie auf der zufälligen Auswahl der verglichenen Versuchspersonen beruhen; und bei umfassenderer Materialsammlung findet sich stets eine Anzahl Resultate, aus denen sich die gegenteilige Behauptung herleiten ließe. Solche Widersprüche

¹ LIPMANN, O., Psychische Geschlechtsunterschiede. Erg. d. different. Psych. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig 1924.

zeigen sich z. B. auch darin, daß viele Autoren dem Weibe eine größere situative Anpassungsfähigkeit als Grundeigenschaft zuschreiben, eine größere passive Stabilität bei geringerer Eigenkraft, während umgekehrt W. LIEPMANN von größerer psychischer Vulnerabilität des Weibes spricht.

Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten beider Geschlechter haben die letzten Jahrzehnte mit ihrer sozialen Umschichtung ja MOEBIUS' berühmten gewordenen Satz vom „physiologischen Schwachsinn“ des Weibes ausreichend widerlegt, bzw. dasjenige, was MOEBIUS dafür hielt, als Domestikationsergebnis der sozialen und Geschlechtsordnung erwiesen — wie es THOMPSON schon lange zuvor vermutet hatte. Wenn KLAGES in seiner Graphologie der weiblichen Handschrift eine uncharakteristische Prägung und ein geringeres Formniveau zuspricht, so verbieten sich Rückschlüsse daraus um so eher, als FROEBES von der experimentell nachgewiesenen Unmöglichkeit berichtet, selbst hervorragende graphologische Fachleute aus der Handschrift zu einer richtigen und sicheren Bestimmung der Geschlechtszugehörigkeit des Schreibers zu bringen. Vielleicht aber gehört hierher, was alle Autoren und zuletzt noch GIESE¹ über das Verhältnis beider Geschlechter zum künstlerischen Schaffen festgestellt haben. Alle logischen, rationalen Momente, Kritik, Originalität und Selbständigkeit, wiegen beim Manne vor. Beim Weibe überwiegt die Schilderung des Einzelerlebnisses, besonders im eigenen Leben, das Rührende, Romantische und Phantastische. Die Kunstformen, die besonderen Weisen der Gestaltung und des Spiels sind vorwiegend männlichen Ursprungs. Beim Mädchen drückt sich stärker aus, wie sehr es ihm Bedürfnis ist, seine zahlreichen Innenerlebnisse und Gefühle wiederzugeben, und wie wenig ihm daneben die Gabe verliehen ist, sie in ein allgemeineres höheres Niveau zu übertragen. Der weiblichen Stilgestaltung haftet leichtere Gefälligkeit und Flüssigkeit an, der männlichen Eckigkeit und oft Ungelenkheit. Die Mädchen bekunden mehr Sinn für das Formale, das äußerlich Schöne und die Durchbildung der Einzelheit; der Knabe verweilt nicht gerne bei der Ausführung (Literatur bei LIPMANN).

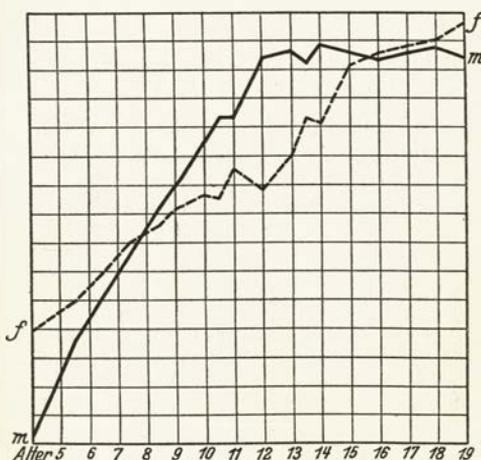
LIPMANN hat die Ergebnisse aller Autoren sowie einer außerordentlichen, in mehreren Ländern erfolgten eigenen Materialsammlung von großenteils schulischer Art einheitlich exakt ausgewertet. Seine Fragestellungen umfassen alle experimentell und vergleichend-statistisch überhaupt untersuchbaren Qualitäten. Die nachstehende Tabelle gibt diejenigen psychischen Qualitäten wieder, bezüglich derer ein Geschlechtsunterschied sicher besteht; alle übrigen wurden fortgelassen. Und zwar sind die Qualitäten bei demjenigen Geschlechtstypus aufgeführt, bei welchem sie vor dem anderen vorwiegen bzw. zu besseren Leistungen führten.

¹ GIESE, Das freie literarische Schaffen bei Kindern und Jugendlichen. Beiheft der Z. angew. Psychol. 1914, Nr 7.

Männlich	Weiblich
Gewichtssinn	Raumsinn der Haut Geschmackssinn Gehörsinn Farbensinn (U. E.)
Optischer Raumsinn Zeitsinn	
Überschätzung von Zeitintervallen	Unterschätzung von Zeitintervallen Schnelligkeit der Wahlreaktion
Präzision und Koordination von Bewegungen	
Detailreichtum von Zeichnungen	Schreiben Handfertigkeit Phantasie
Begabung für Mathematik Unterrichtsleistung in Mathematik Unterrichtsleistung in Rechnen und Arithmetik	
Rechnen eingekleideter Aufgaben Interesse für Mathematik Lösung technischer Aufgaben Interesse für Technik Leistungen im Zeichnen Interesse für Zeichnen Interesse für Geschichte	Schnelligkeit des elementaren Rechnens
	Leistungen in lebenden Fremdsprachen Interesse für lebende Fremdsprachen Leistung in Rechtschreibung Allgemeine geistige Entwicklung (Lehrerurteil)
Einzeltests zur Intelligenzprüfung Einzeleigenschaften der Intelligenz	
Neigung zu politischer Betätigung	Neigung zu intellektueller Betätigung Neigung zu philanthropischer Betätigung Religiosität
Neigung zu praktischer Betätigung Erwerbssinn Streben nach Macht Ehrgeiz	
Sexualität Unart Faulheit Unordnung Unwahrhaftigkeit Mut Unbescheidenheit	Eitelkeit Artigkeit Fleiß Ordnungsliebe Wahrheitsliebe Furchtsamkeit Bescheidenheit Emotionalität Heiterkeit
Ernste Stimmung Witz Bedächtigkeit Ablenkbarkeit (Lehrerurteil)	Impulsivität Konstanz der Aufmerksamkeit (Lehrerurteil)

Aus dieser Übersicht geht hervor, daß die psychischen Geschlechtsunterschiede nicht auf *eine* psychologische oder psychophysische Quelle reduzierbar sind. Als Ziel mag dies heuristisch gefordert bleiben: erreichbar ist es zur Zeit nicht. Ferner zeigt sich, daß von einer geistigen Rückständigkeit etwa des weiblichen Geschlechts, von MOEBIUS' „Schwachsinn“ oder W. LIEPMANN'S „Hemmungsgesetz“, nicht gesprochen werden kann. Hier handelt es sich um reine Milieuwirkungen.

Wichtiger als diese deskriptiven Unterschiede sind O. LIPMANN'S Feststellungen über das *Entwicklungstempo* beider Geschlechter in seelischer und geistiger Hinsicht. Er findet, daß die Präpubertätszeit bei den Knaben eine Beschleunigung, bei den Mädchen eine Hemmung der geistigen Entwicklung mit sich bringt, während umgekehrt die Pubertät selber die Entwicklung der Knaben hemmt, die der Mädchen beschleunigt. Dabei sind natürlich die Ausdrücke „Beschleunigung“ und „Hemmung“ immer nur relativ zu dem Entwicklungstempo des anderen Geschlechts gemeint. Ähnliche Feststellungen machte BEHN mit dem RORSCHACH'Schen psychodiagnostischen Experiment. Bei beiden Geschlechtern zeigt sich bis zum



14. Jahre eine Erweiterung des Erlebnistypus und der affektiven Anregbarkeit, von da ab bei Knaben in starker Ausprägung eine Einengung desselben mit affektiven Verdrängungstendenzen und Introversion. Bei Mädchen treten intellektualistische Züge stärker hervor. LIPMANN speziell stellte noch fest, daß die Knabenleistungen bis zum 14. Jahre bessere waren als die Mädchenleistungen; nach dem 14. Jahre kehrte dieses Verhältnis sich um (s. nebenstehende Kurven).

Am wichtigsten aber ist folgendes Ergebnis der LIPMANN'Schen Sammelforschung: die Geschlechtsunterschiede sind ihrer Größe und Sicherheit nach um *einen* Wert zentriert; sie sind um so seltener, je stärker sie von diesem Wert abweichen. Dieser zentrale Wert liegt in der Nähe der Differenz Null. Die zugunsten des männlichen Geschlechts sprechenden Ergebnisse sind zahlreicher und sicherer als die zugunsten des weiblichen Geschlechts ausfallenden. Die Überlegenheit des männlichen Geschlechts zeigt sich häufiger darin, daß Knaben im obersten Leistungsviertel stärker vertreten sind; eine Überlegenheit der Mädchen öfters darin, daß sie im untersten Leistungsviertel weniger zahlreich

sind. Dementsprechend sind die Knaben im allgemeinen auch in der mittleren Leistungshälfte in der Minorität. Die *Intervariation* des männlichen Geschlechts ist größer als die des weiblichen — ähnliche Beobachtungen hat schon vor vielen Jahren PEARSON gemacht (zit. nach THOMPSON). Er fand eine erhöhte Variabilität der Leistungen des männlichen Geschlechts, eine größere Anzahl superiorer und inferiorer Fälle.

4. Differenzierungen des Geschlechtstriebes und des Erlebens der Geschlechtlichkeit.

Was wir als Geschlechtsbetrieb bezeichnen, dieser Hintergrund aller der körperseelischen Vorgänge, die irgendwie mit der geschlechtlichen Vereinigung zu tun haben, ist sicherlich biologisch-organismisch unterbaut. Sein Einsetzen und Wirken entspringt dem jeweiligen Konstitutionsfundament des männlichen und weiblichen Geschlechtes, so wie wir es geschildert haben. *Mehr* aber als bloß eben diese *Existenz* des Geschlechtstriebes — und vielleicht einen zeitlichen und einen Intensitätsfaktor desselben — können wir aus diesem biologischen Fundament *nicht* herleiten. Schon seine geschlechtsspezifischen Eigenarten als männlicher und als weiblicher Geschlechtstrieb erhalten ihre Färbung vorwiegend *von ganz anderen Ursprüngen* her als dem konstitutionellen. Zwei Bedingungsreihen sind es, die dem Geschlechtstrieb sein eigentliches jeweiliges Gesicht geben, und damit die Typik seiner Ausprägungsweisen: einmal die Bezogenheit auf einen Partner, auf ein anderes Wesen, welches erlebt worden sein muß, um in diese Funktion eintreten zu können — und damit die *soziale* Ursprungsreihe. Und zweitens die Eingliederung des Geschlechtstriebes in die Person seines Trägers — wie immer diese erfolgen möge —, und damit ein *lebensgeschichtlicher* Faktor. In letzterem Betracht sind es vor allem die Erlebnisweisen und Werthaltungsweisen des eigenen Ich, so wie sie dispositionell festliegen, sowie die aktuellen Selbstwertgefühle und andere Weisen der Stellungnahme zum Ich, welche sich dem sexuellen Triebe verbinden und eine außerordentlich bedeutsame, die ganze Person umfassende Wechselwirkung zwischen Selbsterleben und Trieberleben herstellen. Und gerade hinsichtlich dieser Verflechtungen von psychischer Sexualität und Icherleben verhalten sich in unserer Kultur beide Geschlechter spezifisch verschieden, wobei aber diese Verschiedenheit lediglich durch Tradition und Erziehung, also von der Umwelt her, aus sozialen Ursprüngen gesetzt wird.

Eine zweite, nicht minder wichtige Reihe von Erlebnisformen, die den Geschlechtstrieb erst zu dem macht, als was er erscheint, liegt in den Werterlebnissen in bezug auf den erstrebten sexuellen Partner, die zu den Phänomenen der Liebe hinzugerechnet werden müssen. In ihnen wirkt sich die gesamte Person des Erlebenden aus, nicht etwa bloß seine biologische Geschlechtskonstitution.

Schema der Grundtriebe	Generische („normale“) Grundformen des Triebes	Triebgestaltungen unter steigenden Bedingungen	Triebgestaltungen unter hemmenden Bedingungen
Sog. <i>Ichtriebe</i> = Ichform verschmolzen erlebter organischer	Selbsterhaltung	Selbstbehauptung, Selbstsicherheit, Hochmut, Rechthaberei, Selbststeigerung, Stolz, Selbstvervollkommnung usw.	Selbstlosigkeit, Selbstunsicherheit, Demut, Schüchternheit usw.
<i>Beharrungstendenzen</i>	Selbstbejahung	Selbstbestätigung, Selbstdarstellung, Selbstgefälligkeit, Eitelkeit, Großmannssucht usw.	Selbstbezweiflung, Selbstkritik, Selbstverneinung, Befangenheit, Selbstentwertung usw.
<i>Funktionstendenzen</i>	Selbstverwirklichung	Selbstdurchsetzung, Machtwille, Habgier usw.	Selbsthingabe, Selbstverschwendung, Selbstzerstörung, Selbsthaß usw.
<i>Expansionsstendenzen</i>			
<i>Ambitendent:</i>			
	bei <i>starkem</i> Triebe Hypersexualität	bei an sich <i>schwachem</i> Triebe Phantasiexualität Perversionen sexuelle Süchtigkeit	sex. „Gefühlskälte“ Sexualscheu Prüderie Neurosen
	werbend ↓ fordernd ↙ ↘ angreifend hingebend ↓ (emfangend) ↓ hinablickend aufblickend ↓ „männlich“ „weiblich“ ↓ Liebe	→ Leidenschaft → Sehnsucht → Sentimentalität Eifersucht	→ Spaltung von Sexus und Eros „Liebes“-Ideologien usw.
<i>Geschlechtstrieb</i> = in die Ichform eingebettete genital un-terbaute <i>Funktions-</i> und <i>Expansions-</i> (<i>Ausdrucks-</i>) <i>Tendenzen</i> im Hinblick auf ein <i>Ziel</i> (<i>Werkkonkretion</i>)			

Verbleiben wir vorerst bei denjenigen Merkmalen des Geschlechts-triebes, deren typisch verschiedene Gestaltung bei Mann und Weib mit überwiegender Wahrscheinlichkeit unmittelbar aus der biologisch-konstitutionellen Geschlechtseigenart entfließt, so kann gesagt werden: der männliche Geschlechtstrieb ist von höherer äußerer Ansprechbarkeit und Bestimmbarkeit, der weibliche mehr von innerer Rhythmik. Ferner ist die Richtung des Triebes bei beiden Geschlechtern naturgemäß entgegengesetzt differenziert, da jedes das andere erstrebt. Dadurch kommt auch charakterkundlich eine wichtige seelische Differenzierung der Geschlechter zustande, denn mit dieser Verschiedenheit werden auch verschiedene Erlebensweisen des Triebes bei beiden Geschlechtern gesetzt. Der männlichen Triebrichtung zum Weibe haften Intentionsqualitäten an, die den Trieb als werbende, fordernde, nehmende, unterwerfende, hinabblickende, besitzergreifende Tendenz zum Erlebnis bringen. Dem weiblichen Sexualverhalten entspricht erlebnismäßig eine hingebende, opfernde, aufblickende, sich unterwerfende Tendenz. Dem entspricht in unserer Kultur und auch bei den meisten primitiven Völkern ein aggressives, aktives Sexualverhalten des Mannes und ein passives des Weibes. Aber selbst für diese anscheinend unmittelbarste psychische Geschlechtsdifferenz stimmt die Verallgemeinerung für alle Völker und Kulturepochen nicht mehr: im Matriarchat lagen die Verhältnisse wahrscheinlich umgekehrt (VAERTING¹). Immerhin dürften diese erlebnismäßigen Triebqualitäten in ihrer Entgegensetzung für die polare psychische Geschlechtsdifferenzierung primär wesentlich sein und unmittelbar in den biologischen Grundlagen der Geschlechtlichkeit wurzeln. Wie sehr sie auf die gesamte Psyche der Geschlechter zurückwirken, nicht nur in Erotik und Liebe, sondern innerhalb der Gemeinschaftsordnung überhaupt dem Individuum eine Frauenrolle oder eine Männerrolle auferlegen, wird klar sein.

In vorstehender Tabelle (S. 318) sind mit ganz groben schematischen Schlagworten die einfachsten Typisierungen festgehalten, in denen die elementaren vitalen Triebe von der Person ihres Trägers erlebt und hingenommen zu werden pflegen. Unter den Bedingungen für das Erleben sexueller Triebhaftigkeit stehen in erster Linie die Erlebnisweisen des Ich; und umgekehrt werden die Erlebnisweisen des Ich nicht zuletzt durch die sexuelle Triebhaftigkeit modifiziert. Aus der schematischen Tabelle lassen sich also die verschiedenen Typen des sexuellen Eingestelltseins und der sexuellen Liebe leicht konstruieren, wenn man die einzelnen Formen des Icherlebens mit den einzelnen Formen sexueller Triebgestaltung jeweils kombiniert. Dem sei hier nicht gefolgt. Aber auch mit dieser Kombination wäre die charakterkundlich bedeutsame

¹ VAERTING, Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib. 2 Bde. Karlsruhe 1923.

Typenfrage der seelischen Bearbeitungsweisen, welche die Geschlechtlichkeit in der Person findet, eben gerade erst angeschnitten. Die Mannigfaltigkeit der sich ergebenden Typen ist nahezu unabsehbar. Wohin das Selbsterleben der Geschlechtlichkeit zu führen vermag, das ist beim einzelnen Menschen abhängig von der Eigenart dieser Geschlechtlichkeit, von seiner gesamten erlebenden und reagierenden Persönlichkeit und von den Traditionswerten des Milieus und der in ihm herrschenden Geschlechtsordnung. Biologische Sexualdeterminanten werden sich also nur indirekt und mittelbar darin äußern insofern, als sie Stärke und Art der psychischen Sexualität, des Triebes und der sonstigen Sexualdifferenzierung bestimmen. Im übrigen aber hängt diese Sphäre psychosexueller Persönlichkeitsgestaltung, so bedeutsam sie ist, nicht von den biologischen Sexualkomponenten ab, sondern einerseits von den seelischen Reaktionsdispositionen der jeweiligen Individualität, andererseits im umfassendsten Maße von Entwicklung, Schicksal und Kulturkreis des einzelnen, von seinen ethischen Normen, seinem geistigen Niveau, seiner sozialen Schicht. Für dieses Gebiet ist der *soziale* Faktor von entscheidendem Einfluß.

Hier seien nur wenige Linien typischer Eigenarten nachgezeichnet, in denen die Geschlechtlichkeit der Person sich zu gestalten pflegt. Vorerst ein Wort über die sog. gegengeschlechtlichen Einschläge im Charakter, auch wieder mit Rücksicht auf ihren Ursprung in der sexuellen Konstitution.

Die *psychischen Geschlechtsunterschiede nichtsexueller Art* stehen schon *de norma*, wie gezeigt wurde, auf einer so wenig sicheren Grundlage, daß es überaus schwierig wäre, auf diesem Gebiet von *sexualbiologisch fundierten* Umkehrungen in typisierender Weise zu sprechen. Wenn z. B. auch feststeht, daß die mathematische Begabung in höherer Korrelation zum männlichen Geschlecht auftritt, so wäre es dennoch verfehlt, ihr Vorhandensein bei einem Weibe als gegengeschlechtlichen psychischen Einschlag, als Virilismus, zu deuten. Das gleiche gilt auch von affektiven Eigenarten: erhöhte Gefühlsansprechbarkeit und sensitive Reaktionsformen beim Manne sind nicht deshalb an sich schon ein Feminismus, weil sie in statistisch höherer Korrelation zum weiblichen Geschlechte auftreten. Von femininen oder virilen Einschlägen psychischer Art kann mit wissenschaftlicher Berechtigung nur dort gesprochen werden, wo das *Ganze* der psychischen Organisation in einer Weise strukturiert erscheint, welche der somatischen Geschlechtszugehörigkeit diametral widerspricht; insbesondere da, wo dieser Widerspruch zwischen körperlicher Geschlechtszugehörigkeit und seelischer Eigenart dem Subjekt selber erlebnismäßig als solcher bewußt ist. In diesem Sinne freilich kommen *Feminismen des Mannes* und *Virilismen der Frau* auf nichtsexuellem psychischen Gebiete nicht ganz selten zur

Beobachtung. Sie brauchen nicht an Anomalien der sexuellen Triebrichtung gebunden zu sein — wengleich dies das Häufigere ist. Homosexuelle Frauen sind in der Regel psychisch viril, homosexuelle Männer in mehr als der Hälfte der Fälle mit femininen Einschlägen des Seelenlebens behaftet. Aber auch bei heterosexueller Triebrichtung finden sich Virilismen der psychischen Gesamthaltung bei Frauen, Feminismen der psychischen Gesamthaltung und ihrer Ausdruckstendenzen bei Männern. Es ist dabei schwer zu entscheiden, wieweit konstitutionelle Dispositionen diese Anomalien der psychischen Geschlechtsdifferenzierung fundieren, wieweit das individuelle Schicksal, Milieu und Entwicklung zu ihnen hinführen. Der letztgenannte Faktor spielt sicher eine große Rolle: die Berufstätigkeit der Frau und die Modeströmung züchten virile Einschläge; die Psychoanalyse und die Individualpsychologie ADLERS weisen deren individuellen Werdegang auf. Aber auch körperbaulich sind die mit solchen Einschlägen behafteten Typen in der Regel von der Norm der Männlichkeit oder der Weiblichkeit abweichend, z. B. in der Ausprägung der sekundären Sexuszeichen. Meist mischen sich intersexuelle Stigmen mehr oder weniger leichter Art mit hypoplastisch-infantilen Stigmen — etwa in der Entwicklung von Uterus und Ovarien beim Weibe —, und es findet sich häufig asthenischer Habitus oder Mischformen mit asthenisch-athletischen und dysglandulären Zeichen. Solche Virilismen oder Feminismen finden sich fast niemals ohne andere Merkmale seelischer Abartigkeit auf affektivem oder willentlichem Gebiet; ein großer Teil der mit ihnen Behafteten ist zugleich psychopathisch.

Bei mangelnder Geschlechtsentwicklung, z. B. beim *Eunuchoiden*, finden sich die von STERLING¹, H. FISCHER², PERITZ³ und KRISCH⁴ beschriebenen wohlcharakterisierten seelischen Ausfalls- und Schwächeerscheinungen nichtsexueller Art: geistige und willentliche Unselbstständigkeit, Affektarmut, asoziales Verhalten. Bei Grenzfällen von der Astenie zum Eunuchoid hin (Hochwuchs-Kümmerformen) sowie bei der *Dystrophia adiposogenitalis* in ihren vorpuberalen Formen findet sich ein größerer seelischer Formenreichtum (F. FRAENKEL⁵), aber doch nach der Richtung des Eunuchoidismus hin tendierend. Diese Fälle jedoch betreffen insgesamt nur Männer; beim Weibe ist der reine Eunuchoidismus äußerst selten und praktisch nicht diagnostizierbar.

¹ STERLING, Klinische Studien über den Eunuchoidismus usw. Z. Neur. 16 (1913).

² FISCHER, H., Psychopathologie des Eunuchoidismus usw. Z. Neur. 50 (1919).

³ PERITZ, Über Eunuchoide. Neur. Zbl. 1910.

⁴ KRISCH, Die psychologischen Erscheinungen der Eunuchoiden. Z. Neur. 45 (1919).

⁵ FRAENKEL, Der psychopathologische Formenreichtum der Eunuchoiden. Z. Neur. 80 (1923).

Man kann daher über seine psychische Eigenart nichts aussagen. Umgekehrt sind die an die generativen Funktionen des Weibes gebundenen psychischen Alterationen der Schwangerschaft und Geburt, des Klimakteriums usw. sicherlich diesem allein vorbehalten; aber in ihrer symptomatischen Gestaltung weichen sie nicht von den symptomatischen Psychosen überhaupt ab, sind also nur ätiologisch geschlechtsspezifisch, nicht in ihrer Semiotik. So müssen wir uns wohl damit bescheiden, anzuerkennen, daß zur Erklärung von Eigenarten der seelischen Differenzierung im Sinne gegengeschlechtlicher Sexuszeichen die biologische Konstitution bzw. ihre Anomalien nicht ausreicht; die gesamte psychophysische Individualität, ihr Schicksal, ihr Milieu und ihre Entwicklung wird heuristisch herangezogen werden müssen.

Nicht nur deskriptiv besteht eine kaum faßbare Vielfältigkeit des Erlebens und der Erscheinungen von Sexualtrieben. Noch variabler ist die Stellung der Sexualtendenzen im Rahmen der psychischen Individualität ihres jeweiligen Trägers. Ihre Zusammengesetztheit mit anderen seelischen Faktoren, insbesondere solchen der Eindrucksphäre und Vorstellungssphäre, des Ichbewußtseins und der Selbstwertgefühle — die Bewußtheit der sexuellen Neigung, ihre Stellung innerhalb der Affektivität, ihre Beziehungen zum Gesamterleben und Wollen sind fallweise andere. Oftmals ist nicht einmal sicher zu entscheiden, wieweit bei einem Sexualtriebe Einfall oder Impuls, Drang oder neugierig-spielerisches Entgleiten vorliegt, wieweit eine breite Ansprechbarkeit auf sexuelle oder situative Reize — oder andererseits ein eingeleigtes Getriebenwerden. Oft bleibt unklar, wie tief der anklingende Trieb in der Persönlichkeit wurzelt.

Reibungen der sexuellen Bedürfnisse jeder einzelnen Organisation mit den Normen, Konventionen und Beschränkungen des Milieus stellen ferner ein unerschöpfliches Reservoir latenter und offener Konflikte dar. Endlich sind die sexuellen Triebe und ihre seelischen Derivate von entscheidender Nachwirkung auf die zwischenmenschlichen Beziehungen, in denen jeder einzelne steht; sie determinieren hier weit über die Grenzen dessen, wovon bewußtes Erleben Rechenschaft zu geben vermag, Einstellungen und Haltungen, „Sympathien“ und „Antipathien“, Zu- und Abwendungen, Sehnsucht, Verheißung, Erfüllung, Erfolg, Versagen, Verzicht und Resignation. In bezug auf dieses Gesamtgebiet werden Menschen mit einer *Disharmonie zwischen Triebleben und sonstiger seelischer Persönlichkeit* ihre Eigenart besonders in Leidenszuständen manifestieren. Diese Disharmonie kann entstehen aus konstitutionell *perversen* Trieben oder aus *unausgereiftem*, schillerndem, unfestem, vielfältig erregbarem Triebleben — sei es, daß diese Eigenschaften des Trieblebens sich auch in der sonstigen seelischen Persönlichkeit vorfinden, sei es, daß der infantile, labile oder abgegebene Trieb in seiner

Unreife gegen die sonstige seelische Persönlichkeit kontrastiert. Die Disharmonie, von der wir sprechen, kann aber auch durch die *seelische Verarbeitung* der Geschlechtlichkeit mit abnormen Gefühlsqualitäten erst gesetzt werden. Hierbei können einzelne Erlebnisse und ihre Nachwirkungen traumatische Anstöße und Auslösungen solcher disharmonischen „neurotischen“ Entwicklung abgeben. Die Reaktionsdispositionen allgemein seelischer Art können in solchen Fällen festliegend vorgegeben sein, sie können sich aber auch aus dieser psychosexuellen Gesamtentwicklung allmählich herauskrystallisieren. Es werden in der Regel drei Zentralpunkte sein, um welche sich die sexuelle Problematik der Individualität mehr oder weniger bewußt herumlagert: das Bewußtsein, überhaupt sexuell zu sein — das Selbsterlebnis der Geschlechtlichkeit an sich; ferner das geschlechtliche Verhalten als Aufgabe; endlich die sexuellen, erotischen und liebenden Beziehungen zum anderen Menschen, die Rolle und der Wert des Anderen in dieser Beziehung für das eigene Ich.

Häufiger, als man denken möchte, sind *Perversionen* des sexuellen Triebes. Sie manifestieren sich zuerst — wie sie auch immer beschaffen und begründet sein mögen — in der Phase der Formung und Ausreifung des Triebes; dabei färben sie das erwachende Bewußtsein sexueller Eigenart in besonderer Weise. Zweifel am eigenen Wert, das Gefühl des Andersseins, das Bewußtsein unbestimmter und verschieden eingekleideter Schuldhaftigkeit, Kampf um Ausschaltung und Unterdrückung des Triebes und zugleich Lockung und Versuchung, aus den Bedürfnissen der Organisation immer neu gespeist, bewirken eine sehr charakteristische Persönlichkeitsentwicklung. Phantasien mit perversen Vorstellungen beherrschen das einsame Seelenleben, bisweilen erliegt auch das tätige Sexualverhalten den perversen Trieben; und daraus folgt gesteigerte Selbstverwerfung — oder es lockert sich überhaupt das Bedürfnis nach Selbstzucht und Selbstherrschaft. Der perverse Mensch erlebt hier nur intensiver und leidentlicher ein Stadium, welches jeder sexuell heranreifende Mensch zu durchlaufen hat: das erwachende Bewußtsein der sexuellen Artung. Noch die Zeit bis Mitte der zwanziger Jahre ist davon erfüllt, zuweilen noch um Jahre und selbst Jahrzehnte länger. Aus der sich erst formenden zielstrebigem Differenzierung folgt in diesem Stadium eine erhöhte Ansprechbarkeitsbreite des Triebes und der Sehnsucht — und daraus eine größere Unsicherheit in der seelischen Verarbeitung. Der eine wird jählings und blind von seinem Triebe überfallen, der andere wieder lauert gleichsam auf sein Kommen und den seelischen Einbruch, den er bewußt-genießend oder selbstquälerisch verfolgt. Nicht weniger als der ungestillte quält der gestillte Trieb und das Bewußtsein, ihm verfallen gewesen zu sein. Es ist nämlich diesem Stadium eigentümlich, daß das bloße Vorhandensein des Triebes

als eine Wertminderung des Ich erlebt wird, daß das Selbstgefühl und die Selbstsicherheit sich an jedem Nachgeben gegenüber dem Triebe erschüttern, ohne jemals aus einem Sieg Verfestigung zu gewinnen. Ob diese Einstellung zum Triebhaftsein, zur Naturgebundenheit in sexueller Hinsicht wirklich nur die Folge unserer „verfehlten Erziehung“ und unserer Konventionen ist, und ob nicht vielmehr diese in tiefen seelischen Ursachen begründet sind, den gleichen, in denen auch das Verhalten der Nachpubertätszeit wurzelt: darüber sind nur theoretische Konstruktionen möglich. Es ist möglich, daß sexuelle Verdrängungen der frühkindlichen Zeit, die „Inzestschranke“ und ähnliche FREUDsche Konstruktionen diese Einstellung zum erwachenden Bewußtsein des geschlechtlichen Fühlens determinieren. Es ist auch möglich, daß ganz andere Fundamente das Nachgeben des Geistigen vor dem Triebhaften als Niederlage erscheinen lassen; daß im Wesen des Triebes selber, der den eigenen Körper und den Körper des erstrebten Partners lediglich zu Mitteln seiner Befriedigung herabdrückt, psychologische Anstöße zur Selbstverwerfung des Unterliegenden enthalten sind. Die Onanie der Pubertätszeit und der Nachpubertätszeit halten wir mit ERB für eine typisch wiederkehrende Erscheinung, die zwischen der Szylla der körperlichen Reife und Triebgebundenheit und der Charybdis der vom Milieu erzwungenen Enthaltensamkeit vom Geschlechtsverkehr hindurchführt. Aber dies Ventil öffnet zugleich den Kessel der angestauten Komplexe, aus denen selbstverneinende Einstellungen und ihre verschiedenen Symbolisierungen hervorbrechen. An die Selbstbefriedigung knüpfen diejenigen seelischen Verarbeitungen an, die zur sexuellen oder allgemeinen Hypochondrie, zur sog. Neurasthenie, zu mannigfachen Angst- und „Schwäche“zuständen hinführen.

Späterhin, wenn der normalsexuelle Mensch sich längst mit dem Bewußtsein seines geschlechtlichen Fühlens innerlich abgefunden hat, wird der perverse Mensch immer noch vor seiner Perversion stehen wie vor einem Alpdruck, der auf ihm liegt und von dem er sich nicht befreien kann. Er wird diese Befreiung ersehnen, teils weil ihm das Bewußtsein, pervers zu sein, eine seelische Last ist, teils weil seine soziale Rolle und Einordnung durch die Gefahr der Perversion jederzeit in Frage gestellt werden kann, weil er an einem Abgrund einhergeht, in den er hinabstürzen kann, sobald die Tatsache seines perversen Sexuallebens ruchbar wird. Häufig wird er die Perversion nicht bloß zu dämmen, sondern zu verdrängen und in andere seelische Regungen umzuwandeln suchen, oder auch sie durch solche zu kompensieren bemüht sein — ohne ihrer jemals ganz ledig zu werden. Hier kommt jede *Auswegstendenz* zum Durchbruch, von der Rauschsucht bis zu symbolischen Ersetzungen der Perversion durch neurotische Symptome oder durch soziale, ethische, künstlerische Sublimierungen (FREUD) usw.

Diese Umwandlungen formen den Charakter. Verslossenheit, äußere Haltung, Sühnebedürfnisse in besonders pedantischer Pflichterfüllung, der Ausbau eines nach außen sorgsam verhüllten Innenlebens in religiöser oder künstlerischer oder philosophischer Hinsicht, ablenkende Marotten ebenso wie übersteigter ethischer Rigorismus finden hier gewisse, ständig sich erneuernde Entwicklungsanstöße. Der perverse Mensch ist mit seiner Triebhaftigkeit nicht in der Welt der Mitmenschen und Dinge; er ist in seiner eigenen Welt neben der wirklichen. Und er liebt auch nicht den wirklichen Menschen, dem er sich in sexueller und erotischer Liebe zuwendet: es ist nur ein „Alsob“ der Liebe, denn jener wirkliche Mensch ist ihm nur symbolischer Beziehungspunkt für eine in der Wirklichkeit verlorene Sehnsucht.

Oder aber die Perversion bricht durch, und der Mensch gibt sich von ihr geschlagen. Dann reißen nicht selten sämtliche Dämme ein; sie tritt geradezu ins Zentrum aller Interessen. Diese Menschen leben nur noch ihrer Perversion; sie steigern deren Ausdruckserscheinungen auch auf das nichtsexuelle Gebiet sozialer Beziehungen hinüber. Die Übertriebenheiten des Feminismus bei manchen homosexuellen Männern und des Virilismus bei manchen homosexuellen Frauen gehören hierher — wenn auch nicht verkannt werden soll, daß in ihnen eine tiefe Ambivalenz von Selbstgefälligkeit und Selbstironie tragischen Ursprungs mitschwingt.

Über die Perversionen selber ist naturgemäß an dieser Stelle nicht zu handeln, obwohl jede einzelne in bestimmter Weise anders in der jeweiligen Gesamtperson entspringt und steht — und wiederum auf sie zurückwirkt. Es sei auf die spezielle Literatur verwiesen¹.

5. Prägungen der geschlechtlichen Liebe.

Diese letzten Entwicklungen von Charakterzügen aus der sexuellen Triebhaftigkeit stellen nur einen Sonderfall in der allgemeinen Problematik dar, in welche Mann und Weib hineingeraten, sobald sie der geschlechtlichen Vereinigung als einer Aufgabe des Lebens gegenüber treten. Beim Weibe, dem hingebenden, empfangenden Geschlechtswesen, sieht diese Aufgabe anders aus als beim Manne. Mit mehr oder weniger bewußter, immer aber tiefgehend wirksamer innerer Beanspruchung lebt die Frau unserer Kultur gleichsam auf diesen Zeitpunkt hin; in der Hingabe erlebt sie ihre folgerichtige Bestimmung und Bestätigung in ihrer Lebensrolle; und das gilt auch dann, wenn sie den Partner nicht eigentlich „liebt“ und wenn ganz andere Lebensinteressen in ihr vorzuwiegen scheinen. Wir können hier gewisse Kriterien einer Typisierung aufstellen: Einem Typus des Weibes ist die Hingabe in

¹ KRONFELD, Sexualpsychopathologie. In Aschaffenburgs Handb. d. Psychiatr., spez. Teil, 7. Abt., 3. Teil. Als Sonderband erschienen. Leipzig u. Wien 1923. Dortselbst umfassende Literaturnachweise.

der sexuellen Vereinigung konkreter Selbstzweck, einem zweiten lediglich Ausdruck eines hingebenden seelischen Bezogenseins auf den Partner; einem dritten ist sie symbolische Gewähr der erfüllten weiblichen Rolle und damit höchste Selbstbestätigung; einem vierten ist sie symbolische Gewähr der Wirkung als Weib, nämlich des Sieges im Unterliegen, also der Geltung; einem fünften ist sie Vorbereitung des Eigentlichen der weiblichen Geschlechtsrolle: der Mutterschaft. Übrigens sind diese Typen bloße Abstraktionen, denn bei der Mehrzahl der Frauen überschneiden sich diese Einstellungen. Man könnte sie noch vervielfältigen — und dennoch ist keine solcher Typisierungen wirklich bestimmend für das Wesen des betreffenden Weibes. Noch roher sind jene WEININGERSCHEN Gegensätze zwischen dem „Weib als Mutter“ und dem „Weib als Dirne“: kein Fall paßt restlos in eins dieser Schemata hinein. Es ist immer wieder erstaunlich, zu beobachten, wie ungeachtet der tiefen Determination, die ein Weib in seiner Eigenart durch den sexuellen Anteil seiner Geschlechtsrolle erfährt, die Grundeinstellungen sich mit dem wechselnden Erleben des Partners wandeln.

Besondere Eigenarten und Ausbauten der Charakterentwicklung spinnen sich an, sobald Hemmung und geheimes Schuldgefühl, ängstliche Erwartung oder brutales Überfallenwerden von der Situation die gefühlsmäßigen Verarbeitungen der geschlechtlichen Vereinigung beim Weibe ambivalent gestalten. Angstzustände aller Art, Gefühlskälte der Sexualsphäre, Grübelsucht, Hypochondrie und symbolisierende neurotische Bildungen können entstehen. Ebenso kann die Spaltung zwischen vergebens verdrängter sexueller Bedürftigkeit und dem seelischen Insult unangemessener Erfüllungserlebnisse eine gefährliche Bereitschaft zu Reaktionen setzen, die sich entweder in irgendwelchen psychogenen und neurotischen Bildern ausleben oder in einem unbewußten koketten Aufsuchen neuer Liebesbeziehungen, deren bloßes Bestehen alsbald neue selbstquälerische Konflikte schafft.

Beim Manne liegen diese Dinge in der Regel mehr an der Peripherie seines Lebens und formen ihn weniger tief. Auch bei ihm gibt es einen Typus, für den die geschlechtliche Vereinigung konkreter Selbstzweck ist, und einen zweiten, für den sie Symbol und Ausdruck der bestätigten eigenen Männlichkeit bedeutet. Der immer erneute Drang der Selbstdurchsetzung, der Selbststeigerung, der Bestätigung erobernder Männlichkeit kann gerade bei selbstwertunsicheren Männern eine besondere Hinneigung zu verantwortungsloser sexueller Abenteurerei bedingen. Umgekehrt wird die sexuelle Gemeinschaft bei schüchternen, wenig sicheren Naturen bisweilen als unlösbare Aufgabe empfunden, und die ohnmächtig resignierende Tendenz vor dieser Aufgabe verkleidet sich entweder als Mißachtung des Weibes, oder als ethische Reinheit, oder als neurotische Flucht — sei es in eine Perversion, sei es in ein Be-

täubungsmittel, sei es in eine vergebliche „Ablenkung“ körperlicher oder ideologischer Art.

Endlich ist das Erleben des anderen Menschen, des Partners in der erotischen Zuwendung, eine unversiegbare Quelle charakterologischer Entwicklungen und Ausgestaltungen. Und hier muß jener Phänomenreihe gedacht werden, die ganz gewiß nichts mehr mit der Sexualkonstitution zu tun hat, sondern gänzlich dem Duerlebnis zugehörig ist und daher ihren eigentlichen Platz in einer soziologischen und lebensgeschichtlichen Charakterkunde finden müßte: der *Geschlechtsliebe*.

Sicherlich ist die geschlechtliche Liebe nur eine Gipfelung innerhalb einer generischen Klasse von Hinwendungen, die wir *Liebe überhaupt* nennen, und von denen die Dichter und Philosophen mehr zu sagen wissen als die Forscher. Die Phänomenologie und Soziologie der Liebe und ihrer seelischen Erscheinungsweisen steht noch ganz im Anfang¹. Die Basis aller hierher gehöriger Phänomene ist diejenige des *Mitseins*, des Zueinander und Ineinander von Ich und Du: jene Basis, aus welcher Mitleid und Mitfreude entspringt, und jene Kette von Gefühlshaltungen, die wir als Stufen der Sympathiegefühle, Neigungen und Ineinssetzungen beschreibend gliedern können. Ihr Gemeinsames ist: ein Du wird *in seiner Singularität* erlebt — nicht als bloßes Gattungswesen, sondern in seiner Einmaligkeit und Einzigartigkeit. Es wird in dieser Singularität als bedeutsam und notwendig für das Leben des Erlebenden empfunden. Diese Bedeutsamkeit spiegelt einen *Lebenswert* wieder, der in jenem Du sich verkörpert und der seiner Art nach ebenso unvergleichlich ist, wie jenes Du es war, an dem er erschien oder das ihn verkörperte. In der Sympathie, der Neigung, der Freundschaft läßt dieser Wert sich unter irgendwelchen objektiven Gesichtspunkten rationalisieren. In der Liebe ist er „unsagbar“. Er widerspricht sogar bisweilen den rationalen Wertungen — und ist dennoch da. Er ist da kraft eines Vorganges der *Ineinssetzung* des Erlebenden mit jenem Du, durch welchen der Erlebende im Du lebt, „eingefühlt“ ist in das Fühlen des Du, so wie er es sieht. Dieser Vorgang kann mißlingen oder gelingen — je nachdem stellt das geliebte Du seinen Wert in dem *Geheimnis* dar, das es dem Erlebenden bietet, oder in dem Erlebnis der Vertrautheit, des Geborgenseins und „*Verstandenwerdens*“, in dem der Erlebende sich dem Du gegenüber befindet. Auf diesen Wert nun bewegt sich das innere Leben des Erlebenden mit all seinen Tendenzen hin. Liebe ist ein „*Hingefühl*“, wie die Soziologen sagen.

Die *geschlechtliche Liebe* bewegt sich ganz innerhalb dieser Reihe von Hingefühlen: der erotisch geliebte Mensch ist in besonderer Weise Träger höchster Erlebnenswertes; und diese Werte wurzeln nicht im

¹ SCHELER, MAX, Zur Phänomenologie und Theorie der Sympathiegefühle. Halle 1913.

Sexuellen. Und dennoch tritt die geschlechtliche Liebe nur gegenüber demjenigen Wesen ein, zu dem in den tiefsten Bedürfnissen sexueller Sehnsucht eine besondere Affinität besteht; und die geschlechtliche Vereinigung ist der erfüllende Ausdruck nicht nur jener Affinität, sondern in eins damit auch der Geschlechtsliebe.

Auch hier kann man typisieren. Schon die Hellenen unterschieden Eros und Agape, die Römer Amor und Caritas. Das Christentum erweiterte zwar den Begriff Amor (amor dei, amor fati) — jedoch entkleidete es ihn zugleich des als verwerflich abgelehnten organismisch-sexuellen Beiklangs. In der Liebe, und gerade auch in der geschlechtlichen Liebe, stehen nebeneinander die beiden Typen des *Erotikers* und des *Charismatikers*. Ersterer steht zu dem Du, das er in seiner Liebe als ausgezeichnet vor jeglichem anderen Du empfindet, grundlegend anders als zu den übrigen Mitmenschen (die andern sind ihm „nichts“); letzterer bettet auch das geliebte Du in die gleiche seelische Grundhaltung ein, die er jeglichem Mitmenschen gegenüber hat: es ist nicht „anders“, sondern nur gesteigerter Inbegriff des an jedem Mitmenschen vorfindlichen Wertes. Ersterer ist enthusiastisch, werbend, ausschließlich zentriert, von der Erfüllung begnadet — „selbstisch“; letzterer ist verstehend, hilfreich, gütig — „selbstlos“. Ersterem ist die Erfüllung das eigentliche Ziel, er liebt nur, um geliebt zu werden; letzterer liebt den Zustand des Liebens mehr als die Erfüllung. Diese beiden Typen verteilen sich auf beide Geschlechter.

Da in der geschlechtlichen Liebe das eigentliche Werterlebnis des Du nicht im Sexuellen fundiert ist, so ergibt sich nicht selten eine Typisierung der Menschen nach dem Gesichtspunkt: ob Liebesideal und erotisch sexueller Wunschtypus zusammenfallen, oder ob sie wesensmäßig auseinanderklaffen.

Wo diese Spaltung vorliegt, leidet das Gefühl des Eigenwertes unter ihr — oft bis zur Selbstverwerfung, Selbstquälerei und Selbstzerstörung. Denn in diesem Falle führt auch die erwiderte Liebe nicht zum Erlebnis der Erfüllung im sexuellen Ausdruck; es bleibt eine Beschämung — und die sexuelle Entspannung hinterläßt nur um so stärker die unbefriedigte Sehnsucht nach dem eigentlich gemeinten „reinen“ Ideal. Oder aber ein Mensch mit dieser Spaltung trifft auf einen Partner, den er liebt und der zugleich das Ziel sexueller Einstellungen ist — und nun empfindet er die letzteren als unwürdig des geliebten Wesens. Die Liebeshaltung dieser Menschen bringt eine Idealisierung des geliebten Wesens mit sich, das mehr und mehr seiner realen Züge entkleidet wird; und sie äußert sich in anbetender oder schwärmerischer Sehnsucht wunschloser Art, die aus dem Gefühl der eigenen Wertlosigkeit im Vergleich zum geliebten Wesen entspringt. Man hat, aus solcher Not eine Tugend machend, diesen Typus des Liebens als „*platonische Liebe*“ bezeichnet

— unter gänzlicher Verkennung dessen, was Platon im Symposion unter dem Eros verstanden wissen will. Es ist bezeichnend, daß diese Spaltung zwischen Sexus und Eros weit mehr den Zuwendungsweisen des Mannes zukommt, als denen des Weibes. Dies liegt nicht nur an der stärkeren Naturhaftigkeit und an der vorwiegenden Passivität weiblicher Erotik, sondern mehr noch an jenem spezifisch männlichen Konflikt, durch die sexuelle Aggression den Menschen, welcher der Träger höchsten Lebenswertes ist, zu „benutzen“, nämlich als Mittel zum Zweck der Befriedigung. So schiefe diese Einstellung ist, die den Partner gleichsam vorweg entmündigt, um sich selbst diese Entmündigung hinterher zu verargen: so sehr ist sie dennoch verbreitet, ein Produkt männlicher Ideologie.

Umgekehrt kann die Beziehung zu einem Partner sexueller und liebender Wünsche, ebenso wie dieser Partner selber, zugleich als unwürdig abgelehnt und doch immer wieder gesucht werden. Es ist die Situation Tannhäusers im Hörselberg. Oder aber das Ideal liebender Zuwendung schlägt jedesmal mit dem Momente scheinbarer Erfüllung in Enttäuschung um — es hält nicht, was es zu versprechen schien. Dann entsteht jenes Don-Juquantum, welches sich in ohnmächtigen Versuchen vergeblicher Liebeserfülltheit tragisch erschöpft. Auf einer tieferen Stufe erscheint es als erotisch-sexuelle Abenteuererei — bisweilen von dem Bewußtsein starker Unwürdigkeit getönt.

Oder es herrscht — und diese Haltung ist besonders für einen gewissen Typus des Weibes charakteristisch — bei unausgereiftem oder ungewecktem sexuell-erotischem Triebleben, oder auch bei unechter Sucht nach Geltung und Selbstbestätigung (insbesondere in Reaktion auf vorangegangene Enttäuschungen und Verletzungen des Ichgefühls) überhaupt keine Sehnsucht nach der erotischen oder liebenden Erfüllung durch ein verwirklichtes Wunschideal. Auch die erotisch-liebenden Beziehungen dienen vielmehr nur der eigenen Selbstliebe, Eitelkeit und Geltungssucht als Folie der Bestätigung: so entstehen die koketten, spielerisch „herzlosen“ Liebesunfähigen, die ständig fordern, ohne sich zu geben, und deren Hingebung ohne Verantwortungsgefühl ist. Verbindet sich diese Einstellung mit Faulheit, Putzsucht, dumpfer debiler Passivität gegen soziale Stellung und Lage oder mit Geldgier und Vergnügensbedürfnis, so entstehen jeweils die verschiedenen Prostituiertencharaktere — wobei hier nur vom psychologischen, nicht vom sozialen Faktor gesprochen wird.

Erfüllt sich aber die Liebesbeziehung zum geliebten Menschen konkret, dann wird ihre Verfestigung und Aufrechterhaltung erlebnismäßig zum Problem. Auch bei diesem Problem quellen viele Ansätze lediglich aus der — oft nur zu berechtigten — Unsicherheit des erotischen Eigenwertes. Die *Hörigkeit* in der Liebesbeziehung findet hier eine ihrer Hauptquellen. Ihr Negativ ist die *Eifersucht*. Es gibt eine Eifersucht,

die einfach Angst und Sorge um den drohenden Verlust des Liebeszieles darstellt und sich in vergeblichen Vorbeugungsmaßnahmen gegen diese seelische Gefährdung nicht genugzutun vermag. Meist wird sie unterlagert von dem drohenden dunkeln Gefühl: das geliebte Wesen sei begehrter oder begehrenswürdiger als der Liebende selbst. Sie ist dann bereits mit Ressentiment, mit überreiztem ohnmächtigem erotischem Selbstgefühl versetzt. Abwegiger noch wird sie, wenn sich hinter ihr uneingestandene Schuldgefühle wegen eigener erotischer Versuchungen verbergen: man hat ihnen zwar widerstanden, aber das so versagt gebliebene Erlebenkönnen und die verdrängte Beschämung wegen der Versuchung setzt sich als Ressentiment gegen den geliebten Menschen als „eigentliche Ursache“ in eine Eifersucht um, die nur symbolisch ist, und in welcher man lediglich die Schuld an den eigenen erotischen Versuchungen dem anderen zuschiebt. Der geheime Zweifel an der Fähigkeit, dem anderen noch alles sein zu können, in geistiger, sexueller, erotischer Hinsicht, oder gar das Bewußtsein, ihn unwürdig behandelt zu haben, wie etwa beim Alkoholiker, wird zusammen mit Insuffizienzen des eigenen Machttriebes und des Bedürfnisses nach Selbstbestätigung in Eifersucht umgesetzt. Die wahnhaftige Eifersucht ist nichts anderes als eine dieser gleichsam natürlichen Formen, aus denen sie fließend erwächst, wenn geeignete Dispositionen sie begünstigen.

Das Nachlassen erotischer Begehrungswürdigkeit bei lang ertragener sexueller Unbefriedigung führt ebenso wie einzelne psychisch-traumatische Momente zu allerhand allgemeinen Hysterismen, zu chronisch-neurasthenischen Einstellungen, zu Angst- und Zwangszuständen mit oft symbolischen Symptomen. In bestimmten Situationen und bei bestimmten Dispositionen führt es zum Liebeswahn, zum überwertigen Glauben an die heimliche Liebe irgendeines bedeutenden insgeheim erstrebten Mannes; eine Welt der Wunschverwirklichung tritt an die Stelle der Realität. Auch seltenere Wahnformen — der sensitive Beziehungswahn KRETSCHMERS und der Sexualverachtungswahn KEHRERS — wie überhaupt beziehungswahnhaftige Einstellungen können hier abgeleitet werden. Nach FREUD ist aller Verfolgungswahn nichts anderes als die projizierende Verwandlung enttäuschter Liebebedürftigkeit, insbesondere verdrängt-homosexueller Art.

Es ist hier insbesondere noch eines Faktors zu gedenken, der von nachhaltiger Kraft charakterologischer Gestaltung und Bewährung ist — jenes sozialen Faktors, der wie kaum ein anderer Form und Ordnung des Gemeinschaftslebens bestimmt und zugleich das wichtigste Regulativ geistig-erotischer und seelischer Auswirkungen darstellt: der *Ehe* und des Familienlebens. Das Thema wäre unerschöpflich. Ganz wenigstens kann hier herausgegriffen werden. Die Ehe als soziale Einrichtung kümmert sich nicht um die seelischen Voraussetzungen,

unter denen der einzelne sie schließt. So ist Enttäuschung von Lebenshoffnungen durch die Ehe und seitens des andern Ehegatten auch dort möglich, wo keinesfalls hochgespannte Sehnsucht und un reale Schwärmerei oder Leidenschaft beim Eheschluß vorgelegen hatten. Es ist eine triviale Weisheit, die wir nicht erst von STRINDBERG zu lernen brauchten, daß Gewohnheit abstumpft, daß Sorge zermürbt, und daß jede Erfüllung zugleich ein Erlöschen der Sehnsucht bedeutet, somit nicht mehr als Erfüllung wirkt. Mit solchen Lebenserfahrungen findet sich der gereifte Wirklichkeitsmensch leicht ab, ohne über ihnen die Werte aus dem Auge zu verlieren, die der frei gewählte Lebenspartner aufweist. Und die Einigkeit gemeinschaftlichen sozialen Strebens und Erlebens, vor allem aber die gemeinschaftliche Elternpflicht und die neuen großen Aufgaben und Interessen, welche die Verantwortung für das Ergehen und das Glück der Kinder mit sich bringt, können jene unausbleiblichen Desillusionen überreich ersetzen. Sie können den Charakter des Menschen tief beeinflussen: sie erzeugen noch späte Wendungen zum Lebensrealismus, zur entsagungsvollen Unterordnung unter soziale und berufliche Zwecke beim Manne, zum selbstlosen Abschluß der Frau in ihre Bezirke der Häuslichkeit und Mütterlichkeit, selbst unter Verzicht auf liebgewonnene, seelisch wertvollste Interessen und Auswirkungen. Der vielbelächelte Stolz des Vaters auf seine Kinder ist häufig nur das Anzeichen dafür, daß dieser Verzicht auf aktive egoistische Eigenauswirkung siegreich und ohne jedes Resignationsgefühl gelungen ist; das Kind ist der vollwertige Ersatz und Lohn dafür. Beim Weibe kommen die biologisch vorbedingten tiefen Grundlagen der Mütterlichkeit diesem Zurücktreten der geistig-seelischen Individualität hinter den Gattungszwecken noch weit mehr entgegen. Aber nicht jede und jeder ist dieser Abfolge von Enttäuschung, Resignation, Umorientierung nach neuen gattungsmäßigen und sozialen Zielen und ihrer bereichernden Erfolgsfreude seelisch gewachsen. Vielen fällt es und aus den verschiedensten Voraussetzungen schwer, ein solches Stück individueller Möglichkeiten und Strebungen zu opfern. Sie tragen die Vorbedingung für eine verfehlte Ehe in die eheliche Gemeinschaft hinein, oft ohne es zu wissen und ohne eigene Schuldhaftigkeit. Dazu kommt nicht selten eine Komplizierung in den Beziehungen beider Ehegatten zueinander. Auch sie ist bedingt durch den Enttäuschungsfaktor in der Gewohnheit; nicht umsonst sagt eine alte Kirchenweisheit — und zwar in der tiefen Meinung, einen Lobspruch zu tun —, die Ehe sei ein Grab der Liebe. Mit der Erfüllung schwindet die Voraussetzung: der Wunsch. Verschiedenheiten des geistigen Gesichtskreises und der Interessensphäre, Entgegensetzungen von Charakterzügen, traditionellen, ethischen und gesellschaftlichen Einstellungen konnten durch den Wunsch, solange er unerfüllt bestand, verdunkelt oder übersehen

oder überbrückt werden. Diese Befangenheit währt nicht auf die Dauer. Anpassungsschwierigkeiten ergeben sich, und jedes Opfer an Eigenheit und Eigenart kann als „Schuld“ des andern Eheteils erlebt werden, gleichviel ob es gebracht wird oder nicht. Auch hier ergibt sich eine unübersehbare Fülle charakterologischer Rückwirkungen. Die Gefahren des Ehebruches — nicht in einem äußeren Sinne, sondern in jenem tieferen und innerlichen vom Bruche des Willens zur Ehe — liegen auf der Hand; von der „unverstandenen Frau“ bis zur gereizt-neurasthenischen Explosion, dem ohnmächtigen, überreizten oder kalten Haß, den hysterischen Abwehrmaßnahmen und allen Flucht Tendenzen in Auswege der Sucht und des Krankheitsvorwandes. Insofern ist „enttäuschte Liebe“ tatsächlich ein auslösender Faktor allzu vieler seelischer oder psychophysischer Alterationen und Eigenarten.

Es mag paradox klingen, entspricht aber der Erfahrung, daß neben diesen geistig seelischen Momenten die sexuellen im allgemeinen keine so große ausschlaggebende Bedeutung für die Gestaltung der Ehe und des Menschen in der Ehe einnehmen, wie dies eine allzu medizinische Biologie gerne in den Vordergrund stellt. Immerhin färben auch sie stark ab, und zwar mehr bei der — an sich naturhafteren — Frau als beim Manne. Die Einspannung der geschlechtlichen Eigenart mit ihren nicht selten polygamischen Tendenzen und zuweilen perversen Regungen in der Dauerinstitution der ehelichen Geschlechtsgemeinschaft, Differenzen in geschlechtlicher Ansprechbarkeit und Bedürftigkeit, endlich sexuelle Unfähigkeit oder mangelndes sexuelles Interesse seitens des Ehepartners trüben allmählich auch die geistig-seelische Einstellung der Ehegatten zueinander. Insbesondere drängt sich der Frau aus sexueller Vernachlässigung auf die Dauer jenes Gefühl mangelnden Geliebtwerdens auf, welches das Fundament ihres Eigenwertes um so stärker zu erschüttern vermag, je mehr sie zugunsten der Häuslichkeit und Ehegemeinschaft auf andere seelische Güter ihrer Individualität Verzicht geleistet hatte.

Sechster Teil.

Die biologisch-medizinische Charakterkunde.

B. Charakterologische Entwicklungslehren.

Zur Einführung in diesen Abschnitt der Charakterkunde.

In allen Darlegungen des konstitutionswissenschaftlichen Teiles der Charakterkunde, und ganz besonders in unsern letzten Ausführungen über die Geschlechter, haben wir *weit hinausgreifen* müssen über das Bereich, welches noch mit einigem Rechte als spezifisch konstitutionell

und präformiert angesehen werden konnte: immer wieder ist uns die Prägung des Menschen *an der Wirklichkeit* und *durch die Wirklichkeit seines Lebens* — seiner Lebensumstände, Lebensbegegnungen und Lebensinflüsse — aufgegangen. Man kann die Heuristik einer charakterologischen Präformationslehre beliebig weit treiben — von den Charakteren *selber* aber erlangt man auf diesem Wege nur bruchstückhafte Voraussetzungen. Immer wieder haben wir uns auf die jeweilige Lebensinbettung, die Umwelt und das Schicksal berufen müssen, um aus jenen bruchstückhaften Voraussetzungen tatsächliche Charaktergestaltungen erstehen zu lassen.

Es ist eben keine zulängliche Perspektive, den lebenden Menschen, dessen Leben ein Geschehen und Fließen ist, unter dem Blickwinkel eines *starrten statischen Seins* zu betrachten, gleich als ob er mit seinen Eigenschaften *zeitlos* und *bedingungslos* derselbe wäre, der er *in* seiner Zeit und *innerhalb* der Bedingungen seiner Existenz ist. Es widerspricht dem Wesen des Begriffes Charakter nicht, die menschlichen Charaktere *in ihrer wirklichen Existenz* zu bestimmen, also durch ihre Wirklichkeit, welche ein *Werden* und Fließen ist.

Begreifen wir die Verschiedenheit der menschlichen Charaktere und Eigenschaften *aus den Verschiedenheiten ihres Gewordenseins und Werdens*, so führen wir damit eine *entwicklungsgeschichtliche* oder *genetische* Betrachtungsweise ein. Eine solche Betrachtungsweise eignet sowohl der naturwissenschaftlichen Erklärung in Physik und Biologie als auch einer geschichtlichen und gesellschaftswissenschaftlichen Einstellung. Und wir müssen uns die Frage vorlegen, welcher dieser genannten Gesichtspunkte für die Charakterkunde von besonderer Tragweite ist. Eine Werdebetrachtung setzt stets eine Identität oder Selbigkeit dessen voraus, *was* wird; eben daran liegt ihre theoretische Schwierigkeit. Sie soll uns hier, wo es um praktische und lebensnahe Dinge geht, nicht aufhalten: es genügt an dieser Stelle einzusehen, daß diese Identität und Selbigkeit des betrachteten Werdendinges, diese *Genidentität*¹, für jeden der genannten genetischen Standpunkte einer Charakterkunde eine grundsätzlich andere ist.

Für die *biologische* Entwicklungsgeschichte des Charakters ist diese Genidentität der psychophysische Organismus mit seinen immanenten Präformationen: was nachher als Charakter erscheint, ist lediglich eine epiphänomenale Reihe von Erfolgsmanifestationen.

Für die *soziologische* Betrachtung liegt die Genidentität in einem als Linie auf die Zeit projizierten örtlichen Schnittpunkt sozialer Beziehungen, dessen Individualität oder Charakter nur das Produkt sekundärer Abstraktionen ist.

¹ LEWIN, K., Der Begriff der Genese. Berlin 1922.

Für die *Psychoanalyse* allein handelt es sich wirklich um das Werden des Charakters als einer isolierbaren Realität. Aber die Genidentität liegt auch für sie im organismischen Substrat.

Alle drei Betrachtungsweisen gehen von der Fiktion aus, als operierten sie mit einem *Naturgeschehen* von kausal auflöslicher Art. Sie vernachlässigen dabei den Umstand, daß die menschliche Existenz ihrem konstitutiven Wesen nach mit dieser Betrachtungsweise nicht voll erfaßbar ist; nur wenn sie in ihrer Jeweiligkeit gleichsam auf die Naturspezies Mensch projiziert wird, ist dies Verfahren sinnvoll. Aber eben durch diese Projektion ist es auch begrenzt. Wir werden also auch von diesen Betrachtungsformen nur bruchstückhafte Ergebnisse für die Charakterkunde zu erwarten haben.

Die vierte Betrachtungsweise, die historische, oder besser diejenige der *inneren Lebensgeschichte*, die *historiologische*¹, die wir für die einzig gemäße halten, behandeln wir nicht in diesem Teile, weil sie nicht eigentlich eine genetische Betrachtungsweise ist. Wir haben ihr bereits am Schluß des ersten Teiles in diesem Buche ihren Ort angewiesen.

Im folgenden Teile behandeln wir also die entwicklungsgeschichtlichen Charakterlehren; und zwar zunächst, in Anknüpfung an die konstitutionswissenschaftlichen Betrachtungen, die *biologisch-evolutiven* Bestimmungen menschlicher Verschiedenheit. Sodann behandeln wir die Verschiedenheiten der Menschen, soweit als diese *sozialen* Ursprungs sind und unter *soziologischen* Aspekten bestimmbar. Endlich behandeln wir die *ontogenetischen* Theorien menschlicher Verschiedenheiten, die wir der *Psychoanalyse* und den an sie angebauten Lehren verdanken.

I. Die Lebensalter in der Charakterkunde.

1. Psychische Eigenarten der biologischen Entwicklungskurve.

Innerhalb der bisher genannten, letzten Endes *erbbiologisch* festgelegten Bestimmungsstücke der individuellen Gesamtorganisation muß die Analyse des Aufbaus der Persönlichkeit noch ein weiteres Bereich körperlich-biologischer Determinanten berücksichtigen, die wir allgemein als *biologisch-evolutive* zusammenfassen können. Vergessen wir nicht, daß unser ganzer seelischer Lebensverlauf unterhalb des seelischen In- und Nacheinander von Erlebniswirkungen und psychischen Zusammenhängen noch einem anderen Faktor gehorcht: Wir wachsen von der Kindlichkeit über das Jünglingsalter zur Reife und werden alt und sterben. Dieser Verlauf ist an *biologische* Daten geknüpft. Wir

¹ STRAUS, ERWIN, *Geschehnis und Erlebnis*. Berlin 1930. — Auch LUDWIG BINSWANGER hat den Begriff der „inneren Lebensgeschichte“ charakterkundlich fruchtbar gemacht: *Lebensfunktion und innere Lebensgeschichte*. Mschr. Psychiatr. 68 (1928).

sind *biologisch spezifisch auf diesen Lebensverlauf angelegt*¹; und jedem Stadium desselben ist eine bestimmte, für dasselbe normative *psychische* Ausprägung zugeordnet. Die Übergänge eines Stadiums in das andere knüpfen sich an biologische Prozesse, während deren sich eine *prozessiv verlaufende psychische Umstellung*, ein biologischer „Schub“, in uns durchsetzt, ganz unabhängig von dem, was wir als Individualität sind und erleben, wie wir dazu Stellung nehmen, und was wir wollen. Umgekehrt vielmehr determiniert diese biologisch bedingte seelische Umstellung in den Phasen der Pubertät, des Klimakteriums und der Involution, unmittelbar die individuellen Erlebens- und Verhaltensweisen. Der einzelne erlebt und reagiert auch während dieser Stadien natürlich immer mit seiner ganzen, vielfältig aufgebauten Persönlichkeit; für ihn stellt sich sein Seleengeschehen immer als eine *lediglich erlebnismäßig* bedingte und ihm angemessene seelische Reihe dar; und so ist es sehr schwer, aus diesen Entwicklungsstadien der biologischen Organisation diejenigen psychischen Auswirkungen herauszuarbeiten und zu verallgemeinern, welche jenseits der seelischen Individualität *rein* im Biologischen wurzeln. Immerhin wissen wir, daß *das Kind* lebhaft, überanregbar, von hemmungsloser Affektivität, starkem und jähem, aber flüchtigem Gefühlsleben und mangelndem Wirklichkeitssinn ist, daß sich bei ihm die körperlichen Begleiterscheinungen seiner Affektivität motorisch jäh und hemmungslos ausbreiten und ebenso rasch von außen her, durch neue Eindrücke, unterdrückbar sind. Wir wissen ferner, daß *die Pubertät*, ganz ungeachtet aller der mit ihr verbundenen Erlebnisse, von denen noch zu sprechen sein wird, rein biologisch ein Aktuellwerden bisher unbekannter Triebe ins Spiel bringt, daß sie auf die intellektuelle Entwicklung bestimmte Einflüsse ausübt — beim Mädchen fördernde, beim Knaben hemmende —, und daß sie dem Hemmungsapparat für die bis dahin nur durch äußere Erziehung eingedämmten Gefühls- und Willensschwankungen der Kindheit zur Herrschaft verhilft. Wir wissen ferner zwar, daß es eine rein biologisch bedingte Pubertätspsychopathie oder -psychose spezifischer Art nicht gibt, wohl aber daß in diesem Stadium *anderweitig präformierte Dispositionen* zu psychopathischen Abwegigkeiten und zu psychotischen Entwicklungen, insbesondere hebephrener und schizophrener Art, besonders leicht zum Durchbruch gelangen. Schieben wir alle übrigen Pubertätseinflüsse auf das rein Psychologische ab: auf das Bewußtwerden der geschlechtlichen Besonderheit und seine Folgen — so liegen schon in dem Gesagten genügende Anhaltspunkte dafür, in der Pubertät eine *biologische* Determinante der individuellen Persönlichkeitsentwicklung zu erblicken. Beim Weibe gilt das gleiche von den biologischen Veränderungen, welche insbesondere Eierstock und Hypophyse während

¹ HOFFMANN, H., Die individuelle Entwicklungskurve des Menschen. Berlin 1922.

der *Schwangerschaft* erfahren. Auch in diesem Stadium der biologischen Entwicklung findet jene Lockerung fester seelischer Verbände und Zusammenhänge in der Persönlichkeit statt, welche den Durchbruch ungehemmter Affektivität und präformierter abwegiger Dispositionen der psychischen Reaktivität erleichtert. Der weitere biologische Lebensverlauf in der *Reife* bewirkt eine *zunehmende habituelle Erstarrung* und Automatisierung dessen, was im psychischen Leben an Funktionen und Tätigkeiten, Einstellungen und Wertungen dominant geworden ist. Dann stellt das *Klimakterium*, insbesondere des Weibes, aber auch des Mannes, einen neuen *biologischen Schub* dar, in welchem der Charakter eine *nicht* lediglich erlebnismäßig erklärbare Veränderung erfährt. Sie ist schwierig und nur „von außen“ zu fassen: es ist die *Aufbrauch-*tendenz des Organismus, die sich anbahnt und auch auf seelischem Gebiet in unklaren Bewußtseinsweisen und Verhaltensformen des *Ver-sagens* sich kundgibt. Gesteigerte Reizempfindlichkeit, verringerte seelische Beanspruchbarkeit, erhöhte Erschöpfbarkeit, geringere Beherrschbarkeit der labilisierten Affektivität, Verringerung des geistig-willentlichen Schwunges und der Anpassungswendigkeit, Einengung des Interessenkreises und Mangel an Konsequenz sind äußere Manifestationen dieses Stadiums, in welchem daher vorgebildete abwegige Einstellungen aller Art einen erhöhten Spielraum gewinnen. Mit der zunehmenden *Alters-Rückbildung* verändert sich das Bild weiter — aus organis-mischen Ursachen. Die Affekte werden schwächer, die Motorik rigider, die Aufmerksamkeit und die reproduktiven Funktionen lassen nach, die geistige Spannkraft geht langsam zurück, das Interessen-gebiet schnürt sich immer mehr ein und zentriert sich um das eigne Ich. Zuletzt bleibt stumpfe Erstarrung und Verfall.

Ist so jeglicher Charakter von der biologischen Altersstufe her gefärbt, so ist ferner der Zeitpunkt des Durchlaufens dieser Lebensphasen, also die *Entwicklungskurve* des einzelnen Menschen, endogen vorgebildet — genau wie die *Lebenserwartung* des einzelnen in seinen Überkommenheiten ruht (von äußerlich anfallenden Schädigungen abgesehen). Für die Charakterkunde ist dies wichtig im Hinblick auf die Frage der *Konstanz* des Charakters. In der gesamten biologisch-medi-zinischen Auffassung des Charakters sahen wir ihn als eine Abstraktion vom Phänotypus in Richtung auf den Genotypus an¹; und nun lernen wir aus der Betrachtung der individuellen Entwicklungskurve als genotypischer Präformation, *daß auch eine entwicklungsgeschichtliche Fassung des Begriffes Charakter dem Präformationsprinzip nicht zu wider-sprechen braucht*. Widerspricht sie ihm dennoch, so wird der Charakter-begriff — wie dies ja in der Soziologie des Charakters tatsächlich der Fall ist — sozusagen verflüssigt, nämlich des Merkmals der Konstanz

¹ Vgl. das erbbiol. Kap. des Buches.

entkleidet. Man kann daher zwar die Heuristik des genetischen Standpunktes in der Charakterkunde beliebig ausdehnen: *immer* aber wird eine präformationstheoretische Voraussetzung aufrechterhalten bleiben müssen, und sei sie noch so schmal, wenn anders die Rede vom Charakter, von Charakter-Eigenschaften und Charakterkunde überhaupt sinnvoll sein soll.

2. Die Kindheit.

Über die charakterkundlich wichtigen Eigenarten des kindlichen Seelenlebens besitzen wir — abgesehen von den Kenntnissen, welche jeder Mensch aus seiner eigenen Kindheit bewahrt hat und welche Eltern und Erzieher sich durch ihre praktischen Erfahrungen anlernen — eine gerade uferlos angeschwollene wissenschaftliche Literatur von Psychologen aller Nationen¹. Man kann nicht sagen, daß sie uns wirkliches Neuland erschlossen hätte. Die Mehrzahl ihrer Feststellungen ist insofern banal, als sie Erfahrungen des täglichen Lebens am Kinde abstraktiv systematisiert und in wissenschaftliche Form bringt — noch dazu fast niemals in eine für die Charakterkunde besonders aufschlußreiche Form. Faßt man den Gewinn dieser Forschungen mit LIPMANN in wenigen Worten zusammen, so ergibt sich hinsichtlich der *formalen* Seite des Seelenlebens folgendes: „Das Seelenleben des Kindes und Jugendalters ist von dem des Mannesalters nicht nur quantitativ sehr verschieden. Auch qualitativ ändert sich der ganze Aufbau des Seelenlebens mit wachsendem Alter. Das Kind hat weniger Erfahrungen, weniger Vorstellungen, ein geringeres Wissen, inhaltsärmere Begriffe als der Erwachsene. Insbesondere hat das Kind auch weniger hemmende Vorstellungen als der Erwachsene, und darauf beruht es, daß das Kind seiner Phantasie freieren Spielraum gewährt, daß es suggestibler ist, und

¹ An dieser Stelle sei nur verwiesen auf die zahlreichen einschlägigen Schriften von FREUD und seinem Kreise, sowie auf diejenigen ALFRED ADLERS und seiner Schule. Ferner seien genannt zur Einführung:

- AMENT, Die Seele des Kindes (Sammlung Komos). Stuttgart o. J.
 BERNFELD, Psychologie des Säuglings. Wien 1925.
 BÜHLER, CH., Kindheit und Jugend. Leipzig 1928.
 BÜHLER, K., Die geistige Entwicklung des Kindes. 2. Aufl. Jena 1921.
 DYROFF, Das Seelenleben des Kindes. Bonn 1904.
 GAUPP, R., Psychologie des Kindes. Leipzig 1908.
 GROOS, K., Das Seelenleben des Kindes. 2. Aufl. 1908.
 HOMBURGER, Psychopathologie des Kindesalters. Berlin 1926.
 KATZ, D., Gespräche mit Kindern. Berlin 1928.
 LIPMANN, O., Die Wirkung von Suggestivfragen. Leipzig 1908.
 PREYER, Die Seele des Kindes. Leipzig 1905.
 SCHRÖDER, P., Kindliche Charaktere usw. Breslau 1931.
 STERN, W., Psychologie der frühen Kindheit. Leipzig 1923.

Von ausländischen Forschungen am wichtigsten sind: BINET, La suggestibilité. Paris 1900, und COMPAYRÉ, Die Entwicklung der Kindesseele (übers.). Altenburg 1900.

daß seine Handlungen noch nicht so sehr den Charakter von Willensäußerungen haben. Das Kind hat ferner andere Begriffe als der Erwachsene, es faßt seine Einzelvorstellungen zu anderen Allgemeinvorstellungen zusammen. Endlich ist die Gefühlsbetonung der Erlebnisse beim Kinde eine andere als beim Erwachsenen. Die Aufzählung dieser Unterschiede kann natürlich nicht bedeuten, daß nun irgendwo eine scharfe Grenze zwischen dem Seelenleben des Kindes und dem des Erwachsenen zu ziehen bleibt. Selbstverständlich soll damit nur gesagt sein, daß ein jeder dieser charakteristischen Unterschiede um so deutlicher hervortritt, je jünger das beobachtete Individuum ist und daß er mit wachsendem Alter des beobachteten Menschen allmählich immer mehr verschwindet. Diese seelische Entwicklung erfolgt teils spontan, von innen heraus, durch die bloße Tatsache des Älterwerdens. Teils ist sie eine Folge der Umgebungseinflüsse. Diese wiederum wirken teils in der Weise, daß sie der Seele Neues zuführen, z. B. ihr neue Erfahrungen vermitteln, teils dadurch, daß sie schlummernde Anlagen zur Entwicklung bringen. So wird das Seelenleben eines Kindes nach und nach in das eines Erwachsenen umgestaltet.“

Man kann diese Feststellungen auch unter den charakterkundlich so fruchtbaren affektdynamischen Statuierungen KRETSCHMERS anordnen. Wir betrachten das kindliche Verhalten erstens hinsichtlich seiner *Eindrucksfähigkeit und Reaktivität*, zweitens hinsichtlich der Fähigkeiten und Arten *psychischer Verarbeitung* von Erlebnissen. Im Hinblick auf die erste Gruppe besteht eine allgemeine quantitative *Überregbarkeit* beim Kinde. Das Kind ist allen neueren Eindrücken in stärkerer Weise preisgegeben als der Erwachsene. Es besteht hier gleichsam eine Herabsetzung der Reizschwelle. Daher werden Eindrücke in weiterem Umfang affektiv wirksam als beim Erwachsenen. Andererseits ist die psychische Nachwirkung und Dauerwirkung derartiger Eindrücke beim Kinde trotz dieser stärkeren Beeindruckbarkeit und Erreglichkeit weder so intensiv noch so lang anhaltend wie beim Erwachsenen. Es besteht nämlich die Retention, die Anstauung und affektive Verhaltung von Eindrücken und Erlebnissen innerhalb der Psyche beim Kinde noch nicht in vollem Maße; vielmehr setzen sich Erlebnisse sofort und unmittelbar in Reaktionen um; es besteht eine erhöhte Fähigkeit zu sofortiger affektiver, motorischer und sprachmotorischer Erledigung von Erlebnissen. Dies liegt zum Teil daran, daß dem Kinde das umfassende und gehaltvolle reproduktive Substrat, auf Grund dessen sich beim Erwachsenen Erlebnisse in ihm unerledigt retinieren, noch größtenteils fehlt. Zum zweiten aber liegt es an der mit der erhöhten Erreglichkeit verbundenen Schwäche der Konzentrationsfähigkeit. Das Kind ist leicht ablenkbar und wird durch die Eindrücke der Situation selber von einem zum anderen abgelenkt.

Ebenso wie die Eindrucksfähigkeit ist auch die Reaktivität selber quantitativ gesteigert und leichter auslösbar. Alle Reizreaktionen erfolgen verstärkt. Dies gilt schon von den einfachsten somatopsychischen und Instinktreaktionen. Ebenso erfolgen die affektiven Reaktionen beim Kinde leichter und intensiver: Schreckhaftigkeit bei Sinnesreizen, Furcht bei neuen Eindrücken, Hunger, Zorn und Müdigkeit. Die primitiven Affektreaktionen setzen sich beim Kinde auch besonders leicht und kraftvoll in Ausdrucksstendenzen um, mögen diese nun motorischer oder sprachmotorischer Art sein. Weinen, Lachen, Schreien, Wutimpulse bis zu Krämpfen breiten sich nicht selten über die gesamte Motilität des Organismus aus. Die erhöhte Ablenkbarkeit des Kindes führt aber auch den heftigsten motorischen Entladungsprozeß schon durch geringe äußere Anlässe wieder zum Stillstand zurück.

Man hat diesen gesamten altbekannten Tatbestand dahin charakterisiert, daß der kindlichen Psyche die Hemmungen fehlen. Dies ist ganz gewiß richtig und zeigt sich in allen Verhaltensweisen des Kindes; nur sind diese Hemmungen eben etwas psychologisch nicht Einheitliches und ihr Fehlen ist nur ein negatives Charakteristicum.

Die gleiche Hemmungslosigkeit zeigt sich auch in der Art der psychischen *Verarbeitung* von Erlebnissen beim Kinde. Das Kind ist sprachlich und in der Vorstellungsverknüpfung ungehemmt; es konformiert sich nicht oder ungenügend der Wirklichkeit. Was wir seiner Phantasie zuschreiben, ist in der Regel ein Reproduzieren und Verknüpfen ohne Rücksicht auf die Realität. Das liegt zum Teil daran, daß dem Kinde alle diejenigen Erfahrungen, welche es zur Anpassung an die Realität erziehen sollen, erst langsam im Laufe der Entwicklung zuteil werden; solange es deren nicht genügende besitzt, kann die Konformation an die Wirklichkeit nicht voll erfolgen. Außerdem aber liegt es daran, daß das Kind an den Gegenwartseindrücken stärker beteiligt und doch zugleich ablenkbar ist. Endlich sind die Vorstellungsinhalte, die Fähigkeit zur Abstraktion, zur Urteilsbildung und Verknüpfung beim Kinde noch nicht voll entwickelt oder gehen in andere Richtung als beim Erwachsenen (ZIEHEN). Insbesondere gilt dies von der Einschätzung der Größen- und Wertverhältnisse.

Infolge der reproduktiven Phantasie kommt es beim Kinde besonders leicht zu Erinnerungstäuschungen, welche durch den Eindruck der Situation dirigiert werden können. Das Kind ist also von erhöhter *Suggestibilität*. Seit den berühmten Untersuchungen BINETS über Kinderaussagen und ihre Abhängigkeit von der Suggestivfrage ist die kindliche Suggestibilität von einer ganzen Reihe von Forschern in ihrer großen Bedeutung innerhalb der kindlichen Gesamtpsyche und des kindlichen Verhaltens aufgehehlt worden. Hierzu tritt als letzte noch die *spielende* Einstellung des Kindes (GROOS). Das Spiel ist die instinkt-

mäßig eingeleitete reproduktive Übung von Funktionen und Funktionsverknüpfungen; der Lustgewinn daran basiert auf dem Vollzug der Funktionen selber; den objektiv sinnhaften Charakter erhält das Spiel durch die von der Situation bedingte Interessensphäre des Kindes und seinen Kenntnisschatz. Den Charakter des Spielerischen verleiht ihm die individuell zufällige Weise des Reproduzierens und willkürlichen Verbindens der Vorstellungen, das scheinbare Zwecklose, nur im Moment Gültige, welches seinerseits wieder durch die hemmungslose Reaktivität und erhöhte Ablenkbarkeit der kindlichen Psyche bedingt ist.

Mit den bisherigen Feststellungen ist nichts ausgemacht über das Entwicklungstempo und die gegenseitige Abhängigkeit in der Entwicklung der einzelnen psychischen Funktionen; ebensowenig sind damit die Beziehungen zwischen Altersstufe und Reifungsgrad der Intelligenz irgendwie berührt. Beides ist gegenwärtig Gegenstand eindringender psychologischer Untersuchungen, in Deutschland besonders an die Namen von WILLIAM STERN und seinen Mitarbeitern, von K. und CH. BÜHLER und von KATZ anknüpfend.

Diese Untersuchungen — insbesondere diejenigen von CH. BÜHLER, welche im Spielen des Kindes dessen Intentionen auf das *Werk* von den übrigen Seelenregungen abzuheben versuchten, haben uns aber gelehrt, die „*Phantasie*“ des Kindes und überhaupt die Äußerungen seiner Eigenart noch unter einem vertiefteren Blickwinkel zu sehen. Das Kind lebt in einer andern *Welt* als der Erwachsene. Es ist eine Welt der bloßen Gegenwart, ohne Vergangenheit, und der übermächtig bedrohenden Gegenwart. Diese Gegenwart ist lebendig, von ihr gehen ständig magische Gefährdungs- und Veränderungswirkungen auf das Leben des Kindes aus. Es sind jene schon erwähnten archaisch-primitiven Formen des affektiven Denkens und Erlebens, die das Kind ebenso wie den Wilden beherrschen und deren auch der Erwachsene, so sehr ihm die Welt zur bloßen Gegebenheit wird, nie ganz ledig wird. Und das Kind begegnet dieser Welt nicht als das gleiche Ich wie der Erwachsene. Sein Ich lebt noch verschmolzen in den Gegenständen seiner Gegenwart und ihren Wirkungen. Zwar hat auch das Kind schon das formale Identitätsbewußtsein seines Selbst; aber daß dieses der Welt *gegenübersteht*, muß das Kind erst lernen. Es muß erst lernen, Ich zu sich zu sagen im Gegensatz zu allem Nicht-Ich. Phantasie und Spiel sind Konkretionen dieses archaischen Welterlebens und Weltbegegngens. Das Sammeln von Erfahrungen, das *Lernen* und die Fähigkeit dazu bilden das organische Korrektiv dieses Verhaltens. FREUD hat nachgewiesen, daß die erlebende Gegenwartsgestaltung der Außenwelt letztlich in den sich entwickelnden Besonderheiten der *Triebstruktur* des Kindes begründet liegt und ihnen einfach folgt¹.

¹ BERNFELD, I. C.

Diese Gedanken seien hier nicht ausgeführt. Wir wollen lediglich die *charakterkundliche* Bedeutung des Gesagten für die Entstehung kindlicher Eigenarten aus unsern bisherigen Darlegungen folgern. Wir haben es dabei vorwiegend mit den *Hemmungen* des erwachenden Ichgefühls zu tun, nicht mit seinen Förderungen durch die Welt des Kindes; und zwar aus guten Gründen: letztere sind individuell, vereinzelt und nicht verallgemeinerungsfähig, erstere aber sind typisch, gleichbleibend und allgemein. Die *Umwelt* des Kindes wird von diesem immer nur, gemäß dem Gange seiner jeweiligen affektiven Getriebenheit, in konkreten Einzelbeziehungen erlebt. Und in der Regel sind es einzelne *Persönlichkeiten*, zu denen das Kind Stellung zu nehmen hat. Es nimmt diese Persönlichkeiten nicht lediglich hin, es steht auch aktiv und triebhaft zu ihnen. Von tiefer Ohnmacht, Hilflosigkeit und Angewiesenheit auf ständige Pflege und Wartung beseelt, hat das Kleinkind dennoch die aktiven vitalen Tendenzen der Expansion und Beharrung in Richtung auf seine Triebbedürfnisse, der Beharrung auch gegen Widerstände — letzten Endes unterbaut von den Tendenzen jeglichen organischen Wachstums. So kommt es, daß eine affektive Zwiespältigkeit von Anbeginn an die Stellungnahmen des Kindes zu den einzelnen Personen seiner Umwelt durchsetzt. Ihre Überlegenheit und magische Macht bewirkt es, daß das Kind seine Ichvorstellungen immer aus konkreten Vergleichssituationen zieht, die ihm die Rolle des ohnmächtigen, „minderwertigen“ Wesens erteilen. Das Ich erlebt sich beim Kinde immer zunächst in den Weisen der Infragestellung. Dies ist es, was ADLER mit dem *Minderwertigkeitsgefühl* des Kindes als leitender Kraft im Prozeß der Selbstfindung gemeint hat. Auf der andern Seite schaffen die Tendenzen des organischen Wachstums, der Beharrung und der Expansion neben den Ohnmachtserlebnissen immer wieder ein spezifisches Erleben der *Vergleichssituation* mit Erwachsenen, im Sinne einer zwar ohnmächtigen, jedoch nicht minder heftigen *Rivalität*. Sie geben dem Erleben dieser Vergleichssituation die Tendenz, sich mit den Erwachsenen innerlich zu identifizieren — und hieraus erwachsen sowohl die *Vorbildhaftigkeiten* der konkreten Erwachsenen der kindlichen Umwelt für dessen Verhalten als auch jene Tendenz, die ADLER als *Geltungsstreben* bezeichnet hat. Die Wirkung der Erwachsenen auf das Kind wird von diesem erlebt als Gebot, Verbot, Lehre, Vorbild und Beschränkung für das eigene Ich. Dies Ich aber wird getrieben, sich auszuleben. Alle seine organischen Funktionen wollen sich betätigen, ohne darin durch äußere Faktoren gehemmt zu werden. Wir wissen aus der FREUDschen Lehre, daß es ein Alter gibt — die ersten zwei oder drei Kinderjahre —, in denen jede Anregung der Vitalität des Kindes, sofern sie sich ungehemmt vollzieht, mit einer Lust verbunden ist. Die Wirkung der einzelnen konkreten Personen und Situationen in der Erziehung

des Kindes, von der Reinlichkeitsgewöhnung an bis zur Schulerziehung, ist eine doppelte: jene naiven ungehemmten aktiven Tendenzen der Vitalität werden von außen her durch die persönlichen Einwirkungen der Vorbilder und Erzieher, ihrer Gebote und Verbote, gehemmt und gelenkt; und dadurch werden ferner die aktiven Stellungnahmen und gefühlsmäßigen Verhaltensweisen des Kindes zu den Personen seiner nächsten Umwelt beeinflußt und geformt. Dankbarkeit und freiwilliger Verzicht, Selbstzucht und Ausdauer und noch manche andere Qualität des Strebens sind Eigenschaften, die das Kind erst *lernen* muß, die ihm abgezwungen werden. Diese Eigenarten der Willensbildung sind in keiner Weise gleichmäßig zu erzielen. Das liegt sowohl an den präformierten Anlagen des einzelnen Kindes als auch an den jeweiligen Situationen, in denen dasselbe aufwächst, und den Persönlichkeiten seiner Eltern und Erzieher. Die Erringung jeder einzelnen derartigen Eigenschaft, die mit einem Verzicht auf schrankenlose Ichdurchsetzung verknüpft wird, setzt zugleich eine Verwundung des Ichgefühls, erzeugt unbewußte Stellungnahmen gegen die Persönlichkeit desjenigen, dessen Erziehung jenen Verzicht fordert. Jedes Kind ist naiv selbstsüchtig, neidisch, eitel — und trägt demjenigen, der ihm den Spiegel vorhält, den Verzicht auf diese Eigenschaften nach. Auch dieses vollzieht sich natürlich völlig unbewußt: Aber auf solche Weise aktualisieren sich jene Dispositionen zur Gefühlszwiespältigkeit, zur *Ambivalenz*, gegenüber den Eltern, Geschwistern und Erziehern, am ersten und stärksten. Der *Vater*, das Vorbild und der Inbegriff der Autorität, wird zugleich insgeheim beneidet und schon um der Tendenz zur Erhöhung des Eigenwertes willen herabgesetzt. Dann aber wird dieser ganze Vorgang als unerlaubt und unwürdig empfunden und äußert sich häufig in Nachwirkung von Schuldgefühlen und erhöhter Liebe und Folgsamkeit. Der heranwachsende Jüngling gerät regelmäßig in inneren Konflikt mit dem Vater, dem Sinnbild all der unausgesprochenen Forderungen, die der Jüngling an seine eigene Vollkommenheit und seinen Eigenwert stellt und deren Nichterreichung er schmerzhaft fühlt. Das unklare Schuldgefühl wird wenigstens zum Teil in Regungen der Ablehnung gegen den Vater verwandelt und auf diese Weise erlebt. Zugleich entsteht, aus der geheimen Rivalität heraus, der Ehrgeiz in all seinen Spielformen.

Wie der Vater, so werden auch alle diejenigen Personen und Institutionen, die ihn gewissermaßen vertreten oder ersetzen, im späteren Leben mit jener zwiespältigen Gefühlseinstellung bedacht: der Lehrer, der Vorgesetzte, der Schwiegervater, der Beamte, der Staat usw., kurz alle Träger der Autorität in irgendeinem Sinne. Es hängt von den Dispositionen des einzelnen ab, von der Art väterlicher Einwirkung und von dem sonstigen Erleben, wie sich

die endgültige Stellungnahme gegenüber diesen Umweltfaktoren dann gestaltet¹.

Der *Mutter* gegenüber sucht jeder Knabe unwillkürlich den Vater nachzuahmen, ohne um das Ohnmachtsgefühl herumzukommen, daß er dieses Ziel niemals erreichen werde. Der Mutter, der Spenderin des Lebens und der Erfüllerin aller der kindlichen Lebensbedürfnisse, werden die stärksten und innigsten Gefühlsbindungen aktiver Art entgegengetragen. Es hängt von ihr und ihrem Einfluß ab, wieweit sie in ihr Gegenteil umschlagen, oder wieweit sie zu förderndem Aufbau des Ich verwendet werden. Mit den gleichen innigen sympathischen Gefühlsregungen aktiver Art wie die Mutter werden alle diejenigen Instanzen bedacht, welche in irgendeiner Weise die Mutterrolle ersetzen oder vertreten: noch beim Erwachsenen spielt diese Rolle das Elternhaus, die Heimat, das Vaterland, die Natur, die „Mutter“ Erde. Die Differenzierung der Charaktere ist hier vorwiegend begründet im Erleben der Mutter.

Sind *Geschwister* vorhanden, so verwickeln sich die Einflüsse des Familienlebens auf das Werden des Charakters. Das älteste Kind empfindet, sobald Liebe und Fürsorge der Eltern sich den neugeborenen jüngeren Geschwistern zuwendet, Enttäuschung und Kränkung bis zum Bruch des eigenen Ichgefühls. Die Neugier, mit der das Kind den jüngeren Geschwistern entgegenschaut, wandelt sich oft in Neid und Eifersucht. Diese Eigenschaften aber werden übertäubt durch den Trieb, den jüngeren Geschwistern gegenüber die Eltern und ihre Autorität nachzuahmen und für das eigene Ich in Anspruch zu nehmen. Den älteren Geschwistern gegenüber besteht eine sehr gefühlszwiespältige Hinnahme ihrer größeren Fähigkeiten und Kräfte — meist getönt durch das Bestreben, das Anlehnungsbedürfnis an ihre Vorbilder durch verstärkte Selbstbehauptung zu überbieten und zu überwinden. Dies kann mißlingen und ist dann von eminenter charakterologischer Bedeutung für das Selbsterleben und das Verhalten zu anderen. Auch wenn es gelingt, beeinflußt es gewisse Charaktereigenarten entscheidend. Am schwierigsten ist die Lage von Geschwistern, die innerhalb einer Reihe von älteren und jüngeren Geschwistern aufwachsen. Sie fühlen, daß die älteren durch Reife und Verantwortung, die jüngeren durch Hilfslosigkeit und Verwöhnung vor ihnen bevorzugt sind, und müssen mit beiden Seelenregungen gleichzeitig innerlich fertig werden. Nichts im kindlichen Leben wirkt charakterologisch so nach wie erlebte Zurücksetzung oder erlebtes Versagen im Vergleich mit anderen.

Aus der Fülle der allmählich sich herausbildenden Charaktereigenschaften des Kindes im Elternhause, in den kindlichen Gemein-

¹ JUNG, C. G., Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen. Leipzig u. Wien 1910.

schaften und in der Schule beruhen also die wichtigsten darauf, daß sich in aller Heimlichkeit eine Reihe von „*Ichidealen*“, von Vorbildern eigenen Strebens und gleichen Wollens herausbilden. Die einzelnen Vorbilder wechseln und immer bestehen viele nebeneinander. Aber auch ihre Gefühlsbetonung ist keine eindeutige, rein positiv gerichtete; in jedes dieser Ichideale geht vielmehr ein Tropfen von Ressentiment mit ein, der dem eigenen Unzulänglichkeitsgefühl in der Selbstbehauptung entfließt. Das Verhältnis des erlebten Ich zu diesen Ichidealen gibt dem Kinde die Gefühlstönung und Tendenzen der Selbstdarstellung, der Selbstdurchsetzung, der Liebesfähigkeit und des Bedürfnisses nach Liebe und Anerkennung. Es ergibt die gefühlsmäßige Selbstkritik und ihre verschiedenen Überbauungen durch Charakterzüge des Strebens wie der Selbstbeschuldigung. Aus diesen kindlichen Werdeprozessen gestaltet sich endlich der „*Ichkreis*“ heraus: dessen, was man als dem eigenen Ich nahe oder fern erfühlt, wozu man seelische Beziehungsbrücken mit mehr oder minder großer Leichtigkeit zu schlagen vermag. Und aus all diesen im Erleben des Kindes begründeten Einstellungen folgt die Grundlegung der künftigen Charaktergestalt.

Es ist dem Gesagten im schulpflichtigen Kindesalter noch einiges hinzuzusetzen. In den *kindlichen Gemeinschaften*, die sehr genau studiert worden sind, werden Selbstbehauptung, Selbstsicherheit und Selbstdarstellung in jeweils andere Bahnen gelenkt, gehemmt, gefördert, verwandelt und dadurch zu individueller Spezialisierung getrieben. Auch die *Schule* züchtet ein verschiedenes Maß von Stolz und Trotz, Aufrichtigkeit und Lüge, Ehrgeiz und Bescheidenheit, Großherzigkeit und Rachsucht, Furchtsamkeit, Schüchternheit, Sanftmut, Stärke, Sicherheit und ihre Gegenteile aus jedem einzelnen anders heraus. Sie bestimmt ferner besonders die Interessierbarkeit für geistige Dinge und das Interessengebiet, und ebenso das Gegenteil. Sie erzieht zu geistiger Wendigkeit oder Schwerfälligkeit, zur Lernfähigkeit, zum Fleiß, zum Arbeitstempo und zur Arbeitseigenart, zur Ausdauer und Sachtreue — oder zu den antinomischen Eigenschaften.

Alle Vertreter des charakterkundlichen Genetismus sind sich über die grundlegende und entscheidende Bedeutung der Kindheit, der kindlichen Erlebnisse und der kindlichen Verhaltensweisen für die spätere Charaktergestaltung einig. Es hat wenig Sinn, die speziellen Formulierungen der einzelnen Schulen einander gegenüberzustellen. Alle sind sich auch darin einig, daß es der *Umweltfaktor* ist, von dem die determinative Kraft zur Prägung der kindlichen Eigenart in erster Linie ausgeht. Somit muß das Elternhaus auf die Charaktergestaltung des Kindes eine geradezu unabsehbare Wirkung ausüben. Die wirtschaftliche Lage der Eltern, die Zahl und Art der Geschwister, die Charaktere der Eltern und der Geschwister, Verzärtelung oder Strenge der Er-

ziehung oder Verwahrlosung, oder Wechsel dieser drei Haltungen der Umwelt, ferner die direkten seelischen Einwirkungen durch Anleitung und Verbot, Lohn und Strafe, Lehre und Anregung sind dasjenige Erlebnismaterial, welches die Lebensjahre bis zur Reife ausschließlich ausfüllt. Sie gestalten also den kindlichen Menschen. Sie machen ihn je nach ihren besonderen Einwirkungen mehr oder minder bereit zum Eintritt in die zwischenmenschliche Gemeinschaft überhaupt, in Arbeit und Beruf. Vaterlose Kinder oder mutterlose Kinder, einzige Kinder, älteste, jüngste oder mittlere Kinder, Kinder mit geschlechtsgleichen oder geschlechtsverschiedenen Geschwistern werden durch eben diese Milieubesonderheiten in ihrem Charakter differenziert. Ein gleiches gilt von den Besonderheiten der Schule. Man kann, wenn man derartige Daten hat und gleichzeitig bestimmte einfache Registrierungen kindlicher Verhaltensweisen vornimmt, den Charakter eines Kindes ohne weiteres verstehen, ja bis zu einem gewissen Grade den künftigen Charakter des Erwachsenen voraussagen. Bezüglich solcher Registrierungen gibt es eine Fülle von Schemata. Im folgenden sei das besonders brauchbare Schema wiedergegeben, welches VILLINGER den Beobachtungen des Hamburger Jugendamtes an dessen Anstaltszöglingen zugrunde gelegt hat. VILLINGER läßt folgende Gebiete des kindlichen Charakters registrieren:

1. Verstandesseite:

Aufmerksamkeit, Merkfähigkeit, Auffassung, Beobachtungsfähigkeit, Urteilsvermögen, geistige Beweglichkeit, Phantasie, Schulkenntnisse, Erfahrungswissen, Findigkeit, Verhalten bei neuen Aufgaben, Nachdenklichkeit, Oberflächlichkeit, denkt logisch, sachlich, sprunghaft, wirr;
Verhalten beim Unterricht, gegenüber dem Lernstoff, der Lehrperson, den Mitschülern.

2. Stimmung:

Grundstimmung ausgeglichen, der jeweiligen Situation angepaßt, in normalen Grenzen schwankend;
behaglich, gleichmütig; heiter, froh, erregt, lustig, ausgelassen;
freudlos, ernst, düster, traurig, gedrückt, verzweifelt, verdrießlich, gereizt;
läppisch, albern;
nimmt alles leicht, schwer;
echt oder gekünstelt, vorgetäuscht;
schwer oder leicht beeinflußbar, übermäßige, heftige, jähe Stimmungsschwankungen, Launenhaftigkeit, Stimmungsunbeständigkeit.

3. Gemütsseite:

gelassen, zufrieden, gleichgültig, stumpf;
kühl, kalt, herzlos, grausam;
erregbar, aufwühlbar, zornmütig;
Neigung zu schwächlichen, kraftvollen, heftigen, maßlosen Affekten (mit oder ohne Nachhaltigkeit);
empfindlich, aufgeschlossen, begeisterungsfähig, feinfühlig (oder das Gegenteil);
mitleidig, teilnahmefähig, duldsam, warmherzig;

nüchtern, trocken, pedantisch, kleinlich;
empfindlich, reizbar, sittlich feinempfindend, grob, ohne sittliches Empfinden.

4. Willensseite:

willensstark, energisch, entschlossen, zäh, ausdauernd, unbeugsam, hartnäckig,
eigensinnig, starrköpfig;
willensschwach, bestimmbar, haltlos, sprunghaft, selbstunsicher, zaghaft;
selbstbewußt, hochmütig, mutwillig.

5. Verhalten gegen Umgebung:

gutartig, böseartig, umgänglich, gesellig, Herdenmensch, langweilt sich, wenn er
allein ist; einfügsam, verträglich, unverträglich, lenksam, pädagogisch zugäng-
lich, Sonderling, wählerisch im Umgang, schließt sich schwer an, zugeknöpft;
ablehnend, schüchtern, scheu, mißtrauisch, verschlossen, verstockt, bockig, trotzig;
zutunlich, offen, freundlich, mitteilksam, vorlaut, geschwätzig, klatschsüchtig;
selbständig, aktiv, führend, herrschsüchtig;
unselbständig, passiv, bestimmbar, anlehungsbedürftig;
mutig, tapfer, feig, unterwürfig, ängstlich;
scheinheilig, augendienerisch, anzeigerisch, *komplottierend, ränkesüchtig;
spöttisch, schnippisch, rachgierig, zänkisch, streitsüchtig;
neidisch, hämisch, schadenfroh, heimtückisch, verschlagen, gehässig, verbittert;
uneigennützig, gebefreudig, opferfähig, treu, anhänglich, weitherzig;
egoistisch, kleinlich, knickerig, engherzig;
gutes Benehmen, entgegenkommend, höflich, liebenswürdig, korrekt;
aufdringlich, schmeichlerisch, zärtlich, schmusend;
frech, roh, derb, ungezogen, gemein, unkorrekt;
Mitgefühl, Mitleid, das sich in Taten, in Worten äußert;
Verhalten zu Tieren und Pflanzen.

6. Geltungsbedürfnis und Geltung:

bescheiden, zurückhaltend, normales Ehrgefühl, Ehrgeiz, überspannter Ehrgeiz,
will mehr, als er kann, will immer vorne und beachtet oder bewundert bzw.
beneidet sein;
gleichgültig gegen die Meinung der anderen, ehrlos, stumpf;
hat Ansehen im Kreise der Kameraden, durchschnittliches, hohes, mäßiges;
ist beliebt, unbeliebt (wodurch?).

7. Verhältnis zur Wahrheit:

gerade, offen, wahrhaftig, ehrlich (auch wo es gegen den Vorteil geht?);
unwahr, verlogen, sinn- und zwecklos lügend, aufschneidend, prahlend, phan-
tastisch lügend, lügt nur ausnahmsweise (in Not);
sich selbst gegenüber kritisch und einsichtig.

8. Verhalten zum Eigentum:

strebt es an, hat kein Verständnis dafür, lehnt es ab, achtet, mißachtet fremdes
Eigentum; ist sparsam, schont seine Sachen, ist geizig, habgierig, freigebig,
weiß verständig mit Geld umzugehen.

9. Verhalten zu den Angehörigen:

Anhänglichkeit, innere Verbundenheit, Heimweh, Gleichgültigkeit, stellt Ansprüche
an sie, reibt sich an ihnen, pietätvoll, pietätlos, Stellung zu den Schwächen der
Angehörigen, des Familienlebens, Beeinflussung und Beeinflußbarkeit durch
die Angehörigen. Spielen Kindheitseindrücke, frühere Erlebnisse eine Rolle?

10. Persönlicher Geschmack:

in bezug auf das Äußere der eigenen Person, fremder Personen, auf Lektüre, Bilder, Farben, Spiele, Ausdrucksweise, Lebensstil, Freude an der Natur, an gewissen Stimmungen, an der Musik.

11. Verhalten auf Belohnungen (auch Lob usw.):

reagiert mit Besserung des Verhaltens, Hebung des Selbstvertrauens, Überheblichkeit, Stolz, Übermut, Taktlosigkeit, Stumpfheit, flüchtig, nachhaltig, bedarf der Anerkennung, Aufmunterung, zielt auf Lob ab (oder nicht?).

12. Verhalten auf Strafen (auch Rügen usw.):

reagiert mit Trutz, Verhärtung, Nachtragen, Beschämung, Reue, Zerknirschung, Gedrücktheit, innerer Spannung und Verhaltung, Verschüchterung, nachhaltig, oberflächlich, mit innerer Anerkennung bzw. Ablehnung der Strafen.

13. Verhalten zur Arbeit:

fleißig, pünktlich, gewissenhaft, umtriebig, rasch, interessiert, ausdauernd; träge, faul, liederlich, unzuverlässig, langsam, gleichgültig, sprunghaft; ordentlich, unordentlich, sauber, schmierig, erfinderisch, geschickt.

14. Praktische Intelligenz und motorische Geschicklichkeit:

praktisch begabt, unbegabt, Anstelligkeit bei Haus-, Garten-, Feldarbeit, in der Lehrwerkstatt, Leistungen im Schreib- und Zeichenunterricht, im Turnen, Tanzen, Sport, Sprechfertigkeit, Sprachgewandtheit, schauspielerische Befähigung.

15. Verhalten zu Spiel und Sport:

sportbegeistert, verspielt (spielt leidenschaftlich), spielunlustig, interesselos, ehrgeizig; spielt nur, wenn er glänzen kann; Spielverderber; gewandt, begabt beim körperlichen, geistigen Spiel, bevorzugt welche Spiele?

16. Geschlechtsleben:

Unentwickelt, kindlich, naiv, stumpf, unerregbar; entwickelt, in der Entwicklung begriffen, ansprechbar, erregbar, Onanie (nicht danach fragen!, nur wirklich Beobachtetes notieren), Neigung zu geschlechtlich gefärbter Freundschaft, erotisch, stürmisch, zärtlich, homosexuelle Handlungen, rein im Denken, Verhalten und Reden, zotig, ausschweifende Phantasie, sexuelle Handlungen, Neigung zu sexuellen Gesprächen.

17. Bewegungsgesamt:

Bewegungen natürlich, glatt, weich, gut rhythmisiert, straff; affektiert, steif, linkisch, lahm, wie gesperrt, rasch, überstürzt, zappelig, nervös, dauernde Unruhe.

*18. Besondere Auffälligkeiten.***3. Die Jugend.**

Jugend, die Zeitspanne der geistigen und körperlichen Reifung, jene sieben Jahre von der Pubertät bis zur Mündigkeit, ist der eigentliche Mutterboden aller charakterologischen Differenzierungen, soweit diese auf der elementaren geistigen Problematik beruhen, die dem Menschen aufgegeben worden ist und entgegentritt. Die Jugend hat

diese Stelle nicht irgendeinem Schema zuliebe, sondern kraft der inneren Notwendigkeit menschlichen Werdens inne. Und das ist nicht bloß so zu verstehen, daß die Physiologie der Pubertät ihre Rückwirkungen auch in bezug auf die Entwicklung von Geist und Charakter zeitigt. Gewiß ist dies der Fall, und man braucht über diese artgemäßen und gutbekannten Rückwirkungen hier keine besonderen Ausführungen zu machen. Aber wer das Reifwerden bloß vom Standpunkte der Geschlechtsfunktion aus betrachtet, sieht es einseitig an. Die Reifung ist ein Vorgang, der Seele und Geist mit genau der gleichen autonomen Werdekraft ergreift wie den Körper; und wenn auch Körper und Seele durch die Keimdrüsenfunktionen mitgestaltet werden, so liegen dennoch die eigentlichen Reifungsvorgänge und die in ihnen sich durchsetzende Differenzierung der Charaktere in den Voraussetzungen des geistigen Lebens selber und vollziehen sich nach ihren eigenen Gesetzen. Wer wie Verfasser diese Meinung von jeher vertrat — wer auf diese Weise der charakterkundlichen und sogar der biologischen Erfassung des Menschen näherzukommen vermeinte als mit einseitiger Restriktion auf die Keimdrüsenfunktionen, und wer so zugleich auch dem Wesen des Geistigen genugszutun vermeinte, dem mußte eben deshalb das Jugendalter, als das erste Erblühen des Geistes überhaupt, von einer ganz anderen und tieferen Bedeutung erscheinen, als sie die landläufige Biologie der Pubertät widerzuspiegeln vermag. Meiner Auffassung ist von einer Stelle aus eine Hilfe zuteil geworden, deren Weisheit und Menschenkenntnis man kaum zu überschätzen vermag. EDUARD SPRANGER¹ hat ein grundlegendes Buch über das Jugendalter als die seelische Voraussetzung geistiger Problematik überhaupt veröffentlicht und die „Typen des Lebensgefühls“ festgehalten, die sich aus der jeweiligen Stellung zu dieser Problematik ergeben. Auch SPRANGER wendet sich gegen die eingeengte Deutung der Pubertät als bloßer geschlechtlicher Reifung. „Die neue medizinische Wissenschaft hat eingehende und wertvolle Feststellungen gemacht über die Bedeutung der inneren Sekretion für die Gesamtentwicklung des menschlichen Organismus, insbesondere ... der Pubertät. Ich zweifle nicht im geringsten daran, daß diese physiologischen Vorgänge mit den seelischen Veränderungen in Beziehung stehen, sei es, daß sie sich als Teil eines Gesamtprozesses zueinander verhalten, oder daß sie ein und dieselbe Sache sind, von verschiedenen Seiten gesehen. Nur gegen zwei Theorien wehre ich mich: gegen die grob materialistische, daß die seelische Entwicklung ‚bloßer‘ Reflex, ‚bloßes‘ Begleitphänomen zu der allein wesentlichen und grundlegenden leiblichen Entwicklung sei; und gegen die etwas feinere, aber ebenso irrige Meinung, man könne die seelischen Veränderungen aus der neu einsetzenden oder verstärkten Drüsen-

¹ Psychologie des Jugendalters. 3. Aufl. Leipzig 1925.

tätigkeit ‚verstehen‘. Denn ‚verständlich‘, d. h. aus Sinnzusammenhängen deutbar, wird alles Psychische erst, wenn es zuvor . . . Erlebnis-moment geworden ist. Im übrigen aber enthält die seelische Seite schon für den Jugendlichen selbst einen ungeheuren Überschuß über die bloßen Begleitphänomene der sexuellen Veränderungen. Deshalb ist die bisherige Pubertätspsychologie in der Regel so eng und so schief ausgefallen, weil sie . . . über das nicht hinauszugehen wagte, was durch leibliche Korrelatvorgänge gesichert schien.“ SPRANGER versucht die Kennzeichen der neuen seelischen Organisation an drei Punkten zu erfassen, die er — etwas schematisch — als die „Entdeckung des Ich“, die „allmähliche Entstehung eines Lebensplanes“ und das „Hineinwachsen in die einzelnen Lebensgebiete“ bezeichnet.

„Das erste ist das metaphysische Grunderlebnis der Individuation, das zweite die Einwirkung dieses Eigenseins auf den Stoff des Lebens; das dritte die Auseinandersetzung mit den einzelnen Seiten des Lebens, die anfangs noch unverbunden erfolgt, bis im günstigsten Fall die individuelle Formkraft sich durchgesetzt hat.“

Die Entdeckung des Fürsichseins ist nicht so aufzufassen, als ob es bis dahin kein Icherleben gegeben hätte. Auch wird in den Reifungsjahren das Ich noch nicht endgültig geformt. Sondern gemeint ist als eigenartig Neues die Entwicklung des Ich als einer Welt für sich, „die auf immer inselhaft getrennt ist von allem andern in der Welt, Dingen und Menschen — und damit das Erlebnis der großen Einsamkeit“. Genauer gesagt: dieses Selbst, dem der Blick sich zuwendet, ist noch gar nicht da. Es ist zum mindesten nicht sichtbar. Statt dessen geht zunächst ein inneres Fluktuieren vor sich, welches zur Beschäftigung mit sich zwingt. Aus dieser Beschäftigung mit sich entstehen gewisse typische Eigenarten. Der jugendliche Mensch entdeckt in sich die entgegengesetzten Züge und Möglichkeiten. Auf Überenergie und Rekordbrechen folgt unsägliche Faulheit. Ausgelassener Frohsinn weicht tiefem Schwermut. Göttliche Frechheit und unüberwindliche Schüchternheit sind nur zwei verschiedene Ausdrucksformen für den einen Tatbestand, daß sich das wichtigste Geschehen der Seele in völliger Zurückhaltung und Heimlichkeit vollzieht. Ebenso wechseln Selbstsucht und Selbstverleugnung, Geselligkeitstrieb und Hang zur Einsamkeit, Autoritätsglaube und umstürzlerischer Radikalismus. Je stärker die Stürme der Pubertät toben, um so mehr entsteht der Eindruck, daß eigentlich der Stoff zu *allem* in der Seele sei. Gleichviel ob es so ist — eine sehr metaphysische Frage —: für den Jugendlichen selber hat dieses Hinundhergeworfenwerden meist etwas unendlich Qualvolles. Die Natur schafft hier eine Art von Selektionsbasis für den künftigen Menschen; sie experimentiert mit sich selber, um zuletzt eine einzelne Form als bestimmtes Ergebnis stehen zu lassen. Es gibt ein

Stadium früher Willensentwicklung, in dem gewollt wird nicht um des Zieles willen, sondern um die neue Kraft der Selbstbejahung zu erproben. So ist auch das Spiel ein Durchexperimentieren der verschiedensten Situationen und Verhaltensweisen. Aber diese Pubertätsstürme sind nicht mehr Spiel. Sie sind sehr ernst. Die Natur geht hier mit ihren plastischen Versuchen an den Kern der Person selbst heran.

Der Jugendliche in solchen inneren Schicksalen versteht sich selbst nicht. Deshalb die unendliche Sehnsucht gerade in dieser Zeit nach Verstandenwerden. Die Erlebnisse dieser Zeit sind insgesamt ungeheuer stark ichbezogen. Dabei herrscht das neue Ichgefühl: das Bewußtsein, daß sich eine tiefe Kluft zwischen dem Ich und allem Nichtich aufgetan hat, daß nicht nur alle Dinge, sondern auch alle Menschen unendlich fern und unendlich fremd sind, daß man mit sich im Tiefsten allein ist. Die Subjektivität wird nun zu einer Welt für sich.

Es gibt in diesen Jahren einen Grübelzustand ohne Gedanken. Dieser Zustand kann sich verdichten bis zu der radikalen Existenzfrage: warum lebe ich überhaupt, warum bin ich, worin liegt mein Wert? Die Ratlosigkeit dieses metaphysischen Kampfes und der rein metaphysische, nicht notwendig ethische Ekel an sich selbst kann in hochwertigen Fällen bis zum Selbstmord führen. Im allgemeinen aber äußert sich diese Versenkung viel harmloser: Tagebücher werden angelegt; lyrische Gedichte sollen Gefühlsentlastung bringen; Freundschaften dienen der subjektiven Selbstverständigung. Natürlich sieht man sich durch einen Phantasieschleier, der alles im eigenen Ich interessant und bedeutsam macht: man steht in diesen Jahren gewissermaßen ständig vor dem Spiegel; man greift hastig nach allem, was sich zum Seelenspiegel eignet. Alle diese Erscheinungen können auftreten jenseits jeder Beschäftigung mit dem Sexuellen. Sie wirken wie Ausstrahlungen aus einem Zentrum, das selbst noch schlummert: das erwachende Eigenleben mit seiner Selbstbejahung, seiner Erotik und Sexualität kommt noch nicht an die Oberfläche; es tastet nur durch eine ahnungsvolle noch halb spielerische Phantasie hindurch, in der freilich die Umrisse der ewigen Welt- und Lebensgesetze schon empordämmern.

Dies Erwachen des Selbst äußert sich nicht nur in Selbstreflektion, sondern auch in großer Empfindlichkeit, die auf ein gesteigertes, noch höchst schonungsbedürftiges Selbstgefühl hinweist. Auch der erwachende Selbständigkeitsdrang ist ein Zeichen, daß sich in der Tiefe der Seele ein neues Ich gebildet hat. Emanzipationsbestrebungen sind daher in dieser Lebens Epoche notwendig, nicht etwa Ausfluß von Ungehorsam oder Lieblosigkeit. Der junge Mensch beginnt sich selber Ziele zu setzen. Minderwertigkeitsgefühle erzeugen von selbst Kompensationstendenzen; manchmal wirken sie sich auf dem Gebiet der Minderwertig-

keit selbst aus, häufiger noch auf anderen Gebieten. Darin zeigt sich die produktive Kraft der Sehnsucht. Beeinträchtigungsgefühle, die durch Nichtanerkennung seitens der Umgebung veranlaßt sind, drängen die seelischen Energien in eine andere Richtung ab, in welcher der Weg nicht versperrt ist. So wird das Schwergewicht des Geltungsdranges in andere gesellschaftliche Kreise verlegt, oder äußert sich als Angriffstrieb oder Verneinungstrieb, oder führt zum Selbstgenusse der Einsamkeit.

Gewiß handelt es sich, wie SPRANGER hervorhebt, bei all diesen erwachenden Seelenregungen um alles andere eher als um volle und klare geistige oder willentliche Zielsetzung. Aber die Richtung, die das innere Leben nimmt, ist notwendig und von gesetzmäßiger Typik. „Es formt sich in der Tiefe der Mensch, aus der unbewußten oder unbedachten Labyrinthik des Inneren heraus.“ SPRANGER setzt das schöne Wort ALFRED ADLERS in sein eigenes Werk hinein: „Es gibt im Leben und in der Entwicklung des Menschen nichts, was mit solcher Heimlichkeit ins Werk gesetzt wird, wie die Errichtung des Persönlichkeitsideals“.

SPRANGER hat nach dem vorherrschenden Lebensgefühl, mit welchem der Jugendliche diese Entwicklung durchläuft, einige Typen aufgestellt. Er unterscheidet den *Nüchternen* und den *Schwungvollen*. Er unterscheidet den *Empfänglichen* und den *Gestaltenden* — und innerhalb der letzteren Typik den *Selbstbildner* und den *Werkbildner*. Er unterscheidet den *Schwermütigen* und den *Heiteren* — und als Unterformen des Schwermütigen den *Melancholischen*, den *Sentimentalen* und den *Romantischen*. Er unterscheidet den *im Körpergefühl aufgehenden Sporttyp* und den *ästhetischen Schwärmer*. Er unterscheidet endlich den *Problematiker* und den *Tattyp*. Unter den letzteren trennt er den *Herrschaftsüchtigen* von dem *Berufsfreudigen*. Endlich unterscheidet er den *Liebevollen* — den seltensten Typ des Jugendlichen, den *Ethiker* und den *Mystiker*. Diese Typen SPRANGERS führen wir deshalb nicht näher aus, weil sie jeweils in verschiedenen Ebenen liegen und, so gut sie gesehen sind, nur zum Teil spezifische Jugendtypen darstellen.

Ich selber habe¹ von einem verwandten, aber nicht identischen Standpunkte aus eine Typologie des jugendlichen Menschen zu geben versucht: nämlich *gemäß den Formen, in denen die Beziehung von Ich und Welt gestaltet wird*. Der Jugendliche muß diese Gestaltung vollziehen, sie ist eine erste eigenständige Leistung; er kommt nicht um sie herum, da sein Selbsterleben wie die ihm auferlegte selbständige äußere Weltbegegnung sie erfordert. Die *geistige Einstellung zur Wirklichkeit* ist von höchster charakterologischer Differenzierungskraft — und dies gerade beim Jugendlichen.

¹ KRONFELD, Psychotherapie. Berlin 1923.

Dem Kinde werden, je nach der Kulturschicht und Milieuzugehörigkeit, Normen und Richtlinien überliefert, die ihm zu dieser Bewältigung der Subjekt-Objektbeziehung die Grundlagen schaffen sollen. Es sind dies die Richtlinien der Konvention, die Überzeugungen des Glaubens, die Normen der guten Sitte, kurz alle jene Imponderabilien, welche dem heranwachsenden Kinde durch die *Erziehung* im Elternhause und in der Schule imputiert werden. Bei allen Verschiedenheiten im einzelnen haben diese Normen miteinander gemeinsam, daß sie dem Subjekt eine *feste Stellung zur Wirklichkeit* ermöglichen, sowohl in der *geistigen Bewältigung* der Wirklichkeit und ihrer ewig offenen Fragen, als in der *willensmäßigen Stellungnahme* zu den Forderungen und Bindungen dieser Wirklichkeit im Sinne einer Einfügung und Einordnung. Die Wirkung dieser Normen ist eine außerordentliche: Dem unentwickelten und erst reifenden Charakter sich vorlagernd, formen sie dessen Werdegang und drücken ihm ihren Stempel in einer kaum je wieder zu verwischenden Weise auf. Unter ihrer Herrschaft werden die Eigenschaften, welche die soziale Einfügbarkeit ermöglichen, herausgeholt und gepflegt. *Arbeitsausdauer, Selbständigkeit, Zuverlässigkeit, Selbstbescheidung, Streben nach der Erreichung äußerer Zwecke* usw. werden unter dem Druck dieser Normen teils geweckt und gezüchtet, teils als Postulate des „*Gewissens*“ in den Einzelnen gelegt, auch wo er ihnen nicht genügt. Die gleichsam weltanschauliche Folie für diese seelischen Eigenarten ist, wie gesagt, je nach Kulturschicht und Religionsbekenntnis ideologisch verschieden unterbaut: Das Ergebnis ist immer das gleiche. So bildet sich das Bewußtsein des Eigenwertes in seinen Grundlagen abermals um. Der Verbindlichkeitsgrund dieser Anforderungen und Normen für den Einzelnen liegt nicht nur in der Autorität der Traditionswerte, sondern zum großen Teile auch in der seelischen Einstellung *zu den Personen*, welche die Erfüllung dieser Normen fordern oder im Vorbild vorleben: den Eltern, den Lehrern.

Mit der geistigen Reifwerdung kommt, begünstigt durch die Pubertätslockerung der Charaktergrundlagen, der geistige *Zweifel* an den Rechtsgründen und der Verbindlichkeit dieser Normen. Die Gläubigkeit verliert sich. Oft wird sie in einer gewaltsamen Rebellionsstimmung beiseite geworfen; oft auch durchsetzt dieser Zweifel nur das dem äußeren Leben unsichtbare Reich der kaum eingestandenen Innenbezirke des seelischen Erlebens. Das Bedürfnis nach Norm und Halt-punkt wird stärker als je; und doch — die überkommenen Normen genügen den Ansprüchen geistiger Selbständigkeit nicht mehr. Fragen tauchen auf: *Wer bin ich? Was ist der Sinn meines Lebens? Was ist der Sinn der Welt? Worin liegt der Grund von Verpflichtungen und Verbindlichkeiten?*

Es sind die Ausgangspunkte alles Philosophierens, es ist jenes hellenische Staunen, welches den Anfang philosophischen Denkens bedeutet, was hier an der Schwelle vom Knaben zum Jüngling, vom Mädchen zum jungen Weibe sich im *Erleben* durchringt. Die Möglichkeit einer derartigen zum mindesten inneren Loslösung von allen zufälligen traditionellen Bindungen, die Möglichkeit, das eigene Ich in seinen Beziehungen zu den letzten Gründen des Seins dunkel ahnend und mit stärkster charakterbildender Nachwirkung zu erleben — dies macht den Reichtum der einzigen Lebensperiode aus, in welcher jeder Einzelne wahrhaft menschlich und dabei irgendwie vom Genius berührt, selbstzweckhaft und problematisch zugleich sich darstellt: des Jünglingsalters. Denn das Erlebnis dieses Ausgangsproblems aller Geistigkeit ist im höheren Maße dem männlichen Geschlechte verliehen als dem weiblichen. Freilich gibt es auch hier Ausnahmen. Die Jahre des Jünglingsalters sind der *geistigen* Bewältigung dieser Problematik anheimgegeben. In der *willentlichen* Stellungnahme und Entscheidung liegt der Schritt vom Jüngling zum Manne, der Schritt zur endgültigen Reife und Charakterfestigung. Es sind auch hier *endogene* Fundamente, welche in erster Linie die Bewältigung dieses Erlebens und damit die endgültige Formung des Charakters bedingen. Dennoch ist die Kontinuität des Erlebens und reaktiven Verhaltens gerade gegenüber diesem Problem mit rein psychologischen Mitteln fast ohne Rest im Einzelfalle verständlich zu machen.

Ein Teil der Jünglinge kommt über *das Erlebnis des Zweifels* und seine Wirkungen niemals hinweg. Diese Menschen finden den Halt nicht wieder, den die ersten Regungen geistiger und willentlicher Selbständigkeit ihnen geraubt hatten. Die Fragen nach dem Sinne der eigenen Existenz, nach dem Sinne des Seins, der Welt und des Gebotes werden mit immer schmerzhafterer Eindringlichkeit erlebt, finden aber keine Antwort. Oder die Antwort ist eine Verneinung; und diese Verneinung wirkt noch quälender und zerreißennder als der Mangel einer Antwort. Hierher gehört ein Teil der Motive des weltanschaulichen *Pessimismus*, ja der *Lebensflucht* des Jünglingsalters, die zu den häufigen Selbstmordversuchen oder Selbstmorden dieser Periode führt. Ein anderer Teil schwankt haltlos und zerfahren, wechselt die äußeren Berufe und Lebensformen, bleibt in jedem gleich unbefriedigt und flüchtet sich in alle möglichen bizarren und unangemessenen Auswege: In einen ästhetisierenden *Snobismus*, der die Leere und das Leiden an der Leere nur mühsam überbaut. Oder in eine zynische *Blasiertheit*, oder in irgendwelche asozialen Posen der Boheme, oder in *reizhungrigen* erotischen oder noch äußerlicheren *Lebensgenuß* („so tauml' ich von Begierde zu Genuß“) — oder, bei überwiegend ressentimenteller Einstellung, in indirekt *antisoziale Haltungen*.

Es ist, wie gesagt, kein Zufall, sondern dispositionell und durch die Wirklichkeitsentwicklung vorbestimmt, wie der einzelne sich dem Erlebnis dieses Problems gegenüber verhält. Viele sind es, die überhaupt *niemals* zum Erleben dieses Problems gelangen — sei es, daß die geistigen Voraussetzungen dazu fehlen, sei es, daß eine glückliche Lebensheiterkeit und zweckgerichteter Realismus der Interessen sie gar nicht erst zum Fragen kommen lassen, sei es, daß die Traditionswerte der Erziehung zu machtvoll nachwirken, um das Erleben des Zweifels wirksam werden zu lassen. Dies sind die *naïven*, in ihrem Glück und ihrer Sicherheit wahrhaft ungetrübten Naturen. Andere sind zwar dieses Erlebens fähig, aber stehen davor mit ratlosem Staunen und kommen niemals geistig darüber hinaus. Insbesondere die *zwangsneurotischen* Dispositionen finden hier ein Hauptfeld ihrer Betätigung, *Grübelnsucht* und *Zweifelsucht* erwachen, das *Fragen* und die geheime *Angst* kommen nie zu Ende. Eine Kranke dieser Art, ein 20jähriges Mädchen, fragte sich immer wieder: „Warum können die Menschen lachen?“ „Warum rodeln die Menschen?“ „Warum wächst hier ein Baum?“ „Warum habe ich fünf Finger?“ „Bin ich überhaupt?“ Entfremdungsgefühle und Depersonalisation gewinnen Spielraum im Erleben, eigene Aktivität sperrt sich gänzlich ab. Andere wieder genießen im Zweifeln die *Wollust des Zweifels*, werden *zynisch* und protzen mit ihrem Zynismus. Aber das Erleben des Zweifels ist immer unheilvoll, trotz aller Ausflüchte. Sie verlassen Familie und Heimat, sie wirbeln haltlos und zerfahren durch die Welt und landen nicht selten bei *pseudologistischer Hochstapelei*, bei gewissenlosen Schiebungen oder in einer mehr oder weniger tiefen Schicht *berufslosen Abenteuerns*.

Unter den *Auswegen*, die sich einer stärkeren Aktivität aus dem Erleben des Zweifels bieten, sind vor allem die *dogmatischen* zu nennen. Ohne daß das Zweifelerlebnis wirklich geistig bewältigt wird, flüchten sich die Erlebenden in ihrer inneren Unsicherheit und Zerrissenheit zu dem starken Halt zurück, welchen die Traditionswerte und Normen ihrer Autorität zu verleihen vermögen. Sie erscheinen in dem neuen Lichte *wirklicher, geglaubter Bedeutsamkeit*. Diese ist als Gegenerlebnis der Überwindung der Skepsis dienstbar gemacht. Es ist insbesondere der noch zu erörternde Druck der sexuellen und erotischen Fragen, die, bei solcher allgemeinen geistigen Situation, den einzelnen einer *Kirche*, insbesondere dem Katholizismus, in die Arme treiben. Hier findet er alles, dem sich der Geist und seine Seele allein nicht gewachsen fühlte, schön und in edler Beruhigung geordnet, machtvoll und ehrfurchtgebietend und von ewiger Geltung. Hier findet sein Zweifel Ruhe und Gebot, ja hier findet seine Selbstwertsuche den Ort ihrer Erfüllung und Einordnung. Von hier aus vermag er ins Leben hinein zu wirken und fühlt sich dennoch den Relativitäten desselben enthoben und zeitlos

wesenhaft. Oft ist es insbesondere die *Liebe*, in ihrer religiösen Ausprägung, die seinem vereinsamten Herzen sich öffnet und den Sohn der Kirche mütterlich umfängt. Andere Formen dogmatischer Erlebnisbewältigung dieser Periode sind *Bekehrungen* und Fluchtwege zu anderen Bekenntnisweisen, oder zu irgendeinem künstlerischen „Ismus“, oder zu irgendeiner sozialen oder politischen Erlösungsidee, wie sie der Zeitgeist gerade auf Lager hält. Von dem Aufgehen in einem *universell* gedachten und verbindlichen Dogmatismus bis zu der Flucht in irgendeine *individuell* gültige „*Lebenslüge*“ finden sich bei den Menschen dieses Schlages alle fließenden Übergänge. Je mehr der Mensch mit individuellen Präsumptionen und Darstellungsweisen seines Eigenwertes behaftet ist, wenn er in dies so grundlegende und revoltierende Erleben des Zweifels geistig hineingerät, um so mehr wird er den individuellen Ausweg der Lebenslüge wandeln. Eine solche Lebenslüge kann Leitlinie des *ganzen* künftigen Lebens werden, sie kann je nach Schicksal und Situation *temporär* wechseln, wie bei dem berühmt gewordenen Vorbild dieses geistigen Reaktionstypus, IBSENS HJALMAR EKDAL in der „Wildente“. Unter Lebenslüge verstehen wir hier nicht die aus innerer Notwendigkeit sich ergebende wesensmäßige Überwindung der Skepsis — selbst wenn sie rational anfechtbar wäre —, denn sie wäre von der Subjektivität des Erlebenden her gesehen keine „Lüge“. Wir verstehen vielmehr darunter das Hineingleiten in eine mehr äußerlich und situativ aufgedrungene Rolle, die von dem Zweifelnden gierig ergriffen wird, weil sie die Grundlagen seines Eigenwertes wieder herzustellen und vom Zweifel zu reinigen vermag. Hierher gehört in erster Linie der „Künstler“ — nicht der echte, aus innerem Gebot produktive Mensch, sondern der in seinen Gefühlen und Gefühlszerrissenheiten schwelgende Mensch, dem, seiner eigenen Autosuggestion zufolge, ein Gott zu sagen gab, was er leide. Hierher gehört auch der *Literat*, dessen dialektisch leere Gewandtheit ohne Verantwortung ihn über die Gefahren des Zweifels an sich und allem in eine Scheinbedeutung für die Kultur hinübertragen soll. Hierher gehören aber auch alle jene *Erfinder* eigener Weltanschauungen und Menschenbeglückungen, die sich von ihren geistigen Ausgeburten, ohne sie je auch nur auf die Probe zu stellen, geschweige denn zu vollenden, wie in einem schönen Rausch der Eitelkeit über das Gefühl ihres Nichts hinwegtragen lassen. Es sind die Menschen, die „morgen“ die Welt durch eine besondere Leistung beglücken werden, die „morgen“ ihren individuellen Wert verewigt haben werden, die „morgen“ ihr Bild malen, ihren Roman schreiben, ihr Unternehmen beginnen werden.

Wer ehrlich an die geistige Bewältigung der skeptischen Frage herantritt, für den ergeben sich zwei Wege. In einem philosophischen Schlagwort gesprochen, könnte man sie als den *Weg des Idealismus* und den des *Realismus* unterscheiden. Nämlich das Problem des Ver-

hältnisses von Ich und Welt kann entweder unter dem Gesichtspunkt erfaßt werden, daß alle Objekte nur Phänomene meines Bewußtseins seien. Oder es kann unter dem Gesichtspunkt erfaßt werden, daß das Ich nichts anderes ist als eine Relation der Dingwelt. Beide Wege sind nur jeweils extreme heuristische Bahnen des Denkens zur Annäherung an eine gesamtphilosophische Lösung. Die Geschichte der Philosophie zeigt ihr Ineinanderwirken und die Möglichkeiten ihrer Synthese¹. Für uns handelt es sich hier nicht darum. Für uns handelt es sich vielmehr um die Tatsache, daß je nach den dispositionellen Voraussetzungen des einzelnen Menschen, der vor der Frage nach dem Sinn seines Lebens steht und an ihre geistige Bewältigung herantritt, die eine oder die andere Seite dieser Bewältigung als ihm angemessen *erlebt* wird. Die *realistischen Naturen* mit stärkerer Tendenz zur Extroversion legen den Akzent ihres Erlebens naturgemäß auf die *Objektseite* des Subjekt-Objektproblems. Sie erhoffen und erwarten die Behebung ihrer geistigen Unsicherheiten und Zweifel von einer Versenkung in die *Dingwelt*. Sie suchen sich dieser Dingwelt zu bemächtigen mit allen Mitteln, die ihrem geistigen Niveau und ihren sonstigen Vorbedingungen entsprechen: sie suchen in die *Natur* einzudringen, und die Natur — oder die Anschauung, die sie sich davon bilden — wird ihnen Führerin und Leitstern ihrer Weltanschauung. Dies gilt nicht nur von der bloß denkerischen Seite der Weltanschauung, es gilt auch von allem dem, was sie zur Norm ihres Verhaltens machen: Es sind die Menschen, die zur empirischen Forschung neigen, die sich mit den Naturwissenschaften und den Gesellschaftswissenschaften befassen, die Menschen, denen wir im Leben als den eigentlichen Realisten gegenübertreten, die sich, dem Gebot der Dinge folgend, bewußt und bodenständig in die Dinge einordnen, ihr eigenes Verhalten als einen Teil der Naturgesetzlichkeit betrachten und dadurch wieder in sich festen Halt und Sicherheit finden. Diese Menschen werden, wie wir noch später sehen werden, auch willentlich Menschen der Wirklichkeit und des Handelns: idealen oder metaphysischen Behauptungen und Forderungen sind sie gänzlich abhold; aufs Glauben oder Ahnen geben sie nichts. Wissen und Wissenkonnen und sich nach dem Gewuten richten — dies wird zu ihrer Lebensmaxime. Vielfach regeln sie auch ihre Lebensweise, ihr hygienisches und sittliches Verhalten nach irgendwelchen von ihnen als „natürlich“ empfundenen Gesichtspunkten. Über dieselben hinaus lassen sie sittliche Verbindlichkeiten nicht gelten. Ihre subjektiven Bedürfnisse religiöser Art treten nur verwandelt unter irgendwelchen ästhetischen oder sozialen Vorwänden in die Erscheinung, oder verkruppeln gänzlich, oder werden auch mit Stolz abgestritten.

¹ Vgl. in diesem Buche insbesondere die Ausführungen über SPRANGER und JASPERS.

Völlig anders verhält sich der Mensch, der auf Grund seiner inneren Voraussetzungen den zweiten Weg zur Bewältigung des Subjekt-Objektproblems geht, indem er den Akzent seines Erlebens in das eigene Ich und dessen Subjektivität verlegt.

Die Dingwelt kommt für ihn im Sinne einer Problematik überhaupt nur insofern in Betracht, als sie zum Inhalte seines Bewußtseins wird; darüber hinaus ist sie wesenlos. Von der Hinwendung zu den eigenen seelischen und geistigen Vorgängen und Zusammenhängen erhofft sich dieser Typus die Auffindung von Normen, Halt und Gebot. Er schafft sich im denkenden Erleben eine Idee seines eigenen Selbst; und die Erfüllung dieser Idee wird seinem Leben sittliche Norm. Er gestaltet die Welt nur als Abdruck und Spiegel seiner eigenen Seele und ihrer Regungen. Hier wurzeln die psychologischen Voraussetzungen aller idealistischen Philosopheme, aller metaphysischen Ordnungen; hier wurzeln die seelischen Voraussetzungen aller jener künstlerischen Haltungen und Neigungen, denen „Verrinnerlichung“ und seelisch-geistige Vertiefung besondere Weihe gibt. Hier wurzeln aber auch die Bedürfnisse religiösen Erlebens und seiner Spezifität: des Sehns nach einer wahren Wirklichkeit hinter der scheinbaren Realität, nach einem Jenseits, und des Glaubensbedürfnisses an das Göttliche im Menschen und an die persönliche Beziehung zu Gott. Diese Menschen *leiden* an der Welt — es ist ihre vorwiegende Einstellung zur dinglichen Wirklichkeit, daran zu leiden. Die Erlösung von der Leibbindung und der Wirklichkeitsbindung ihres Ich, der Drang ins Absolute in all seinen verschiedenen geistigen Ausprägungen und seelischen Haltungen sind Auswege aus dieser Einstellung. Es ist hierbei relativ gleichgültig, in welchen Sonderformen sich diese Auswege geistig darstellen. Dies hängt von persönlichen Vorbedingungen dispositioneller und erlebnismäßiger Art ab. Nur auf einen Unterschied charakterologischer Art sei noch hingewiesen, welcher alle diese idealistischen Auswege aus der Dinggebundenheit, seien sie nun denkerischer, künstlerischer oder religiöser Art, durchzieht: den Gegensatz zwischen *optimistischer* und *pessimistischer* Weltauffassung. Es liegt nicht in der logischen Konsequenz irgendeines Weltbildes, weder der realistischen noch der idealistischen verschiedenen Möglichkeiten, im Sinne der Hoffnung oder der Hoffnungslosigkeit, der Freude oder der Resignation getönt zu sein: dies beruht auf denkerischen Selbsttäuschungen ihrer Schöpfer. Die Gefühlsführung entstammt vielmehr gänzlich den individuellen Voraussetzungen der Bekenner. Und jeder wählt *das* Philosophem zum Bekenntnis, welches diesen Gefühlsvoraussetzungen besonders entgegenkommt. Der sensitiv leidende und in sich verschlossene Astheniker und der Schwerblütig-Depressive wählen buddhistische oder Schopenhauerische Gestaltungen ihrer pessimistischen Tendenz — wofern sie nicht

temporär vorziehen, die eigene Leidenstendenz durch den Halt an dem optimistischen Weltbilde zu überwinden und auszuschalten. Je nach der Charaktervoraussetzung färben sich die Weltbilder mit Angst, Haß, sanfter Resignation und Güte, oder gesicherter früher Erwartung und innerem Beruhigtsein.

In seltenen Einzelfällen gelingt es genialen Menschen mit der Gabe schöpferisch-religiösen Erlebens und mystischer Versenkung oder künstlerischer Entrückung, in besonderen einzelnen Ausnahmezuständen ihres Geistes, eine Synthese zwischen Ich und Welt anschauend zu erleben und auf diese Weise der Idee Gottes in unmittelbarem Bewußtsein näherzugelangen. Neigungen und Anlagen zu dieser mystisch-ekstatischen Überwindung des Spaltes zwischen Ich und Nichtich sind aber in weit mehr Naturen vorhanden als in den wenigen Begnadeten, denen sie gelingt. Alle die Tendenzen zum Übersinnlichen, welche die okkultistischen und mystischen Erlebensneigungen und selbst bestimmte religiöse Erleuchtungen und Beglückungen zur Wirklichkeit werden lassen, trafen wir schon bei der Aufzählung der Charakterdispositionen in jenem Arsenal der Lebensformen an, welches auch beim rationalen Menschen in den tieferen Schichten seiner Seele ruht. So erklärt es sich, daß auch derartige weltanschauliche Erlebnisse aus dem Problem der Skepsis heraus geboren werden können und dann vielfach zu religiösen und mystischen Bekehrungen hinführen. Wir finden derartige Erlebensweisen besonders in der Schizophrenie und bei schizoiden Anlagen.

4. Die Reife und das Alter.

Die charakterologische Differenzierung des reifen Menschen ist diejenige des Menschen überhaupt. Schon deshalb kann über das Stadium der Reife in einer Charakterkunde nichts ausgesagt werden, was die Charakterologie der Reife als spezifisch von der allgemeinen Charakterologie abhebe. Immerhin gibt es ein Stadium innerhalb der Reife — jenes Stadium, welches wir im vorigen Abschnitt als den Schritt von der Jugend zur Reife bezeichnet haben —, in dem besondere Lebensaufgaben den Charakteren eine weitere Dauerformung zuteil werden lassen. Hierüber sind einige Ausführungen notwendig.

Mehr noch als die geistige Bewältigung und Ausgestaltung der Beziehung zwischen Ich und Welt stellt die *willensmäßige* Ordnung dieser Beziehungen eine Aufgabe dar, vor der jeder Mensch steht, und zwar im Beginn seiner Reife, und zwar durch die bloße Tatsache seines Existierens in der Wirklichkeit. Diese Aufgabe besitzt eine differenzierende Kraft für die menschlichen Charaktere, die von geradezu entscheidender Bedeutung ist. Jeder einzelne Mensch gerät mit seinem Lebensgange unerbittlich in das Räderwerk dieser Aufgabe hinein. Er kann in und an dieser Aufgabe, sein konkretes Leben willentlich zu

gestalten, zugrunde gehen. In der Regel besteht er diese Aufgabe, aber immer nur auf Kosten von Enttäuschungen, Versagungen und Leiden. Und immer stempelt ihn die Bewältigung dieser Aufgabe bis in seine tiefsten Wesenseigenarten zu einem anderen, als er vorher war. Es ist natürlich nicht die abstrakte Fassung des Problems: wie setze ich mein Ich in Welt und Leben durch, oder wie ordne ich mich in Welt und Leben ein, wie mache ich meinen Frieden mit Welt und Leben? — die in solcher Fassung als entscheidendes Erlebnis empfunden und willensmäßig beantwortet wird. Es sind vielmehr stets konkrete Einzelerrscheinungen und konkrete Einzelfragen, vor welche die gelebte Wirklichkeit die Person jeweils immer erneut stellt: in typischer Weise Beruf und Gelderwerb, Mitmenschen und Milieuforderungen. Der Einzelne braucht den gemeinsamen Sinn all dieser konkreten Aufgaben für seine Willensentscheidungen gar nicht erlebnismäßig zu erfassen. Dennoch bleibt bestehen, daß sie alle diese gleichsinnige Bedeutung höherer Art an sich tragen, die wir in der Formung des Charakters an seiner Wirklichkeit, der Bestimmung des Charakters durch seine Wirklichkeit, der Lebensbewältigung als Willensaufgabe zusammenfassen. Diese Willensaufgabe wird an tausend konkreten Einzelfällen erlebt, sie kann aber auch als Ganzes, als Gesamtproblem im Bewußtsein erscheinen. Dem mag sein wie immer: stets geht von ihr der Inbegriff alles dessen aus, was wir Erziehung durchs Leben nennen; das Reifwerden und Festwerden des individuellen Charakters und seiner Reaktivitäten, Interessen, Auffassungen, Stellungnahmen und Gefühlseinstellungen. Man kann diese Beziehungen der Objektwelt zum Willens-Ich und seinen Triebgrundlagen unter dem Bilde des Kampfes sehen: die Lebensansprüche und Triebforderungen der Person geraten an die Umweltbedingungen wie an eine Schranke. Die Beschränkung der Person und die Notwendigkeit dazu wird als Konflikt mit dem Leben erlebt und verarbeitet. Der Charakter bildet sich durch Beschränkung; die Person engt sich und grenzt sich an der konkreten Milieuaufgabe wie an einer übermächtigen Entgegensetzung ein; durch diese Einschränkung determiniert sie sich und gestaltet sie sich aus, setzt Maß und feste Form, wo vorher schrankenloses undifferenziertes Quellen organischer Bedürfnisse bestand. Zugleich aber paßt sich dadurch die Individualität, indem sie so zur „eigentlichen“ ausgestalteten heranreift, ihren konkreten Milieubedingungen im einzelnen wie im allgemeinen immer besser und siegreicher an. Wenn also auch in der Regel die konkreten Beziehungen zwischen Wille und Welt als Konflikt erlebt werden, so brauchen sie doch keineswegs immer so erlebt zu werden; es hängt dies mindestens teilweise von individuellen Voraussetzungen ab, in denen auch die Grundlagen des Eigenwertes dispositionell liegen. Je nachdem einer selbstsicher, voll naiven Selbstvertrauens, ungebrochenen Optimismus

und starker affektiver Anregbarkeit in seine konkreten Lebensbeziehungen eintritt, kann er den Einfluß der Welt auf seine Seele auch als Geschenk, als Bereicherung, als Folie der Selbstdarstellung und Selbstbewährung freudig-gespannt erleben. In der Regel freilich bleibt Zwang zur Zucht und Versagung nur selten aus.

Fassen wir die willentliche Einordnung in Welt und Leben zunächst ganz allgemein — also so, wie sie nur von wenigen als Aufgabe erlebt wird, so ergeben sich folgende charakterologische Typisierungen dieser Erlebniswirkung: Erstens die Aufgabe als solche erscheint *absolut unlösbar*. Dies wird der Fall sein, wenn die individuelle konkrete Lebenssituation von vornherein eine abnorm schwierige ist und die Gefahr vieler Enttäuschungen und Versagungen in sich birgt. Oder dann, wenn der Einzelne bei seinem ersten Schritt ins selbständig gelebte Leben die Anfangsschwierigkeiten der konkreten Bewältigung besonders hart und enttäuschend verspürt. Dazu kann es kommen, weil er von Haus aus oder durch Erziehung nicht genügend auf sie vorbereitet ist, depressiv, weich, willensschwach, oder sensitiv und verwöhnt, oder voll hemmungsloser Triebe, oder erfüllt von übersteigerten Hoffnungen und Erwartungen plötzlich mit dem Leben allein gelassen wurde. Auch kann er im Willentlichen nur die Folgerung aus der Unfähigkeit zur geistigen Bewältigung des Subjekt-Objektproblems ziehen. Sogleich wird an den ersten konkreten Enttäuschungen sein Eigenwertgefühl tief erschüttert, vielleicht unheilbar erschüttert. Und aus diesem überreizten Ohnmachtsgefühl folgt die falsche Verallgemeinerungstendenz. Die Ursache der erlebten Unfähigkeit, das Leben überhaupt zu meistern, kann dem Leben zugeschoben werden, sie kann auch im Ich gesucht werden. Im ersteren Falle entstehen jene hilflosen oder schwerblütigen oder kalt abweisenden Einstellungen zu den Forderungen der Wirklichkeit: *Pessimismus*, *Lebenshaß*, *Menschenhaß*, *Menschenverachtung*, *Mißtrauen* wachsen aus dieser Lösung heraus oder werden in ihr neu gekräftigt. *Faulheit* und *Bequemlichkeit*, *gesellschaftliche Vernachlässigung* und *Eigenbrötelei*, Versagen in allen Berufen bis zur Antisozialität finden hier ihre scheinphilosophische Begründung und ihren willkommenen Vorwand. Zugleich wird die gefährliche und enttäuschende Lebenswirklichkeit durch eine bewußte Abwendung äußerlich überwunden und innerlich kompensiert: Die *Introversionsneigung* erhält Vorschub, das Ich errichtet sich einen Bau wunschbedingter Scheinwirklichkeiten, hinter denen die Realität verblaßt. Mystik, Kunst und Literatur, Philosophie oder das Apostolat einer sonstigen Idee etwa sozial-utopischer Art müssen erhalten, um das Ich gegen das peinigende Gefühl unerbittlicher Niederlage vor dem Leben zu sichern und auf einem Umweg zu erhöhen. Oder das Ich wird auf andere Weise gleichsam wegen seiner Niederlage entschuldigt und gerechtfertigt: physio-

pathische Bereitschaften begünstigen diesen Ausweg, ein Heer von psychogenen und neurotischen Symptomen — am beliebtesten ist die sog. Neurasthenie — umgeben dies Versagen vor der Realität mit der beruhigenden Entschuldigung der Krankheit.

Oder in ehrlicherer Weise wird die Schuld an der mangelnden Fähigkeit zur Willensanpassung an die Wirklichkeitsforderungen dort gesucht, wo sie tatsächlich liegt: im Ich. Die Selbstbejahung wird in Zweifel gestellt, die allgemeine Grundlage für *Selbstverwerfung* und *Schuldgefühle* wird geschaffen. Diese Selbstverwerfung kann bei geeigneten sonstigen Dispositionen zur Quelle wollüstigen Schwelgens in der eigenen Ohnmacht werden, hinter philosophierenden oder zynischen Drapierungen. Sie kann aber auch in heftigen Konflikt mit der vitalen, jedem Menschen innewohnenden Tendenz zur Selbstbejahung geraten. Reaktive Depression, psychasthenische Entwicklungen mit Entfremdungs- und Depersonalisationsgefühlen, zwangsneurotische Autismen sind die Folge. Sehr oft tritt eine Rettung durch *religiöse Bekehrung* als Ausgleich auf — sei es in Form eines überwältigenden Offenbarungserlebnisses, sei es zur Herstellung jener Geborgenheitsgefühle und jener demütigen *Resignation*, welche die unüberwindliche Schwierigkeit des gegenwärtigen Lebens und die Unwürdigkeit des eigenen Ich durch die Hoffnung auf ein künftiges Erhöhtsein ausgleicht. Häufig auch projiziert sich die erlebte Willensinsuffizienz ins körperliche oder ins psychophysische Verhalten, also als Krankheit, als somatologischer Leidenszustand — ebenfalls je nach den präformierten psychischen Bereitschaften ausgestaltet.

So zeitigt die Unfähigkeit zur willentlichen Einordnung des Ich in die Welt die Aktualisierung aller derjenigen Dispositionen und Ansätze in der Individualität, die ein *Nebenherlaufen neben dem wirklichen Leben* erzeugen oder fördern.

Freilich entsteht im Einzelnen die Aufgabe der willentlichen Lebensbewältigung als Erlebnis nur selten in dieser Allgemeinheit, fast immer jedoch im Gelände der konkreten einzelnen Wirklichkeitssituation, in welche sein Lebensweg ihn führt. Schon in der Schule zeigen sich die charaktergestaltenden Einflüsse dieser Lebenssituation in bestimmter Richtung: der *Draufgänger*, der schwerfällige, nie zu Ende kommende *Pedant*, der unverdrossen fleißig *Stille*, der ängstlich *Bescheidene* mit dem Einschlag von rasch ergebener *Resignation*, der zaghaft oder zynisch *Faule*; ferner der leicht abgelenkte, Trieb und Interesse auf Nebendinge Zentrierende, der *Träumer*, der *Phantast*, aber auch der Typ, der sich unter allen Umständen und auf Umwegen zu bestätigen oder gar zu erhöhen sucht: der *intrigante Lügner*, der abenteuernde *Schwätzer*, der *geltungssüchtige* Mittelpunkt und Bandenführer, der trotzig *Rebellische*.

Viel reicher und vielfältiger differenziert die Charaktere das Erleben von *Arbeit und Beruf*. Mehrere Aufgaben stoßen hier konkret zusammen. Die soziale Einordnung und Geltung, die durch die Berufsausfüllung gewährleistet wird, ferner die im Vollzuge der Arbeit liegenden Tendenzen zur Selbstdurchsetzung und Selbstbestätigung, zur Bewältigung der vorgegebenen Materie, endlich die mit dem Erfolg der Arbeit gesetzte Möglichkeit des Gelderwerbs, das Problem des Geldes und der Lebensgestaltung durch das Geld. Der Einzelne wird diese verschiedenen Seiten des Berufsproblems selten gesondert bewußt erleben, freilich wird immer die eine oder die andere Seite daran eine wuchtigere Problematik enthalten als die übrigen. Und er tritt schon nicht mehr als seelische tabula rasa in die Bewältigung dieses Problemkomplexes hinein. Vielmehr fällt ihm diese in einer Lebensphase zu, in der bereits mannigfache Runen in die Tafel seiner Seele eingezeichnet sind. Die eigenen Anlagen und Dispositionen seines Charakters sind teils von selbst bereits zu Leben und Gestalt erwacht, teils durch die Beziehung zu Elternhaus und Schule, Mitmenschen und dem eigenen Selbst in bestimmte Bahnen hineingedrängt worden. Was sich in und am Beruf vollzieht, das ist die Entwicklung zur Starre und Geschlossenheit des „festen“ Charakters, der gewohnheitsmäßig eingeschliffenen Reaktionsform, der „Schritt vom Jüngling zum Mann“, aus der Fülle der Labilität auffassender und reaktiver Möglichkeiten zur habituellen Gleichförmigkeit und Zuverlässigkeit der reaktiven Begrenzung.

Es gibt Menschen, die am Beruf *versagen* oder an mehreren Berufen. Sie sind willensschwach und bequem, oder von starkem Triebleben und schwer auf sachliche Arbeit ablenkbar, oder für die Berufarbeit schon verbildet durch früheres Erleben, Jugenderziehung und häusliche Verhältnisse. Oder sie passen ihrer seelischen Eigenart nach nicht zu dem Beruf, zu dem sie bestimmt werden, z. B. eigener Ehrgeiz steht im Mißverhältnis zur Begabung, oder die körperliche Beschaffenheit genügt den Forderungen ihres Berufes nicht. Hier liegen Keime zu sozialer Entgleisung ebenso wie zur Flucht in neurotische Haltungen. Andere *hassen* ihren Beruf und sind widerwillig in ihm, weil er ihnen nicht diejenige Selbstbestätigung und innere Sicherheit gibt, deren sie auf Grund ihrer vitalen Triebanlagen bedürfen. Falscher und zielloser Ehrgeiz findet hier ebenso wie träumerisch-weiche Introversion eine Quelle von Konflikten. Andere wieder *lieben* ihren Beruf als das einzige, wodurch sie überhaupt zu einem gewissen Bewußtsein eigener Berechtigung und Sicherung gelangen; in ihm suchen sie Haltung, Würde und Sicherheit, die ihnen sonst versagt geblieben ist. Wieder andere hängen ihren Beruf wie einen Mantel um sich, in dem sie einherstolzieren; sie nehmen ihn sachlich weniger ernst als vielmehr als Folie ihrer Eigenliebe und Geltungssucht. Wieder andere sehen in Beruf und

Arbeit lediglich Mittel des Erfolges, des Geldes und seines Erwerbes. Jede Stunde, die sie der Arbeit opfern, jeder Verzicht, den sie ihr bringen, jede Möglichkeit, um die sie ihre Lebensfähigkeit zugunsten der Berufsarbeit beschränken, setzt sich um in Liebe zum Gelde, Hang am Gelde, Erwerbsgier und Sparsucht. Auf dem Gipfel des Freiseins vom Beruf, des Entbundenseins von Pflicht und Hemmung schlägt oftmals diese Bindung in ihr Gegenteil um: schrankenlose Verschwendung, Gier nach „Lebensgenuß“, nach Entlastung der allzulange gestauten und in der Arbeit verhaltenen Triebe, Spielwut und Rauschsucht brechen hoch. Die *Rauschsucht* ist überhaupt einer jener immer erneut gesuchten Auswege aus der Last des Lebens, aus dem Druck des Berufs, aus dem Gefühl, von der Wirklichkeit überwältigt und gefesselt zu sein. Die Rauschsucht gibt dem Ich eine zentrale und strahlende Stellung in einer selbstgeschaffenen Augenblickswelt, alle Triebe sind lustvoll beruhigt, alle Niederlagen sind vergessen, auf welchem konkreten Lebensgebiete sie auch liegen mochten. Dennoch ist die Rauschsucht nicht immer nur eine allgemeine seelische Reaktion bei Leiden oder bei Triebverhaltungen; sie ist zugleich auch selber durch einen Trieb nach Lustgewinn fundiert, dessen letzte Wurzeln jenseits des Selbstwertes liegen: eine perverse Triebkomponente, die vermutlich irgendwie zur Sexualität gehört und da einsetzt, wo die normale, zusammengefaßte Sexualität unbefriedigt bleibt oder von ihren Zielen entfernt wird. Die Rauschmittel entstammen gänzlich der sozialen Sphäre des jeweiligen Einzelnen. Der Arbeiter schlägt seine Mattigkeit und das gleichförmige Joch seiner Tage, seinen Hunger und seine ehelichen Sorgen mit Schnaps tot; der phantastisch entgleisende Psychastheniker anderer sozialer Schichten gerät ans Cocain oder ans Morphin, um in ihren Wirkungen zugleich mit der tiefen Dissoziation der regulierenden Oberschicht seiner Psyche auch die freie Auslösung seiner Komplexe in der Scheinwelt dieses Vergiftungszustandes zu erfahren.

Die Unlust an der Berufseintönigkeit, an der öden Stetigkeit des ständigen gleichen Gebundenseins in der Arbeit, oder das beginnende Gefühl geistigen oder körperlichen Versagens zeitigt, insbesondere bei sonstigen ungünstigen körperlichen oder seelischen Voraussetzungen, Sorgen, Verantwortungsflucht und sehr häufig *Krankheitsvorwände*. Wie viele der unter dem Bilde der sog. „Neurasthenie“, der angeblichen „nervösen Erschöpfung“ oder „chronisch-interner“ funktioneller Störungen, oder der „Bleichsucht“ bei weiblichen Arbeiterinnen, den Arzt aufsuchenden Kranken haben in ihrem Leiden gleichsam einen Ausweg aus dem Druck ihrer sozialen und beruflichen Situation oder aus den ökonomischen Lasten und Sorgen: einen Ausweg, der ihr Versagen vor ihnen selber entschuldigt und rechtfertigt, eigenes und fremdes Mitleid auf sie zieht und sich leicht zur dauernden Lebenslüge verfestigt. Dieser

Ausweg wird je nach den physiopathischen Bereitschaften ausgebaut und gestaltet.

Daß der Beruf und das langjährige Wirken in einem bestimmten Beruf gewisse Charaktereigenschaften und Begabungen hochzüchtet, die er spezifisch erfordert, ist ein Übungseffekt, eine Gewohnheitswirkung, deren wir im sozialpsychologischen Kapitel zu gedenken haben. Jeder Mensch nimmt mehr oder minder die geistig-seelische Physiognomie seiner Berufskategorie an, besonders in höherem Alter. So tief dieses Arztsein, Juristsein, Kaufmannsein, Subalternbeamtersein, Künstlersein usw. usw. in all seine Auffassungen und Einstellungen zu Dingen und Menschen eingreift, so läßt es dennoch einen Teil der Individualität unberührt, der charakterkundlich gerade der wichtigere ist. Jeder Mensch ist *mehr*, als was der Beruf aus ihm macht. Und in diesem Mehr liegt erst eigentlich seine individuelle Eigenart. Und wenn er sich auf diese Eigenart auch nur in den „privaten“ Lebensgebieten zuspitzt, die der Einzelne sich „nebenberuflich“ gestattet — Beschäftigung mit Literatur oder Kunst, Sammeln irgendwelcher Kuriositäten, Naturfreude oder Tierliebhaberei usw. —, oder in dem Eheleben, oder der Familienfürsorge, oder in der Beziehung zu Mitmenschen, Freundschaften, Gesellschaftsformen, politischen oder sozialen Bestrebungen usw.: so liegt doch gerade hier der Schwerpunkt seiner seelischen Bindungen und seelischen Gestalt.

Von noch ungleich bedeutsamerer Einwirkung auf die Charaktergestaltung sind die Erlebnisbeziehungen zu den *Mitmenschen*. Auch sie aktualisieren bereitliegende Dispositionen und hemmen andere, sie lösen Reaktionen aus und motivieren sie, sie begünstigen Entwicklungen und spitzen sie auf bestimmte immanente Ziele zu. In je früherem Lebensalter der Mitmensch in das einzelne Leben eintritt, um so entscheidender wird seine charaktergestaltende Wirkung. Wir sagten schon an anderer Stelle, daß an den Erlebnisfolgen, die mit der Wirkung der Eltern auf das Kind verbunden sind, eine große Anzahl von Charakterzügen ihre erste Prägung und Befestigung erhält. Aus Ohnmachtsgefühlen, Schutz- und Anlehnsbedürfnis erwachsen die sozialen Triebe: Anerkennung der Überlegenheit und Autorität und Wunsch, durch dieselbe bestätigt zu werden, Einfügsamkeit, Gläubigkeit, Suggestibilität, Vertrauen, Arbeitseifer, Vervollkommnungstreben, Anerkennung ethischer Verbindlichkeiten, Verantwortungen und Aufgaben. Die Wirkung der Autorität der Eltern wie ihrer Stellvertreter im Erleben (Lehrer, Erzieher, Vorgesetzte usw.) kann bis zur Knechtung individueller Freiheitsgefühle gehen, bis zur Demut und dem Schwelgen in der eigenen Bedeutungslosigkeit und Unzulänglichkeit. Andererseits findet das „Ideal“, die selbstgesetzte Norm, hier ihre ersten Inhalte und Vorbilder. Güte und Menschenliebe, weiches Mitgefühl und starke Er-

schütterungsfähigkeit durch mitmenschliches Unglück können hier ebenso ihre Ursprungsstellen haben wie Trotz, innere Auflehnung, ohnmächtiger Haß oder schüchterne Angst. Verschlussene, abwehrende Kälte gegen Mitmenschen, heimlicher Neid, uneingestandene schwärmerische Bewunderung erwachsen aus den mitmenschlichen Erfahrungen der Kindheit mit Geschwistern, Schulkameraden, Freunden. Verein-samung wird zur Qual und Sehnsucht infolge erfahrener Ablehnungen, an denen man dem eigenen Ich und seiner Unzulänglichkeit die Schuld beimißt; öfter freilich erwächst aus solchen Ablehnungen Ressentiment, übersteigerter Stolz und ungestillte Geltungssucht. Man kann direkt sagen, daß das Maß von positiv getönten Gefühlsbindungen, die für Mitmenschen disponibel sind, aus der Sicherheit des Eigenwertes einer-seits, den von Mitmenschen der frühen Kindheit ausgehenden Ein-drücken andererseits bestimmt wird. Insbesondere alle sittlichen Ein-stellungen erwachsen und bewähren sich an den mitmenschlichen Be-ziehungen von früh an.

Mit einigen wenigen Worten sei endlich noch der charakterkundlichen Bedeutung des *Alters* gedacht. Auch hier gibt die biologische Betrachtung, die das Alter als Abstieg der Entwicklungskurve, als Aufbrauch und Verfall des Lebens sieht, nur die allgemeine Basis her, auf der die Persönlichkeit des Alternden steht. Aber diese Persönlichkeit ist um ebensoviel mehr als ihre biologische Basis, wie der Charakter überhaupt über seine organismische Grundlage hinausgeht.

Der Mensch lebt in die Zukunft; alle Vergangenheit und Gegenwart hat dem Menschen nichts anderes zu sagen und zu geben, als was im Hinblick auf die Zukunft seines Lebens bestimmend ist oder sein könnte. Das Alter aber hat keine Zukunft.

Die erste Ahnung davon, daß die Zukunftsspanne schmaler wird, daß der Lebensabstieg unaufhaltsam fortschreitet — diese erste Ahnung überfällt den reifen Mann auf der Höhe des äußeren Lebens. Er sieht vor sich, was er erarbeitet hat oder was ihm mißlang, und er weiß: mit diesem Geleisteten und Erreichten oder Nichterreichten ist dein Lebenswerk abgeschlossen. Er wehrt sich gegen die Erkenntnis dieser Abgeschlossenheit; ein Ausweg ist ihm der Gedanke, das Abgeschlossene möchte ein Bleibendes sein. Aber es ist immer ein Gewesenes und Überwundenes. Der Mann von 50 Jahren, die Frau im Klimakterium bestehen einen langen und aussichtslosen Kampf darum, diesen Abschluß und diese Gewesenheit nicht wahrhaben zu wollen. In diesem Kampf, der mit dem Siege des Schicksals endet, differenziert sich der Charakter des Menschen zum letzten Male neu — bisweilen so stark und heftig, daß man glaubte, von einer „zweiten Pubertät“ sprechen zu können. In der Tat sieht man bisweilen aus diesem Kampfe den Impuls hervorgehen, noch einmal etwas völlig Neues zu leisten, ja

völlig neu anzufangen. Die Werke bedeutender Männer aus dieser Lebensphase sind daher öfters von ganz besonderer Kühnheit und weiter Sicht. Und wie die Leistung, so regelt sich die Beziehung zu den Mitmenschen, zur Liebe in dieser Phase oftmals völlig neu und dem früheren Verhalten ungemäß.

Aber dieser Kampf, so lange er währen mag, endet schicksalsmäßig in der *Resignation*. Wie Kaiser Karl der Fünfte von der Höhe seines Thrones hinabstieg und ins Kloster ging, so geht der Mensch in das Alter. Die Gegenwart wird gleichgültiger und ferner; die Vergangenheit verklärt sich zur eigentlichen Lebenszeit.

Die Zukunft ist das Ende. Auch der junge Mensch hat ein Wissen um die Endlichkeit der Zukunft, um den vorausseilenden *Tod*. Aber ihm bedeutet der Tod den unorganischen, zerstörenden und heftigen äußeren Abschluß eines Lebens, dessen Sinn sich noch nicht erfüllt hat. Ganz auf dies Leben gerichtet, vermag er des Todes zu vergessen. Der alte Mensch *erwartet* den Tod. Er erwartet ihn auch dann, wenn er sich krampfhaft von dieser Erwartung abwendet. Für die Weisheit des Einsichtigen bedeutet er nicht mehr die unorganische Zerstörung, sondern die *Vollendung*. Der in dieser Einstellung Lebende ist darum weise, weil er durch sie den großen Abstand zur Gegenwart gewinnt, der Zukunft ruhevoll und unbeteiligt gegenübersteht — er „hat das Haus bestellt“ — und dadurch wahrhaft *zeitlos* lebt.

Immer aber besteht die *Angst vor dem Sterben*, vor dem Einbruchakte des Nichts. So kommt es, daß der alternde Mensch seine körperlichen *Gebrechen* schwerer nimmt als der reife. Sie sind ihm Anzeichen des Nachlassens der Kräfte und des Herannahens jener Situation, der seine Angst gilt. So engt sich sein Erlebenskreis auf die somatopsychischen Grundlagen seiner Existenz ein. Und ebenso bedenkt er mit stärkerer Interessiertheit nur jenen ganz kleinen Kreis von Menschen, der allein ihm noch nahesteht, während die übrige Gegenwart ihm immer ferner rückt.

Aber nur wenige haben diese Weisheit der Willigkeit. Die meisten *wehren sich* und sind *unwillig*, das zu sehen, was doch unausbleiblich vor ihnen liegt. Sie wehren sich mit egoistischer Engherzigkeit, Hypochondrie, Blindheit gegenüber ihrer geistigen Starre. Sie werden despotisch, boshaft, launisch. Ein besonderer Typus des Alten ist der *Geizige*. Auch die jugendlichen Geizigen sind als Geizige alt; sie nehmen das Alter vorweg. Der Geizige spielt Vorsehung. Geld, der Inbegriff möglicher Existenzsicherungen und -verbesserungen, identifiziert sich dem Geizigen mit dem Leben selber, das er halten möchte und bewahren — um so krampfhafter, je fruchtloser seine Zukunftschancen sind. Geld wird ihm zum Symbol dafür, *daß er lebt*, daß er noch Möglichkeiten über Möglichkeiten aufstapelt, daß die Zukunft immer mehr in seiner Macht

liegt. Geld wird zum Trotz gegen den Tod, um so beherrschender, je stärker der Alte im Grunde die tragische Vergeblichkeit dieses Trotzes verspürt,

II. Soziologische Charakterkunde.

I. Standorte und Perspektiven der Soziologie des Einzelnen¹.

In zunehmendem Maße war in den letzten Kapiteln die Rede von dem *Einfluß der Umwelt* auf die Charaktergestaltung. Wir mußten mehr und mehr erkennen, daß der eigentliche Inbegriff aller Bewährungen, Aktualisierungen und Gestaltungen menschlicher Verschiedenheiten in dem Ingesamt der Bedingungen gelegen war, unter denen das einzelne wirkliche Leben jeweils abließ. Ja, diese Feststellung ist die selbstverständlichste Sache von der Welt: denn wie anders sollen wohl die menschlichen Verschiedenheiten ihre Manifestationsweisen gewinnen und zeigen? Es ficht den Wert der bisherigen Erklärungsgesichtspunkte und Forschungsweisen über die menschlichen Verschiedenheiten und Eigenarten nicht im geringsten an, wenn man diese

¹ Die zu diesem Kapitel benutzte *Literatur* ist — schon wegen der großen Zahl von Arbeiten in periodischen Publikationen — zu umfangreich, um wiedergegeben zu werden. An der Nennung folgender standard works ist mir besonders gelegen:

- ABRAMOWITSCH, M., Hauptprobleme der Soziologie. Berlin 1930.
 LE BON, G., Psychologie der Massen. 4. Aufl. Stuttgart 1922.
 BERNSTEIN, ED., Zur Theorie und Geschichte des Sozialismus. 4. Aufl. Berlin 1904.
 COMTE, Soziologie. Deutsche Übers. Jena 1907—1911.
 DURKHEIM, Die Methode der Soziologie. Leipzig 1908.
 HERKNER, Die Arbeiterfrage. 6. Aufl. Berlin 1916.
 KOHN, G., Ethik und Soziologie. Leipzig 1923.
 LEHMANN, G., Das Kollektivbewußtsein. Berlin 1928.
 LITT, TH., Individuum und Gemeinschaft. 3. Aufl. Leipzig 1926.
 LÖWITH, Das Individuum in der Rolle des Mitmenschen. München 1928.
 MARX, KARL, Das Kapital. I. Volksausgabe. Stuttgart.
 MCDUGALL, Sozialpsychologie. Jena 1930.
 MÜLLER-LYER, Die Entwicklungsstufen der Menschheit. München 1908.
 OPPENHEIMER, F., System der Soziologie. Jena 1922.
 SIMMEL, Soziologie. 2. Aufl. München-Berlin 1922.
 SOMBART, Sozialismus und soziale Bewegung. 7. Aufl. Jena 1919.
 SPANN, O., Gesellschaftslehre. 2. Aufl. Leipzig 1923.
 TARDE, Die sozialen Gesetze. Leipzig 1908.
 VIERKANDT, Die Überwindung des Positivismus in der deutschen Soziologie der Gegenwart. Jb. Soziol. 2 (1926) — Allgemeine Gesellschaftslehre. Stuttgart 1923.
 WEBER, M., Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen 1922.
 VON WIESE, Wegweiser für das Studium der Soziologie. Halle 1921.

Außerdem folgende Periodica: Jahrbuch für Soziologie, Karlsruhe, und Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie, Leipzig.

äußere Wirklichkeit des Einzelmenschen zum Gegenstande besonderer charakterologischer Fragestellung macht. Da die *Soziologie* die Wissenschaft vom Zusammenleben der Menschen ist, so folgt aus dieser Überlegung die heuristische Fragestellung: inwiefern sind die menschlichen Charaktere und ihre Verschiedenheiten *vom Zusammenleben der Menschen* bedingt und geprägt? oder auch: wieweit können die menschlichen Charaktere und ihre Verschiedenheiten *soziologisch* erfaßt, erklärt oder verstanden werden?

Wenn wir die Wirkungen des menschlichen Zusammenlebens auf den Einzelnen studieren wollen, so kann dies von *verschiedenen Standorten* aus geschehen. Man kann sich die Aufgabe stellen, zu erforschen: wie nimmt der Einzelne die Tatsache des menschlichen Zusammenlebens hin — in all seinen Formen und Jeweiligkeiten; wie reagiert er auf dieselben; und wie wirkt er seinerseits auf sie ein und zurück? wie gestalten sich diese Formen von seinen Bedürfnissen, Strebungen, Interessen und Ideen aus? oder noch allgemeiner: wie sind die Formen und Weisen des menschlichen Zusammenlebens — also die „gesellschaftlichen“ Verhältnisse — als Produkte und Niederschläge des menschlichen Seelenlebens herleitbar? Diese beiden entgegengesetzten Fragerichtungen des ersten möglichen Standortes sind es, welche die Soziologie in die Psychologie eingliedern und sie als „angewandte Psychologie“ erscheinen lassen (MILL, J. ST., Logik). Allein schon G. TARDE hat diesem Standort einen zweiten gegenübergestellt: „Nicht durchaus oder einzig von der *intracerebralen* Psychologie, sondern vor allem von der *intercerebralen* Psychologie, von derjenigen, welche die Entstehung von bewußten Beziehungen zwischen mehreren, zunächst zwischen zwei Individuen studiert, muß man die soziale Grundtatsache verlangen, deren vielfache Gruppierungen oder Kombinationen dann die sog. einfachen sozialen Erscheinungen, die Objekte der speziellen Soziologie bilden. Der Kontakt einer Seele mit einer anderen Seele ist tatsächlich im Leben einer jeden von ihnen ein ganz besonderes Ereignis, das sich lebhaft abhebt von der Gesamtheit ihrer Beziehungen zum übrigen Weltall, und das die unvorhergesehensten Seelenzustände hervorruft . . . ich behaupte nun, daß die Wechselbeziehung dieser beiden Personen der einzige und notwendige Grundstock des sozialen Lebens ist.“

Aber TARDES soziale Psychologie ist noch weit entfernt von einem dritten möglichen Standort, dem eigentlich kollektivistisch-psychologischen. TARDE sagt: „Mit der Zeit wird man wohl die Augen öffnen und bekennen müssen, daß der Geist eines Volkes oder einer Rasse, anstatt der übergeordnete herrschende Faktor der Einzelgeister zu sein, ganz einfach die bequeme Etikette, die anonyme Synthese jener persönlichen Originalitäten ist, die allein real, allein wirksam sind.“

Der Standort, den TARDE hier zugunsten einer letztlich individualistischen Basis der Sozialpsychologie bekämpft, ist der philosophisch älteste im Hinblick auf die Organisationsformen und Institutionen der Menschen. Man suchte den „Geist“ einer Epoche, einer Kulturschicht, eines Staates, einer Rechtsordnung, einer sozialen Gruppe als die unmittelbare Ausstrahlung oder das leitende Prinzip des Gruppenganzen festzuhalten. Mit welchen Methoden, ist hier unwichtig: genug, daß es sich um Kollektive handelte, seien sie nun organisiert oder unorganisiert (Masse). Wurden diese Kollektive Gegenstand der psychologischen Betrachtungsweise, so mußte sich die kollektivistische soziologische Psychologie als der Standort ergeben, von dem auch der Einzelne, nämlich als Glied von einem oder mehreren solcher Kollektive, gesichtet wurde.

Die drei bisher geschilderten Standorte können wir — unbeschadet ihrer grundlegenden und methodischen Verschiedenheiten — für die Zwecke unserer Charakterkunde als *Sozialpsychologie* zusammenfassen. Denn sie haben in der Tat einen gemeinsamen Boden, und gerade diese Gemeinsamkeit ist für die Charakterkunde wichtiger und fruchtbarer als die aufsplitternden Trennungen. Gemeinsam ist diesen Standorten das psychologische Substrat. Die sozialen Erscheinungen, Strukturen und Vorgänge werden — es mag im Einzelnen sein, wie es wolle — unter einer psychologischen Perspektive erfaßt. Die soziologische Mathesis geht auf oder reduziert sich in die psychologische. Und auch über diese psychologische Blickweise können wir etwas Gemeinsames für alle drei Standorte aussagen. Ob sie nun kausal-mechanisch oder entwicklungsgeschichtlich oder historisch-sinndeutend oder „verstehend“ (oder „noologisch“, wie die das Wortgepräge liebenden Soziologen gerne sagen) vollzogen wird: immer reduziert sich, verfahrensmäßig wie inhaltlich, die sozialpsychologische Mathesis auf das Urbild und die Grundlage der individuellen Psychologie. Das Kollektiv wird wie eine Person gesehen — oder es wird gerade nicht wie eine Person gesehen: in beiden Fällen ist die Psychologie der Person Maßstab und Gehaltserfüllung der Forschungsrichtungen, die auf das Kollektiv gehen. Daß das Wir und das Du die Voraussetzungen des Ich bilden, das potentielle Wirerleben, die Erlebensweisen des Fremdich zu den Bedingungen des Selbsterlebens der Person gehören — dies ist ein Befund der Selbsterfahrung des Individuums, der, mitsamt seinem metaphysischen Fundament, auch jenseits aller Sozialpsychologie gilt, so fruchtbar er naturgemäß gerade für die Sozialpsychologie werden muß.

Wir werden also im Hinblick auf unsere Charakterkunde den *Standort der Sozialpsychologie* beziehen. Wir bleiben uns dabei bewußt, daß diese in der Psychologie der Person fundiert ist, auch wenn sie es nicht wahrhaben will, und daß wir damit eine grundlegend neue Erfahrungsform für die Charaktere nicht gewonnen haben.

Im schroffen Gegensatz zu diesem Standorte steht derjenige, den wir in dem zunächst folgenden Abschnitt in seiner Tragweite für die Charakterkunde studieren wollen, und den wir als denjenigen der *autonomen, eigenständigen Soziologie* bezeichnen wollen. Wir werden ihm dort genauer gerecht werden und wollen hier nur sagen, daß zu seinem grundsätzlichen Wesen gehört, alle Psychologie des Einzelnen wie in der Mehrzahl in sich einzubeziehen und den eigenen Arbeitsgesichtspunkten unterzuordnen. Diese Arbeitsgesichtspunkte aber sind die gänzlich apsychologisch gedachten Gesetze der Organisation und Organisationsveränderung, die überall gelten, wo immer eine Vielheit von Menschen zusammenlebt. Ursprung, Geltungsweise und Erkenntnisform dieser Gesetze werden in jeweils anderer Sphäre gesucht, je nach dem Denker, der sie zu finden trachtet; gemeinsam ist all diesen Systemen aber, daß dieser Ursprung, diese Geltung und diese Erkenntnisform *nichts mit Psychologie zu tun haben*. Was in der Seele des Einzelnen vorgeht, ja daß dort überhaupt etwas vorgeht, ist — autonom-soziologisch gesehen — ein Epiphänomen, welches nur nach den gleichen Gesetzen verstanden werden kann und muß, die in der Soziologie überhaupt gelten. Diese Betrachtungsweise hat ihren Ursprung bei AUGUSTE COMTE; sie kehrt wieder bei DURKHEIM; Ansätze zu ihr bietet die formal-kategoriale Betrachtung des Gesellschaftlichen bei O. SPANN. Alle diese Keime der autonomen Soziologie werden aber in den Schatten gestellt durch die gewaltige Größe des Denkwerkes von KARL MARX.

Wir wollen hier zum Schluß noch bezeichnen, was *im Hinblick auf die Charakterkunde* an diesen beiden soziologischen Standorten, der Sozialpsychologie und der autonomen Soziologie, *Gemeinsames* ist und was *Trennendes*. Gemeinsam ist allen Betrachtungen des Einzelnen vom Standpunkte menschlichen Zusammenlebens aus, daß diese Betrachtungen *genetisch* sind und gar nichts anderes sein können als genetisch. Darum gehören sie an diese Stelle unserer Charakterkunde. Daß alle Sozialpsychologie Werdebetrachtung ist, daß sie das Seiende aus dem Gewordensein erfaßt, dies bedarf nach dem Ausgeführten keines Wortes mehr. Aber auch die autonome Soziologie hat keine anderen Möglichkeiten, als Ursprünge und Bildungsgesetze sozialer Formen und Normen phylogenetisch oder historisch oder ökonomisch oder dialektisch zu begründen. Alle diese Begründungsweisen sind aber genetisch.

Das *Trennende* beider Blickweisen hinsichtlich der Charakterkunde läßt sich am präzisesten darstellen am Gegensatze der Begriffe *Typus* und *Klasse*. Die Sozialpsychologie stellt etwa die Typen des Jägers, des Nomaden oder Hirten, des Bauern auf. Dies sind „Theophrastische Typen“¹, ideale Abstraktionen, gewonnen aus der Beobachtung von

¹ Vgl. S. 151.

Menschen, die unter jeweils verschiedenen äußeren Lebensbedingungen stehen. Man kann die Besonderheiten dieser Lebensbedingungen im Hinblick auf ihre Auswirkung am Charakter psychologisch interpretieren. Die autonome Soziologie sieht einen gesetzmäßigen Entwicklungsgang vom Jäger über den Nomaden zum Bauern. Sie erfaßt und beschreibt den Inhalt und Geltungsbereich dieses Gesetzes. Jeder mögliche Mensch, der unter den Bedingungen existiert, unter denen dies Entwicklungsgesetz Anwendung findet, wird von ihm geformt: er bildet das Glied einer sozialen Klasse. Diese ist keine ideale Abstraktion, sondern eine reale soziale Kraft mit einsinniger und eindeutiger immanenter Entwicklungstendenz. Durch letztere wird jeder mögliche Klassenangehörige gesetzmäßig zu dem bestimmt, was er ist — auch hinsichtlich seines Charakters. Die völlig gleichen Materien also erscheinen von jedem der beiden Standorte in gegensätzlicher prinzipieller Beleuchtung.

2. Charakterologischer Soziologismus.

Alle Betrachtungen, die wir in diesem Buche über die menschlichen Charaktere angestellt haben — von welchem leitenden Prinzip wir auch ausgingen —, haben uns immer wieder eine Erkenntnis gebracht: daß jeder Einzelne — bis auf einen beliebig klein denkbaren individuellen Kern — *sozial* bestimmt und gestaltet ist. Jeder Einzelne ist er selber überhaupt nur in Abhebung von dem Anderen, der da sein muß, damit er er selber sei. Jeder Einzelne ist er selber nur innerhalb der Kooperation, und seine Existenz, sofern er er selber ist, ist immer irgendeine Form von Kooperation.

Diese Erkenntnis ist kein Zufallsfund, sondern hat einen grundsätzlichen Anspruch. Indem sie für *jeden* Einzelnen gilt, geht sie über den Bereich individueller charakterologischer Befunde weit hinaus. Sie verdichtet sich zu der Frage, in welcher Weise die sozialen Strukturen und das Eingebettetsein in dieselben den Einzelnen hinsichtlich seines Charakters bestimmen.

Diese Frage lediglich mit den Mitteln der Sozialpsychologie zu beantworten, hieße die Antwort wieder letztlich in die individuelle Psychologie zurückführen. Wir haben davon im vorigen Abschnitt gehandelt. Die *autonome Soziologie* ordnet sich der Psychologie und Charakterkunde genau so *über*, wie die soziale Struktur zur Bedingung der Person des Einzelnen wird. Es besteht die Forderung, die Charakterkunde aufgehen zu lassen in dieser autonomen Soziologie, und aus letzterer die Prinzipien und Inhalte der Charaktererfassung zu bestimmen.

Wir setzen hier — zum Behufe der Erörterung dieses Gedankens — statt des verschwommenen Begriffes der „autonomen“ Soziologie diejenige ihrer systematischen Gestaltungen ein, deren Größe jegliche andere weitaus überragt: die *dialektische Soziologie* des Marxismus. Wir

brauchen wohl erst nicht zu betonen, daß ein solches Unternehmen auch nicht das mindeste mit Politik zu tun hat oder eine Stellungnahme für oder gar gegen den Sozialismus darstellt. Wir haben hier eine rein wissenschaftliche Fragestellung, von grundlegender Bedeutung für die Charakterkunde: soll und kann sie in der dialektischen Soziologie aufgehen?

Es gibt zwei grundsätzliche Möglichkeiten der Beantwortung dieser Frage. Die erste Antwort wäre die: durch die organismische Gebundenheit des Einzelnen, die ja nun auf alle Fälle nicht mehr soziologisch interpretierbar ist, sind ihm gewisse psychisch-biologische, vitale Kräfte mitgegeben. ABRAMOWITSCH nennt sie die Psychomechanik. Soziologisch determiniert ist ihre jeweilige Richtung und Aktualisierung, ihre Inhaltsbestimmtheit und finale Tendenz, soziologisch bestimmt sind ferner alle ihre jeweiligen Korrektive in der Unentrinnbarkeit der Kooperation. *Der Mensch ist mithin ständig bis in die tiefsten Grundlagen seiner individuellen Existenz sozial wandelbar.* Die Charakterkunde bleibt hiernach lediglich ein *Anbau* an die Soziologie; sie fragt bloß, wie sich die soziale Dialektik unter den Lebensbedingungen des Einzelnen an ihm auswirke. Den Inbegriff dieser Auswirkungen der sozialen Dialektik am Einzelnen, sofern er Glied einer sozialen Klasse ist — und er ist nichts anderes als das —, bezeichnet man als *Ideologie*. *Die Charakterkunde behandelt die klassenmäßig möglichen Ideologisierungen des Einzelnen.*

Es ist noch eine zweite Antwort möglich. Diese ginge von der Art aus, wie die dialektische Soziologie begründet ist. Überlegt man dies nämlich — daß sie den Naturprozeß des ökonomischen Geschehens zum Naturgesetz menschlicher Wirklichkeit autonomisiert —, so muß notwendigerweise ihre Begründung eine Lücke haben. Denn *in ihr fehlt der Mensch als Naturwesen*. Sie arbeitet mit einem konstruktiven Gespenst des Menschen, einem bloßen Begriff desselben, einer Abstraktion vom *wirklichen* Menschen. Daß der Mensch — bis auf diesen Begriffsrest — als *wirkliches* Wesen sozial determiniert sei, darf weder vorausgesetzt noch aus der aufgestellten Theorie der dialektischen Soziologie deduziert werden. *Es muß besonders nachgewiesen werden.* Diesen Nachweis aber kann nur eine psychologische Betrachtung des Menschen und seiner Natur erbringen, *die unabhängig vom ökonomischen Prozeß als solchem gültig ist.* Hier könnte die Charakterkunde eine Lücke in der dialektischen Soziologie resp. ihrer Begründung ausfüllen; sie könnte freilich auch zur Infragestellung oder Begrenzung derselben werden — oder gar zur Ausweisung der autonomen Soziologie aus der Charakterkunde führen.

Wir können uns dies noch auf anderem Wege klarmachen. Gestehen wir die tatsächliche außerordentliche Abhängigkeit der Gestaltung jedes einzelnen Charakters durch das Milieu zu. Gestehen wir ferner die

Aufgabe zu, diese Blickweise soweit als möglich auszudehnen: dies liegt ja im Wesen wirklicher Charakterkunde. Aber wir werden damit immer nur bis zu einer gewissen *Grenze* kommen; jenseits dieser liegt das „Angeborene“. Es wird sich fragen: ist dies „jenseits der Grenze“ Vorhanden wirklich bloß das Psychomechanische, Elementare — oder ist es das eigentliche Personale? Wie weit können wir die „Grenze“ zurückschrauben? Gehört z. B. der Umstand, daß wir logische oder mathematische Geltungen mit unmittelbarer Evidenz anerkennen, zu diesem vorausgesetzten „psychomechanischen“ Bestande — oder ist er schon sozial determiniert — oder liegt hier eine Sphäre des Personalen, die jenseits des Psychomechanischen und des Sozialen vorgegeben ist? Wenn z. B. auch dieser Tatbestand, nämlich die Anerkennung der Evidenz logischer oder mathematischer Wahrheiten, *sozial* determiniert ist: wie steht er dann *innerhalb* der soziologischen Dialektik? Kann er ein *Ergebnis* derselben sein? Oder gehört er zu ihren *Grundlagen*? ist er „*Ideologie*“ — oder schon *Voraussetzung der Möglichkeit von Ideologien*? Wenn aber eben dieser Umstand *nicht* sozialen Ursprungs ist, sondern im Wesen und den Voraussetzungen der Person jenseits jeder möglichen sozialen Bindung wurzelt: kann man ihn dann wirklich „psychomechanisch“ oder biologisch „erklären“?

Deshalb sind — auch innerhalb der dialektischen Soziologie — die Forschungen und Annahmen der Erblehre und Dispositionslehre, also des Prinzips der *Endogenese*, weder jemals grundsätzlich zu widerlegen noch zum Aufbau einer Charakterkunde zu entbehren. Mag man heuristisch die Ideologienlehre noch so weit ausdehnen: immer bleibt — über die Klassenideologie hinaus — ein Stück sozial undeterminierbarer Eigenart. Daß jemand seine Klassenideologie mit mehr oder minder großer Bereitschaft annimmt, oder ablehnt, oder hinter anderen Inhalten zurückstellt — kurz, daß er die Fähigkeit besitzt, so zu agieren und zu reagieren, wie er es tut: das *kann* mit *gleichem* Recht als Eigenart seiner individuellen Natur angesetzt — bzw. jenseits der Ideologienlehre genetisch abgeleitet werden (FREUDS Psychodynamik der Ontogenese) — oder heuristisch *auch* auf seine spezielle soziale Situation bezogen werden. Letzteres mag vom Standpunkte der dialektischen Soziologie aus eine stärkere systematische Folgerichtigkeit haben; aber *heuristisch* sind die beiden anderen Ableitungswege *auch von ihm* aus nicht ausschaltbar. Es besteht kein wissenschaftlicher Grund, der es verhinderte, *auch innerhalb einer dialektischen Soziologie* jeden dieser beiden Standpunkte soweit als möglich fruchtbar zu machen. Damit aber ist ihr bereits die Obherrschaft über die psychologische Erfassung des Menschen bestritten.

Nehmen wir ein Beispiel — etwa „den Gelehrten“. Die dialektische Soziologie weist der Notwendigkeit der sozialen Schichtenbildung „Ge-

lehrter“ im Entwicklungsgange der ökonomisch-sozialen Dialektik ihre ganz bestimmte Stelle zu. Sie gibt darüber hinaus mit gleicher Notwendigkeit das Ideologengebäude an, in dem der Gelehrte speziell steht — und daraus folgt in der Tat auch charakterkundlich allerhand über den Gelehrten. Dem sei nicht gefolgt. Was aber *jenseits* dieser Determinationskräfte der Dialektik verbleibt, sind Fragen wie die: wodurch und inwiefern ist gerade *dieser* Mensch ein „berufener“ Gelehrter, ein persönlich-schöpferischer Gelehrter — und *jener* bloßes Mittelmaß? wodurch deckt sich bei *diesem* Person und produktive Leistung — und bei *jenem* ist das Gelehrtentum tatsächlich nichts als eine ideologisierte soziale Funktion? warum hat gerade *dieser* Mensch sein besonderes Spezialgebiet erkoren, auf dem er Pionierarbeit tut, und nicht ein soziologisch gleich naheliegendes anderes? warum steht *dieser* Mensch, so wie er es tut, zu „seiner“ Wissenschaft, und *jener* völlig anders? Vor diesen Fragen, die auf die Unterschiede der *Person* gehen, verblaßt die ideologisch-soziologische Deutung zu einem ganz peripheren Oberflächenblick. *Hier aber beginnt doch eigentlich die charakterkundliche Fragestellung!* Die Ideologienlehre erreicht nur ein Stück ihrer Oberfläche, nicht ihre Tiefe.

Nun ist zuzugestehen: die endogenetische Antwort ist noch unbefriedigender. Sie lautet bloß, daß der Einzelne zum Gelehrten mehr oder minder von seiner Natur bestimmt und also „geboren“ sei. Es gibt aber jenseits *beider* Standpunkte einen dritten, der mit beiden verträglich bleibt und charakterkundlich weiterführt. Es ist die *lebensgeschichtliche Deutung des Selbsterlebens*. Wie der einzelne Gelehrte sich — *hinter* allen sozialen Ideologien — mit Bezug auf die Wissenschaft sieht oder zu sehen lernt, sobald er analysiert wird: *das* ist charakterologisch differenzierend. Ob die Wissenschaft als „hehre himmlische Göttin“ erlebt wird, oder als „milchende Kuh“ — oder als unbekanntes Land, durch das man abenteuer, oder als böse alte Frau, bei der man wohnt, oder als Substrat quasi-sportlicher Superioritätsbedürfnisse, oder als „Pflichtenkreis“ eines besorgt-verantwortungsvollen Unternehmers, oder als gehütetes Erbe oder geheimer Schatz oder kränkliches Kind, oder als Daimonion, das dem angstvoll Gehetzten im Nacken sitzt, als seliges oder unseliges Müssen usw. usw. . . . hier ist der *eigentliche Ort charakterologischer* Kennzeichnung und Differenzierung der *personalen* Eigenarten „des“ Gelehrten. „Der Gelehrte“ war ein Gebilde autonom-soziologischer Determination — eben *seine Auflösung im Menschen, der er — und nur er — ist*, geht *wesensmäßig* über diese Determinationsmöglichkeit hinaus.

Was wir an diesem Beispiel ersahen, das gilt allgemein. In der Charakterkunde stehen *zwei Prinzipien* im Kampfe miteinander — wir haben nichts dagegen, daß man statt „Prinzipien“ auch „Ideologien“ sagt:

a) daß Individuen als Individuen in ihrer jeweiligen Individualität gestaltet sind, ist *sozial* determiniert;

b) daß und wie ein Individuum sozial bestimmbar ist, liegt in seiner Individualität.

In der *Anwendung* dieser Prinzipien am Einzelfalle ist ihre Antinomik heuristisch meist in befriedigender Weise schlichtbar. Man „verteilt“ die Erklärungssphären eines jeden von ihnen. *Als Prinzipien* aber bilden sie einen Gegensatz — wenn man will, eine dialektische Antithese, die als solche in einem übergeordneten Prinzip, einer Synthesis, wenn man will, einer umfassenderen Ideologie dialektisch aufgehoben werden muß.

Man vergesse bei diesen Erwägungen nicht: es handelt sich für uns immer wieder um die Grundlegung der *Charakterkunde*. Wir suchen das Prinzip, unter dem sie steht, in dem sie ihren Grund findet, in dem soziologische und individuologische Antithese sich vereinbaren. Wir haben dabei im Auge zu behalten, daß die Charakterkunde den Menschen *als Person* erfassen will, in seiner einzigartigen Eigenständigkeit. Die *Sinnegebung* dieses Begriffes von Person muß aus jenem gesuchten Prinzip erfolgen — und zwar so, daß die Personalität der Person dadurch nicht aufgehoben wird.

Für die Auffindung dieses Prinzips sind drei Wege gleich möglich; wir sind sie in diesem Buche schon teilweise gegangen — aber indem wir kurz auf sie zurückblicken, klären wir unsere gegenwärtige Frage-situation:

1. der *biologisch-genetische*: die Person erhält ihren Sinn, ihr „Eigengesetz“, durch Konstitution und Biogenese;
2. der *soziologische*: die Person erhält ihren Sinn durch ihre Stelle in dem gesellschaftlichen Prozeß;
3. der *fundamental-anthropologische*: die Person ist sinnhaft autonom. Diese Autonomie gründet in einem Wesensbereich, welches selbst *weder* biologisch *noch* soziologisch bestimmbar ist — obwohl es diese beiden Bestimmungsreihen in sich schließt.

Wir erkennen im ersten und zweiten Wege die beiden Seiten unserer charakterkundlichen Antithese, im dritten die Formulierung unserer Forderung nach einer dialektischen Synthese oder übergeordneten Ideologie.

Betrachten wir die Gangbarkeit der drei Wege für unsere Charakterkunde, so haben wir den ersten, den *biologistischen*, ja bereits längere Zeit genauer erforscht. Was haben wir dabei gefunden? Durch den konstitutionswissenschaftlichen Ansatz im weitesten Sinne war nur ein bruchstückhaftes Bereich von Voraussetzungen der Personalität erklärbar: daß wir überhaupt eines eigenen Seelenlebens fähig sind, und daß dieses an jeweils bestimmte Trieb- und Temperamentsgrundlagen gesetz-

mäßig gebunden ist. Aber auch was so — durch den Rückgriff auf das Konstitutionelle — erklärt wurde, war damit nur halb erklärt, denn andere Gestaltungsfaktoren, insbesondere soziale, traten notwendig bedingend hinzu. Dieser ganze Weg aber traf niemals auf die Person und ihren Sinn. Nimmt man nun den biogenetischen oder ontogenetischen Erklärungsgesichtspunkt hinzu (den wir in dem folgenden Kapitel genauer durcharbeiten werden), so erklärt er das Spätere durch das Frühere. Er impliziert die Maxime: das Eigentliche an der Person ist das genetisch Frühere. Das Spätere ist nur uneigentliche oder symbolische Gestaltung, Verwandlung oder Wiederholung des Früheren — es ist sein „ideologischer Ausbau“. Dieses Spätere ist durchaus sozial determiniert — aber auf Grund des Früheren. Auch das ontogenetisch Frühere und Früheste aber ist ein Späteres — und damit Uneigentliches — im Verhältnis zu dem *artgeschichtlich* Früheren, der Phylogenese. Es ist die individualisierte Ideologie des phylogenetisch Früheren, artgeschichtlich Gültigen und Eigentlichen. Das Stammeserbe aber wurde in der Artentwicklung ebenfalls irgendwann einmal erworben und fixiert — und dieser Erwerb und diese Fixierung waren ihrerseits *umweltlich bedingt*, sozial bedingt . . . So hebt der *genetische* Biologismus, konsequent weitergetrieben, den eigenen „endogenetischen“ Standort dialektisch auf und *wandelt ihn um in denjenigen des prinzipiellen Soziologismus*. Hier erkennen wir so recht die ungeheure Konsequenz des letzteren, sobald man denkerisch Ernst mit ihm macht!

Zwei Bemerkungen schalten sich hier ein, bevor wir nunmehr den Anspruch des konsequenten und prinzipiellen Soziologismus der Charaktere prüfen. Einmal: auch auf diesem Wege gelangen nur Einzelheiten und Bruchstücke zur Erfassung, nicht aber das Personale der Persönlichkeit. Daß der Einzelne eine Person ist, bleibt genetisch sozusagen dem Zufall des Umstandes anheimgestellt, daß seine seelischen Vollzüge in der Bindung an den einen und identischen Leib als raumzeitlich bestimmten Entsprechungspunkt vor sich gehen. Eine personale Sinnsetzung ist hierin ja wohl nicht zu erblicken.

Das zweite ist jene ewige *petitio principii* aller Stammesgeschichte: daß zur Möglichkeit der Erwerbung und Fixierung von irgend etwas immer eine Disposition vorausgesetzt werden muß, deren Erwerb und Fixierung wiederum eine Disposition voraussetzt — usw. in unendlichem Regreß. Die Stammesgeschichte ist also präformationstheoretisch unvollziehbar — denn Erwerb und Fixierung jeglicher Disposition sind sozial bedingt. Und sie ist soziologisch unvollziehbar — denn jeglicher sozial bedingte Erwerb setzt eine Disposition dazu voraus. Wir drehen uns hoffnungslos im Kreise.

Damit gehen wir nun zur Prüfung der *soziologistischen* Antwort auf unsere Frage, des zweiten Weges zur Determination der Person, über.

Die gesellschaftliche Struktur bestimmt die Person und den Charakter des Einzelnen, *denn* der einzelne Mensch ist *nichts als* ein Schnittpunkt (außerpsychischer) sozialer Beziehungen und Beziehungsgesetze. Das eigentliche Problem liegt hier in dem „nichts als“ . . . Wäre dem so, so wäre Psychologie und Charakterkunde überflüssig — nämlich eine „bürgerlich“-ideologische Unterform der dialektischen Soziologie, als solche mit dem ökonomischen Wandel zur Selbstaufhebung bestimmt. In der Tat finden sich bereits zahlreiche Vertreter der dialektischen Soziologie, welche einen grundsätzlichen Unterschied von „bürgerlicher“ und „proletarischer“ Wissenschaft machen: die bisherigen Wissenschaften sind im Sinne der Dialektik klassegebunden-bürgerlich, denn sie werden nicht nach der dialektischen Perspektive der autonomen Soziologie getrieben. Letztere ist die „proletarische“ Grundwissenschaft und als solche der Mutterboden aller künftigen Wissenschaftsformen.

Wir wollen nun einfach sagen, was wir prinzipiell an dieser Sicht bestreiten:

1. wir bestreiten die Richtigkeit des Unterschiedes von „bürgerlicher“ und „proletarischer“ Wissenschaft;

2. wir bestreiten die dialektische Zulänglichkeit des Begriffs der Dialektik in der Soziologie;

3. wir bestreiten Möglichkeit und Recht dazu, den Begriff der Ideologie auf alles persönliche Seelenleben auszudehnen;

4. wir bestreiten die Zulänglichkeit wie die Möglichkeit einer soziologischen, kollektivistischen Bestimmung des Individuums als Person, in seinem personalen Wesen.

Zu 1. Die Statuierung eines dialektischen Unterschiedes zwischen „bürgerlicher“ und „proletarischer“ Wissenschaft setzt bereits die Geltung und Suprematie der dialektischen Soziologie voraus — denn sie erfolgt ja vom Boden derselben aus. Eben diese Geltung und Suprematie der dialektischen Soziologie gegenüber jeglicher anderen möglichen Wissenschaft *soll* aber gerade *durch* die dialektische Statuierung dieses Unterschiedes erst *erwiesen* werden. Es liegt eine *petitio principii* vor. Als argumentum ad hominem sei hinzugefügt: der dialektischen Soziologie liegt die Beweislast ob, darzutun, inwiefern etwa Logik, Mathematik, Physik usw. in *Methode* und *Struktur* „bürgerlich-ideologisch“ sind. *Ihre* Wahrheiten und der Weg zu ihnen könnten unter keiner beliebigen andern Gesellschaftsform anders sein oder gewonnen werden — oder es *sind* keine Wahrheiten! Indem die dialektische Soziologie diese Wissenschaften soziologisiert, relativiert sie damit den Wahrheitsanspruch überhaupt — und somit auch ihren eigenen. Denn es ist — was übrigens MARX akademisch zugestand — eine solche soziale Strukturierung denkmöglich, in der die dialektische Soziologie nicht gilt.

Zu 2¹. In der dialektischen Soziologie des Marxismus gehen zwei Begriffe von Dialektik durcheinander: a) die Dialektik als Grundform des *Denkens*, als logischer Grundprozeß. Dieser hat die Tendenz, durch die in ihm vollzogene Relativierung der Wahrheit auch sein eigenes Wahrsein zu relativieren, also sich selbst aufzuheben; b) die Dialektik als Geschehensgesetz der *Wirklichkeit*, als natürlicher Grundprozeß alles realen Geschehens, aller Entwicklung. Ein solches Geschehensgesetz kann aber nur als genetische Hypothese aufgestellt werden, von welcher alles das gilt, was wir oben über Genetik im allgemeinen aussagten². Damit erledigt sich der Anspruch an Suprematie und Überordnung über andere Wissenschaftsformen.

Zu 3. Hinsichtlich des Begriffs der Ideologie gibt es zwei Möglichkeiten. *Entweder* jeglicher mögliche Bewußtseinsinhalt objektiven Anspruchs ist Ideologie. Dann ist auch die dialektische Soziologie Ideologie, die Ideologienlehre ist Ideologie — und es ist nichts anderes erreicht, als daß der Begriff der Ideologie sich selber unwirksam macht und aufhebt. *Oder* man statuiert den Begriff der Ideologie von einem Standpunkt aus, der selber *nicht* ideologisch ist — sondern eben wahr und gültig. Gibt es aber einen solchen Standpunkt, einen Ursprung und Maßstab des an sich Wahren: dann ist eben *nicht alles* im seelisch-geistigen Wesen der Person Ideologie; *nicht alles* in ihr ist dann dialektisch-soziologisch determinierbar.

Zu 4. Mit dem letzten Nachweis haben wir eigentlich das Wesentliche gegen die charakterologischen Ansprüche der dialektischen Soziologie bereits exakt dargetan. Nennen wir, ohne den Umfang und die Wesenheit desjenigen an der Person zu bestimmen, *was prinzipiell nicht soziologisch determinierbar ist*, dieses Bereich dasjenige der *personalen Selbstheit*: so folgt aus dem Gesagten, daß kollektivistisch bestimmbar nur das Individuum als *nicht-selbstheitliches*, apersonales Gegebenes ist.

Diese negative Bestimmung gibt uns nun den positiven Impuls zum Beschreiten des *dritten* Weges: die Charakterkunde muß das Eigentliche und Wesenhafte, Selbstheitliche der Person in seinem Eigensein zu erfassen suchen. Ihr Prinzip *kann* also nur in einer *fundamentalen Anthro-*

¹ Vgl. hierzu auch die Ausführungen insbesondere von SOMBART, I. c.

² In diesem Sinne faßt es auch MARX selber — ungeachtet mancher mehrdeutiger Formulierungen —, wenn er etwa („Kapital“, Vorrede) „die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß“ und „das Bewegungsgesetz der Gesellschaft“ als ein „Naturgesetz“ bezeichnet. Eine Begriffsbestimmung der Dialektik als natürlichen Evolutionsgesetzes — und des Marxismus als ökonomischer Naturlehre — ist *methodologisch* unanfechtbar, zieht jedoch den weltanschaulichen Anspruch und die wissenschaftliche Stichhaltigkeit der Lehre vor ein *empirisches* Forum herab und nimmt ihr den Primat einer Grundwissenschaft vor allfälligen anderen Wissenschaften. Damit ist selbstverständlich am Marxismus *als ökonomischer Naturtheorie* keinerlei Kritik geübt.

pologie liegen, welche die entelechiale Einheit und Sinnhaftigkeit der Person aus den Voraussetzungen ihrer Existenz deduziert. In diesen Voraussetzungen muß die Genetik und Soziologie enthalten sein und der Existenz der Person die Bedeutung ihrer eigenen und einzigartig-entelechialen *Lebensgeschichte* verleihen. Dieses Prinzip kennzeichnet den *Charakter* als die *sinnvolle Eigenart der Person, bestimmt durch ihre lebensgeschichtliche Wirklichkeit*. Diesem Gedanken nun sind wir am Schluß des ersten Teiles des Buches bereits begegnet und brechen daher an dieser Stelle ab.

Zusammenfassend können wir somit sagen: der charakterologische Soziologismus hat sich als ein grundsätzlich und in sich selber unmöglicher Weg der Charakterkunde erwiesen. Die „bürgerliche“ Wissenschaft kann getrost ihren eigenen Weg weiter fortsetzen und sich dabei auf ihre Autonomie gegenüber den Ansprüchen der dialektischen Soziologie verlassen. Weder hat ihr das dialektische Prinzip mehr zu bedeuten als den Mißbrauch einer Phrase, noch die Ideologienlehre mehr als einen Sonderfall von Selbsttäuschungen, die das *Objekt* der Charakterkunde, aber nicht ihr *Prinzip* bilden.

Dieser Gewinn ist, in seiner Negativität, nicht zu verachten. Er erlaubt es uns, mindestens gegenüber der autonomen Soziologie unsern im Prinzip *nichtsoziologischen* Standpunkt in der Charakterkunde als fest begründeten zu betrachten. Alle Hilfe, die der Charakterkunde hinsichtlich der sozialen Determinanten des Charakters und der Charakterverschiedenheiten nun noch zuteil werden kann, könnte lediglich von der *Sozialpsychologie* herkommen, der wir uns nunmehr kurz zuwenden. Indem wir dabei die Erfahrung wiederholen werden, daß diese Sozialpsychologie eigentlich bloß darin besteht, unsere charakterkundlichen Kenntnisse in trivialisierter Form (nämlich ohne die grundlegende Bedeutung des *Selbsterlebens* in den sozialen Beziehungen zu betrachten) sich anzueignen, werden wir auch ihr gegenüber unsern *nichtsoziologischen* Standpunkt als den der Charakterkunde gemäßeren, tiefer blickenden und umfassenderen begründet finden.

3. Gemeinschaft, Gesellschaft, Masse — und Charakter¹.

In der Frage: „Wo liegt die Grenze zwischen der Bedingtheit des Menschen durch seine Umwelt und seiner eigenständig innersten Gegebenheit?“ ist mit eins die ganze Problematik soziologischer Charakterkunde aufgerollt. Zugleich liegt hierin die Frage, wie es kommt, daß die Soziologie bisher so wenig für die Charakterkunde geleistet habe.

Man hat die Einordnung des Menschen in die Gesellschaft verschieden vorgenommen. In der Hauptsache lassen sich, wie dargetan wurde, zwei Gruppen unterscheiden: einmal die psychologische, die in

¹ Gemeinsam mit EGON VON NIEDERHÖFFER.

der Gesellschaftslehre überhaupt „eine psychologische Wechselwirkung“ Einzelner erblickt (TARDE, l. c.), dann aber die des Soziologismus, speziell des Marxismus, der das Individuum aus der Gesellschaft erklären möchte. Dazwischen gibt es nun viele Spielarten. Die zweite Gruppe sieht den Menschen als existent an nur dank der Gesellschaft, während die erste umgekehrt die Gesellschaft als sekundär erst durch die Einzelnen gebildet ansieht und in der Gesellschaftslehre eine „Theorie der Wechselwirkungen und ihrer Erzeugnisse“ (VIERKANDT, l. c.) erblickt. Also einmal ist die Gesellschaft das Primäre, das andere Mal das Individuum, das erst die Gemeinschaft bildet. Mit den Begriffen „*Gesellschaft*“ und „*Gemeinschaft*“ wird nun der Punkt gestreift, an dem sich am krassesten der Wirrwarr zeigt, der in der heutigen Soziologie herrscht. Man kann nicht umhin, geradezu eine bestimmte Tendenz in dieser Wirrnis zu erblicken, wo es doch ein Altmeister der Soziologie war, dem das Verdienst gebührt, den entscheidenden Unterschied erstmalig herausgestellt zu haben, nämlich den zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft. In seinem berühmten gleichnamigen Werke macht FERD. TÖNNIES¹ diesen Schnitt in ganz prinzipieller Weise. Nimmt man zu diesen beiden grundverschiedenen Strukturen noch eine dritte hinzu, die „*Masse*“, so läßt sich an diesen dreien die Stellung des Charakters in der Soziologie zeigen. Dabei bleibe es offen, ob man die „*Masse*“ als Übersteigerungsform der Gesellschaft, oder letztere als Unterform ersterer ansehen, oder ob man den Hauptgegensatz zwischen „*Gemeinschaft*“ und „*Masse*“ sieht und „*Gesellschaft*“ als Zwischenform betrachten will. Wir unsererseits glauben eine quantitativ fundierte Beziehung zwischen den drei Formen im Laufe der Geschichte feststellen zu können, insofern aus der „*Gemeinschaft*“ durch Vergrößerung die „*Gesellschaft*“ entstand und sodann sich eine steigende „*Vermassung*“ der Menschheit bemerkbar macht. Da es aber auch heute noch „*Gesellschaft*“ gibt und zum Teil auch noch Gemeinschaften — wenn auch oft nur Scheingemeinschaften —, so wird hier von der historisch-kritischen Darstellung abgesehen und nur der Wesensunterschied der drei Formen im Hinblick auf ihre Bedeutung für den Charakter untersucht.

Nach TÖNNIES ist *Gemeinschaft* eine organisch gewachsene Gestalt menschlichen Zusammenlebens, also etwas Organisches, während *Gesellschaft* für ihn ein „Artefakt“, eine künstliche Organisation darstellt. Gemeinschaften sind alle durch Sprache, Blut, Sitte, Religion gegebenen Verbindungen von Menschen untereinander: also Familie und Volk; weiterhin die „*Wahl*“ *gemeinschaften*, wie z. B. die Ehe oder die Bünde. Man kann vielleicht sagen, daß bei Gemeinschaften, die durch Blutszugehörigkeit und ähnliche Faktoren bestimmt werden, *der Charakter des Einzelnen durch diese Zugehörigkeit mitbestimmt ist*, z. B. Volkstypen.

¹ l. c. Nach der 2. Aufl. Berlin 1912.

Bei „Wahlgemeinschaften“, d. h. Gemeinschaften, die nicht vorgegeben bestehen, sondern die erst gebildet werden (Ehe), oder denen sich der Einzelne erst später anschließt (Bünde), ist der Rahmen, durch den der Charakter festgelegt wird, kleiner. Es handelt sich im ersten Falle um eine erbmäßig gegebene Anlage des Charakters, die für ein Volk oder eine Sippe in großen Zügen, vielleicht auch manchmal nur in Einzelzügen festliegt. In gewissem Grade könnte man dies auch bei den Wahlgemeinschaften behaupten, denen der Einzelne sich erst später anschließt. Auch da kann man empirisch sagen: einer bestimmten Gemeinschaft schließen sich nur Menschen an, die wesensmäßig dazugehören. Dies Moment der *wesensmäßigen Gemeinsamkeit* des Charakters — in gewisser Hinsicht — tritt vor allem in der *Ehe* zutage. Zugleich hat aber jede Völker- oder Gruppenpsychologie hier ihre *Grenze*; hier muß schon die *individuelle Charakterkunde* einsetzen. Die Ehe beansprucht auch insofern eine besondere Betrachtung innerhalb der Formen menschlicher Bindungen, als sie — der Idee nach — die letzte vollkommenste Gemeinschaft darstellt (nicht zuletzt, weil sie die kleinste ist), indem sie einen absoluten Wesenszusammenschluß zweier Menschen bildet. Diese Idee ist aber im strengen Sinne unrealisierbar: und so bleibt in jedem der beiden Ehegatten noch etwas Eigenes, das letzte innerste Ich, der Grundbestand der Selbstheit. Ebenso in jedem Gliede einer anderen Gemeinschaft. Und dies innerste Ich — zugleich letzte Grundlage, ja „Substanz“ des Charakters — wird in der Gemeinschaft und durch dieselbe nicht nur anerkannt, sondern durch Teilhabe an einer echten Gemeinschaft, durch „Aufgehen“ in ihr wird dies „letzte“ Ich sogar entwickelt und gesteigert. *Die echte Gemeinschaft ist die Pflegestätte des Charakters*, insofern er sich erst in ihr voll zu entwickeln vermag. *Dennoch kann eine Gruppencharakterologie immer nur die gemeinsamen Charakterzüge der Glieder einer Gemeinschaft erfassen — nie aber den eigentlichen Grundbestand des einzelnen Charakters.*

Liegt das Kennzeichen der Gemeinschaft in der wesensmäßigen Verwandtschaft ihrer Glieder, so ist demgegenüber eine *Gesellschaft* „ein Kreis von Menschen, die wesentlich getrennt sind“ (TÖNNIES). Die Gemeinschaft ihrer Mitglieder erstreckt sich also nur auf äußere, formale, intellektuelle Beziehungen, die wesensgemäßen spielen keine Rolle. Denn die Gesellschaft ist eine mechanische Organisation, die zum Schutze des Einzelnen, wie es heißt, Gesetze hat, von denen GOETHE sagte, daß sie und das Recht „wie eine ew'ge Krankheit“ sich forterben. Bildet für die Gemeinschaft *Vertrauen* eins der Hauptmerkmale, so ist dieses für die Gesellschaft die *Höflichkeit*.

Zerbricht auch oft genug der Einzelne an den starren Gesetzen der Gesellschaft, so wird im Gegensatz zur Masse das eigentliche Wesen

des Menschen, sein innerstes Leben, die Substanz seines Charakters, seine Selbstheit respektiert — wofern dies Wesensmoment *mit Bezug auf die Gesellschaft* zurücktritt, *nicht* in sie eingeht, „maskiert“ bleibt. Wurde oben die Gemeinschaft als Pflegestätte des Charakters bezeichnet, so kann man die Gesellschaft eine Verkleidungswerkstatt des Charakters nennen. Eine Charakterkunde, die den Menschen unter dem Gesichtspunkt der „Gesellschaft“ betrachtet, kann also *nur die äußeren Formen* des Charakters erkennen und lediglich eine Scheidung zwischen sozial und asozial machen.

Zur Behandlung des Problems der *Masse* in der Charakterkunde sei noch einmal an den Unterschied zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft erinnert. Übersehen nämlich viele Menschen, daß sie erst dann ganz ihr Wesen erfüllen, wenn sie an einer Gemeinschaft mitbauen, so ist es wiederum der tragische Irrtum vieler Gemeinschaftsbildner, daß dieses „Mitbauen“ in einem bloßen Vergrößern der Gemeinschaft bestehe, weshalb ihr Werk der Vermassung und dadurch Vergrößerung anheimfällt. In der *Masse* tritt an Stelle der Qualität die Quantität. Dies Wort enthält zunächst das Grundprinzip der Masse gegenüber der Gemeinschaft. In der Quantität liegt das Moment, das bereits die Entwicklung der Gemeinschaft zur Gesellschaft herbeigeführt hat und auch im Kleineren stets herbeiführt und herbeiführen muß. Die in der Masse fehlende Eigenverantwortlichkeit ist sekundär aus dem Quantitätsproblem entstanden. Denn sowie eine Gemeinschaft zu groß wird, lockern sich gerade ihre seelischen Grundstützen. Eine große Anzahl von Menschen kann sich nicht genau gegenseitig kennen; da ist ein gegenseitiges Vertrauen schwer möglich. Es dürfte einleuchten, daß nicht nur diese beiden seelischen Eigenschaften — *Verantwortlichkeit* und *Vertrauen* — allein in der Masse verlorengehen. In wie hohem Grade dies für die *Verantwortlichkeit* zutrifft, ist ja bekannt. Und dies ist auch symptomatisch für das *Verhalten des Charakters in der Masse*. Er muß alles Eigene, alles speziell nur ihm Wesensgemäße, eben sein Ich nicht nur verleugnen, sondern direkt ertönen — oder Abbau und Preisgabe des Ich treten in dem Massengliede von selber ein. Masse ist wesensmäßig unorganisiert (auch da, wo ein trügender Schein von Organisiertheit besteht), eine „blind“-physikalische, nur quantifizierbare Potenz. Andererseits, wie könnte man hinsichtlich des Charakters von „Quantität“ sprechen? Unerachtet dies immer wieder versucht wird in der experimentellen Psychologie, unter der stillschweigenden, aber keineswegs begründeten Voraussetzung, daß das Seelenleben den gleichen kausalen Gesetzen folge, wie sie in der Physik als geltend erkannt wurden. Es ist nicht Zufall, daß derartige Tendenzen vor allem in Amerika auftreten, wo sie zu grotesken Spielereien führen¹.

¹ Vgl. Kap. 2 dieses Buches.

Jedoch ließe sich noch ein Einwand erheben. Wenn nämlich innerhalb der Gesellschaft — trotz wesensmäßiger Fremdheit — der Einzelne doch sein Inneres, seinen Charakter bewahren kann, weshalb wäre da eine derartige Verhaltensweise nicht auch in der Masse möglich? Da wäre zu erwidern, daß zwischen Quantität und Individualität nicht ein Polaritätsverhältnis besteht, wie z. B. zwischen Haß und Liebe, sondern überhaupt kein Bezug. Von je suchte die Menge den Solitären herunterzuziehen und der Besondere „aus der Herde auszubrechen“. Und diese Feindschaft bringt es mit sich, daß, wer in der Masse „untergeht“ (man beachte die feine Weisheit der Sprache), seinen Charakter preisgibt und aufgibt. Sofern aber Charakterkunde sich mit den wesensmäßigen *Qualitäten* des Einzelnen befaßt, dürfte es nunmehr klar sein, daß sie nie und nimmer zu finden wäre in der Massensoziologie. Wurde die Gemeinschaft als Pflegestätte des Charakters, die Gesellschaft als Verkleidungswerkstätte des Charakters angesehen, so darf man füglich die Masse bezeichnen als des Charakters Richtstätte.

Zusammenfassend läßt sich also feststellen, daß Charakterkunde nur möglich ist in einer Soziologie der „Gemeinschaft“, ihre Grenze jedoch findet in und an der „Gesellschaftslehre“, völlig unmöglich aber in der „Massensoziologie“ wird.

4. Sozialpsychologische Hinweise zur Charakterkunde¹.

Wir können von der sozialpsychologischen Blickrichtung auf unser Gebiet zwei Reihen von Ergebnissen erwarten. Einmal kann sie uns die charakterologisch *typisierenden Umweltfaktoren*, deren Beziehung zueinander und die Rangordnung ihrer Wirkungen auf den Menschen systematisch entwickeln. Und sodann kann sie uns die *Sozialtypen* selber darstellen. Sie braucht dabei nur eine einzige Voraussetzung zu machen, mit Bezug auf welche eine vorgegebene Gleichheit aller Menschen besteht — und gewöhnlich formuliert sie diese Voraussetzung biologisch: als *Selbsterhaltungstrieb* der Menschen. Aus dem Selbsterhaltungstrieb entfließen die wesentlichen Bestimmungen und Erscheinungen des *Strebens* und seiner Tönungen, der Aktivität oder Passivität, der Interessen usw. Die Qualität der Charaktere, sofern sie sozial bestimmt wird, läßt sich danach zurückführen auf den Ordnungsgesichtspunkt: inwieweit der Selbsterhaltungstrieb roh und schrankenlos herrscht, inwieweit er durch hingebende, altruistische Fähigkeiten der sozialen Reaktion gedämpft und verfeinert ist oder inwieweit er überhaupt mangelt und hinter Selbstpreisgabe oder Selbstvernachlässigung zurücktritt. Aus dem ungehemmten Selbsterhaltungstrieb wachsen soziale Reaktionstendenzen heraus, die zugleich Charaktereigenschaften bilden: *Eigennutz, Ehrgeiz, Strebertum, Herrschsucht, Geltungssucht, Eitelkeit*.

¹ HOFFMANN, H., Charakter und Umwelt. Berlin 1928.

Statt solcher *aktiven* Strebungen — oder neben ihnen — können wir auch soziale Tendenzen eines *passiven* Egoismus¹ vorwalten sehen: *Vorsicht, Berechnung, Ängstlichkeit, Argwohn* und *Mißtrauen* — bis zur *Verlogenheit* und *Heuchelei*. Aus beiden Tendenzreihen gemeinsam können komplexere Sozialdispositionen entfließen wie *Neid, Schadenfreude, Rachsucht*.

Vernünftige Selbstherrschaft, von der Tatsache des sozialen Miteinander, dem Gemeinschaftszwang gefordert, mildert die egoistischen Tendenzen und paßt ihre Auswirkung resp. ihren Träger den Bedingungen des sozialen Lebens an. Selbsthingabefähigkeit und Liebesfähigkeit wirken ihnen direkt entgegen. Fehlen jedoch diese Züge oder bleiben sie im sozialen Leben aus Sondergründen unentwickelt oder gehemmt, so setzen sich *Härte, Mitleidlosigkeit, Unduldsamkeit* und *Grausamkeit* durch.

Gelangen hingegen — durch Erziehung, soziales Beispiel und Gemeinschaftswirkung — die Triebfedern der Hingabe und Selbstlosigkeit zur reaktiven Vorherrschaft, so gelangen zur Ausbildung *Leidensfähigkeit, Inbrunst, Aufopferungsfähigkeit, Mitleid* und *Dankbarkeit* — kurz jene Qualitäten, die wir im engeren Sinne als „*Gemüt*“ bezeichnen. Tritt der Selbsterhaltungstrieb ganz hinter der beherrschenden Kraft der Selbsthingabe und Selbstverschwendung zurück, so wird der Mensch zu einem sich selbst darbringenden Opfer dessen, was man seine *Leidenschaften* nennt: Verschwendung, Trunk, Spiel und sexuelle Triebe machen ihn zu ihrem Spielball. *Sprunghaftigkeit, mangelnder Wirklichkeitssinn, Unordnung, Unstete* und *Haltlosigkeit* reißen ihn fort — bis zur *Phantastik* im Vorstellungsleben, *Gewissenlosigkeit* im willentlichen Leben. Fehlen in diesem Bilde die aktiven Züge, fehlt aber auch zugleich der passive Selbstbewahrungstrieb, so entstehen jene *leichtsinnigen, arglosen, unachtsamen* Charaktere, die dem Einfall der Situation und des Augenblicks mehr oder minder impulsiv folgen oder anheimfallen.

Greifen wir nunmehr ganz äußerlich eine Anzahl von Umweltfaktoren auf, die wir als *typisierende Bedingungen* der individuellen Charakterentwicklung wirksam finden, sobald sie auf die *triebbedingte Selbsterhaltung*, die wir zum sozialpsychologischen Ausgangspunkte nahmen, auftreffen. Da ist die *weitaus wichtigste* die *Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen und wirtschaftlichen Gesellschaftskategorie*, einer „Klasse“. Das *Kind des großstädtischen Industrieproletariats* z. B. zeigt heute in allen Kulturländern nicht nur in seiner körperlichen Entwicklung, sondern auch in seiner psychischen Eigenart, sowohl in Hinsicht auf seine dominierenden Bewußtseinsinhalte, Überzeugungen, geistigen Interessen und Stellungnahmen als auch in bezug auf einzelne charakterologische Ge-

¹ Es handelt sich hier um einen Egoismus im Sinne STIRNERS, nicht um einen metaphysischen.

staltungen — bei aller sonstigen Verschiedenheit der Individualitäten voneinander — doch gewisse grundlegende gemeinsame Züge. Das gleiche gilt in allen Ländern mit einiger Zivilisation auch von den Angehörigen der *ländlichen Bevölkerung*, des Bauernstandes. Es genügt, diese Faktoren zu nennen, ohne ihre besondere Wirkung genauer zu schildern: eine solche Schilderung ihrer Wirkung würde in ihrer allgemeinsten Formulierung doch nur vage sein, während diese am konkreten Individuum jedesmal unverkennbar herauszuspüren ist. — Noch wichtiger fast ist der Einfluß der *nationalen* und *völklichen Zugehörigkeit* des Einzelnen. Er wirkt im wesentlichen zwar auch nur auf die Bildung eines bestimmten Bereiches psychischer Inhalte: mit der *Sprache* der einzelnen Nation nimmt das Kind die Tradition und das Kulturerbe derselben auf, seine Überzeugungen und sein Denkstil werden durch die Sprache in gleicher Weise entwickelt, aber auch das *Erlebnis* der nationalen Zugehörigkeit wirkt, wie das der wirtschaftlichen Zugehörigkeit zu einer Klasse, in typischer Weise individualisierend ein. Auch hier muß diese Andeutung genügen. Wir finden in der Literatur, insbesondere in der kulturhistorischen, zahlreiche Versuche bedeutender Männer, die „Seele einer Nation“ auf eine Formel zu bringen; wir fühlen auch ohnedies den Unterschied etwa der russischen Volksseele vor der angelsächsischen heraus, ja wir unterscheiden sogar „den“ Bayern, „den“ Preußen usw. Aber es wäre vage, diese Unterschiede abstrakt zu formulieren, die wir im konkreten Beispiel deutlich durch Einfühlung zu gegenwärtigen vermögen.

Von gleicher Wichtigkeit ist die *Kulturschicht*, innerhalb deren der einzelne Mensch sich entfaltet. Wir erfassen ihren Einfluß am stärksten, wenn wir ein Volk in zwei Stadien seines historischen Wandels miteinander vergleichen. Obwohl es zweifellos eine historische Kontinuität gibt, so ist doch beispielsweise der deutsche Volkscharakter im Mittelalter, ja sogar noch vor hundert Jahren, in gewissen wesentlichen Zügen ein völlig anderer als etwa der deutsche Volkscharakter in unserer Epoche. Aber auch innerhalb der gleichen Zeitspanne wirkt die Zugehörigkeit des Einzelnen zu einer bestimmten Kulturschicht in gewaltiger Weise charakterbildend. Das gilt nicht nur von der Gestaltung und der Bereicherung der Bewußtseinsinhalte. Es gilt auch von der Herausbildung und Entwicklung der Gefühlsansprechbarkeit und Gefühlsdifferenzierung. von dem, was man im allgemeinen „Lebensansprüche“ nennt, von dem Interessengebiet, von der Art, zu anderen Menschen zu stehen usw. Wir finden diesen Einfluß selbst bei klinisch gleichartigen Psychosen noch in der Gestaltung ihrer Erlebnisinhalte und -zusammenhänge.

Ebenso wirkt ein aus diesem Faktorengelbiete herausgegriffener Einzelfaktor: *die religiöse Glaubenszugehörigkeit*. Wenngleich ihre Wirksamkeit im letzten Jahrhundert in den Kulturländern wohl etwas abgenommen

hat, so ist sie dennoch auch heute noch von gewaltigem charakterbildendem Einfluß. Auch diesen kann man sich am besten in concreto klar machen; allgemeiner typischer Formulierungen abstrakter Art bedarf es nicht.

Noch weit wesentlicher ist in heutiger Zeit die Summe derjenigen Einflüsse, die wir im Gesamtbegriff der *Erziehung* zusammenfassen. Wir hatten eingehend hiervon zu sprechen, als wir die typischen Erlebniszusammenhänge von *Kindheit* und *Jugend* in ihrer charakterbildenden Wirkung behandelten. Es ist klar, daß das *Elternhaus* auf die Seele des einzelnen sich entwickelnden Kindes eine Wirkung entfaltet, die für das ganze Leben von einer gar nicht zu schildernden Bedeutung ist. Die wirtschaftliche Lage der Eltern, die Zahl und Art der Geschwister, die Charaktere der Eltern und der Geschwister, ferner die direkten seelischen Einwirkungen durch Anleitung und Verbot, Lohn und Strafe, Lehre und Anregung sind das erste Erlebnismaterial, auf welches das erwachende Bewußtsein des Kindes stößt; sie sind dasjenige Erlebnismaterial, welches die Lebensjahre bis zur Reife fast ausschließlich ausfüllt. Sie gestalten also den heranreifenden Menschen; sie machen ihn je nach seiner besonderen Artung und je nach ihren besonderen Einwirkungen vorbereitet für den Eintritt in die zwischenmenschliche Gemeinschaft überhaupt, in Arbeit und Beruf. Die praktische Menschenkenntnis weiß, welch ungeheure Mannigfaltigkeit von seelisch gestaltenden Wirkungen aus dieser Familienzugehörigkeit hervorgeht. Insbesondere sind es die *Eltern* und ihre Charaktere, von deren Einfluß kein einzelner Mensch zeit seines Lebens erlebnismäßig ganz loszukommen vermag, und die darüber hinaus — nur durch ihre bloße Existenz — die psychische Reaktivitätsform in typischer Weise festlegen. Der *Vater* ist das Vorbild des Knaben, der Inbegriff von Macht und Autorität und zugleich der Maßstab für das Selbstwertgefühl, welches sich an seinem Vorbilde mißt. Vaterlose Kinder werden anders als solche, die lange unter dem Einfluß der väterlichen Erziehung standen. Ähnliches gilt von der *Mutter*. Wir werden diesen Fragen noch bei Erörterung der FREUDSchen Lehre begegnen. Natürlich ist das Verhältnis zu Vater und Mutter bei jedem Kinde ein in typischer Weise anderes; ebenso ist das Verhältnis zu beiden Eltern beim Knaben anders als beim Mädchen. Auch der Umstand, ob ein Mensch einziges Kind, ob ältestes oder jüngstes usw. ist, ist für die Charakterwirkung — und für die soziale Einordnung — von Bedeutung.

Zu dieser Gruppe von Einflüssen treten in den Kulturländern die bewußten Erziehungseinflüsse der *Schule*. Bildung und Lehre fördern — wie wir schon erwähnt haben — den Einzelnen nicht bloß in bezug auf Zahl und Art der Bewußtseinsinhalte, geistige Einstellungen und Interessen, sie sind auch für die Charakterentwicklung bedeutsam. Das

gleiche gilt — und auch dies wurde bereits in anderen Zusammenhängen dargetan — von *Arbeit und Beruf*. Jede Berufs- und Arbeitsart färbt bei längerer Dauer den Charakter des Ausübenden in ihrem Sinne typisierend. *Hier* entstehen dann die *Sozialtypen im engeren Sinne*: Erlebensgebiet und Denkstil werden bis in die Tiefe gemodelt, ebenso Interessen, Stellungnahmen, Bewußtseinsinhalte und Reaktivitätsformen. Eindringliche und breite Darstellungen haben den einzelnen Sozialtypen gegolten: „dem“ Beamten, „dem“ Vermessungsbeamten, „dem“ Gelehrten, „dem“ Ingenieur, „dem“ Schulmeister, „dem“ Offizier, „dem“ Juristen, „dem“ Arzt, „dem“ Musiker usw. Wir bedürfen ihrer für unsere hierigen Zwecke nicht. Wir erkennen den Theophrastischen Modus der Bildung dieser Typen; wir haben — am Beispiel „des“ Gelehrten — gesehen, daß die eigentlich *charakterkundlichen* Fragestellungen erst da *anfangen*, wo jene Typenbildung einen Abschluß gibt. Im übrigen sagt uns die sprachliche Bezeichnung ja sofort, was mit dem einzelnen „Sozialtypus“ psychologisch getroffen werden soll.

Je reifer der Mensch wird, mit um so mehr entwickelten individuellen Bindungen und Grenzen steht er im Leben. Und doch holt das gelebte Leben auch dann noch neue Charaktergestaltungen aus ihm heraus. Es ist gewiß im Einzelnen charakterologisch weitgehend begründet, ob er ledig bleibt oder sich verehelicht. Und doch wirken *Ledigenstand* und *Ehe* ihrerseits als *typisierende Sozialfaktoren* nachteilig auf den Charakter ein (Typen des „Hagestolzes“, der „Altjüngferlichkeit“, des „Familiendespoten“, „Haustyrannen“ oder „Ehekrüppels“ usw., des „Hausmütterchens“, der „unverstandenen Frau“ usw.). Insbesondere gilt dies — wie an früherer Stelle dargetan — von *Vaterschaft* und *Mutterschaft*. In ähnlicher Weise modeln den Charakter des Menschen schwerwiegende *äußere soziale Schicksale* und vielleicht noch nachhaltiger der unmerkliche, aber dauernde Einfluß anhaltender *sozialer Situationen*. Unglück, Not, Elend, Arbeitsmangel, Krankheiten des eigenen Körpers oder der Angehörigen, die Art der gesamten Lebenshaltung, ihrer Anforderungen und Beschränkungen, soziale Sekurität oder ihr Fehlen — ferner der Verkehrskreis und die in ihm hervorragenden Persönlichkeiten, die örtlichen und zeitlichen äußeren Geschehnisse — Krieg, Revolution, Teuerung, Berechenbarkeit oder Unüberschbarkeit der eigenen und allgemeinen wirtschaftlichen Zukunft usw.: dies sind nur einige wenige der in Frage kommenden *typisierenden Sozialfaktoren*, die charaktergestaltend in Frage kommen.

Überblicken wir *zusammenfassend* diese andeutungsweise Aufzählung typisierender Sozialfaktoren und sozialer Typologie, so kommen wir zu dem Ergebnis: ungeachtet aller liebevoll eindringenden sozialpsychologischen Einzelarbeit ist hiermit *für die Charakterkunde* nicht eben viel Neues erreichbar. Wir erinnern uns, daß wir alles hier Angedeutete

innerhalb *anderer* Zusammenhänge bereits in einer charakterkundlich weitaus aufschlußreicheren und fruchtbareren Sinngebung angetroffen haben. Und wir erinnern uns auch, woran dies lag: wir hatten in jenen anderen Zusammenhängen immer wieder die einzelnen sozialen Momente *in ihrer Erlebniswirkung* auf den Einzelnen, in ihrer Beziehung zu seinem *Selbsterlebnis* und zu seiner *selbstheitlichen* Gestaltung betrachtet — und *eben dadurch* hatten sie ihre charakterologische Fruchtbarkeit offenbart. D. h. wir waren bei ihrer Würdigung innerhalb anderer Zusammenhänge *individuologisch* vorgegangen — nicht vom *sozialen* Faktor oder Gebilde aus, sondern von seiner *Erlebensweise* oder seinen Erlebensweisen in der Seele der einzelnen Menschen. Auch *diese* konnte man typisieren: aber nach Gesichtspunkten anderer Art, nämlich „auf Eigenschaften“ hin¹, in denen wir eine Repräsentanz des „ganzen Menschen“ in seiner jeweiligen Sinnhaftigkeit suchten — und fanden. Dies ist von demjenigen Standpunkte aus, den die Sozialpsychologie einnimmt und der sich lediglich an die *soziale* Phänomenik hält, *naturgemäß* nicht erreichbar. Es ist aber dies das eigentlich für die Charakterkunde Entscheidende.

Man kann dies auch theoretisch-formal ableiten. Wir sagten schon, daß, methodologisch gesehen, der Sozialpsychologie gar kein anderer Weg der Selbstrechtfertigung bleibt, als sich bei ihren Statuierungen immer wieder entweder auf die Psychologie des Einzelnen zu berufen oder — was auf dasselbe hinausläuft — gerade von ihr abzuheben. Solange sie das nicht tut — und sie bedarf dessen naturgemäß weder ausdrücklich bei der Aufstellung typisierender Sozialfaktoren noch sozialer Typen: solange besagt sie auch nichts Entscheidendes für die Sinngebung der einzelnen Person von der sozialen Seite her. Ihre Befunde bleiben in personaler — und das ist charakterologischer — Hinsicht peripher und „sinnlos“. Wir können das auch leicht in der Praxis feststellen: jeder Einzelne ist uns als Person, als Charakter immer *mehr*, als wozu ihn sein Beruf, seine Ehe, sein Milieu stempeln; und gerade in diesem *Mehr* — in diesem „Privaten“ oder „Persönlichen“ seiner Existenz, liegt uns das *Eigentliche* seines Wesens: eben das, was wir von der Charakterkunde wissen wollen². Reduziert sich aber die Sozialpsychologie bis zu der individuologischen Rechtfertigungsbasis ihrer typisierenden Aufstellungen: dann gelangt sie in jenes Bereich, *wo die Charakterkunde an sich schon zu Hause ist*; und dann hat sie ihr nichts zu sagen, sondern empfängt allererst die Grundlagen ihrer sozialen Typisierungen von der Charakterkunde.

Wir sehen also auch hier — gerade *weil* wir die ungeheure charakterologische Bedeutung sozialer Faktoren als differenzierender Kräfte des Menschen nicht verkennen, für die Charakterkunde den mehrmals erwähnten, im Prinzip *nichtsoziologischen* Standpunkt sachlich gerecht-

¹ Vgl. Kap. 2.

² Vgl. S. 364.

fertigt. Die Sozialpsychologie wird in der Charakterkunde zu fundieren sein, nicht umgekehrt; solange sie dies nicht ist und erkennt, verbleiben ihre Befunde an einer Peripherie des Charakterkundlichen, die uns nicht mehr bekümmert.

5. Der Verbrecher¹.

Für die Charakterkunde ist der Begriff „des“ Verbrechers eine nichtsagende Fiktion. Dieser Begriff bezeichnet einen „Typus“ des Menschen, welcher außerordentlich fern von jeder soziologisch wie psychologisch sinnvollen oder gar wesentlichen Abstraktion gebildet wurde. Der Verbrecher ist der Typus oder Inbegriff „des“ Menschen, der gegen eine (oder mehrere) Bestimmung(en) des Strafgesetzes verstoßen hat — gleichviel gegen welche, wie, warum, wozu, in welcher persönlichen oder sozialen Lage, mit welchen Eigenschaften, mit welcher Vorgeschichte immer. Menschen unter einem solchen Abstraktionsgesichtspunkt zu einer Einheit, einem Typus zusammenzufassen, ist charakterkundlich — wohlgemerkt: nur charakterkundlich — ebenso sinnvoll, als bilde man einen „Typus“ aus den Menschen, die in einer Lotterie gewonnen haben oder die des Vormittags überfahren werden. Die Abstraktion auf „den“ Verbrecher ist aber auch gar nicht zu Zwecken der Charakterkunde gemacht, sondern zu gänzlich anderen, die schon ihre eminente Bedeutung haben: der Rechtsordnung, der Staatserhaltung usw.

Für die Charakterkunde jedenfalls gibt es „den“ Verbrecher nicht — nicht einmal als Fragestellung oder Aufgabe. Ebenso wenig bilden „das“ oder „die“ Verbrechen, im Sinne von Verstößen gegen Strafrechtsnormen, eine charakterologische Fragestellung. Aber den juristisch erfaßten formalen „Tatbeständen“ liegen *Sachverhalte* zugrunde, wirkliche Sachverhalte des gelebten Lebens; und diese Sachverhalte stellen uns vor *soziale* und vor *psychologische* Fragen. Dem Studium dieser Fragen widmet sich die *Kriminologie*.

Die wissenschaftlichen Verfahrens- und Erkenntnisweisen der Kriminologie, insoweit als sie charakterkundlich bedeutsam sind, gehen nach *drei* Richtungen. Sie bildet *Typen krimineller Sachverhalte* oder *kriminogener Situationen*. Sie bildet *Typen krimineller Persönlichkeiten* und

¹ Als einführende Literatur sei genannt: BIRNBAUM, K., Kriminalpsychopathologie und psychobiologische Verbrecherkunde. 2. Aufl. Berlin 1931 — Die psychopathischen Verbrecher. 2. Aufl. Leipzig 1926. — ASCHAFFENBURG, Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Heidelberg 1903. — LENZ, A., Grundriß der Kriminalbiologie. Wien 1927. — MEZGER, Persönlichkeit und strafrechtliche Zurechnung. München 1926. — Ferner die Monatsschrift für Kriminalpsychologie, Heidelberg, und die Mitteilungen der Kriminalbiologischen Gesellschaft. Eine vortreffliche kurze Zusammenfassung des gegenwärtigen Standes gibt CREUTZ: Der Einfluß der „erblichen Belastung“ und der „Umwelt“ bei Kriminellen. Z. Psychol. 95, 73 ff. (1931). — Doch ersetzt hier noch weniger als auf irgendeinem anderen Gebiete das Bücherstudium die *gelebte Erfahrung*, wie sie die richterliche, anwaltliche oder forensisch-psychiatrische *Praxis* übermittelt.

kriminogener Persönlichkeitstendenzen — sei es im allgemeinen, sei es mit besonderer Affinität zu einem oder dem anderen kriminellen Sachverhaltstypus. Und sie bildet *Typen sozialer Bedingungen* für den Eintritt krimineller Sachverhalte — im allgemeinen oder in Hinsicht auf einen besonderen Sachverhaltstypus (*Kriminalstatistik*).

Die Kriminalstatistik verallgemeinert ihre Befunde zu einer *Kriminalsoziologie*. Auf diesem Wege fließen die disparaten Sachverhalte doch wieder zusammen: „das“ Verbrechen wird zum Inbegriff einer *sozialen* Phänomenmannigfaltigkeit, es wird zu einem *sozialen* und nur *soziologisch* erklärbaren (und überwindbaren) Begriffe. Damit kann die Charakterkunde wenig anfangen. Gewiß: die Diebstähle nehmen im Winter zu; 17% der Gesamtbevölkerung sind einmal straffällig geworden; die Majestät des Gesetzes verbietet es in gleicher Weise den Armen wie den Reichen, unter Brückenbögen zu nächtigen — aber nur Arme machen sich schuldig: kurz, soziale Not, Elend, Wohnungslosigkeit, Hunger sind gewaltige kriminogene Bedingungen. Aber keine dieser Bedingungen hat *zwangsläufig* und mit gesetzmäßiger Ausnahmslosigkeit kriminelle Sachverhalte zur Folge. Immer müssen *persönliche* Momente im Täter hinzutreten — welche auch immer. Gewiß: die überwiegende Mehrzahl der Rechtsbrecher sind „Gelegenheitsverbrecher“ — und das spricht mächtig zugunsten der soziologischen Erklärungsansprüche. Aber schon WETZEL hat einmal feinsinnig dargetan¹, daß es durchaus den Typ des „gewöhnheitsmäßigen Gelegenheitsverbrechers“ gibt.

Die Kriminalpsychologie verallgemeinerte ihre Befunde — in bezug auf die *persönlichen* Momente krimineller Sachverhalte — zu einer *Kriminalbiologie*. Auch auf diesem Wege fließen die disparaten Sachverhalte wieder zusammen: „der“ Verbrecher ersteht wieder, als Inbegriff einer *biologischen* Phänomenmannigfaltigkeit, er wird zu einem biologischen und *nur biologisch* erklärbaren Problem. Er wird zu einer Naturvarietät des genus Mensch, die biophysisch-anthropologisch erfaßt und erklärt werden kann. Man suchte hinter ihm den atavistischen Rückschlag des Rassischen oder Artgemäßen in primitive Vorstufen der Entwicklung; man stellte ihn dem Geisteskranken nahe (LOMBROSOS „geborener Verbrecher“, nämlich „Mattoide“ und „Epileptiker“) und spann dabei den Faden der „moral insanity“ weiter. Oder man sprach von „Entartung“ und suchte gewissenhaft deren anthropologische und heredologische Zeichen². Die Charakterkunde kann auch mit dieser Wendung in eine „biologische Mystik“ wenig anfangen.

¹ Persönlichkeit und Kriminalität. Festschrift für ASCHAFFENBURG. Heidelberg 1926.

² Hinsichtlich der „erblichen Belastung“ der Kriminellen (im Verhältnis zu Geisteskranken und Gesunden) seien einige Zahlen nach CREUTZ (l. c.) wiedergegeben, aus denen hervorgeht, wie bedenklich eine unkritische Anwendung des anthropologischen Entartungsbegriffs auf diesem Gebiete ist:

Und doch ist ihr kriminologischer Ausgangspunkt anscheinend gar nicht so schwierig auffindbar. Er liegt offenbar da, *wo die Affinität persönlicher Momente und Eigenarten zu bestimmten Typen krimineller Sachverhalte* aufgesucht wird. Diese Fragestellung ist weder mit einer rein soziologischen noch mit einer rein biologischen Theorie zu beantworten.

Wenn man beispielsweise die kriminellen Sachverhalte — ohne Rücksicht auf die tatbeständlichen Formalien der kodifizierten Rechtsnormen — ganz grob nach ihrer jeweiligen Handlungsrichtung und den jeweils dadurch verletzten Interessen schematisiert, so erhält man eine Reihe von ungefähren kriminellen Sachverhaltstypen. Und man sieht dann, daß jeder dieser Typen eine gewisse persönliche Affinität des Täters voraussetzt — sie mag für diesen nun „bezeichnend“ sein oder nicht: eine Affinität jedenfalls, die für die Begehung eines anderen kriminellen Sachverhaltstypus nicht — mindestens nicht so markant — in Frage käme. Etwa die Begehung eines Eigentumsdeliktes steht auf der Affinität solcher persönlicher Eigenschaften, die für die Begehung einer Brandstiftung nicht — oder weit weniger ausgesprochen — in Frage kämen. Typisiert man die Täter nach diesen Affinitäten, gleich als ob dieselben „Eigenschaften“ wären, so ergibt sich folgende Tabelle (bei der die spezielleren und unwichtigeren kriminellen Sachverhalte ausgelassen sind):

	I. Grober Typ des kriminellen Sachverhaltes	II. Entsprechender grober Typ des kriminellen Charakters
1	Eigentumsdelikte	Diebe
2	Täuschungsdelikte	Betrüger
3	Aggressions- und Tötungsdelikte	Hitzköpfe, Rohlinge, Totschläger, Mörder
4	Brandstiftung	Brandstifter
5	Verleumdung, wissentlich falsche Anschuldigung u. dgl.	Verleumder, Intriganten
6	Sexualdelikte	Sexualverbrecher
7	Politische und religiöse Delikte	Verräter oder Fanatiker, Rebellen

Die in Spalte II aufgestellten Täterschemata sind nun gewiß in charakterkundlicher Hinsicht noch zu roh, vieldeutig, verschwommen. Ein „Dieb“ etwa ist sowohl derjenige, der aus bitterer Not einmal ein Nahrungsmittel wegnimmt, um sich zu sättigen, als auch ein hochspezialisierter beruflicher Geldschankeinbrecher. Aber unser Schema läßt sich verbessern, wenn man es mit einer andersartigen Einteilung von ASCHAFFENBURG interpoliert, welche offenbar nach der *Zuwendungs-*

Bei 1193 Gesunden (DIEM) bestand eine erbliche Gesamtbelastung von	66,9%
Bei 1850 Geisteskranken (DIEM) desgl.	78,1%
Bei 199 Verbrechern (HARTMANN 1904) desgl.	69,8%
darunter bei 67 Gelegenheitsverbrechern	67,8%
und bei 132 Gewohnheitsverbrechern	70,4%
Bei 105 männlichen Fürsorgezöglingen (GRUHLE).	58%

weise des Täters zum Handlungsvollzuge getroffen wurde. ASCHAFFENBURG teilt nämlich die Täter in: 1. Zufallsverbrecher, 2. Affektverbrecher, 3. Gelegenheitsverbrecher, 4. Vorbedachtsverbrecher, 5. Rückfallsverbrecher, 6. Gewohnheitsverbrecher, 7. Berufsverbrecher.

Wenn man diese beiden Bestimmungsreihen der Täter, nämlich die *Tatrichtung* und die *Zuwendungsweise* zu ihr, zur Merkmalsbildung verwendet, so kommt in der Tat eine *Tafel krimineller Typen* zustande, die uns charakterkundlich allerlei zu sagen hat und auch manch naheliegende Frage aufgibt. Wir stellen sie im folgenden auf und setzen dabei das charakterkundlich Unbezeichnende in Klammern (o), das Bezeichnende kreuzen wir an — ohne weitere, allzu naheliegende Ausführungen.

Kriminelle Typen.

Einteilung ex delictu	Einteilung nach ASCHAFFENBURG						
	Aus Zufall-V.	Affekt-V.	Gelegenheits-V.	Vorbedachts-V.	Rückfalls-V.	Gewohnheits-V.	Berufs-V.
Diebe	o	+	+	+	+	+	+
Betrüger	o	o	+	+	+	+	+
Hitzköpfe	o	+	+	o	+	+	o
Rohlinge	o	o	o	+	+	+	o
Totschläger	o	+	o	o	+	o	o
Mörder	o	o	o	+	+	+	+
Brandstifter	o	+	o	+	+	+	+
Verleumder	o	+	o	+	+	+	+
Intriganten	o	o	o	+	+	+	+
Sexualverbrecher	o	+	+	+	+	+	o
Verräter	o	o	o	+	+	+	+
Fanatiker	o	+	o	+	+	o	o
Rebellen	o	+	o	+	+	+	+

Bei Betrachtung dieser Tabelle ergibt sich, was ja von vornherein zu erwarten ist, daß die „charakteristischen“ Typenbildungen sich nach der Richtung des „rückfälligen“ oder „gewöhnheitsmäßigen“ kriminellen Tuns anhäufen. Es entspricht dies dem *Konstanzmoment*, das den Verhaltensweisen zukommen muß, die „kennzeichnend“ sind. Aber gerade im Hinblick auf die „konstanten“ kriminellen Tendenzen und Affinitäten ist die Tabelle wiederum nicht recht befriedigend. Sie umfaßt nämlich nicht *alle* „kennzeichnenden“ kriminellen Verhaltensformen; es *fehlen* ihr einige praktisch wichtige Typen. Jene Gewohnheits- und Berufs-kriminellen mit besonders vielartiger Kriminalität, die sozusagen nicht nur zu einer einzelnen Sonderkategorie krimineller Sachverhalte „affin“ sind, sondern zu Eigentumsdelikten so gut wie zu Täuschungsdelikten oder Gewalttaten gegen Andere, fehlen; und es fehlen auch diejenigen Menschen, die sozial entgleisen und, ohne in schwerem Sinne kriminell zu werden, ihr Leben lang sozial entgleist bleiben: jene „gewöhnheitsmäßigen Gelegenheitsverbrecher“ WETZELS. Man wird also noch zwei

Gruppen hinzunehmen müssen — und in jeder derselben wird ein Teil unserer bisherigen Typen sich einordnen: die „kriminellen Habitualformen“ oder *konstant Schwerkriminellen* — und die *Asozialen* oder *Parasitären*, zu denen die Verwahrlosten, die Fremdenlegionäre, die Landstreicher, die Prostituierten ihr Material beisteuern.

Alle diese so gewonnenen Kriminellentypen sind *sozialpsychologische* Typenbildungen — in demjenigen Sinne, den wir im vorigen Abschnitt erörtert haben. Deshalb haben wir ihre Darstellung unmittelbar an diejenige der Sozialtypen angeschlossen: Sozialtypen, Antisozialitätstypen und Asozialitätstypen haben das gleiche abstraktive Prinzip und Bildungsgesetz. Den Kriminellentypen haftet somit auch — wovon man sich bei Vergegenwärtigung eines solchen „Typus“ in seiner Beziehung zu einem unter ihn fallenden Menschen leicht überzeugen kann — jene Schwäche aller sozialpsychologischen Typenbildungen an, die uns in charakterkundlicher Hinsicht schon aufgefallen war: niemals, und zwar wesensmäßig niemals, die „Mitte des Menschen“ zu treffen, die Eigenart seiner Selbstheit — sondern stets nur seine Peripherie und „Grenze“ am Gesellschaftlichen. Kein Zweifel: wo diese Grenze zugleich eine solche *gegen* das Gesellschaftliche ist, also beim Antisozialen und Asozialen, da ist sie markanter und charakterkundlich kennzeichnender für persönliche Eigenart, als dies beim sozialen Menschen der Fall ist. Der Gewohnheitsverleumder, der Fremdenlegionär, der Berufsbetrüger sind charakterologisch markantere und mehr „besagende“ Sozialtypen als „der Ingenieur“ oder „der Jurist“ usw. Aber das ändert an dem charakterologisch prinzipiell Unbefriedigenden *aller* sozialtypischen Bildungen nichts.

Man kann nun natürlich daran denken, diese Kriminellentypen weiter zu interpolieren, um sie charakterologisch ergiebiger zu gestalten. Man kann sie jeweils näher bestimmen durch *Geschlechtszugehörigkeit* und *Lebensphase*. Tatsächlich sehen die *weiblichen* Kriminellentypen in mancher Richtung besonders aus; das ist ja ebenso bekannt wie die besonderen Affinitäten *jugendlicher* Kriminellentypen. Diese Dinge der Kriminalpsychologie können hier, innerhalb der Charakterkunde, nur angedeutet werden. Man kann unsere Kriminellentypen dann weiter interpolieren mit den *Konstitutionstypen* etwa von KRETSCHMER; das hat letzterer¹ und LENZ (l. c.) auch bereits getan; ebenso haben wir an früherer Stelle schon die Befunde von ROHDENS zitiert². Man kann sie endlich interpolieren mit Faktoren der *Entwicklung* und des *äußeren Schicksals* — Bildungsgang, Elternhaus usw. Und schrittweise nähert man sich auf all diesen Wegen der Betrachtungsweise, die seitens der

¹ Biologische Persönlichkeitsdiagnose in der Strafrechtspflege. Dtsch. Juristentzgt 31 (1926).

² Vgl. S. 281 dieses Buches.

empirischen Charakterkunde *überhaupt* geübt wird. Nimmt man das *Selbsterleben* und die Faktoren erlebensmäßiger *Selbstheitsgestaltung* hinzu: so ist man inmitten dessen, was wir hier auch jenseits aller Kriminologie treiben: der Charaktererfassung.

Wir können aus der Skizzierung aller dieser Wege, die in der Kriminalpsychologie des Einzelfalls mit sehr großer Genauigkeit und Sorgfalt begangen zu werden pflegen — so daß sie geradezu ein Musterbeispiel *praktischer* Charakterkunde ist —, eines lernen: *die Charakterkunde des Verbrechers ist keine andere als die Charakterkunde überhaupt*. Oder auch: es gibt keine besondere kriminologische Charakterkunde. Charakterologische Sicht bereichert und vertieft zwar die Kriminologie, aber nicht umgekehrt. Das entspricht völlig den sonstigen Eindrücken, die wir von aller „soziologischen“ Charakterkunde gewonnen haben.

Man kann dies auch so ausdrücken: wir sehen in der Charakterkunde „den Verbrecher“ oder die kriminellen Typen in gar keiner Hinsicht anders als andere Menschen an. Wir gliedern sie mit den gleichen Mitteln in die gleichen Strukturen und Eigenschaften wie nichtkriminelle Typen. Es besteht *charakterkundlich* überhaupt kein Grund, die Rechtsbrecher im Hinblick auf kriminelle Sachverhalte oder kriminogene Situationen zu typisieren. Das mag kriminologisch praktisch und wichtig sein; charakterologisch ist es peripher und sekundär. Die Charakterkunde könnte vielmehr — von irgendeinem ihrer Blickpunkte aus — die tatsächlichen Rechtsbrecher *ohne jegliche Berücksichtigung* ihrer Delikte und ihrer kriminellen „Affinitäten“ durcharbeiten: und sehen, was dabei herauskommt. Zu diesem Unternehmen ist nicht nur grundsätzlich aller Anlaß geboten, sondern gerade auch praktisch¹.

Dies ist nun auch — abgesehen von allen monographischen Bearbeitungen und Einzelfällen — schon mehrfach umfassend und systematisch geschehen, zubest wohl von K. BIRNBAUM², der die Gesamtheit der von ihm beobachteten Rechtsbrecher — ohne die Art und den Typ ihrer Deliktiosität zu beachten — „persönlichkeitsdiagnostisch“ unter dem charakterologischen Blickwinkel der Psychopathologie und Psychiatrie typisierte. Was kam dabei heraus? Er sah Typen affektiver Labilität,

¹ Ich selbst habe z. B. berichtet „über einen schweren Gewohnheitsverbrecher, der wieder sozial wurde“ (Z. Psychol. 76, 163) — und kenne noch mehr derartige Fälle, bei denen die soziale Haltung *ohne wesentliche Charakterveränderung* total wechselte. Im übrigen sei verwiesen auf die grundlegende Arbeit WETZELS, Die allgemeine Bedeutung des Einzelfalles für die Kriminalpsychologie (Groß' Arch. 55, 101) — und auf einige beispielgebende charakterologische Arbeiten über „Einzelfälle“: WETZEL u. WILMANNs, Geliebtenmörder. Heidelberg 1913. — GRUHLE, WILMANNs u. DREYFUS, Säuer als Brandstifter, Heidelberg 1914. — GAUPP, Zur Psychologie des Massenmordes. Heidelberg 1914. — Auch auf einige — wenige! — Fälle im „alten“ und im neuen „Pitaval“ sei in diesem Zusammenhang hingewiesen.

² Die psychopathischen Verbrecher, I. c.

Reizbare, Explosible, eigenartige Affektstärken und -nachwirkungen, Leidenschaftlichkeit, Fanatismus, Verschrobenheit der affektiven Einstellung; er sah Hypomanische, Mißtrauische, Querulanten und Paranoide; er sah Gefühlsstumpfe und Gefühlsarme, Haltlose und Suggestible; er sah Ungehemmt-Impulsive und Hitzköpfe, Phantasten und Lügner, Hysteriker, Süchtige und Perverse, Triebmenschen und Unruhige. Kurz, er sah an Charakterstrukturen und Eigenarten, *was man in der Psychiatrie sieht*, wenn man sie zur Grundlage der Charakterkunde macht. *Kriminologische* Spezifitäten der Charakterstruktur gab es dabei nicht. Wohl aber ging gerade aus *dieser* Erfassungsweise (besser als aus jeglicher „Sozialtypologie“) mit charakterologischer Evidenz hervor, wie und warum ein jeglicher dieser Typen kriminell werden mußte, und gerade so kriminell werden „mußte“, wie er es wurde.

Aus diesen Erfahrungen folgt, was wir schon aus einer vorherigen Gedankenreihe entnommen haben: daß die Kriminologie in charakterkundlicher Hinsicht keinerlei fundierende Eigenständigkeit besitzt, daß sie vielmehr durch die charakterkundliche Einstellung selber fundiert werden kann und sogar muß, um gewisse Vertiefungen und Bereicherungen ihrer Leistung, sowohl der forschenden wie der praktischen, zu erlangen.

III. Psychoanalytische Charakterkunde.

I. Die Sonderstellung der Psychoanalyse in unserer Zeit¹.

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß FREUD und sein Schülerkreis eine Anzahl von bisher unbeachteten und dennoch in mancher Beziehung für den Aufbau des Seelenlebens höchst bedeutsamen Phäno-

¹ Nichts ist vielleicht zeitgeschichtlich bezeichnender für Wirkung und Bedeutung der Psychoanalyse, als daß man ihre Grundlagen und Elemente — auch in einem Lehrbuch der Charakterkunde — nicht mehr berichtend darzustellen braucht: sie sind jedem Gebildeten bekannt, sie sind in aller Munde. Wir sehen also auch davon ab, die Ursprünge und Geschichte der FREUDSchen Entdeckungen, die Lehre vom Unbewußten, von der infantilen Libido-Organisation und den ontogenetisch-dynamischen Triebchicksalen, von Fehlleistung und Traumdeutung, Neurosenstruktur und Angst an dieser Stelle aufzurollen; wir tragen nicht gerne Eulen nach Athen. Unsere Darstellung beginnt da, wo die FREUDSche Lehre in einem speziellen Sinne zur psychoanalytischen *Charakterkunde* geworden ist. Aber wir betten diese Wiedergabe ein in eine Gesamtwürdigung *der eigentümlichen Geistigkeit* der Psychoanalyse und ihrer Stellung innerhalb der Geistigkeit überhaupt, soweit als diese für die Charakterkunde und ihre Richtungen bestimmend ist. Wir glauben damit der charakterkundlichen „Tiefe“ und Sonderart psychoanalytischer Blickweise gerechter zu werden als durch ein „elementares“ Referat; wir halten es ihr gegenüber ebenso, wie wir es gegenüber allen anderen Strömungen in der Charakterkunde gehalten haben: zu zeigen, was an dem *Geist* einer solchen Strömung für die Aufgaben dieser Wissenschaft richtunggebend sei.

Ich möchte nicht unterlassen, auf die im wesentlichen gleichgerichteten Bestrebungen von HANS KUNZ hinzuweisen, welche die Gedanken, die im folgenden geäußert werden, in ähnlicher Weise, aber in noch breiteren Zusammenhängen

menen *zum erstenmal gesichtet*, beschrieben und in einen wissenschaftlichen Zusammenhang gebracht hat. FREUD hat eine Reihe von Erscheinungsformen und Verhaltensweisen des *frühkindlichen Seelenlebens* beschrieben, er hat eine *theoretische Ordnung* in diese Materien gebracht,

erörtern [Die Psychoanalyse als Symptom einer Wandlung im Selbstverständnis des Menschen. Zbl. Psychother. 4 (1931)]. Aber allerdings darf gesagt werden, daß er und ich unabhängig voneinander zu unseren Auffassungen und ihrer Darstellung gelangt sind. Um so mehr ist es notwendig, auf die gedankenreiche und -tiefe Arbeit KUNZ' zu verweisen.

Von der *Literatur* dieses Gebietes sei nur wenig erwähnt, da die Kenntnis der Werke FREUDS und derjenigen Stellen, wo die Arbeiten seiner Mitarbeiter zu finden sind, vorausgesetzt werden darf. Die m. E. beste, kurz zusammenfassende *Einführung in die Psychoanalyse* ist diejenige EDITH JACOBSSOHNs, Psychoanalyse. Erster Teil: Entwicklung und System der psychoanalytischen Forschung und Lehre. Neue Deutsche Klinik, hrsg. von KLEMPERER. Berlin 1932. Für die *spezielle psychoanalytische Charakterkunde* kommen in Betracht:

ABRAHAM, Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung. Internat. psychoanalyt. Verlag 1925.

AICHHORN, Verwahrloste Jugend. Ibid. 1927.

ALEXANDER, Neurose und Gesamtpersönlichkeit. Internat. Z. Psychoanal. 1926 — Zur Theorie der Zwangsneurosen und der Phobien. Ibid. 1927 — Entgegnung auf REICH. Ibid. 1927 — Der neurotische Charakter. Ibid. 1928 — Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit. Internat. psychoanalyt. Verlag 1927.

FERENCZI u. RANK, Entwicklungsziele der Psychoanalyse. Ibid. 1924.

FREUD, Zur Einführung des Narcißmus — Das Ich und das Es — Hemmung, Symptom und Angst — Das Unbehagen in der Kultur.

GLOVER, The neurotic character. Internat. J. Psychoanal. 1926 — Einige Probleme der psychoanalytischen Charakterologie. Internat. Z. Psychoanal. 1926.

HARTMANN, H., Die Grundlagen der Psychoanalyse. Leipzig 1927 — Psychoanalyse und Wertproblem. Imago (Wien) 1928. — Über genetische Charakterologie, insbesondere über psychoanalytische. Jb. Charakterol. 6 (1929).

JOKL, Die Mobilisierung des Schuldgefühls. Internat. Z. Psychoanal. 1926.

JUNG, C. G., Psychologische Typen. Zürich 1921 — Über die Energetik der Seele. Zürich 1928 — Über die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten. Zürich 1928.

RADO, Das Problem der Melancholie. Internat. Z. Psychoanal. 1927 — Eine ängstliche Mutter. Ibid. 1926.

RANK, Das Trauma der Geburt. Internat. psychoanalyt. Verlag 1924 — Die Technik der Psychoanalyse 2: Die Psychoanalyse des Analytikers. Leipzig u. Wien 1930.

REICH, W., Zur Technik der Deutung und der Widerstandsanalyse. Internat. Z. Psychoanal. 1927 — Über Charakteranalyse. Ibid. 1928 — Der triebhafte Charakter. Internat. psychoanalyt. Verlag 1927 — Die Funktionen des Organismus. Ibid. 1927.

REIK, Geständniszwang und Strafbedürfnis. Ibid. 1927. — Strafbedürfnis und neurotischer Prozeß. Internat. Z. Psychoanal. 1927.

SACHS, H., Metapsychologische Gesichtspunkte usw. Ibid. 1925.

SCHULTZ, J. H., Die Schicksalsstunde der Psychotherapie. Stuttgart 1926.

SCHULTZ-HENCKE, H., Einführung in die Psychoanalyse. Jena 1927 — Schicksal und Neurose. Jena 1931.

WÄLDER, Die latenten metaphysischen Grundlagen der psychologischen Schulen. Abh. Neur. usw. 1931, H. 61.

und er hat ihren Eigenarten die entsprechenden Eigenarten in gewissen Verhaltensweisen Erwachsener — insbesondere denen, die man als neurotisch bezeichnet — *zugeordnet*. Er hat dadurch erreicht, daß die letzteren aus den ersteren *verständlich* und *einsichtig gemacht* werden können. Ob die beobachteten Zusammenhänge *häufig* und *typisch* sind, ob sie die *ausschließlichen* oder auch nur *wesentlichen* Bestimmungsstücke der sog. neurotischen Strukturen und Phänomene darstellen: diese Frage kann nur derjenige beantworten, der es auf sich nimmt, ohne Vorurteil die *Methode* FREUDS anzuwenden. Dieser Forderung gegenüber ist alle „theoretische“ Kritik unzuständig. Drei Jahrzehnte sorgsamer und stiller Einzelarbeit mittels der von FREUD angewandten Methode müssen jeden, der sich ernst und sachlich um die psychologischen Fragestellungen im Gebiet der sog. Neurosen bemüht, davon überzeugen, daß die von FREUD und seinem Kreise gesichteten und beschriebenen Zusammenhänge *bestehen* und in gewisser Weise typisch in die Strukturen der neurotischen Erscheinungen eingehen.

Eine weitere Frage kann heute noch nicht endgültig beantwortet werden: nämlich diejenige nach dem *Ausdehnungsgebiet*, innerhalb dessen FREUDS Zusammenhänge und Zuordnungen auftreten. Es ist einfach eine Sache der *Heuristik*, hier Material zu sammeln; und diese Heuristik ist von dem Schülerkreise FREUDS in nicht immer überzeugender, im allgemeinen aber durchaus glücklicher Weise tatsächlich ausgespannt worden. Es scheint so, als ob in der Tat die FREUDSchen Zuordnungen weit über das Gebiet der sog. Neurosen hinaus in der Strukturierung menschlicher *Charaktere* und seelischer *Eigenschaften* und deren *objektivierter Niederschläge* aufweisbar sind. Der *Nachweis* ihres Auftretens in all diesen Bereichen braucht nun an sich noch nichts darüber zu besagen, ob jene Gebilde des Seelenlebens nun auch *restlos* und *ausschließlich* von den FREUDSchen Zuordnungen bestimmt werden, oder ob mit ihnen *nur ein Teil* der charakterkundlichen Bestimmungsstücke getroffen wird, und ob dieser Teil *wesentlich* oder *nebensächlich* ist. Es ist FREUD und seinem Kreise zuzugestehen, daß die heuristische Vorarbeit für eine derartige Entscheidung *bei den Zweiflern* liegt, *nicht* innerhalb der FREUDSchen Arbeit. Es ist andererseits den Kritikern FREUDS darin beizupflichten, daß im Wesen der Forschungen FREUDS und seiner Schüler die *ausschließliche* Hervorhebung der von ihnen gesichteten Zuordnungen zu einer zwar vielleicht fruchtbaren und sicherlich methodisch notgedrungenen, dennoch aber *einseitigen Perspektive* auf die seelischen Phänomene führt. Es gibt nicht wenig Freudianer, denen sich die Psychologie und Charakterkunde in all ihren Verzweigungen ausschließlich als Psychoanalyse darstellt.

Würde FREUDS Psychoanalyse nichts anderes darstellen und zu sein beanspruchen als eine solche Materialiensammlung nebst heuristischer

Ausdehnung in allerhand anschaulichen Arbeitshypothesen, so bliebe des ruhmvollen Gewinnes bereits genug, und Medizin und Psychologie hätten allen Grund, FREUD als einen ihrer größten Förderer anzusehen. Wir finden aber eine wesentlich andere Reaktion der Wissenschaft und der Öffentlichkeit. Wir finden auf der einen Seite eine Schar begeisterter, zu enger Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossener *Anhänger und Schüler*, die in geistiger Abhängigkeit von ihrem Meister stehen, jedes seiner Worte auslegend, verteidigend und zum Richtmaß eigener Arbeit nehmend. Wer von diesen Schülern in irgendeiner Hinsicht dissentiert, genießt unter den Anhängern FREUDS nicht mehr die sonst in der Wissenschaft selbstverständliche Achtung eines gleichstrebenden Forschers, sondern wird aus den Organisationen der Anhänger ausgestoßen und in seiner weiteren Arbeit mit Mißachtung übergangen. Auf der anderen Seite finden wir eine fast durchgehends *ablehnende Kritik*, die seitens aller wissenschaftlichen Einzeldispositionen an der Psychoanalyse als Ganzem geübt wird — mag diese Kritik nun von der Psychiatrie, der Normalpsychologie, der Völkerpsychologie, der Erkenntnistheorie und Ethik, der Charakterkunde usw. ausgehen. In all diesen Gebieten ist die Psychoanalyse ein störender, schwer zu verarbeitender und darum abgelehnter Fremdkörper. Wenngleich sich neuerdings immer mehr Brücken der Verständigung eröffnen, so ist dieser Tatbestand noch annähernd der gleiche wie vor drei Jahrzehnten.

Die Ablehnung richtet sich in erster Linie gegen die *naturtheoretische Formulierung*, die FREUD seiner *Trieblehre* gegeben hat. Und es ist gewiß, daß diese Kritik ihr sachliches Recht hat. Wenn FREUD den Trieb bestimmt als einen „dem Organischen innewohnenden Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes“, so ist mit Recht zu sagen, daß in dieser Beziehung der „Trieb“ durch den „Drang“, d. h. gar nicht bestimmt wird. Und ferner, daß in dem Definitionsmerkmal „Wiederherstellung eines früheren organischen Zustandes“ die genetische Betrachtungsweise, die als eine *lebensgeschichtliche* so wertvoll ist, bereits *biologisch umgedeutet* erscheint. Die Betrachtung des Menschen *lediglich* von seiner Triebseite her und die analysierende *Vereinzelung* und *dynamische Quantifizierung* der Triebe wird dem personalen Wesen des „ganzen Menschen“ nicht gerecht. Auf diese Weise entsteht zwar der Anschein einer quantitativen Auflösung *psychischer Strukturen* und Gebilde, aber die Strukturen als solche in ihrem *Quale* werden weder erfaßt noch in die Eigenart des ganzen Menschen in seiner *Jeweiligkeit* hineingestellt. So berechtigt diese kritische Stellungnahme zunächst erscheint, so *unwesentlich* ist sie gegenüber dem *materiellen Gewinn*, den FREUD und sein Kreis aus dieser theoretisch bedenklichen Blickweise gezogen und der Wissenschaft dargebracht haben. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als gehe die theoretische Ablehnung der FREUDSchen

Trieblehre nicht sowohl auf *diesen* Einwand aus, als vielmehr auf einen *Schutz* eben jenes „ganzen Menschen“, der durch eine Textur dynamisch-quantitativer *Libidomechanismen* ersetzt werden soll.

FREUD hat durch die Schaffung seiner *Ichpsychologie* genugsam die Ansicht widerlegt, als wolle er tatsächlich den Menschen mit seiner Libidoökonomie gleichsetzen. Der Sinn seiner „Ichpsychologie“ liegt darin, „die Symptome ihrer Isoliertheit zu entreißen und dem Ichgefüge einzubauen“ (JACOBSSOHN). Aber FREUD hat hinsichtlich der lebensgeschichtlichen *Bildung* jener Symptome immer daran festgehalten, daß ihre wesentlichen materialen und dynamischen Bestimmungsstücke einem autonomen, ichfernen, *mechanistisch bestimmbar*en Prozeß in den Schicksalen von *Teiltrieben* entstammen und vom Ich erst spät als schicksalshafte Provenienzen übernommen und bearbeitet werden. Das ist wenig befriedigend, wofern man, wie die Charakterkunde, die *Einheit der Person* zum Zentrum psychologischer Betrachtung macht. Und FREUD hat sehr weit ausholende Hilfhypothesen aufstellen müssen, um diesen seinen Standpunkt durchzuhalten. Zu diesen gehört die Entgegensetzung der *libidinösen* und der *Ichtriebe*, und die Gleichsetzung der letzteren mit den *Todestrieben*¹ und der haßvollen *Aggression*, die der starren Erhaltung der personalen Grenzen dient. Zu diesen Hilfhypothesen gehört der *Kastrationskomplex*, der nachträglich ohne genügende Beglaubigung in alle möglichen Phänomene frühkindlicher *Angst* und Ichbedrohtheit oder Ichinfragestellung hineininterpretiert wird. Alle diese Hilfhypothesen, deren heuristisches Recht unbestritten bleibt, dienen dazu, FREUDS *naturtheoretischen Biologismus* auch dem Selbst des Menschen gegenüber durchzuhalten. Seine *Auflösung des zentralen Ich* in einen dynamologischen Grenzbegriff zwischen dem „Es“ und dem „Überich“ wird in keiner Weise den Phänomenen der *Intentionalität*, ihrer Weisen und Strukturen und ihrer Ichbezogenheit gerecht. Das gleiche gilt von FREUDS theoretischer Strukturierung des *Überich*, in welches er nicht nur alle lebensgeschichtlich entstandenen *subjektiven* inneren Selbstanforderungen unterbringt, sondern auch alle jene logischen, theoretischen und normativen Verbindlichkeiten, die den Anspruch auf *objektive Geltung* stellen. Diesen wichtigsten Fragen der wesensmäßigen Eigenart des menschlichen Geistes steht FREUD und sein Kreis mit der gleichen relativistischen und biologistischen Unbefangenheit gegenüber wie die englischen Sensualisten und der philosophische Materialismus jener Zeitepoche, die in FREUDS Jugendtage fällt.

Auch diese Kritik, sachlich berechtigt, kann aber weder den heuristischen Wert der psychoanalytischen Perspektive in Zweifel stellen,

¹ Vgl. die klare Kritik, die HORNEY an dieser Konzeption des „Todestriebes“ geübt hat (in: Das Problem der Kultur und die ärztliche Psychologie, Leipzig 1931, S. 105 ff.).

noch ist sie für den *materialen Gewinn an psychologischen Einsichten*, die FREUD verdankt werden, wesentlich. Um so erstaunlicher ist daher die Tatsache, daß sie zu solch leidenschaftlicher und allgemeiner Ablehnung der Psychoanalyse durch die gegenwärtige Wissenschaft geführt hat. Diese Ablehnung erstreckt sich auf alle Allgemeinbegriffe, mit denen FREUD arbeitet, z. B. insbesondere auf diejenigen des *Unbewußten* und der *Verdrängung*. Es ist zwecklos, die kritischen Einwendungen gegen diese Substruktionen der Psychoanalyse ausführlicher zu wiederholen; was nämlich die Kritiker an die Stelle der von FREUD hiermit gemeinten psychischen Sachverhalte setzen wollen, war selber niemals frei von theoretischen Bedenklichkeiten, und es genügte überdies niemals, um auch nur entfernt die gleiche *heuristische Anschaulichkeit* zur Einsichtigmachung psychisch-dynamischer Zusammenhänge zu ermöglichen wie die von FREUD gewählten und gewiß theoretisch nicht einwandfreien Formulierungen.

Wir werden also auf diese *theoretische Kritik* kein allzu großes Gewicht legen dürfen. Ihre Einwände mögen *richtig* sein: sie sind gegenüber den positiven Entdeckungen und Leistungen FREUDS und dem heuristischen Wert seiner Forschungsweise recht *nebensächlich*. Wir werden uns vielmehr zu fragen haben, wo *die Intensität dieser Kritik* ihre Wurzeln hat. Die Frage ist die gleiche wie die, woher *der Enthusiasmus der Anhängerschaft* FREUDS stammt und woher der *ungeheure Nachhall*, den gerade die *Psychoanalyse in der geistigen Gegenwart* der gesamten Welt gefunden hat, wie kaum jemals zuvor eine wissenschaftliche Einzeldisziplin. Und da werden wir erkennen, daß *die Blickweise* FREUDS *einen bestimmten weltanschaulichen Ansatz* in sich schließt, der weit über ihren Anspruch als naturwissenschaftliche Einzeldisziplin hinausführt und dem Bilde FREUDS ganz besondere Züge in unserer geistigen Gegenwart aufprägt.

Worin gründet die besondere, bei kaum einer geistigen Bewegung unserer Zeit auch nur annähernd vorhandene Wirkung der Psychoanalyse in der Gegenwart? Handelt es sich wirklich bloß um eine zweckmäßigere Technik und Verfahrensweise bei der Behandlung von Neurosen? Handelt es sich wirklich bloß um Forschungen und Theorien über bisher unbeachtete Seiten des Seelenlebens — Forschungen, welche die herrschende Psychologie zwar in einer bestimmten Richtung ergänzen, aber in ihrem grundlegenden Wissenschaftsanspruch nicht tangieren? Wenn man FREUDS eigene Meinung in seinen verschiedenen Arbeiten darüber gelten läßt, dann möchte es so scheinen. Denn er hat niemals etwas anderes bekundet, als daß in der Psychoanalyse ein empirischer Anbau der Seelenkunde zur Erforschung besonderer psychologischer Materien vorliege. Er hat diese Überzeugung — daß der Wissenschaftsanspruch der Psychoanalyse genau der gleiche sei wie derjenige jeder beliebigen empirischen Teildisziplin — auch dann noch

bekundet, als durch ihn selber und durch seine Schüler das psychoanalytische Wirkungsfeld sich längst jenseits der Neurosen, jenseits der psychologischen Persönlichkeitsforschung, auf das *gesamte Gebiet der Kultur- und Geistesgeschichte* des Menschen ausgedehnt hatte — als es mithin durchaus die *Grenzen zur Philosophie und Weltanschauungslehre überschritten* hatte.

FREUD hat aber kein Hehl daraus gemacht, daß er die Menschen nicht eben schätzt, die sich im festen Besitze eines geschlossenen Weltbildes vermeinen — oder in der Fähigkeit zu einem solchen, nämlich die Philosophen. Er spricht mit ironischem Mitleid vom „Poltern der Philosophen“; er sagt: „Wenn der Wanderer in der Dunkelheit singt, verleugnet er seine Ängstlichkeit, aber er sieht darum um nichts heller.“ Die auf der Herrschaft des *Geistes* sich auferbauende *Kultur* und die in ihren Erscheinungen sich kundgebenden Wertsetzungen analysiert er psychologisch so, daß sie eben dadurch als uneigentlich und als Selbsttäuschungen offenbar werden. Für seine Psychoanalyse ist alles Geistige nur eine Scheinrettung und *Verkleidung des Triebhaften*. *Wissenschaft* ist ihr eine narzißtische Ersatzbefriedigung, ein Onanieäquivalent. *Kunst* ist ihr eine fiktive Entschädigung gegen drohende Leiden, gegen die kein genügender Schutz besteht, und steht darin dem Sexualrausch und dem Rauschbedürfnis überhaupt nahe. *Religion* ist ihr ein aus Kastrationsangst und Überichangst geborener infantiler Massenwahn, in seinem illusionären Charakter den schwersten Formen der Neurose gleichend. *Sittlichkeit* ist ein angsterzeugter fiktiver Autosadismus. Der Mensch täuscht sich überall, und am meisten da, wo er vermeint, die höchsten Gestaltungen seiner eigenen Möglichkeiten zu erzeugen.

Kann man sagen, diese Blickweise sei nichts als eine empirisch-psychologische Teilwissenschaft? Es klingt doch hier ein neuer Ton an, ein Ton, den wir schon aus dem Lebenswerke NIETZSCHES kennen: der Ton der *Absetzung des bewußten Geistes*. Nicht aus den empirischen Einzelergebnissen, sondern eben aus dieser grundsätzlichen Blickweise der Psychoanalyse folgt mit unumgänglicher Konsequenz die Fragwürdigkeit des bewußten Geistes. Synthetisches Bewußtsein als Tat, als systematische Erkenntnis, als ordnendes Prinzip, als wertsetzendes Prinzip, als beherrschendes Prinzip zwischenmenschlicher und sozialer Bindungen wird entthront. Es wird zu einem bloßen Scheingebilde über verborgenen Trieben und Ängsten. Es ist ein Überwindungsversuch dieser verborgenen Gestaltungsfaktoren — und damit etwas Uneigentliches und Tendenziöses. Und zwar ist es ein täuschender und vergeblicher Überwindungsversuch.

FREUD spricht diesen Gedanken zwar nirgends ausdrücklich aus; aber er ist das implizite Grundmotiv seiner forschenden Einstellung. Und so kühl und sachlich FREUD bei seinen Konstatierungen zu sein

pfllegt: dieser niemals ausdrücklich ausgesprochene Gedanke, der hinter allen Einzelkonstatierungen immer wieder anklingt — er ist bei FREUD keine bloße Konstatierung. Er enthält wesensmäßig eine *Entwertung des geistigen Bewußtseins*: es ist eine Scheinrettung, eine Täuschung, Quell aller Illusionen. Das Eigentliche steht dahinter, dunkel und gefahr- voll, und die Psychoanalyse, die zu ihm hinführt, gleicht einer Fahrt über den Acheron. „Acheronta movebo“ — dieser Ausruf steht als Motto über FREUDS Traumdeutung.

Wenn es überhaupt einen Sinn hat, das Wort „Weltanschauung“ zu gebrauchen, so kann damit nur der Totalaspekt auf den Menschen und dessen innerstes Wesen gemeint sein: so wie er ist, begegnet ihm die Welt, die er gestaltet und an der er sich gestaltet. Hier liegt das weltanschauliche Moment, welches die Psychoanalyse kennzeichnet. Und da muß — mit aller Nüchternheit und ohne irgendwelche Parteinahme — ausgesprochen sein: *dies eigentliche und stumme Wesensmoment der Psychoanalyse ersetzt und zerstört das Bildungsprinzip der gesamten Geisteshaltung*, wie sie seit dem Christentum, seit Augustinus und Descartes die abendländische Kultur darbietet.

Nichts Geringeres geht vor sich. In der christlich-abendländischen Kultur ist das Bewußtsein, ist Geist und Gesinnung und Gewissen der „göttliche“ Anteil im Menschen. Kraft ihrer ist der Mensch das „aus- erwählte“ Wesen, teilhaftig der Gottessohnschaft. Die andere Seite in ihm ist „die Sünde“, die überwunden werden muß und von ihm ab- fallen kann, weil sie für seine Essenz wesenlos ist. Der Geist erbaut das Reich des Wissens und Erkennens, die Gesinnung das Reich des Glaubens und der Liebe, das Gewissen das Reich der Sittlichkeit und des Rechtes. Gegen die in dieser Geisteshaltung vermeinte Substruktion aller „absoluten“ Wertbereiche tritt die Psychoanalyse als der große Gegenspieler in die Schranken.

Es besteht aber ein Unterschied zwischen NIETZSCHE und FREUD. Ersterer war sich seiner revolutionären und revolutionierenden Kampf- stellung gegen die christliche und abendländische Blickweise auf den Menschen und seine Kultur in höchstem Maße bewußt. Dieses Bewußt- sein war geradezu der Sinn seines Lebens in der grandiosen Isolierung und seines Unterganges. Nicht umsonst sagte er in stolzer Verzweigung: „Flamme bin ich sicherlich.“ Ähnlich ist es mit dem ihm gemäße- sten neueren Denker des Irrationalismus, mit KLAGES. *Bei FREUD ist das ganz anders.* Immer wieder zieht er sich auf das Vorgeben zurück, er sei *nur Empiriker*, Naturwissenschaftler, er schaffe nur eine Technik der Erforschung und Behandlung von Neurosen, und alles Weltanschauliche liege außerhalb seiner Zugriffsabsicht. Er *will* hier offenbar eine Wirk- ung nicht sehen, die er dennoch mit der ihn auszeichnenden Klarheit unerbittlich verfolgt. In dieser geistigen Mimikry hat er *innerhalb* der

Wissenschaft unserer Zeit — eben jener Wissenschaft, die durch sein Forschungsprinzip in Frage gestellt wird — seinen Platz eingenommen und Schule gemacht. Und bei seinen bedeutenderen Schülern finden wir genau die gleiche Zwitterstellung wie bei dem Meister. Wenn wir etwa den außerordentlichen Aufsatz BERNFELDS lesen, der gleichsam offiziell für die Schule festlegt, welche weltanschauliche Bedeutung der Psychoanalyse zukommt, so tritt diese Zwiespältigkeit klar in die Erscheinung. Für ihn ist die Psychoanalyse naturwissenschaftliche Empirie nach einer gesicherten Methodik. Nicht weniger, aber auch nicht mehr. Sie ist vielleicht der erste Ansatz zu einer exakten Physik des Seelengeschehens (die BERNFELD denn auch in späteren Arbeiten zu geben versucht). Aber zugleich gewährleistet die Psychoanalyse, wie BERNFELD rühmend hervorhebt, eine *Destruktion aller „Ideologien“*. Und diese *Destruktion* könne garnicht radikal genug erfolgen.

Aus dieser eigenartigen Situation heraus müssen auch die Phänomene des eingangs geschilderten *Kampfes* gewürdigt werden, der zwischen den Anhängern und Gegnern der Psychoanalyse entbrannt ist und unvermindert weitergeht. Die *Kritiker* kommen aus dem Lager jener Kultur und Wissenschaft, welche durch die Konsequenzen der Psychoanalyse in ihren Grundlagen bedroht und als „Ideologien“ zerstört werden. Daraus erklärt sich die Heftigkeit und Radikalität ihrer polemischen Haltung und deren ständige Erneuerung. Es geht nicht nur um den *Rechtsgrund*, sondern um den *Seinsgrund* ihres eigenen produktiven Lebens und Tuns. Aber dank jener bemerkenswerten Zwiespältigkeit der Psychoanalytiker *tritt dies eigentliche Kampfziel nirgends in den polemischen Bereich selber ein*. Kritik und Kampf spielen sich vielmehr gänzlich im Bereiche jener naturwissenschaftlichen Empirie ab, welche beide Teile, auch die Psychoanalytiker, als verbindlich voraussetzen. Die Kampffront ist in ein Gebiet verlegt, wo eine Entscheidung kaum möglich — und wenn möglich, dann unbezeichnend und wirkungslos wäre.

Eine gewöhnliche empirische Annahme über die Gesetzmäßigkeit von Seelenvorgängen kann man nachprüfen und bestätigen oder widerlegen. Aber die Kritiker FREUDS wenden sich stets nur gegen den behaupteten *wissenschaftlichen* Anspruch der Psychoanalyse — im Sinne der vorausgesetzten naturwissenschaftlichen Empirie. Die Anhänger FREUDS sehen ganz richtig, daß von solcher Kritik die Ansatz- und Ausgangspunkte der Psychoanalyse, das Wesentliche an ihr, gar nicht berührt werden. Getreu ihrer empirisch-naturwissenschaftlichen Einkleidung setzen sie dies mit dem Begriff der „*empirischen Tatsachen*“ gleich und erklären, daß die Kritiker sich niemals auf eine Kenntnisnahme dieser Tatsachen einließen. Die Kritiker wiederum weisen nach, daß die Anhänger FREUDS diese vermeintlichen Tatsachen von vornherein lehrmäßig verunstalten und verbiegen. In dieser Kampffront haben beide Parteien

recht. Es gibt ja überhaupt keine „reinen“, d. h. begrifflich und theoretisch noch ungeformten Tatsachen in der Psychologie und Charakterkunde. Dennoch ist die Art, wie die Kritiker hier an den Ausgangspunkten der FREUDSchen Lehre vorbeigehen, nicht frei von einer geheimen Tendenz. Die gleiche Tendenz wirkt sich dahin aus, daß die Kritiker ständig die „wissenschaftliche“, „theoretische“ Seite der Lehre zum Angriffspunkt nehmen. Diese Seite der Kritik erstreckt sich, wie wir bereits sahen, darauf, daß nachgewiesen wird, FREUDS Deutungen schlössen immer schon logisch oder theoretisch die Vorwegnahme ihres Ergebnisses in sich, seine theoretischen Grundbegriffe seien methodisch falsch gebildet, seine Annahmen über die Funktionen des Unbewußten sowie über den „seelischen Apparat“ und dessen „Mechanismen“ seien willkürlich und unbewiesen. Die *Freudianer*, die vorgeben, auf dem Boden eben jener Wissenschaft zu stehen, von der sie hier polemisch als ausgeschlossen erklärt werden, machen nunmehr eine Wendung, die *echt* ist — eine Wendung, welche zeigt, wie sehr sie *grundsätzlich* und *weltanschaulich außerhalb* des „wissenschaftlichen“ Bereiches fundiert sind: sie sagen nämlich, alle derartige Kritik beruhe nur auf *inneren Widerständen affektiver Art* bei den Kritikern; und *eben darum* und *gerade dadurch* erweise sie die Richtigkeit der Lehre. Im übrigen seien die theoretischen Begriffe und Formulierungen der Lehre im Vergleich mit den „Tatsachen“ ganz gleichgültig und vorläufig.

Vom Boden methodisch gesicherter empirischer Naturwissenschaft wäre der letzte Satz unmöglich. Stünde die Psychoanalyse wirklich nur in diesem engen Denkgebiete — was sie ja von sich behauptet —, so wären die theoretischen Leitbegriffe alles andere eher als vorläufig und unwesentlich. Sie sind es gerade, welche die Heuristik und Forschung in bestimmter Weise begrenzen und sichern. Die Kritiker hätten mit ihren immanent-logischen und theoretischen Einwendungen eine schwache Stelle der Psychoanalyse getroffen. Eine solche Kritik kann nicht durch den Hinweis auf die „Tatsachen“ unwirksam gemacht werden — *solange es sich eben wirklich um induktive empirische Naturforschung handelt*.

Aber das ist es ja gerade: *weil* die Psychoanalyse das *nicht* ist, als was sie von FREUD und BERNFELD ausgegeben wird, *weil* sie *etwas anderes und viel Umfassenderes* ist, nämlich eine *grundsätzlich neue Blickweise auf das Wesen des Menschen* — *eben darum* ist die Rede der *Freudianer* von der Vorläufigkeit und Uneigentlichkeit aller theoretischen Formulierungen berechtigt. *Eben darum* ist ihr Argument treffend, daß die Einwendungen der Kritiker aus dem Wissenschaftslager das Wesen der Sache nicht berühren, sondern aus tiefen affektiven *Widerständen* geboren werden, Widerständen, welche die Kritiker *als Personen* unfähig machen, die Blickweise der Psychoanalyse und die durch sie

eröffnete eigentliche Wesensart des Menschen ohne unbewußte Vorurteile zu sehen und zu ertragen. Aus der Heftigkeit dieser Widerstände folgt tatsächlich, daß die logischen und theoretischen Einwände der Kritiker, obwohl sie richtig sind, sehr wenig besagen. Denn was bedeutet hier „*richtig*“? *Richtig* sind jene Kritiken doch eben nur unter der vorausgesetzten Herrschaft jenes systematischen Bewußtseins, auf dessen *Fragwürdigkeit* die Psychoanalyse ausgeht. Indem sie sich als Naturtheorie ausgibt und eben dadurch die Herrschaft dieses Bewußtseins unterstellt, das in Frage zu stellen ihr eigentliches Ziel ist, erleichtert sich die Psychoanalyse ihre Kampfsituation, verschiebt sie die eigentliche Kampffront, hängt sie sich ein wesensfremdes Kleid um wie der Wolf einen Schafspelz — oder sie mißversteht sich in ihrem eigenen Wesen und in ihrer eigenen Tragweite. Die Heftigkeit der gegnerischen Widerstände beweist andererseits, daß die Kritiker sehr wohl fühlen, wie hinter allen theoretischen und methodischen Einzelkämpfen eine tiefere Entgegensetzung steht, ein *Entweder-Oder*: und zwar ein solches, das *die Rolle des Geistes im Menschen selber* betrifft. Die Gegner kämpfen, ohne sich dessen deutlich bewußt zu sein, um den Bestand und die Erhaltung des Weltbildes, in welchem sie stehen und existieren. Sie fühlen sich in ihm und in der es fundierenden Kultur geborgen und sicher. In ihm gründet der Begriff der Wissenschaft — in jenem abendländischen Sinne. Das Zentrum dieses Weltbildes ist *der Mensch als bewußtes Wesen*. Aus dem Bewußtsein und der mit ihm gegebenen Möglichkeit reflektierender Objektivation stammt alles Wissen, alle Wissenschaft, alle Wertsetzung, alle sittliche und soziale Ordnung, alle Beherrschung der Natur und der Außenwelt. Wer dieses Fundament zerstört, bedroht alles, wodurch der Mensch der letzten fünfhundert Jahre sich sicher und siegreich in seiner Existenz behauptet hat. *Dies aber tut die Psychoanalyse*. Daß sich dagegen Widerstände richten, ist begreiflich. Widerstand leistet der, welcher sich angegriffen fühlt. So ist der Widerstand tatsächlich ein Anzeichen, *daß die existentiellen Grundlagen des gegenwärtigen Menschen in der Psychoanalyse eine bis dahin unerhörte Problematisierung finden*. Und diese Problematisierung ist eine *entwertende*, sie ist wesensmäßig *destruktiv*.

Dennoch beweist der Widerstand, den jeder Mensch unserer Zeit bei Beschäftigung mit der Psychoanalyse zunächst mit erschütternder Kraft in sich fühlt, *keineswegs die Richtigkeit* der FREUDSchen *Lehre*. Solange diese Lehre im Gewande *eben jenes* reflektierenden Bewußtseins, eben jener Geistigkeit auftritt, an welche sie destruirend herangeht, ist sie der Widerlegung von der gleichen Wissenschaft her ausgeliefert, als die sie sich ausgibt.

Wir entnehmen dem Gesagten also folgende Gesichtspunkte: einmal ist die Psychoanalyse als eine *neue Blickweise auf die existentiellen*

Wesensgrundlagen des bewußten Menschen anzusehen, als eine *Problematisierung seiner Selbstheit, seines Bewußtseins und seiner Wertsetzungen*, der eine ungeheure revolutionäre Kraft innewohnt. Zum zweiten aber ist das Gewand als *empirische Naturwissenschaft*, welches sich die Psychoanalyse anlegt, *im Hinblick auf diese prinzipielle und revolutionierende Bedeutung ihrer Fragestellung nur erbogter Schein*. Der Widerstand der Kritiker beweist die Tiefe des grundsätzlichen Gegensatzes, er beweist die *Echtheit* der psychoanalytischen Grundintention, aber er beweist ebensowenig etwas *für* die Richtigkeit der Psychoanalyse, als die wissenschaftlichen Argumente der Kritiker, trotz ihres seelischen Zutreffens, etwas *gegen* die Sicht und Echtheit der Psychoanalyse beweisen. Der Kampfboden, auf dem der Streit um die Psychoanalyse ausgetragen werden muß und kann, ist derjenige einer *philosophischen Anthropologie*, einer *fundamental-ontologischen Wesenslehre vom Menschlichen* — so wie sie in der Gegenwart seit KIERKEGAARD und NIETZSCHE, historisch zurückverfolgbar über die Romantiker bis zu HEGEL einerseits, gewissen Ausläufern des klassischen Idealismus andererseits, aufgerichtet worden ist (SCHELER, KLAGES, HEIDEGGER). Hier ist FREUDS eigentlicher Ackerboden: er gehört selber zu jenen verspotteten „Wanderern, die im Dunkel singen“.

Ohne hier irgend etwas über die Grundinhalte dieser philosophischen, fundamentalen Anthropologie auszumachen¹, sehen wir unter ihrem Aspekt *die beiden Großtaten FREUDS und seiner Schule*, um deren willen FREUD seine bahnbrechende Stellung im geistigen Gegenwartsleben mit Recht innehat. Durch sie ist FREUD ein Erneuerer und Vertiefer der anthropologischen Wesenslehre geworden, und zwar ganz unabhängig vom äußeren wissenschaftlichen Gewande seiner Lehre. Sie liegen einmal in seiner Art, *das Irrationale* im Menschen in seiner Bedeutung zu sehen und zu erfassen, und zweitens in seiner Art, dem Menschen zu einer *Infragestellung* und *dadurch Erweiterung* und *Vertiefung seines Selbstverstehens* zu verhelfen. Wenden wir uns zunächst diesen beiden unvergänglichen Leistungen FREUDS und seiner Schüler zu. Es bedarf keines Wortes, wie eminent die charakterologische Tragweite dieser Großtaten ist.

2. Die psychoanalytische Situation als Erschließung des Irrationalen.

Schon seit NIETZSCHE hat auch der abendländische Rationalismus es mehr oder weniger widerwillig zulassen müssen, dem *irrationalen Moment* in der Struktur und Dynamik der Person einen Platz zu gewähren. Ein eigenartiger Wechsel zwischen Bejahung und Verneinung dieses irrationalen Momentes, Kompromisse zwischen ihm und der *Vorherrschaft des Geistes* bezeichnen die meisten einzelnen Gestaltungen,

¹ Vgl. den Schluß des ersten Teils in diesem Buche.

welche die Philosophie in Reaktion auf NIETZSCHE hervorgebracht hat. FREUD nun hat uns *die Methode* geschenkt, dies Irrationale im Menschen *zum Sprechen zu bringen*, es eingehen zu lassen in die sprachliche Realität. Er hat keine *Aperçus* darüber gemacht und, wenigstens primär, keine Theorie (darum sind seine späteren naturtheoretischen Substruktionen auch so unbezeichnend für das Eigentliche seiner Tat), sondern er hat es verstanden, das Irrationale *zu befragen, so daß es Antwort gab*. Die Methode FREUDS, die *Methode der „freien Einfälle“*, ist dasjenige, was auch dann bleiben wird, wenn Bedenken, ja Widerlegungen die theoretischen Formulierungen der hierdurch gewonnenen Ergebnisse seiner Arbeit angreifen. Bisher war alle Beziehung von Mensch zu Mensch, insofern sie etwas vom Charakter aufleuchten lassen sollte, auf die bewußte, planvoll intendierte Zwiesprache gestellt gewesen. FREUD hat eine gänzlich neue Situation geschaffen: eben die *Situation der Psychoanalyse*. In ihr ist der Analysierte allein mit sich und doch nicht allein: dadurch, daß der Arzt hinter ihm sitzt, ungesehen. So ist ein Korrektiv angebracht an der „Blindheit“ des introspektiven Bewußtseins für bestimmte Seiten des eigenen Wesens; nun kann das kritische und reflektierende Bewußtsein des Analysierten ruhig ausgeschaltet werden. Der Analysierte kann sich den in ihm auftauchenden oder anklingenden Seelenregungen ohne jede bewußte Selbstzuwendung und deren Verfälschungstendenzen gänzlich überlassen. Er kann, ja er muß, sagen und agieren, „*was ihm einfällt*“; er muß dies *ziellos* tun, *selbstzweckhaft*. Die einzige Begrenzung, die ihm gestellt wird, gilt lediglich seiner auswählenden und kritischen *Bewußtheit*: er „darf nichts unterdrücken, was es auch immer sei“. Die sprachliche Formulierung — in welcher man eine verfälschende Rationalisierung sehen könnte — ist insofern, trotz ihres Charakters als Fehlerquelle, dennoch ertragbar, als sie ja zugleich das *Lautwerden* jenes Irrationalen, seinen *Ausdruck* darstellt — und zwar gerade in der für den Analytiker faßbaren Form. Sie ist übrigens nicht der einzige Ausdruck, denn daneben steht noch die motorische Aktion; und insofern ist der Einwand der sprachlichen Bindung gegen die Unverstelltheit des Irrationalen bei diesem Verfahren nicht zwingend. Und dies Verfahren nun, Stunde um Stunde wiederholt, bis alle Befangenheiten des Bewußtseins schon einstellungsmäßig restlos aus ihm getilgt sind — ist es nicht wirklich der „Königsweg“ (FREUD) zur Eröffnung der seelischen Hintergründe „hinter“ dem Rationalen und Bewußten? Dazu kommt ein Zweites. Hinter dem Analysanden ist der Arzt, passiv und stumm. Er *hat* das beobachtende Bewußtsein, welches — gemäß der Methode — beim Analysanden immer wieder vom Zugriff auf die Phänomene ausgeschlossen werden soll. Aber dies Bewußtsein verhält sich nicht etwa sogleich stellungnehmend, deutend, kritisch, aktiv. Der Arzt *schweigt*. Ihm ist äußerste Passivität

vorgeschrieben und zugleich jener Zustand „gleichschwebender Aufmerksamkeit“, der bewirken soll, daß auch bei ihm, im Zugriff des aufnehmenden Bewußtseins, keine aktive Auswahl unter den Phänomenen erfolgt, sondern ein bloßes Beeindrucktwerden und ein Ausschwingen des Eindrucks gemäß dessen innerem Gewicht und Wirkungsvermögen. Und dennoch ist der Arzt *für* den Analysanden „anwesend“, „gegenwärtig“. Er ist das einzige Stück noch vorhandener *Wirklichkeitsbeziehung*. Er ist mithin gegeben als diejenige äußere Instanz, „für welche“ die Einfälle erfolgen, als eine — zunächst schrankenlose — *Beziehungsfläche der Einfallsproduktion*, und zwar als die *einzig* äußere Tendenz, die im Hinblick auf die Einfallsproduktion obwaltet, neben den unbekanntem inneren Tendenzen, von denen sie bestimmt wird. Letztere bilden das eigentliche Erlebens- und Erforschungsproblem: was bist du und wie bist du gelenkt und bewegt — *jenseits deiner Ratio*? Daß eben diese geheimnisvollen und problematischen inneren Bewegungen und Erreger sich in der Einfallsproduktion gerade am Arzte als der einzig übriggebliebenen Wirklichkeitsbindung besonders ausleben werden, ist von vornherein heuristisch anzunehmen und durch ständige Beobachtungen tausendfältig erhärtet. Das Irrationale der Beziehungen des Analysanden zum Arzt wird so zum *Abbild und Spiegel* seiner irrationalen Beziehungen zu seiner *lebensgeschichtlichen* und *gegenwärtigen Wirklichkeit*. Von hier aus versteht sich sowohl der *symbolische* Charakter als auch die eminente heuristische Bedeutung, welche die Phänomene des „*Widerstandes*“ und der „*Übertragung*“ in der Psychoanalyse besitzen.

Es ist unbestritten, daß allmählich der Arzt seinem Analysierten den inneren Gehalt und Zusammenhang der Einfallsphänomene zu *deuten* beginnt. Gegen diese *Deutung* haben sich von jeher die heftigsten Einwände der Kritik gerichtet. Man hat darin eine Rationalisierung des Irrationalen gesehen; und zweifellos *ist* die Deutung eine Rationalisierung. Diese Feststellung in ihrer ganzen Tragweite soll nicht verschleiert werden; auf eben diese Tragweite kommen wir noch einmal im Späteren zurück. Hier sei nur gesagt, daß diese Zusammenhangsdeutung sich *notgedrungen* der rationalen Formen bedienen muß, und daß es sich um ein *unvermeidliches* Geschehen handelt. Ihr Sinn ist, dem Bewußtsein zu geben, was des Bewußtseins ist. Hinzu kommt, daß diese Deutung immer „historiologisch“ (E. STRAUS¹) vorgeht, immer innerhalb der *inneren Lebensgeschichte des Analysierten* verbleiben soll. Es soll nicht mehr in ihr gegeben werden, als der unumgängliche Hinweis auf die Gleichsinnigkeit von scheinbar vielfältigen und verschiedenen Einfallsinhalten, auf die Gleichheit ihrer Beziehungspunkte oder ihrer Ursprünge. Und die Deutung soll möglichst sparsam und spät einsetzen. Die Vorsicht des Deutenden ist eine immer wiederholte Forderung

¹ Geschehnis und Erlebnis. Berlin 1930.

FREUDS und gerade der besten unter seinen Schülern. Freilich bedient sich diese Deutung der *typischen Symbolik* und ihrer Substruktionen, so wie diese in der theoretischen Lehre eingefangen sind. Aber sie bedient sich ihrer nur als Rechenpfennige, als Mittel zur Erzielung eines *Evidenz-erlebnisses* im Analysanden; eigentlich kommt es ihr auf dies *Evidenz-erleben* allein an. Dies Evidenz-erleben aber, dies Erlebnis: *so bist du eigentlich — dieses neue Sichselbstverstehen* ist der wahre Sinn des Deutungs-vorgangs. In diesem Sichselbstverstehen tritt das Ich dem Irrationalen gegenüber, zugleich eingliedernd und abstandnehmend; das Ich wird sich selber in neuer, erweiterter Weise durchsichtig; es wird erlebnismäßig gleichsam von sich selber erlöst und tritt dadurch in den Besitz einer *tiefer verstandenen und neugelebten Selbstheit* ein.

Anschließend wollen wir FREUDS zweite Großtat ins Auge fassen. FREUD hat nämlich erkannt, in welchem Ausmaß die *psychoanalytische Situation*, deren Wert als Forschungsmittel uns geschenkt zu haben seine erste Großtat war, zugleich das Wesen der menschlichen *Beziehung* „*Not—Hilfe*“ verwirklichte. Wir erleben in der Psychoanalyse immer wieder die tiefe und gewaltige *Erschütterung*, die der Analysand durchmacht, wenn er sich selber, den Entschleierten erlebt, wenn er erlebt, wie er im Hinblick auf seine innere Lebensgeschichte „*eigentlich*“ zu dem bestimmt wurde, was er ist, und wie er durch eben dies Erschütterungserlebnis neue Distanz, Freiheit und Sicherheit sich selbst gegenüber gewinnt. Wir erleben in der analytischen Situation, wie lebensgeschichtlich urtümliche Regungen sich am symbolischen Beziehungspunkt des *Arztes* mit elementarer Kraft und Wucht anhängen — und wie deren Natur dem Analysanden dann plötzlich unverhüllt aufgeht. Eben dadurch erhebt er sich wiederum über sie und vermag sich aus ihnen herauszulösen. Das ist die ungeheure Bedeutung der *zwischenmenschlichen Beziehungsformen in der psychoanalytischen Situation*, die FREUD in den Termini der *Übertragung* und des *Widerstandes* festzuhalten suchte. Wir sehen die reinigende Kraft letzter Wahrhaftigkeit sich selbst gegenüber. Wir sehen sie ganz besonders da, wo *unerfüllte Strebungen des Hasses und der Liebe* in tausendfältiger Abschattung am Analytiker als uneigentlichem Beziehungspunkt angreifen wollen und in statu nascendi mit dem Ich des Erlebenden, *mit seinem Selbstverstehen*, *konfrontiert* werden. Gerade daß der Arzt sozusagen sich selber *ausschaltet*, auf aktives Eingreifen *verzichtet* und in all seiner Gegenwart doch nur ein stummes Symbol darstellt, gerade daß auf diese Weise die Beziehungen sowohl *einseitig* als auch *unerfüllt* bleiben: darin liegt ein überwältigender Faktor der helfenden Wirkung. Mit vollem Recht sagt JACOBSSOHN¹: „Das rationale Durchschauen selbst der tiefsten Zusammenhänge bleibt wirkungslos, wenn es nicht gleichzeitig ein tiefes

¹ L. c.

seelisches Erleben, ein Begreifen in allen Schichten der Persönlichkeit darstellt.“ Daß der Arzt schrankenlos für den Leidenden da ist, niemals wertend, immer verstehend, ohne falschen Gestus aktiver Autorität, daß er alle ihm geltenden Regungen noch im Versagen versteht, daß er die *Versagungen* des Lebens und die *Leidensanlässe* symbolisch durch seine eigene Person in unerhörter Vollständigkeit *zugleich wiederholt und als uneigentlich aufdeckt*: dies alles gibt dem Arzte eine therapeutische Kraft, welche die Persönlichkeit des Leidenden in keiner Weise in ihrer eigenen *Autonomie* beeinträchtigt und welche — scheinbares Paradox! — dadurch wächst, daß sie *nicht* ausgeübt wird. Wir verstehen erst seit FREUD das wirkliche Wesen des Helfertums im Seelischen. Erst seit ihm verstehen wir die Wirkungsweise aller Suggestion; er hat uns den Heilungsbegriff neu problematisiert und neu erfüllt. Der Arzt wird nach bestimmter Dynamik und innerer Ökonomie in die Reihe der „Überichbildungen“ des Leidenden aufgenommen und mit den lebensgeschichtlich gegebenen Überichstrukturen verschmolzen. Indem er von dieser seiner Position *keinen* aktiven Gebrauch macht, vermag er den Rigorismus der Überichwirkungen im Kampf mit den vitalen Strebungen und Tendenzen des Leidenden *bis zur Versöhnung abzumildern*, das *Wirklichkeitsbewußtsein* und *Selbstbewußtsein des Leidenden* erlebnismäßig *an seinen richtigen Platz gleiten zu lassen* und von fiktiven *Schuldgefühlen* und *Angstregungen* ebenso *loszulösen* wie von lebensgeschichtlich uneingegliederten, *neben* der Wirklichkeit her laufenden *Triebtendenzen*. So hat FREUD dem Arzte eine ganz neue Stellung im und zum Leidenden zugewiesen, die sowohl würdiger als auch ganz besonders wirksamer ist als die frühere magisch-autoritäre.

JACOBSSOHN schreibt von der psychoanalytischen Situation: „In diesem seelischen Akt geschieht der dynamisch-ökonomische Umbau der Psyche, den die Psychoanalyse allein Heilung nennt.“ Dies deckt sich mit unseren bisherigen Andeutungen. Und doch muß gesagt werden, daß es dem Sachgehalte nach nicht völlig richtig ist. So grundsätzlich neu und bedeutsam der therapeutische Faktor der psychoanalytischen Situation ist, was das Verhalten des Arztes und sein Erlebtwerden durch den Kranken anlangt, so sehr ferner in diesem Verhalten des Arztes die tiefe Achtung vor der Autonomie des Leidenden zutage tritt statt früherer Bevormundung unter dem Deckmantel der „Beratung“, so sehr endlich damit das Ziel erreicht wird, dem Leidenden immer wieder die Verantwortung zuzuschieben, die er ja in Wahrheit zu tragen hat: so spricht gegen die Endgültigkeit von FREUDS therapeutischer Bewertung der Psychoanalyse, die er „allein Heilung nennt“, der einfache Umstand, daß durch die Psychoanalyse die Heilung sehr häufig *nicht* eintritt. Über diesen Umstand helfen keine Beschönigungen der Psychoanalytiker hinweg.

Bekanntlich ist das Versagen der therapeutischen Wirkung in der Psychoanalyse bei den Psychosen immer, bei den Suchten und Perversionen häufig, bei den Zwangsneurosen nicht selten der Fall. FREUD hat in diesen Fällen die Ursache nicht der Psychoanalyse zugeschoben, sondern der seelischen Struktur der Leidenden. Sie sind „narzißtische Neurosen“. Sie sind derjenigen Beziehungen zum Arzte unfähig, deren Verwirklichung seiner Anwesenheit in der psychoanalytischen Situation die therapeutische Kraft verleihen würde. FREUD hat durchaus das Recht, die Sachlage so zu sehen. Allein aus ihr folgt doch ein Doppeltes. Wenn nämlich der in der psychoanalytischen Situation sich vollziehende Umbau der Person, den FREUD allein Heilung nennt, tatsächlich nicht eintritt, so folgt daraus, daß die Psychoanalyse ihren Anspruch, „allein“ Heilung zu sein, nicht zu erfüllen vermag. Es werden andere Weisen, diesen Umbau der Person zu erzielen, gesucht und an die Psychoanalyse angeschlossen werden müssen. Sind sie erfolgreich, so geht es nicht an, diesen Erfolg krampfhaft zu übersehen oder als „bloß symptomatisch“ abzutun. Die zweite, tiefgreifende Folgerung ist aber die: die Erweiterung und Vertiefung des Selbstverstehens, wie sie die psychoanalytische Situation erstrebt und mit sich bringt, genügt allein nicht immer zu innerer Befreiung, Umkehr und Wandlung des Leidenden. Das bedeutet, daß diese Neuwerdung im Selbstverstehen zwar eine *Voraussetzung* des Heilungsvorgangs darstellt, aber mit dem Heilungsvorgang prinzipiell *nicht* zusammenfällt. Da sie nicht weiter getrieben werden kann, als es durch die psychoanalytische Situation möglich ist, so geht daraus hervor, daß lediglich eine *veränderte Haltung des Arztes* als des Beziehungspunktes, sowie der vom Arzte ausgehenden Reaktionen auf die Beziehungen des Kranken zu ihm die Möglichkeit der Heilung in sich zu tragen vermag. Die „reine“ Psychoanalyse führt hier in eine Antinomik hinein¹.

Es ist also nicht getan mit der bloßen Behauptung, die Umstellung der Person erfolge „*von selbst*“, und die Psychoanalyse sei „*allein Heilung*“. Es ist nicht getan damit, daß FREUD den negativen Fällen mit hochmütiger Geste — „Narzißbus“ — die „Schuld“ am therapeutischen Mißerfolg zuschiebt, oder daß er gelegentlich einmal sagt, man müsse „das Gold der Analyse mit dem Kupfer der Suggestion legieren“. Es gibt Fälle und Situationen, wo nur durch den Eingriff von außen her, vom Leben her — nämlich von demjenigen Stück Wirklichkeit her, *welches der Arzt darstellt*, der Leidende dazu zu bringen ist, mit den Tiefenschichten seines Ich und dessen Konflikten nicht bloß erkennend

¹ Es sei hierzu verwiesen auf die tiefgreifenden Arbeiten von H. SCHULTZ-HENCKE (l. c.) sowie vor allem auf J. H. SCHULTZ, Neurosenstruktur und Existenzialwerte. Zbl. Psychother. 3 (1930), sowie auf des gleichen Autors Werk: Die seelische Krankenbehandlung. 4. Aufl. Jena 1930.

und verstehend, sondern auch tätig fertigzuwerden. Es gibt Situationen, *in denen das Helfertum aktiv werden muß*, um seine Funktion erfüllen zu können.

Diese Folgerung haben einige von FREUD kommende Forscher wie JUNG und ALFRED ADLER ehrlich gezogen. Die gesamte neuere *Psychagogik*, die sich an die Psychoanalyse anschließt und den Menschen *in seinem sozialen Lebensraum* zu sichern und zu fördern sucht, ist dieses Ursprungs. Es ist nicht zulässig, hier einfach von „neuer Bevormundung“ des Leidenden zu sprechen — kein Therapeut ist beispielsweise der inneren Autonomie des Behandelten so schonungsvoll gegenübergetreten wie ALFRED ADLER in den aktiven Stadien seiner Therapie. Es ist nicht zulässig, sich hinter der leeren Ausflucht zu verschanzen, ein solches Vorgehen gehe „weniger tief“ als die Psychoanalyse — kein Therapeut verdient z. B. diesen Einwand weniger als C. G. JUNG in seinem therapeutischen Vorgehen. Es ist nicht zulässig, gegen die an die Psychoanalyse angelehnten *aktiven* Verfahrensweisen generell den Ausdruck vom „*Kupfer der Suggestion*“ entwertend zu verwenden. Der Wert der aktiven Haltung des Arztes hängt hier ausschließlich *vom Effekt*, nämlich der *Heilung* ab; und es heißt sich die Augen vor dem zu verschließen, was tatsächlich therapeutisch in der Psychagogik vor sich geht, wenn man es eristisch mit dem Worte „Suggestion“ abtun will. FREUD und seine Schule haben diese neueren Verfahrensweisen der Psychotherapie nicht ohne diejenigen inneren Widerstände hingenommen, die sie immer ihren eigenen Gegnern vorhalten. Es ist nicht zulässig, den Unterschied der „*kausalen*“ und „*symptomatischen*“ Therapie hier überhaupt anzuwenden. Handelt es sich doch immer um einen impliziten Umbau der *gesamten Persönlichkeit*, sowohl in der Psychoanalyse als auch in der an sie angelehnten aktiven helfenden Beziehung zum Leidenden; und es ist ein Dogma, daß dieser Umbau im Leidenden entweder „*von selbst*“ erfolgen müsse oder ungültig sei. Hier darf noch folgendes angedeutet werden: gerade wer den irrationalen Elementen des Seelengeschehens eine so gewaltige Triebkraft bei diesem Umbau zumißt wie FREUD, gerade der sollte damit einverstanden sein, wenn Formen und Weisen eines erweiterten und gelösteren Selbstverstehens und Sichselbstbefreiens gefunden werden, die *nicht ausschließlich mehr rational*, sondern *auch mit irrationalen Mitteln* vollzogen werden, z. B. durch erlebnismäßige Herstellung einer *Ineinssetzung* zwischen Arzt und Patient *in einer irrationalen Überzeugungsgewißheit des Stärkerseins*, des Gewachsenseins, der Selbsterlösung, des Mutes zur Realität, ihrer Prüfung und Bewältigung — in welchen Erlebenseinkleidungen immer. Wie diese neueren psychotherapeutischen Verfahrensweisen sich gestalten, das ist hier nicht auszuführen.

Aber eines muß nun doch wieder hervorgehoben werden: *sie alle wären ohne die Psychoanalyse niemals möglich geworden. Die Psychoanalyse ist die große Mutter der gegenwärtigen Psychotherapie*; und wie weit diese sich auch von ihrem Mutterboden losgelöst haben mag, so bleibt es FREUDS zweite große Gabe, den Bezirk seelischen *Helfertums* als erster in unvergleichlicher Weise erschlossen zu haben. Dies gilt nicht nur für das medizinische Helfertum, es gilt in gleicher Weise für alle Erziehung, für alle Formen des gesellschaftlichen Miteinanderlebens. Größeres, so scheint es, vermag man von keinem Lebenden zu sagen.

3. Die innere Antinomik in der Deutung des Irrationalen.

Aus diesen Andeutungen tritt vielleicht hervor, wie sich die beiden Großtaten FREUDS, die Erschließung des Irrationalen, die Infragestellung und Neugestaltung des Selbstverstehens, weitgehend losgelöst darstellen von all seinen speziellen Theorien und Formulierungen. Diese mögen in ihren Einzelgehalten wechseln, sie mögen ihrer Einkleidung verlustig gehen — beides ist im Keime schon bei FREUD selber tatsächlich zu beobachten — unvergänglich und bleibend, durch kein anderes Verfahren ersetzbar ist seine Weise, den Menschen sich aufschließen zu lassen. Und hier soll nun noch einmal zurückgegriffen werden auf die Tragweite des Umstandes, daß die Deutung immer und auch bei FREUD eine *Rationalisierung* darstellt. Der Zweck der Deutung ist es, die Einfallspänomene, ihren Zusammenhang und ihren Bezug zum Ich des Analysanden, *sinnvoll* zu machen. Auch wenn die Mittel hierzu nur ein „Als Ob“ sind, auch wenn Evidenzerlebnis bei der Deutung oder Widerstand gegen die Deutung nichts sind als Anlässe zu weiterer Einfallproduktion und Selbstinfragestellung: auch dann ist die *Sinnvollmachung das eigentliche Wesen der Deutung*. Damit aber tut FREUD einen merkwürdigen Schritt: *er setzt die Ratio und das Bewußtsein*, das es gerade zu durchschauen und zu überwinden galt, *wieder in die Rolle der entscheidenden Instanz ein*. Er, der große Gegenspieler des bewußten Geistes und seiner Uneigentlichkeit, ruft ihn erneut auf die Szene zurück. Er rechtfertigt vor diesem unterwühlten Gegner sein Tun und seine Befunde; mehr noch, er gibt der Ratio die Entscheidung darüber, das Irrationale in sich einzugliedern oder noch nicht. Denn das Irrationale wird ja so lange phänomenal erschlossen und erobert, bis es sinnvoll deutbar geworden ist — sinnvoll wofür? *für eben jene Ratio*, die durch die Aufdeckung des Irrationalen in Frage gestellt werden sollte. Nicht ohne Grund hat man gesagt: FREUD sei das Genie des Überganges. Aber es ist hier mehr zu ersehen als die ideengeschichtliche und forschungsgeschichtliche Übergangsstellung FREUDS. Es ist hier etwas zu ersehen, was von *jeglichem* Kampf gegen den bewußten Geist, gegen die auf ihm erbaute Wissenschaft und abendländische Kultur gilt, und was in der

fundamentalen Anthropologie axiomatisch aufzeigbar wäre: nämlich daß der Kampf gegen den Geist nicht anders zu führen ist *als mittels desselben*, daß er eben jene geistige Bindung, die er bekämpft, zum Zweck des eigenen Kampfes *schon voraussetzt*, und daß der Nachweis des Irrationalen im menschlichen Wesen und in der Substruktion geistiger Haltungen, Taten und Werte die *Autonomie* des Geistes aus dessen eigenen Fundamenten vergeblich zu erschüttern sucht. Der große *weltanschauliche* Ansatz der Psychoanalyse ist, in welchen Formen er auch erfolgen mag, genau wie bei NIETZSCHE, genau wie wir dies auch bei KLAGES beobachten konnten, *grundsätzlich immer zum heroischen Scheitern verurteilt*. Er muß vollbracht werden, und stets wird der Mensch dabei seiner selber in entscheidender Weise neu gewahr: *aber er muß sich vor dem Angegriffenen beugen*, das ist seine Tragik. Wir haben es also nicht nötig, in blindem Parteigängertum für den Geist und die abendländische Kultur gegen FREUD und seine Lehre zu Felde zu ziehen. Ihr Schicksal wird sich, mit großem Gewinn für unsere Einsicht in das Wesen des Menschlichen, mit dialektischer Notwendigkeit in sich selber vollenden; sie wird in ihrer eigenen Antinomik erstarren: das geistige Bewußtsein, welches sie destruiert, zur Erfüllung eben dieses ihres Sinnes selbst wieder zu inthronisieren und zum Richter zu machen. Nur der Geist hat die Fähigkeit und das Recht, sich selber anzuzweifeln; und durch diesen Zweifel kehrt er um so gewisser zu sich selber zurück.

Damit ist der Rahmen gewonnen, durch den wir auf die *Bedeutung der Psychoanalyse für die gegenwärtige Kultur* blicken können. Wir können nunmehr sagen: FREUDS Aufstellungen über Wissenschaft, Sittlichkeit, Kunst und Religion vermögen vom *objektiven* Geltungsanspruch dieser Gebilde des menschlichen Geistes nichts abzudingeln. Es mag sein, daß die psychologischen Konstatierungen der Psychoanalyse über die Ursprünge und die *psychische Dynamik* dieser geistigen Gestaltungen durchwegs *richtig* sind. Dennoch sind sie für die *objektiven Wertbereiche*, in denen jene Gebilde des menschlichen Geistes stehen, *unbezeichnend*. Bestenfalls sagen sie etwas aus über die Stammesgeschichte und Einzelgeschichte der *Entstehung des subjektiven Bewußtseins* um diese Wert-sphären, der subjektiven *Hinwendung* oder *Stellungnahme* zu diesen Wertsphären. Was sie aber in dieser Hinsicht aussagen, ist *unwesentlich* und *peripher*. Auch alle jene Triebhaftigkeiten, die FREUD als dynamische Bestandstücke unserer *Kultur*, der Beschäftigung mit geistigen Dingen anführt, müssen ja *das Gesicht der Person passieren*, um überhaupt allererst dynamisch verwandelt zu werden; sie müssen eingebettet werden in die *Selbstheit* des Menschen. In dieser *Selbstheit des Menschen* liegen aber die *wesenhaften* Ansätze zur Möglichkeit von Religion und Kunst, Sittlichkeit und Wissenschaft. Hier liegen sie,

gespeist aus *fundamental anderen Quellen*, nämlich denen des *geistigen* Teiles im Menschen. Mögen jene verdrängten Triebhaftigkeiten diese geistigen Quellen mehr oder minder zum Fließen oder zum Versiegen bringen: es ficht dies den inneren Gehalt des Stromes nicht an, der ihnen entspringt.

FREUD, der tiefe Kenner des Menschen, ist an diesem Punkte — Opfer der inneren Antinomik jeglichen Irrationalismus — *oberflächlich*. Am stärksten tritt diese Ungemäßheit seiner Blickweise hervor, wenn man darauf achtet, daß FREUD, dieser große Helfer, zu *zwei* Phänomenen ein schiefes inneres Verhältnis hat: zum *Leiden* und zur *Angst*. *Leiden* ist ihm nur ein Anzeichen biologischer oder sozialer Bedrohtheit. In diesem trivialen biologischen Eudämonismus übersieht er völlig, daß biologisch gesehen, ein *akutes Unbehagen* den Zweck solchen Signals durchaus hinreichend erfüllen würde. Mit völliger Konsequenz scheut er sich nicht, im Titel seiner letzten Schrift *Leiden und Unbehagen* durchaus einander gleichzusetzen. Leiden als Prüfung, als Läuterung, als Weg zur Selbstüberwindung, als Weg zur Erlösung — Leiden als der Weg des Menschen in seiner Begegnung mit der Welt, — kurz *die Passion* als Weg der Menschheit: derartige aus dem Geist der christlich-abendländischen Kultur geborene Blickweisen würde er mit der überlegenen Geste, die ihm so wohl ansteht, als „neurotische Fiktionen“ abtun. Sind sie dies wirklich? Ein tieferer Mensch, wenn auch vielleicht kein ebenso scharfsinniger Denker wie FREUD, nämlich die große Erforscherin der christlichen Mystik, EVELYN UNDERHILL, sagt einmal: Das Leiden, das wie ein Schwert durch die Menschheit geht und auf der einen Seite zerrissene und gedemütigte Tiere, auf der andern Helden und Heilige zurückläßt, ist mit bequemen biologischen Formeln nicht zu bewältigen.

Ähnliches gilt von FREUDS Stellung zur *Angst*. Auch sie ist ihm nur ein biologisches Gefahrensignal. Er findet gewisse genetische Anknüpfungspunkte für ihre Entstehung im Menschen, von denen er ehrlicherweise selber bekennt, daß sie das Wesen der Angst *nicht* entscheidend zu klären vermögen. So spricht er von der Angst als erster Erscheinung in der Erstickungsgefahr des *Geburtsvorganges*, ferner von der Angst, die durch die magische *Kastrationsdrohung* des Vaters entstehe. Die *Gewissensangst* oder Überichangst ist nach ihm nichts anderes als die gegen das eigene Ich gerichtete Kastrationsangst. Geht FREUD schon hier am Wesentlichen *des Gewissens* vorbei, so noch mehr gegenüber dem Problem der *Todesangst*. Sie paßt nicht in die Psychoanalyse, und so umschreibt er sie als entstanden aus der Angst beim Trauma der Geburt und der in die Außenwelt projizierten Überichangst, die eigentlich eine magische Kastrationsangst ist. Auch hier wieder spielt ihm sein Biologismus einen Streich. Als Signal biologischer Gefahren

nämlich würde *die Furcht* — die ja wesensmäßig ein solches Signal ist — völlig genügen. FREUD übersieht also den wesensmäßigen Unterschied zwischen Furcht und Angst — zwischen der *Furcht*, die dem Objekt gegenübersteht, mit erhöhtem Bewußtsein, mit gespannter aktiver Bereitschaft zu Flucht und Angriff, ganz wirklichkeitsbezogen — und der *Angst*, dem gegenstandslosen Umdunkeltsein und Zerstörtwerden der *Selbstheit*, in jener Katastrophe des *Nichts*, das über das Selbst hereinbricht.

Es zeigt sich, daß in diesen Fällen, in denen des *Leidens*, des *Gewissens* und der *Angst*, FREUD vor dem Problem des *Todes* und seiner eigentlichen Sinngebung in ein bequemes biologisches Bereich ausweicht. Er übersieht, daß die eigentlich betroffene Instanz jenes *Geistige* im Menschen ist, das durch die Situation der Todesnähe herausgefordert und in einer elementaren Kontradiktorik *mit dem Nichts konfrontiert wird*. Die *Angst dieser drei Fälle* ist der Urgrund der Selbstheit und des Geistes im Menschen, die Angst als der vorausseilende Tod, das vorausseilende Nichts, nämlich die vorweggenommene Idee des Verlustes der Selbstheit. *Zwischen Angst und Selbstheit lebt der Mensch*. Er lebt mit dem Ziele seiner Selbstheit, ihrer Erhaltung und Behauptung, Vervollkommnung und objektivierten Verewigung. Er lebt *um die Vergeblichkeit dieser Zielerfüllung*. Er lebt im Wissen des vorauslaufenden Todes. Das schöpferische Bewußtsein der Selbstheit ist die immer erneute Überwindung des Nichts, *immer vergeblich und dennoch nicht vergeblich*. In der *Angst* wird die Vergeblichkeit erlebt und im Erleben überwunden: das aufgegebene Selbst kehrt zu sich zurück. Im *Leiden* behauptet sich die Selbstheit des Geistes, noch wo sie zum Untergang bestimmt diesen voraussieht. Dies ist der wahre Sinn des Leidens, dem der Mensch kraft seines existentiellen Wesens ausgesetzt ist, daran er seine Selbstheit erlebt, gestaltet und bewährt. Daß die Psychoanalyse an diesem tiefsten Ereignis des Menschlichen *vorbeigeht*, an diesem *eigentlichen Ursprung des Erkennens, der Religion und der Kunst* — dies allein genügt schon, um sie in ihre Antinomik zurückzuwerfen. Die Psychoanalyse, die in den genannten Phänomenen nur eine Summe unangenehmer biologischer Zufälle sieht, steht hier *in grundsätzlichem Entweder-Oder* dem Geiste unserer Kultur gegenüber, der in den biologischen Daten und Trieben *nur periphere Mobilisatoren* jener Kräfte erblickt, die aus *metaphysischen Hintergründen Wesen und Schicksal des Menschen in Händen halten*. Und es gibt kaum einen zwingenderen Beweis für die Suprematie des Geistes als den Umstand, daß FREUD und sein Schülerkreis ihre neuen Auffassungen des Menschen vor der Instanz *eben desjenigen Geistes* zu rechtfertigen unternehmen, den zu entlarven sie ausgezogen waren.

4. Die charakterkundlichen Ansätze in der Psychoanalyse FREUDS.

Die psychoanalytische Einstellung auf den Charakter ist im eigentlichsten Sinne dynamisch-genetisch. Genetisch, nämlich ontogenetisch-lebensgeschichtlich eingestellt, sieht sie überall Werdezusammenhänge der Charakterstrukturen, die „gesetzmäßig“ verlaufen, und löst dadurch alle statische Deskription in einem tieferen Verstehen ihres notwendigen individuellen So-Sein-Müssens auf. Dynamisch jedoch eingestellt, fügt sie dieser tieferen Sicht einen geheimen Schaden zu: „quantitativ“ läßt sich ein Einzelzug, eine Einzelstruktur, und noch eine und noch eine determinieren, aber die Form der Einheit *des* Charakters kommt dabei wesensmäßig niemals heraus; sie verbleibt äußerer Zufall, lediglich in dem Umstand begründet, daß alle diese Strukturen an *einen* Leib gebunden sind, in *einem* Organismus erstehen.

Bereits als die Psychoanalyse noch nichts weiter zum Thema hatte als lediglich die infantile Libido-Organisation, stellten sich ihr ver Einzelte, disparate charakterologische Einsichten dar¹. Beim Säugling bereits wird der an der Mutterbrust geweckte „orale“ Trieb, der sich „in Anlehnung“ an die Stillung des Nahrungsverlangens als Sauglust entwickelt, aber bald von ihm frei und „autoerotisch“, d. h. er befriedigt sich am eigenen Körper. Inzwischen wächst das Kind aus dem Dämmerzustand der Embryonalzeit allmählich in die neue Umwelt hinein und findet den Zugang zum Objekt. Die „narzißtische“ Liebe, die nur sich selbst und die eigene Befriedigung kennt, entwickelt sich in der wachsenden Bindung an die Mutter zur ersten Objektbeziehung, das Kind lernt an der Mutter lieben.

Mit Beginn der Zahnung wandelt sich die Sauglust zur Beißlust, in der sich zum ersten Male der erotischen Tendenz eine deutliche sadistische Regung beimischt. Die Haß-Liebe entwickelt sich. Das Beißverlangen des Kindes ist von Aggressivität gegen die Mutter getragen, die ihm bereits die ersten Versagungen auferlegt hat. Denn mit der Einhaltung bestimmter Mahlzeiten und der Entwöhnung setzen die ersten Triebeinschränkungen ein, die in der Reinlichkeitsgewöhnung ihre Fortsetzung finden.

In der folgenden „analen“ Frühphase erreichen auch Trotz und Ungehorsam, Eigenwilligkeit — und andererseits erste Folgsamkeits- und freiwillige Hingabe- und Lustverzichtsfähigkeiten ihre erste Gestaltung. Zugleich treten in dieser Phase die destruktiven Triebe in ihre volle Kraft und wollen sich in der gesamten Körpermotorik entladen. Zu den sadistischen Impulsen gesellen sich als Partner die gegensätzlichen masochistischen, so wie der Schautrieb zur exhibitionistischen

¹ EDITH JACOBSSOHN schulde ich Dank für eine große, von ihrer besonderen Sachkunde geprägte Reihe von Formulierungen in diesem Abschnitt.

Neigung. Der Gegensatz von aktiv-passiv wird deutlich und vertritt vorläufig den von männlich-weiblich.

Inzwischen beginnt die Erziehung ihr Werk der Triebunterdrückung. Mit ihrer Hilfe erwachsen allmählich in der kindlichen Psyche Gegenstrebungen, die sog. Reaktionsbildungen, die die vom Erzieher vertretene höhere, d. h. ethische und ästhetische Seite des Menschen herausbilden. So entwickeln sich Ekel und Reinlichkeit als Feinde der oralen und analen Tendenzen, Mitleid und Reue als Gegensatz zu den aggressiven Gelüsten. In der späteren Genitalphase wird das Schamgefühl mächtig, das sich an der Bekämpfung der Exhibitionslust herausbildet. Die affektive Besetzung der Reaktionsbildungen kommt auf Kosten der ursprünglichen Triebregungen zustande, deren Libido sie entziehen und für sich verwenden. So erreicht die Erziehung schließlich, daß ein Teil der Triebenergie von ihren ursprünglichen Zielen abgelenkt wird und der kulturellen, sittlichen, künstlerischen und intellektuellen Entwicklung zugute kommt. Dieser Vorgang, den FREUD „Sublimierung“ nennt, stellt den Übergang vom tierhaften Triebwesen zur individuellen menschlichen Persönlichkeit dar, aus deren vollendetem Bilde die Analyse aber noch die Triebgrundlagen herauszulesen vermag. Die Zurückführung der verschiedenen geistigen Qualitäten und Charakterzüge auf bestimmte Schicksale der frühkindlichen Libido ist der Keim der psychoanalytischen Charakterkunde, dessen Wachstum wir alsbald verfolgen werden. Es sei zuvor noch an den Ödipuskomplex erinnert, bei dem ohnmächtige Rivalitätsgefühle, Neid und Haß, aber auch die entgegengesetzten Gefühlsrichtungen das persönliche Bild des kindlichen Erlebens und Verhaltens erstmalig modeln. So wichtig seine Passage für die Verdrängungen und Reaktionsbildungen und somit für die Charakterentwicklung werden mag, so ist — gerade in charakterologischer Hinsicht — doch ein anderer „Komplex“ immer bedeutsamer geworden, der in der gleichen Kindheitsphase liegt und von FREUD als „Kastrationskomplex“ bezeichnet wird. Wir berichten einfach darüber. In der Ödipusphase hat das Kind nach FREUD nämlich inzwischen den Geschlechtsunterschied und das Fehlen des Gliedes beim Weibe bemerkt und sehr schreckhaft darauf reagiert. Die Wertschätzung des eigenen lustspendenden Organs hat die Angst vor seinem Verlust entfacht. Auch das kleine Mädchen glaubt sich zunächst im Besitz eines Gliedes und wartet sehnsüchtig auf sein Wachstum. Die genauere Betrachtung des weiblichen Genitales zerstört eines Tages seine Hoffnungen und erfüllt es mit der gleichen Angst wie den Knaben. Mahnt doch das Fehlen des Gliedes an die Onaniedrohungen, die beim Knaben häufig genug lauten, man werde ihm das Glied abschneiden, aber auch etwa in der verhüllten Form genügen, daß das Genitale vom Onanieren krank werde. Dunkle Ahnungen des Sexualverkehrs als eines sadisti-

schen Aktes, die wie die kindlichen Geburtstheorien Wahres und Falsches vermengen, scheinen sich zu bestätigen. So deutet das Kind das weibliche nicht als qualitativ anderes Organ, sondern als Wunde infolge eines gewalttätigen Eingriffes von seiten des Vaters. Der Knabe beginnt im Vater den gefährlichen Kastrator der Frau zu fürchten. So wie sie, kann auch ihn — nach dem Talionsgesetz — die Strafe der Kastration treffen für seine aggressiv-sexuellen Gelüste auf die Mutter und die Todes- und Kastrationswünsche gegen den Vater. Schuldgefühl, Reue und Gewissensangst erzeugen einen Bruch im Selbstgefühl.

Im Gegensatz zu dem von „Kastrationsangst“ bedrohten Knaben muß sich das Mädchen mit dem Fehlen des Gliedes abfinden, an dessen vermeintlichem Verlust sie der Mutter schuld gibt, die sie darob haßt. Als Ersatz für das verlorene Organ erstarkt in ihr die Sehnsucht, von dem geliebten Vater ein Kind zu haben. Ihre männlichen, aktivsadistischen Impulse wandeln sich in passive und später in masochistische, die sie zum Ertragen ihrer sexuellen Rolle als Gebälerin befähigen. So entwickelt sich die Ödipusbeziehung des Mädchens zum Vater, ihre Weiblichkeit und Mütterlichkeit, aus der Enttäuschung heraus, kein Mann zu sein.

Erreichen also in der Genitalphase die zärtlichen Strömungen des Kindes, mit den sinnlichen verknüpft, einen gewissen Höhepunkt, so bewirken diese doch gleichzeitig eine Angststeigerung, die zu ihrer Vernichtung führt. Das Kind scheitert an der Unerfüllbarkeit seiner Wünsche. Um der Kastrationsgefahr zu entgehen, sieht es sich zur Abwehr der verbotenen Triebregungen gezwungen. Der Ausgang der Triebkonflikte ist jedenfalls der, daß die sinnlichen Ansprüche dem Verdrängungsprozeß unterliegen, während sich die zärtlichen Regungen von den sinnlichen weiter unterirdisch gespeist erhalten und reaktiv verstärken. Denn das Kind bekämpft seine Feindschaft gegen den gehaßten Elternteil durch reaktive Liebe und erreicht dadurch bis zu einem gewissen Grade den Zustand der „Postambivalenz“, die Überwindung des Hasses durch die Liebe.

So ruhen auch hier weitere charakterologische Keime. Aber der eigentliche Ausbau der psychoanalytischen Charakterkunde setzt ein nach der durch FREUD vollzogenen Entdeckung des *Narzißmus*, den wir vorhin schon flüchtig streiften. Wir beobachten nämlich, daß die Liebeseinstellung vieler Menschen solche narzißtische Züge aufweist, insofern sie nicht selbst zur Liebe fähig sind, sondern nur begehren, vom andern geliebt zu werden. Die Objektwahl narzißtischer Typen entspricht der Werthaltung ihres eigenen Ich: sie können sich nur an Menschen binden, die ihnen entweder ähneln oder ihren Idealtyp verkörpern, also die Vervollkommnung ihres Wesens bedeuten. Dem „narzißtischen“ Liebestyp, der sich häufiger bei Frauen findet, stellt

FREUD den „Anlehnungstyp“ gegenüber, der durch seine erste Bindung, die in Anlehnung an die Mutter entstand, zur Objektbeziehung gekommen ist. Das infantile Vorbild des narzißtischen Typs ist in einer noch früheren Entwicklungsphase zu suchen.

Vor der Entstehung der ersten Objektbeziehungen durchläuft das Kind ein Stadium, in dem es, den Begriff der Außenwelt nicht kennend, nur in sich und seinen triebhaften Wünschen lebt. Aus diesem Zustand des „primären Narzißmus“, der in der Embryonalzeit durch die innige Vereinigung mit der Mutter verwirklicht ist, tritt das Kind mit seiner Geburt, der ersten Loslösung von der Mutter, in eine unbekannte und feindliche Umwelt ein, die es Schritt für Schritt erobern muß. Durch Entdeckung des eigenen Körpers findet es erst sich, tappt sich dann an die fremden Objekte heran und kommt so allmählich zur Abgrenzung zwischen Ich und Außenwelt. Während es zuerst die mütterliche Brust wohl noch nicht von seinem Körper unterscheiden kann, lernt es langsam die Mutter als anderes Wesen begreifen und lieben, die erste Objektbeziehung keimt auf. Aber das Ich bleibt „sekundär narzißtisch“, bleibt Zentrum und Spender der libidinösen Kräfte, das die erotischen Fühler in die Objektwelt ausstreckt, aber auch wieder einziehen kann.

Die Ichtriebe, die FREUD mit den Selbsterhaltungstrieben identifizierte, sind also zum Teil gleichfalls libidinöser Natur, und die Neurose entspricht einem Prozeß innerhalb der Libido, der die narzißtischen Mächte als Feinde der zum Objekt drängenden erotischen Strebungen zeigt.

In unmittelbarer Anknüpfung an die platonische Lehre sieht FREUD den Quell der libidinösen Kräfte im Eros, dem nach Vereinigung strebenden Lebenstrieb, dem der zerstörerische Todestrieb entgegensteht. „Durch den Einfluß der narzißtischen Libido vom Ich auf die Außenwelt abgelenkt“, kommt der sonst unauffällige Todestrieb als Sadismus zum Vorschein. Haß und Liebe, die beiden Vertreter der feindlichen Triebarten, ringen im ambivalenten Menschen um Vorherrschaft, bis eine Bindung der Triebe gelingt, bei der Eros die Führerrolle zufällt. Durch eine „Triebentmischung“ kann der Todestrieb wieder frei und uneingeschränkt wirksam werden. Wendet er sich in Überwindung des Narzißmus gegen das eigene Ich, so führt er in selbstzerstörerischer Kraft zum Tode.

Zieht die Entdeckung des Narzißmus eine Revision der Grundauffassung vom Wesen der Triebe nach sich, so führt sie in anderer Richtung zu einer Umordnung der theoretischen Begriffe, die wissenschaftlich fruchtbarer ist als die spekulative Annahme zweier Triebarten: nämlich im Hinblick auf die seelische *Topik* oder Schichtung in der psychoanalytischen Auffassung des Bewußten und Unbewußten. Zuvor hatte FREUD im Bewußten den Träger der „Ichtriebe“, im Un-

bewußten den der Sexualtriebe gesehen. Aber diese seelische Topik erfordert eine Neuorientierung, seit sich durch Einführung des Narzißmus das Interesse der genaueren Erforschung der Ichstruktur zuwendet. Die topische Trennung in Bewußtes und Unbewußtes gibt keinen Raum für eine nähere begriffliche Bestimmung des Ichs. Denn die analytische Erfahrung läßt keinen Zweifel, daß auch die Widerstände, die doch von der Ichseite des Menschen ausgehen, dem Patienten unbewußt sind und erst durch die Analyse erschlossen werden müssen. Das Bewußte ist also dem Ich zwar zugeordnet, aber nicht gleichzusetzen. FREUD läßt daher die bisherige topische Einteilung als unzureichend fallen und ersetzt sie in „*das Ich und das Es*“ durch eine begrifflich klarere Strukturierung der Psyche, die ihren allmählichen Aufbau verstehen läßt.

Die Psyche des Neugeborenen stellt noch ein unorganisiertes Triebchaos dar, in dem erst im Laufe der Entwicklung eine Differenzierung eintritt. Aus dem Es, dem Urgrund der Seele, wächst mit Ausbildung der Bewußtseinsfunktionen das Ich als der organisierte Teil der Psyche heraus. Sein fließender Übergang zum Es wird nur da gesperrt, wo die Verdrängungen Esanteile vom Ichbereich ausschließen. Herrscht im Es, dem „dämonischen“ Reich des Unbewußten, der Triebe, der primitiv-seelischen Mechanismen (des „Primärvorganges“), uneingeschränkt das Lustprinzip, so gehorcht das Ich, der Träger des Bewußtseins, der Vernunft, des kausalen Denkens (des „Sekundärvorganges“) dem Realitätsprinzip. Mit Lustprinzip hatte FREUD schon früher das Streben nach Lustgewinn als Regulator alles psychischen Geschehens bezeichnet, während er die durch realitätsgerechte Einstellung des Ichs erworbene Modifizierung des Lustprinzips das Realitätsprinzip nennt. Es bedeutet, daß der zur Triebeinschränkung gezwungene Kulturmensch zur Vermeidung von Unlust dank seiner rationalen Einsicht lernt, seine Triebe zu bändigen, auf ihre unmittelbare Befriedigung weitgehend zu verzichten bzw. einen Aufschub des Lustgewinnes zu ertragen. Das dem Realitätsprinzip unterworfenen Ich hält also mit den Zügeln der Vernunft das ungebärdige Trieb-Es im Zaume, wie ein Reiter sein wildes Pferd. Dieses FREUDsche Bild ist so treffend, weil es die Grenzen des Ichs andeutet, das selten stark genug ist, um die Ansprüche des Es niederzuhalten. Es würde versagen, wenn es nicht einen ewigen Ansporn in sich trüge in Gestalt eines besonders entwickelten Ichanteils, den FREUD das *Ichideal* oder — besser — *Überich* des Menschen nennt.

Das *Überich* ist die Stätte des Gewissens, der Quell des Schuldgefühls, der ethische Führer des Menschen. Seine Entwicklung hängt eng mit dem Untergang des Ödipuskomplexes zusammen und knüpft an die Entstehung der Reaktionsbildungen an. Diese sittlichen Regungen entstammen dem Keim des Überichs, dessen Aufbau sich in

der Ödipuszeit durch *Verinnerlichung* der von den Eltern vertretenen Erziehungsansprüche vollzieht. Sie umfassen nicht nur die Verbote, die die Eindämmung der triebhaften Ödipuswünsche bezwecken, sondern auch die Gebote, die darüber hinaus auf die Sublimierung jener Triebstrebungen hinarbeiten. Dieses Erziehungsziel erreichen die Eltern und ihre Stellvertreter vor allem durch ihre eigene Vorbildlichkeit. Indem das Kind das so geschaffene Elternideal in sich aufnimmt, um sich mit ihm zu identifizieren, verwirklicht es in günstigem Sinne einen Teil seiner Liebesansprüche. Denn die Identifizierung ist die erste narzißtische Form kindlicher Liebe, die in der oralen Phase noch dem Wunsche entspricht, das Objekt sich oral einzuverleiben. In der Ödipuszeit gebietet die Erziehung die Identifizierung mit den kulturellen Qualitäten der Eltern, schließt jedoch durch das Ödipusverbot die sexuelle Identifizierung mit ihnen aus. Das Gelingen dieser partiellen Identifizierung ist wiederum von der Ödipusbeziehung abhängig, da das Kind den Triebverzicht den Eltern zuliebe leistet. Es wird also durch seine Ödipusliebe gezwungen, auf diese, d. h. auf deren sinnliche Komponente, zu verzichten. Es opfert durch die geforderte Partialidentifizierung seine triebhaften Liebesansprüche an die Eltern, um sich die zärtliche Beziehung zu erhalten und zu verstärken. Der Identifizierungsprozeß wird da am besten gelingen, wo die Liebe von vornherein Identifizierungscharakter trägt, d. h. beim Knaben gegenüber dem Vater als dem ambivalent geliebten Rivalen, mit dem sich das Kind im sinnlichen Anspruch eins fühlt. Indem der sinnliche Gehalt der Identifizierung allmählich ersetzt wird durch den sittlichen, vollzieht sich der Abbau des Ödipuswunsches, der ursprünglich Sinn der Identifizierung war. Gleichzeitig wird die Ambivalenz des Knaben gegenüber dem Vater (wie die des Mädchens zur Mutter) weitgehend überwunden durch die Stärkung der Liebe im Sinne der Identifizierung, aber auch die sinnliche Objektliebe zum Vater (zur Mutter) abgelöst von der zärtlichen Identifizierungsiebe. Natürlich spielen auch in der Liebe des Knaben zur Mutter, mehr noch in der Einstellung des Mädchens zum Vater Identifizierungsvorgänge eine große Rolle, die dem Kinde in der Überwindung der Ödipusbegehren beistehen und an ihre Stelle jene innere Instanz, das Überich, errichten, das die soziale Entwicklung des Knaben in die Bahn des Vaters (wie die des Mädchens auf die Spur der Mutter) lenkt. *Das Überich ist also der „Erbe des Ödipuskomplexes“*. Da es nicht nur die Elterngestalten als *Idealbilder* in sich trägt, sondern auch durch die *Gewissensfunktion* ihre Forderungen dem Ich gegenüber vertritt, setzt es die Ödipusbeziehung in erziehlichem Sinne narzißtisch innerhalb des Ichs fort: wie die Eltern liebt und belohnt das Überich das Ich für anständiges Handeln mit gutem Gewissen, straft es für böse Taten mit schlechtem Gewissen.

Wenn wir bisher vom Überich als einem besonders gearteten Ich-anteil sprachen, so belehrt uns das Studium der Schuldgefühle über die enge Verbindung von Überich und Es. Wir beobachten beim Hysteriker die Wirksamkeit unbewußter Schuldgefühle, von denen er erst durch die Analyse nach heftigem Sträuben Kenntnis nimmt, da er sie als ichfremd genau so ablehnt wie eine unerwünschte Triebregung. Die allgemeine Erfahrung bestätigt den triebartigen Charakter des Gewissens. Wir sehen also, daß das Überich, der Träger des Gewissens, in die Tiefen des Es herabreicht.

Ein psychisches Moment der Überichbildung ließen wir noch außer acht, dessen Rolle im Abbau des Ödipuskomplexes wir vorher schon würdigten: die *Kastrationsangst*. Da sie der Ödipuszeit zugeordnet ist, in der sich die kindlichen Sexualstrebungen sammeln und ihre höchste Intensität erreichen, ist sie ein Phänomen von so großer seelischer Wucht, daß ihre Spuren in dem psychischen Schicksal des Menschen zeitlebens erkennbar bleiben. Denn durch die Überichbildung wird mit der Verinnerlichung der Elternforderungen auch die Angst vor der äußeren Gewalt ersetzt durch eine innere, die *Angst vor dem Überich*. Als Fortsetzung der Kastrationsangst verliert sie bei vielen Menschen nicht ganz den Charakter einer äußerlichen *Strafangst*, tritt also in Form von „sozialer Angst“ auf, die alles Tun von der Beurteilung der Umgebung, von der Gesellschaftsmoral z. B., abhängig macht. Als wahrhaft inneres Empfinden äußert sie sich in der *Gewissensangst*, die, unbeeinflußt von sozialen Gesetzen, auf ethisches Vergehen anspricht. Hinter der sozialen wie der Gewissensangst vermag die Analyse immer wieder die Kastrationsangst als unbewußten Inhalt aufzudecken.

Das Angstproblem führt zwanglos an die Tore des psychoanalytischen Hauptgebäudes, der *Neurosenlehre*, die heute auf das Verständnis des Angstphänomens aufgebaut ist und die nichts anderes ist als die *psychoanalytische Charakterlehre* selber.

Die Anfänge der analytischen Neurosenlehre ließen noch die zentrierende Einstellung vermissen, insofern sie bei allem Verständnis der psychischen Dynamik im „seelischen Kräftespiel“ nicht die synthetischen Vorgänge erfaßte, die das Charakterbild gestalten. Erst die tiefenpsychologische Erforschung der Ich- und Überichfunktionen begreift die neurotische Symptombildung im Rahmen der gesamten Persönlichkeitsentwicklung, führt also die Psychoanalyse über die Grenzen einer reinen Neurosenlehre hinaus in das Gebiet der Charakterologie.

Hinter der *Symptomneurose* wird das Bild des *pathologischen Charakters* immer deutlicher, zumal seit sich in der analytischen Kasuistik die Fälle von neurotischen Charakterschwierigkeiten häufen, die kaum zur Symptomproduktion geführt haben. Aus den Übergängen vom

gesunden zum kranken Charakter erkennt man, daß die normale und pathologische Charakterbildung, wie die Symptomneurose, grundsätzlich aus den gleichen genetischen Bedingungen erwachsen. Warum sich die krankhafte Entwicklung einmal in der Bildung neurotischer Charakterzüge erschöpft, das andere Mal in die Symptomneurose ausläuft, ist noch nicht spezifisch bestimmbar.

Die Frage nach der Neurosenpathogenese schließt demnach die gesamte Problematik der Charakterbildung ein. In der Darstellung der infantilen Libidoorganisation haben wir ein allgemeines seelisches Entwicklungsschema, durch die Kenntnis der Überichentstehung ergänzt. Die speziellen Ablaufsformen der durch den kulturellen Werdegang zwischen Ich, Überich und Es entfachten Konflikte entscheiden, mit der Festlegung des Charakters, auch über die neurotische Disposition. Nur selten gelingt es nämlich der Erziehung, die Triebeindämmung und den Weg zur sozial angepaßten Existenz richtig zu regulieren. Sowohl zu starke Begünstigung des Trieblebens wie zu frühe Triebunterdrückung setzen *psychische „Fixierungen“* an bestimmte, oft traumatisch wirkende Trieberlebnisse. Da das Schicksal der *oralen* und *anal*en Sexualität nicht nur für die definitive Formierung des Trieblebens wichtig ist, sondern vor allem über die spätere soziale Fähigkeit entscheidet, *liegt in der Spezifität der prägenitalen Fixierungen auch der Grundstock des Charakters.* In der weiteren Entwicklung der Genitalität wird das prägenital fixierte Kind Gefahr laufen, den Konflikten der Genitalzeit durch Rückfall auf die prägenitale Stufe zu entgehen, zu „regredieren“. An den Fixierungspunkten selbst wird die Triebbewältigung sehr schwer sein, die Verdrängungen müssen besonders intensiv erfolgen, die Reaktionsbildungen und Gegenbesetzungen stark sein. An der Stelle der ersten sogenannten „Urverdrängungen“ erfolgt immer wieder ein „Nachdrängen“, als ob von seiten des Es eine anziehende Kraft wirke. Deuten die Knotenpunkte der Triebabwehr die mangelhaft erledigten Konflikte des Kindesalters an, so zeichnen sie auch schon das innere Schicksal des Erwachsenen vor, der sich unter dem Wiederholungszwange immer wieder die gleichen seelischen Situationen schaffen wird wie in der Kindheit. Beim Versuch, seine aktuellen Konflikte zu bewältigen, greift also der Erwachsene und in besonderem Maße der Neurotiker auf das infantile Leben zurück, er „regrediert“ in weiterem Sinne. Obwohl das spätere Geschehen im Infantilen schon vorbereitet ist, kann aber auch die traumatische Kraft eines aktuellen Konfliktes, das äußere Schicksal des Erwachsenen also für die Neurose bestimmend sein. FREUD wird ihrer Determinierung durch die verschiedenen pathogenen Faktoren mit Anwendung des Begriffes der „Ergänzungsreihe“ gerecht, die ihr Ineinandergreifen klar veranschaulicht: Konstitution + infantiles Erleben = neurotische Disposition, Disposition + aktueller Kon-

flikt = Neurose. Entsprechend modifiziert, genügt die Ergänzungsreihe noch heute als Schema der Charakterentwicklung.

Von dem Prozeß der neurotischen Symptombildung, der aus den durch die Fixierungen geschaffenen Bedingungen in der Konfliktsituation des späteren Lebens erwächst, wissen wir ja, daß er ein Scheitern der Triebabwehr, ein „Mißglücken“ der Verdrängung bedeutet, durch das es den abgewehrten Triebregungen gelingt, sich wenigstens in der Ersatzform des Symptoms durchzusetzen, das FREUD als das „Kompromißergebnis“ des neurotischen Konfliktes definiert hat. Die Rolle der verschiedenen psychischen Instanzen: Ich, Es und Überich, im neurotischen Kampfe wird aus der Einbeziehung des *Angstmomentes* deutlich.

Die Angst hat die Funktion eines Warnungssignals, das eine nahende innere Gefahr — die Triebgefahr — ankündigt, gegen die sich das Ich zur Wehr setzen muß. Über den Ursprung des Angsteffektes gibt seine psychologische Betrachtung als psychophysisches Phänomen zu Vermutungen Anlaß. Die im Angstzustand auftretenden vasomotorischen Erscheinungen sind ein Syndrom, das wir erstmalig bei der Geburt beobachten können. Da das Neugeborene im Augenblick der Geburt durch die Umstellung der Atmung in Erstickungsgefahr gerät, wäre die erste Angst — Erstickungsangst — als psychophysischer Symptomkomplex einer akuten lebensgefährlichen Kreislaufstörung zugeordnet, zu deren Bewältigung die somatischen Erscheinungen (Beschleunigung der Atmungs- und Herztätigkeit) dienen. FREUD nimmt an, daß dieses primäre Angsterlebnis eine psychische Dauerspür hinterläßt, von der aus es jederzeit bei drohender Gefahr mobilisiert werden kann. Ist der erste Angsteffekt des Menschen die Folge eines augenblicklichen Gefährzustandes einer „traumatischen Situation“, so würde er später den Sinn eines Warnungssignals bekommen, also in der „Gefahrsituation“ auftreten. Da die Seele des Neugeborenen das traumatische Geburtserlebnis nur als eine Reizsumation im Sinne einer „anwachsenden Bedürfnisspannung“ empfinden kann, kündigt sich die spätere Gefahrsituation als beginnende Wiederholung dieses ökonomischen Zustandes an, auf die das Ich mit Wiederbelebung des Angsteffektes reagiert.

Beim Säugling und Kleinkind entspricht die Gefahr dem psychischen Zustand der Verlassenheit von der Mutter, verschiebt sich also vom Zustand der ökonomischen Unbefriedigung auf seine Ursache, den Objektverlust, den die Geburt als erste Trennung von der Mutter objektiv gleichfalls bedeutete. Auch die Kastrationsangst ist wiederum Angst vor dem Verlust des narzißtisch geliebten Organs, das die Vereinigung mit der Mutter gewähren könnte, also letzten Endes Angst vor der Trennung von der Mutter. Bei Entwicklung des Überich wandelt sich die äußere Gefahr zur inneren Gefahr. Da das Überich

an Stelle der Eltern die Straffunktion intrapsychisch übernimmt, befürchtet das Ich vom Überich gleichfalls irgendeine narzißtische Schädigung. Auch die Todesangst scheint eine auf die äußeren Schicksalsmächte projizierte Überichangst zu sein. Die drei Angstinhalte: Angst vor dem Objektverlust, vor der Kastration, vor dem Überich, entsprechen den Gefahrsituationen der verschiedenen Entwicklungsstadien, denen sie zugeordnet sind: der prägenitalen Phase, der genitalen und der Latenzzeit. Das heißt jedoch nicht, daß die Angstbedingungen sich einfach ablösen; sie mischen sich, die Akzente verschieben sich, doch können sie sich alle nebeneinander erhalten und im späteren Leben wirksam werden.

Die jetzige Lösung des Angstproblems erlaubt eine einheitliche und umfassende Theorie der Symptombildung. Der Vorgang der Triebabwehr erklärt sich einfach: als ein Fluchtversuch vor der Triebgefahr. Auf die innere Wahrnehmung der verbotenen Triebregung, die als Bedingung der äußeren Gefahr selbst Gefahrcharakter annimmt, reagiert das Ich mit dem Angstsignal und versucht im Auftrag des Überich sich der Gefahrsituation durch den Abwehrvorgang zu entziehen. Die seelischen Vorgänge, die die unterdrückten und abgelenkten Triebregungen zum Symptom verarbeiten, entsprechen der „Ersatzbildung“, dem sichtbaren Stück des pathogenen Prozesses, dessen verborgener Anteil in den Abwehrvorgängen liegt.

Im Sinne der Angsttheorie ist also der Neurotiker durch die Stärke seiner Ichangst charakterisiert. Die Relation zwischen seiner Überichstrenge und dem Triebdurchbruch in Form der Symptome findet ALEXANDER durch Berücksichtigung der Schuldgefühle. Der Versuch, sich vom Druck seiner inneren Angst zu befreien, unterhält ein fortgesetztes Strafbedürfnis. Wird es durch Aufsichnehmen der neurotischen Einschränkungen und Symptome beruhigt, so sind dem erneuten Triebdurchbruch auch wieder die Tore geöffnet; der Neurotiker pendelt also dauernd zwischen Schuld und Sünde hin und her.

Mit der tiefenpsychologischen Kenntnis der allgemeinen seelischen Entwicklungsbedingungen hat FREUD für die *analytische Charakterkunde* einen Rahmen geschaffen, den seine Schüler durch detaillierte klinische Arbeit gefüllt haben. Wie weit die *prägenitale* Erotik an der Charakterbildung beteiligt ist, hat ABRAHAM in ausgezeichneten Studien herausgearbeitet, die die einzelnen Typen des *oralen* und *anal*en Charakters genau differenzieren.

Der *oral Verwöhnte* wird zum *Optimisten*, der sich der Güte des Schicksals wie der Liebe seiner Umwelt sicher fühlt, der so selbstverständlich fordert, wie er gern verwöhnt und schenkt. Der *oral Unbefriedigte* wird sich auch im späteren Leben immer benachteiligt und enttäuscht fühlen, voll *Neid* auf den vom Glück Begünstigten, voll

versteckter *Habgier* gegenüber Schicksal und Menschen, voll *Angst vor der Einsamkeit*. In *Abwehr der Oralität* entwickelt sich *der ewig Verzichtende*, Überanspruchslose. Eine besondere orale Abart ist der *Vampyrtyp*, der sich an andere Menschen hängt, um sie auszunutzen, „auszusaugen“.

Anders der *anale Charakter*, den weniger das Streben, zu erhalten als festzuhalten, zu besitzen, charakterisiert. Die Analyse der Zwangsneurotiker zeigt deutlich, daß die triebhafte Beziehung des Kleinkindes zum Kot in der Einstellung des Erwachsenen zum „schmutzigen“ Geld weiterlebt. Der anale Mensch *hängt am Geld* und materiellem Gewinn, neigt zum Schmutz im konkreten und geistigen Sinne. Bei starker Abwehr analer Triebimpulse bilden sich als auffälligste Charakterzüge *troztiger Eigensinn* (Stuhlverhaltung!), *Geiz, Ordnungsliebe, Sauberkeit* und *Ästhetik* heraus.

Entsprechend der Stärke der Ambivalenz entwickeln sich beim prägenital Fixierten entweder *Machtstreben*, egoistische *Rücksichtslosigkeit, Brutalität* oder gegensätzlich als Reaktion auf die Schwere des Sadismus *besonderes soziales, ethisches und religiöses Empfinden*. Der Sadismus wird dann durch Aufnahme in das Überich und Wendung gegen sich selbst überwunden. *Die Strenge des Überich deutet also auf die Intensität der einstigen Haßregungen*.

Die Fixierungen in der *Ödipuszeit* entscheiden über die Wahl der späteren Liebesobjekte, über die Festigkeit und Qualität des Überich, die spezielle Gestaltung der Sublimierungen. Der vollgenital Entwickelte ist durch seine *Liebeshfähigkeit*, durch die Harmonie seines Charakters und seiner Lebensführung gekennzeichnet.

Der allgemeine Überblick über die Einflüsse, die dem Charakter aus den Partialtrieben der verschiedenen Stufen zuströmen, gibt eine erste Möglichkeit, auch die *Störungen der Charakterbildung* zu verstehen. Neurotiker, Triebhaft-Perverser und *Asozialer, Krimineller* gleichen sich im Grundübel des *mißlungenen Triebabwehrprozesses*. Führt die ungenügende Triebunterdrückung zu mangelhafter Überichentwicklung und *triebhafter Charakterbildung*, so verstärkt der forcierte Versuch der Triebbewältigung die Ichangst bzw. das Überich und treibt in die Neurose. In diesem Sinne hat FREUD recht, wenn er die Neurose das „Negativ der Perversion“ nennt. Doch wird das Schematische dieser Einteilung den realen Verhältnissen keinesfalls gerecht. Das Studium der Perversion zeigt die Kompliziertheit dieser Charakterstörungen, die nicht durch ein einfaches Versagen der Triebabwehr entstehen. Die hemmungslosen Triebdurchbrüche an einer Stelle, werden durch schwere Verdrängungen an anderer Stelle erkauft. So handelt es sich auch beim Kriminellen selten um eine allgemeine Schwäche des Überich, sondern meist um seine Verbildung, die hier die Gewissensschranke einreißt, um

sie dort zu verstärken. Die meisten Kriminellen zeigen denn auch neurotische Eigenschaften oder Symptome, wie dem Neurotiker bei all seinen Hemmungen die triebhaften Züge nicht fehlen. Die analytische Erforschung des kriminellen Charakters ist erst in letzter Zeit, vor allem von REICH, dann von ALEXANDER und STAUB¹, angebahnt worden. Die Unterscheidung zu schwacher und zu strenger Überichfunktion mag für unsere kurze Charakterisierung des triebhaft-perversen und des neurotischen Charakters ausreichen.

Der triebhafte Charakter lernt infolge prägenitaler Unerzogenheit keine Zeit- und Geldeinteilung, keine richtige seelische und materielle Ökonomie. Die unzureichende Bewältigung der prägenitalen Erotik hindert das Erreichen der vollen Genitalität. Mit der *Liebesunfähigkeit* verbindet sich die *unzureichende Gewissensfunktion*, Mitleid, Reue, soziales Empfinden fehlen. Die Art der prägenitalen Fixierung entscheidet über die individuelle Gestaltung. Mit der allgemeinen Triebhaftigkeit verbindet sich meist die *perverse Sexualität*, die durch die Vorherrschaft der Partialtriebe charakterisiert ist. Z. B. bleibt die Sexualität des Exhibitionisten in dem infantilen Versuch stecken, seine Kastrationsangst durch Demonstration seines Gliedes zu bewältigen. Der Homosexuelle erreicht aus Angst vor der Frau die heterosexuelle Genitalität nicht. Aus Kastrationsangst nimmt er die Penislosigkeit der Frau nicht an und bleibt an die „Mutter mit dem Penis“ illusionär gebunden. Ähnlich der Fetischist, für den der Fetisch die unbewußte Bedeutung des mütterlichen Penis erhält. Die *Süchte* entspringen einer tiefen narzißtischen Regression, bei der das Suchtmittel an die Stelle des Objektes tritt.

Den *triebgehemmten*, der Neurose zugrunde liegenden *Charakter* kennzeichneten wir — cum grano salis — durch die *Strenge seines Überich* bzw. die *Schwere seiner Ichangst*, die ihn an der vollen Lebensentfaltung hindert. Wo die Störung seiner Libidoökonomie nicht zur Symptombildung führt, drückt sie sich nur in der schicksalhaften Dämonie aus, die sein Leben immer wieder in die gleichen infantilen Versagungssituationen hineintreibt. Als Beispiel reiner Charakterneurose sei hier nur der Typ des „geschädigten Dritten“ angeführt, der, an die infantile Ödipussituation fixiert, sich immer ein Liebesobjekt sucht, das bereits in einer anderen Bindung lebt. Solche leichteren Charakterneurosen sind in unserer Zeit fast ubiquitär und brauchen die Lebenstüchtigkeit nicht anzugreifen.

Zur Besprechung der Symptomneurosen fortschreitend, erinnern wir uns, daß die Hysterie eine Erkrankung auf genitaler Stufe ist, die aus der mangelhaften Bewältigung der Ödipuskonflikte entsteht. Der *hysterische Charakter* ist daher genital schwach entwickelt, pubertistisch

¹ Der Verbrecher und sein Richter. Internat. psychoanalyt. Verlag 1929.

und von infantilen Zügen durchsetzt. Die Symptome stellen den symbolischen Ersatz der verdrängten genitalen Ansprüche dar. Die spezifisch-hysterische Form der Triebabwehr ist die Verdrängung, deren Mechanismen infolgedessen zu den ersten grundlegenden Erkenntnissen der analytischen Lehre gehören.

Komplizierter, ontogenetisch tiefer hinabreichend ist der *zwangsneurotische Charakter* aufgebaut. Er wurzelt prägenital. Infolge starker prägenitaler Fixierungen gelingt es dem Zwangneurotiker nicht, sein Triebleben bis zur genitalen Blüte zu entwickeln. An der Schwelle der Ödipusphase ergreift er unter dem Eindruck der Kastrationsdrohung die Flucht vor den genitalen Triebansprüchen und sinkt auf die anal-sadistische Stufe zurück. Die anale Regression ist für den Zwangneurotiker spezifisch, dessen weitere Entwicklung sich von nun an unter der Vorherrschaft der Analität bzw. im Kampf gegen diese vollzieht. Sein Charakter gewinnt dadurch die früher erwähnten Züge analer Verdrängung: Sauberkeit, pedantische Ordnungsliebe, Gewissenhaftigkeit, Trotz, an Geiz grenzende Sparsamkeit, starkes soziales und religiöses Empfinden, alles ethisch und ästhetisch überbetonte Qualitäten, die die für den Zwangneurotiker typische Übermoral, die Strenge seines Überich, anzeigen. Als allzu starke Reaktionsbildungen haben sie den Sinn von Gegenbesetzungen, die das Ich vor der Wiederkehr der verdrängten analen und sadistischen Tendenzen aus der Verdrängung schützen. Der unendlich mannigfaltigen Symptomatik der Zwangsneurose ist als wichtigste Differenz von der Hysterie das eine gemeinsam, daß die verdrängte Libido nicht ins Somatische überführt wird, sondern auf andere Inhalte assoziativ verschoben im Psychischen verbleibt. Alle Zwangserscheinungen sind ursprünglich Schutz- und Abwehrmaßnahmen gegen verbotene sexuelle Regungen, die sich dennoch der übertriebenen ethischen und ästhetischen Einstellung des Zwangneurotikers zum Trotz in zwanghafter Form durchsetzen. In Form des Zwanges kann dann entweder der verdrängte Inhalt als unlustvolles, ichfremdes Symptom in Erscheinung treten oder der Lustaffekt mit scheinbar indifferent-belanglosen Akten verknüpft werden, die die ursprünglichen Triebimpulse symbolisch ersetzen. Eine andere „magische“ Art zwangsneurotischer Triebabwehr drückt sich in dem sog. „Ungeschehenmachen“ aus, darin bestehend, daß das Symptom, z. B. ein Zeremoniell, den Gegenakt zu einer verbotenen Triebhandlung darstellt, die sie ungültig erklären und dadurch aufheben soll. Verständlich ist die spezifisch phobische Komponente der Zwangsneurose, die von allgemeiner Überängstlichkeit bis zu einer Unsumme verschiedenster phobischer Vorstellungen gehen kann. Den Angstaffekt versucht sich der Phobische meist durch vorbeugende Maßnahmen zu ersparen, z. B. der Agoraphobe, indem er sich begleiten läßt. Zur Ent-

lastung unerträglicher Überichangst dient ihre Projektion auf äußere Gewalten. Daher die Schicksals- und Todesangst, die verstärkte soziale Angst des Zwangsneurotikers, die bis zu den schweren pathologischen Ausmaßen der Beachtungsfurcht gehen kann. Aus den Ängsten *hypochondrischer Charaktere* vor Körperschäden läßt sich unschwer als unbewußter Inhalt die Kastrationsangst erraten. Daß diese in der Analyse des Zwangsneurotikers eine ungeheure Rolle spielen muß, macht die Genese begreiflich.

Um die Erforschung der *depressiven Charaktere* hat sich besonders ABRAHAM bemüht. Seine Funde wurden von FREUD noch weiter ausgebaut, der das Problem der Melancholie im Zusammenhang mit dem normalen Phänomen der Trauer studierte. Da die Fixierungen des Depressiven in der Oralität liegen, neigt er dazu, auf diese Organisationsstufe zu regredieren. Sein Charakter trägt den Stempel des oral Geschädigten: ewige Unbefriedigtheit, Pessimismus und Neid. Die depressive Reaktion entspringt der subjektiven Situation vollkommener Verlorenheit, die beim Kinde eintritt, wenn es sich von beiden Eltern teilen verlassen fühlt. Auf dem Wege der Regression versucht dann das Ich, sich das verlorene, geliebt und gehaßte Objekt durch orale Introjektion zu ersetzen. Intrapsychisch zwischen Ich und Überich setzt sich nun die Objektbeziehung narzißtisch fort. An Stelle des verlorenen Objektes bietet sich das Ich dem Überich zur Liebe an und unterwirft sich ihm in „moralischem Masochismus“. Dadurch gelingt es, auch den Haß gegen das Objekt durch Wendung gegen sich selbst zu bewältigen — wieder eine Form der Triebabwehr. Die Strenge des depressiven Überich, die Suicidneigung, deutet also auf die Intensität seines Sadismus, der den des Zwangsneurotikers noch übertrifft und den Todeswunsch in sich trägt. Die neurotische „Schuld-und-Sühne“-Reaktion, nach RADO in der oralen Zeit durch den Wechsel von oraler Befriedigung und Hunger erworben, ist somit beim Depressiven ins Extrem gesteigert. Der depressive Introjektionsmechanismus ist manchmal schon bei genauerer klinischer Beobachtung nachweisbar. Daß der Ausbruch der Melancholie oft in direktem Anschluß an einen Liebesverlust erfolgt, ist bekannt. Aus den Selbstanklagen, mit denen sich der Depressive überschüttet, leuchtet der Haß gegen die verlorene Liebesperson oft deutlich hervor.

Ist die Spannung zwischen Ich und Überich in der Depression unerträglich, so bringt *die Manie* dann den Umschwung. Das Überich verliert seine Härte, es wird schwach, während sich das reduzierte masochistische Ich in überflutendem Narzißmus weitet, bis Ich und Überich versöhnt zusammenfallen. Dadurch reißt auch die Grenze zwischen Ich und Es, das ungehindert in das Ich einströmen kann. Daher die Größenideen des Manischen, seine mangelhafte Selbstkritik,

sein triebhaftes Sichausleben im Gegensatz zum Kleinheitswahnsinn, zur Gewissensqual, zur Übersittlichkeit des Melancholikers. Aus der Genese erhellt, wie nah sich Zwangsneurotiker und Melancholiker stehen, die beide, ins Prägenitale regredierte, nur in der Tiefe der Regression differieren.

Die tiefste narzißtische Regression stellt schließlich der *schizophrene Mensch* dar, der die vollkommene Negation der Außenwelt und das unbegrenzte Ausleben des Ich bedeutet. Mit der Zertrümmerung der psychischen Systeme tritt der Zerfall der Persönlichkeit ein, der das seelische Urchaos wiederherstellt. Die schizophrenen Halluzinationen scheinen Überichprojektionen zu sein, letzte Zeugen der Schwere des Abwehrkampfes.

5. Die Grundlagen der Charakterforschung bei C. G. JUNG.

Die Psychoanalyse bricht, wie wir gesehen haben, dem Irrationalismus in der Charakterkunde eine Gasse von neuer, gewaltiger Fruchtbarkeit für die seelische Heuristik. Aber indem sie den charakterologischen Irrationalismus prinzipiell verabsolutiert, gerät sie in jene *Antinomik* hinein, *an der jeglicher Irrationalismus sich selbst aufhebt*. Bei FREUD und seiner Schule findet diese irrationalistische Wendung unter einer *biologistischen Einstellung* auf das Wesen des Menschen statt. Sie sieht den Menschen *lediglich und ausschließlich als Naturwesen*. Dadurch erweitert sie unsere empirischen Erkenntnisse vom Menschen als Naturwesen, von seiner biologischen Artung im Hinblick auf Seelenleben und Charakter. Und diese Erweiterung ist ein *bleibender Gewinn* der Psychoanalyse. Denn der Mensch ist ja *auch* Naturwesen. Alles, was aus dieser Perspektive zum Bilde des Menschen an empirischem Material neu gesichtet werden kann, ist von bleibendem Wert. So wird die Lehre von der Verdrängung und vom Unbewußten, die Dynamik und Ökonomie der Triebe, ihrer Wandlungen und Schicksale, ihrer Verästelung in allen seelischen Tätigkeiten und Haltungen nicht wieder aus unserm Wissen von der menschlichen Natur verschwinden. Freilich müssen wir auch hier wieder eine *Grenze* ziehen. Nämlich es bleibt dieser Forschungseinstellung mit all ihrer unerhörten Fruchtbarkeit *ein* Problem wesensmäßig verschlossen: *das Problem der Person und ihrer Einheit*. Psychoanalyse *zersetzt* eben diese Einheit, sie löst sie auf, sie „analysiert“ sie im Hinblick auf ihre Zusammengesetztheit aus genetischen Bestandteilen. Und sie übersieht dabei, daß es sich gar nicht um die Zusammengesetztheit der Einheit selber handelt — denn diese ist ja, als Einheit, gar nicht auflösbar, gar nicht „zusammengesetzt“. Es handelt sich vielmehr nur um die dynamische *Gehaltserfüllung dieser Einheit*, um ihr lebendiges *Bewegtwerden*. Aber warum dies *in der Form der Einheit* erfolgt, warum es *personalgebunden* ist, darauf kann die

Psychoanalyse *keine grundsätzliche* Antwort geben. Daß der Mensch *ein Selbst* hat, beruht hier nur auf dem genetisch blinden Zufall des Umstandes, daß sich so etwas im menschlichen Organismus aus Milieubedingungen und Komplexwirkungen sowie deren Reaktionsbildungen im kindlichen Alter zu entwickeln pflegt. Die Selbstheit des Menschen ist *nicht wesensnotwendig*, sondern *ein gelegentlicher Umstand seiner Determination*. Somit ist für die Psychoanalyse der Mensch in allen bisher unbekanntem Dunkelheiten der Ursprünge seiner einzelnen Regungen aufschließbar geworden — *nur eben das eine* nicht, was wir als sein *eigentliches Bestimmungsstück* betrachten: daß er eine *Person* ist, *in* ihrer Selbstheit und *durch* diese Selbstheit wesensmäßig verschieden von jeglicher anderen Person. Das Personhafte des Menschen, sein *Charaktergrund*, wird hier durch sein *Schicksal* ersetzt und auf diese Weise zum Zufallsergebnis milieuhafter Determinanten. *Hier zeigt sich, daß die Psychoanalyse nicht der übergreifende Gesichtspunkt einer menschlichen Personallehre, einer fundamentalen Ontologie sein kann*, sondern daß diese dann zum äußerlichen Biologismus verflachen müßte. *Hineingeordnet* und *hineingegliedert* in eine *vorausgesetzte* fundamentale Anthropologie aber vermag die Psychoanalyse hingegen erst ihre ganze Fruchtbarkeit zu entfalten. Diese Hineingliederung ist eine Frage der Zeit — *und der Aufgabe von Widerständen auf beiden Seiten*.

Niemand hat dies Zufallsmoment in der Fundierung der personalen Selbstheit, so wie es die Psychoanalyse mit sich bringt, klarer erfaßt und zu überwinden versucht als C. G. JUNG. Er kann sich nicht denken, daß lediglich durch die zufälligen Milieuumstände der jeweiligen frühkindlichen Ontogenese in *jedem* Menschen, wesensverbunden mit seinem Selbst, bestimmte *Urbilder* und *Haltungen* schlummern, die ihn fähig machen, ein *Gewissen* zu haben, *Schuld* zu empfinden, nach *idealen Zielen* zu streben, *religiös* zu empfinden, *Wahrheit* und *Irrtum* zu unterscheiden. Diese *Urbilder* oder *Archetyphen*, der *Ratio* sowohl als auch des *Irrationalen*, erheben einen Anspruch an *Allgemeingültigkeit* und *Notwendigkeit*, der durch ihr milieubedingtes Auftreten in der individuellen Ontogenese *niemals gerechtfertigt* zu werden vermag. So sieht er folgerichtig in dem individuellen Unbewußten, wo diese Urbilder ihren Wirkensort haben, nur eine vorläufige Vorstufe, hinter der das *kollektive Unbewußte* steht. Dieses ist des Menschen eigentlicher Teil; es ist zugleich das seelische Stammeserbe der Entwicklungsgeschichte. In ihm liegen die Dispositionen für alle wirklichkeitsgerechten Bewußtseinsfunktionen. In ihm liegen aber auch die Urbilder des Vaters und der Mutter, des Animus und der Anima, die im individuellen Werdegang an den wirklichen Eltern nur ihre Manifestation erfahren. Und im kollektiven Unbewußten liegen auch die Urbilder des magisch-phantastischen Erlebens und Denkens, welches als „*kompensierende*

Funktion“ zum Ausgleich der realitätsgerechten Bewußtseinsfunktionen das *eigentliche Innenleben* erfüllt. Mit bewunderswertem mythologischem Aufwand hat JUNG nachgewiesen, daß die gleichen Formen und Inhalte, die in der Mythen- und Sagenwelt leben, auch im individuellen Innenleben auftreten. In den Formen und Bildern des erotischen und religiösen Innenlebens des einzelnen kehren die Dispositionen des kollektiven Unbewußten wieder, jene *Frühformen des Geistes*, die wir im Seelenleben des archaisch-primitiven Menschen manifest vorfinden.

JUNGS Aufstellungen, die wir im einzelnen nicht verfolgen, sind und wollen sein eine *Stammesgeschichte des Seelenlebens*. Sie wollen die individuelle Ontogenese nicht lediglich mehr abhängig sein lassen vom Zufall des jeweiligen Milieus, sondern sie wollen sie als notwendig begreifen *aus der Wesenheit des Menschen*. Diese Wesenheit sieht JUNG als *stammesgeschichtlich bedingt*. So erweitert sich unversehens der konstruktive phylogenetische Versuch JUNGS zu einer Art von *Weltanschauung*, zu einem Bekenntnis, das unter der *Idee des Werdens* Ahnen und Enkel, Menschengeschlecht und Einzelmensch durch eine Gemeinsamkeit von Urbildern und Urformen des Erlebens verbindet. Diese Perspektive geht also *ebenfalls weit über die Erfahrung hinaus*; sie hat die *Großartigkeit und die Fragwürdigkeit eines Weltbildes*, einer grundsätzlich *neuen Blickweise auf den Menschen und seine Welt*.

In JUNGS Betrachtung müssen wir zwei verschiedene Tendenzen hinsichtlich ihres Erklärungswertes scharf trennen: er verwechselt nämlich die *fundierenden Voraussetzungen* der individuellen seelischen Gebilde mit den *genetischen Bedingungen* derselben. Um diese grundlegende Selbsttäuschung JUNGS einzusehen, wollen wir seinen Erklärungsweg etwas verdeutlichen. Man findet etwa in einem einzelnen Seelenleben Tendenzen zur Heldenverehrung, heldische Ideale und sonstige Gestaltungen, die sich bei individueller Analyse auf das *Urbild des Heldischen* zurückbeziehen lassen. Nun sagt JUNG: wir erklären diese Sachverhalte zunächst ontogenetisch. Dann finden wir mit FREUD frühkindliche Komplexerlebnisse und deren Reaktionsbildungen, die gebunden sind an die seelische Erscheinungsform des Vaters, der dem kleinen Knaben aus triebhaften Bindungen und Rivalitätserlebnissen dies Urbild des Helden schuf. JUNG fährt nun fort: diese psychoanalytische Erklärung genügt nicht. Das Urbild des Helden ist so typisch, trotz seiner Irrationalität *so transsubjektiv und gültig*, daß es aus dem bloßen Zufall gewisser Gleichförmigkeiten in mehreren individuellen Kindheitsgeschichten *allein nicht erklärbar* ist. Wir müssen „also“ sein Bestehen *stammesgeschichtlich* erklären. Wir müssen annehmen, daß das Erbe stammesgeschichtlicher Seelenentwicklung sich als individuelle Disposition, ein solches Urbild zu haben, niederschlug.

Dies stammesgeschichtliche Erbe ist das kollektive Unbewußte. Das kollektive Unbewußte ist nichts anderes als die stammesgeschichtlich ererbte Summe der individuellen Dispositionen, Urbilder zu haben. Wollen wir die stammesgeschichtliche Ableitung verfolgen, so wenden wir uns an die Mythenforschung und die Völkerpsychologie.

Nimmt man diesen Gedankengang als das, was er sein will: als *genetische* Betrachtung — so muß man offen sagen, daß er *sein Ziel nicht erreicht*. Denn naturgemäß entsteht doch die Frage: *wodurch ist denn stammesgeschichtlich* das Urbild des Helden entstanden, fixiert worden und so fest und dauernd in das kollektive Unbewußte eingegangen, daß es sich als wesentlicher Bestandteil auf die individuellen Dispositionen jedes einzelnen Menschen vererbt hat? Diese Frage wird von JUNG *überhaupt nicht beantwortet*. Er begnügt sich damit, die unbestrittene Tatsache nachzuweisen, daß das Moment des Helden in der Mythenbildung überall vorkommt. Aber *das ist keine Antwort auf die Frage nach dem Grunde*.

JUNG verschiebt einfach die genetische Erklärung aus dem Gebiete des *Gesicherten, Tatsächlichen*, nämlich der *Ontogenese*, in das Gebiet des *Ungesicherten, Konstruktiven*, nämlich der *Stammesgeschichte*. Und hierdurch wird noch nicht einmal das eigentliche Problem, nämlich die *Erklärungsbedürftigkeit* des Heldenurbildes, getroffen. Wenn JUNG in richtiger Absicht den bloßen Zufall bei der individuellen Entstehung des Heldenurbildes ausschalten will, so *kann er dies doch nicht dadurch erreichen*, daß er es auf den *viel größeren Zufall der stammesgeschichtlichen Entstehung* und Fixierung zurückführt, *für den überhaupt keine Erklärung gegeben werden kann*. Die Entstehung des Heldenurbildes hängt sozusagen *innerhalb der individuellen Ontogenese viel weniger in der Luft als innerhalb der Stammesgeschichte*. Denn in der individuellen Ontogenese haben wir wenigstens die frühkindlichen Vaterkomplexerlebnisse, in der Stammesgeschichte aber haben wir *überhaupt keine tatsächlich nachweisbaren Entstehungsursachen* für dieses Urbild — *nur konstruktive*. Und diese konstruktiven Ursachen der Entstehung und Fixierung sind ihrerseits *wieder nur aus den Tatsachen des individuellen Seelenlebens zu beglaubigen*. Ein eigenartiger Zirkel! JUNG zog aus, um den Zufall aus den wesenhaften Bestandteilen des Menschlichen zu verbannen — und stellt die Ursprünge dieses Wesenhaften *inem weit dunkleren Zufall anheim*.

Was JUNG Urbilder des individuellen Seelenlebens nennt, ist sicherlich eine grundlegende Voraussetzung für alle entsprechenden Gestaltungen der inneren Lebensgeschichte, ihrer Erlebensweisen und Stellungnahmen. Es ist dies im gleichen Sinne, wie etwa die kategorialen Prinzipien des Denkens eine Voraussetzung für konkrete Gedanken sind. Diese Voraussetzungen *können nicht individuell und genetisch mehr*

erklärt werden, sondern in ihrer bedingenden Notwendigkeit nur *prinzipiell, aus dem Wesen des Menschen, aus einer fundamentalen Anthropologie*. Wir können die Urbilder hier nicht in ihrer Gesamtheit aus ihr entwickeln und beschränken uns auf das Urbild des Helden. Wir können aber zuvor nur sagen: JUNGS Ausweg in die Stammesgeschichte ist *eine Scheinlösung*, eine Scheinlösung, wie die Psychoanalyse FREUDS es war. Sie ermöglicht uns zwar, den frühen Menschen und den Werdegang der Kultur neu und tiefer zu verstehen; sie gibt uns ein Vertrautheitsgefühl gegenüber den Wandlungen der Geschichte, sie macht uns in unserer *Art Mensch* heimisch: aber das *Problem der Person löst sie nicht selbst*. Der tiefste Grund dafür liegt in der von FREUD übernommenen *Beibehaltung des biologistischen Genetismus*, dessen „blindes“ Walten nur die philosophische Anthropologie überwindet.

Das „*Urbild des Helden*“ ergibt sich ohne weiteres aus dem Wesen des Menschlichen schlechthin. In dem Menschen, dessen Bewußtsein ja nichts anderes ist als ein immer wieder vergeblicher Angstschutz gegenüber dem Einbruch des Nichts, gegenüber dem Verlust der Selbstheit — daher denn auch jegliches „Etwas“ und jegliche Selbstheit vor dem Bewußtsein und vermittels seiner sich konstituiert —, in dem Menschen also entsteht *wesensnotwendig* und *wesensmäßig* das innere Ziel dessen, der seine Selbstheit wahrt, mag er auch untergehen — und für den es das Nichts nicht gibt. Dies innere Ziel entsteht aus den wesenhaften Fundamenten des Menschlichen überhaupt, als Ziel des Strebens: unterbaut von den vitalen Trieben der organismischen Existenz. Es wird, in der Sphäre der Person, zum Urbild und Vorbild zugleich und ein Anstoß für den Siegeswillen des Bewußtseins, für alle aktive „Vervollkommnung“ — und für das Wachsen und Festwerden des Selbst-Erlebens, vor welchem eben dadurch Schwäche zur Schuld wird.

An positiven Aufstellungen zur Einteilung der Charaktere verdanken wir JUNG vor allem die Aufstellung und Entgegensetzung des *introvertierten* und *extrovertierten Typus*. Wir haben diese Typen schon mehrfach unter anderen Namen angetroffen: als ichbezogenen und sachbezogenen, subjektiven und objektiven, sentimentalischen und naiven Typus. JUNG war sich dessen bewußt, daß diese Antitypie durch die gesamte Geistesgeschichte hindurch verfolgbar ist, und er hat sich selber in seinem umfangreichsten Werke dieser Aufgabe unterzogen. Es bedarf keiner weiteren Schilderung des in ihr gemeinten Gegensatzes: gerade die unmittelbare Evidenz dessen, *was* in ihm getroffen und gemeint ist, spielt für die Echtheit seiner Sicht. Wir sind darauf schon andernorts in diesem Buche eingegangen. Diese Statuierung schließt nicht aus, daß der menschliche Charakter sich auch innerhalb dieser Antitypie vom Erleben her reaktiv zu wandeln vermag: aus einem

Extrovertierten in einen Introvertierten, aus einem lebensoffenen, kontaktfrohen, naiven Naturkind in einen welt- und menschenflüchtigen Grübler — und auch umgekehrt. Hier ist die lebensgeschichtliche Erfassung wiederum der „statischen“ überlegen. Man darf auch nicht übersehen, daß *jeder* Mensch *beider* Einstellungen fähig ist und sein muß. Es wird sich also bei der Typisierung immer nur um ein Vorwiegen der einen oder anderen Grundeinstellung handeln können. JUNG hat auf dieser Antitypie eine *Typenkunde* aufgebaut, die wir zum Schluß in einer tabellarischen Übersicht wiedergeben.

Schema der Charaktertypen nach C. G. JUNG.

Funktions- typus	Extroversion	Introversion
Denk- typus	Sachbezüglich-objektive Intellektualität. „Richtig“ und „unrichtig“ gemäß „Gesetzen“ der Dingwelt. Gefühlsarmer Moralismus des „Richtigen“. Unterdrückung gefühlsabhängiger Lebensformen — ästhetischer, religiöser. Unbewußtes und Innenleben sind „minderwertig“.	Ideengeleitet. Theorie um der Theorie willen. Abstrakt und doch bildhaft, subjektivistische Evidenz. Unbewußte Phantasie zum Unvorstellbaren hin. Nach innen gekehrt. Negative Beziehung zum äußeren Objekt; ängstliche Reserve zu Menschen. In der Verfolgung „seiner“ Ideen hartnäckig, eigensinnig, unbeeinflussbar.
Fühl- typus	Konventionell „objektiviertes“ Fühlen. Sozial eingepaßte, bewußtseinskontrollierte Gefühle. Denken und Fühlen des „Passenden“, beides in Harmonie miteinander. Innere Opposition gegen „tiefere“ Gefühlsströmungen.	Transzendente Gefühlswerte; zum Diesseits mehr leidentliche, negative Gefühle, Indifferenz, Kühle. Versenkung; bis zu sentimentaler Eigenliebe gehende Selbstzuwendung. Bisweilen heroische Impulse.
Empfin- dungs- typus	Sinnliche Bindung ans Objekt. Realismus. Tatsachensinn. Konkreter Genuß; Vorzug alles Leiblichen von allem Psychischen — in Lust und Leiden. Konkreter Moralismus.	Das Objekt nur Anlaß der inneren Bewegung. Die inneren „Urbilder“ werden angeregt. „Psychische Spiegelwelt“. Äußerlich passiv (Abwehr). Animismus der Dinge, fruchtbar beim Vorliegen künstlerischer Ausdrucksmöglichkeiten.
Intui- tions- typus	Naive Anschaulichkeit. Witterung für neue Möglichkeiten, zukünftige Ereignisse usw. Enthusiasmus konkreten Planen, Initiative und Treue bei optimistischer Wendigkeit der Anschauungen. Verzettelt und verschwendet sich an und in neuen Dingen und Unternehmungen.	Innere Bilder, mit der Dignität des „Eigentlichen“. „Träumereien“ mit tiefen Quellen und symbolhafter Bedeutsamkeit. Phantastik, Bizarrie. Triebhaftigkeit und Maßlosigkeit der „unbewußten“ Gestaltungen und Gestaltungskräfte. Ekstase, Prophetie.

IV. Individualpsychologische Charakterkunde.

I. ALFRED ADLER und seine Lehre¹.

Der Ausdruck „Individualpsychologie“ ist von ALFRED ADLER und seinem Kreise seiner von jeher gültigen Bedeutung enteignet und zur speziellen Bezeichnung derjenigen Lehre gebraucht worden, die ALFRED ADLER geschaffen hat. Infolgedessen werden wir in diesem Kapitel das Wort „Individualpsychologie“ lediglich in dem speziellen Sinne gebrauchen, den ADLER und sein Kreis dafür in Anspruch nimmt.

Es ist ADLERS Verdienst, sich sehr frühe und entscheidend von dem Biologismus gelöst zu haben, der in der Methode und Struktur der Psychoanalyse vorherrscht. Ich sehe in dieser Überwindung der ausschließlich biologistischen Perspektive auf den Menschen die eigentliche Stärke der Position ADLERS — gerade weil es kein Philosoph, sondern ein Empiriker war, der Ernst mit ihr machte. Indem ADLER die menschlichen Verhaltensweisen unter dem Gesichtspunkte studierte, *welchem Zweck sie dienen*, gleichviel ob dieser Zweck dem Handelnden bewußt war oder nicht, führte er statt der kausal-mechanischen Determination eine besondere, empirische Form der *Sinnggebung* gegenüber den menschlichen Verhaltensweisen und ihrer Verschiedenheit ein. Seine *Ziele* verraten den Menschen und seine Eigenart. Eine solche Blickweise muß charakterkundlich von großer Tragweite sein.

Sie schließt freilich in sich, daß der Mensch ein Zweckwesen sei und nichts als ein Zweckwesen. Er wird in den Augen der Individualpsychologie zu einem Geschöpf der Ratio. Es liegt darin ein weiteres großes Verdienst ALFRED ADLERS — und zugleich eine Gefahr. Das Verdienst, den Menschen wieder als *Vernunftwesen* zu betonen und seine Irrationalismen — sowohl diejenigen, auf die er stolz ist wie auf sein Persönlichstes und Innerstes, als auch diejenigen, die er mit dem Werturteil „unvernünftig“ abtut — als Scheinbarkeiten zu sehen, die der Mensch sich insgeheim und zweckvoll-tendenziös zurechtmacht, liegt in dem gesunden Korrektiv aller übersteigerten Individualismen mit ihren impliziten Ungerechtigkeiten und Roheiten gegen den Nebenmenschen. Es liegt ferner in der führenden Rolle, die der *Einsicht*

¹ Charakterkundliche Hauptschriften von ALFRED ADLER sind: Über den nervösen Charakter. 3. Aufl. München u. Wiesbaden 1922. — Menschenkenntnis. 2. Aufl. Leipzig 1928. — Die Technik der Individualpsychologie. I. München 1928. 2. München 1930. — Praxis und Theorie der Individualpsychologie. 4. Aufl. München 1930. — Heilen und Bilden (gemeinsam mit FURTMÜLLER). 2. Aufl. München 1922.

Außerdem gibt ADLER die Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie, Leipzig, heraus.

Andere grundlegende Werke dieses Gebietes sind: Han db. d. Individualpsychol., hrsg. v. WEXBERG, 2 Bde. München 1928. — WEXBERG, Individualpsychologie. Leipzig 1928.

für das Selbstverstehen und die Selbstvervollkommnung zugemutet wird: das Eitle und Selbstgenießerische von sich abzutun. Wahre Selbsterkenntnis führt zur Selbstbeschränkung und zur Anerkennung der Rechte, die der andere Mensch an mich hat. In diesem ehrlichen und nüchternen Schritte ADLERS sehe ich die Selbstüberwindung und Selbstbefreiung der Charakterkunde aus mancherlei individualistisch verblasener Theoretik; in ihm sehe ich ferner eine *sozial-sittliche Grundhaltung in aller Menschenbildung und Erziehung*: man kann nun wieder Vernunft und Willen vom Menschen fordern, damit er sich selbst zum Charakter vervollkommene und gestalte und eigene Schwächen überwinde, anstatt sie großartig als sein irrational-metaphysisches Wesen aufzutun. Hier weht die gesunde Luft der Sachlichkeit und Natürlichkeit. In diesem Schritte ADLERS sehe ich endlich die Brücke zu aller sonstigen empirischen Wissenschaft vom Menschen. Andererseits besteht, wie schon gesagt, eine Gefahr in dieser Haltung. Die Gefahr nämlich, daß der irrationale Wesensanteil des Menschen nicht bloß an seinen Platz gestellt werde, in Zucht und Herrschaft von Vernunft und Willen: sondern daß er überhaupt *geleugnet* wird. Es ist nicht zu verkennen: der Anschein der Leugnung des irrationalen Wesensanteils im Menschen hat dazu verführt, die Individualpsychologie als „flach“ zu schelten. Ich habe nirgends den Eindruck, als wolle ALFRED ADLER selber dies Irrationale des Menschen in einem Reich geheimer Zwecke restlos verschwinden lassen; er bedient sich seiner Sinnggebung *lediglich heuristisch* gegenüber dem Irrationalen. Und der Standort, von dem er herkommt, nämlich die Neurosen-therapie und Erziehung abnormer kindlicher Charaktere, gibt ihm ein gutes Recht dazu. Wohl aber gibt es vereinzelte Schüler ADLERS, welche hier Heuristik und Prinzip nicht mehr trennen und jegliche Irrationalität für ein geheimes Arrangement uneingestandener Zwecksetzungen erklären. Schlimmer noch als diese Leugnung wäre die grundsätzliche *Entwertung* dieses Irrationalen. Es ist die stärkste Gefahr, aber auch das größte Gut des Menschen, daß er *nicht nur* Vernunftwesen ist. Schöpferische Kräfte, gesteigerte menschliche Leistungen, Annäherungen an die Verwirklichung aller Werte entstammen einem Wesensbereich jenseits der Ratio. Obgleich ADLER sich niemals dazu geäußert hat, möchte ich annehmen, daß er diese Überzeugung teilt, und zwar aus mehreren Gründen. Einmal nämlich legt er selber Wert auf die Intuition und das „Erraten“ der Sinnhaftigkeit menschlicher Haltungen — also auf ein imponderables Moment. Und sodann liegt es ja im Inbegriff aller Zwecke, daß sie auf einen Wert abzielen, der letztlich wiederum losgelöst sein muß von weiterer Zweckhaftigkeit, der das „Ziel an sich“ darstellt und schlechthin gültig ist. Soweit als dieser Endzweck sich im Leben des einzelnen abdrückt und alle Verhaltensweisen sich an ihm orientieren, spricht

ADLER vom „*Stil*“ des Menschen — und dies ist nun wiederum ganz gewiß kein rationaler Begriff, sondern die Bezeichnung einer nur erschaubaren Werthaltigkeit oder ihres Mangels. Und mit diesem Stilbegriff ADLERS, mit diesem Begriff des *Lebensplanes*, den jeder einzelne lebt, wie er auch immer lebe und solange er lebt, tut ADLER einen weiteren Schritt über die bisherige empirische Charakterkunde hinaus: er erkennt nämlich den fundamentalen Tatbestand an, daß der Mensch „Ich“ zu sich sagt, daß er ein Selbst hat, und daß dies kein biologischer oder genetischer Zufall ist, sondern sein eigentliches Wesen ausmacht. In diesem Sinne ist die Bezeichnung „Individualpsychologie“ für seine Lehre tief berechtigt. Wir werden noch an den Punkt kommen, wo diese Berechtigung des Namens Individualpsychologie sich selber in Frage zu stellen beginnt.

Vielfach ist gegen ADLERS Lehre eingewendet worden, daß die philosophisch-theoretische Aufhellung seiner Prinzipien von Zweck und Sinn, der Frage nach dem „Wozu“ jeglichen menschlichen Verhaltens, den zu stellenden Ansprüchen nicht genüge. Das ist richtig, aber belanglos. ALFRED ADLER, der wie ein Pestalozzi unserer Zeit sich der seelisch mißbildeten Kinder annimmt, in allen Städten, um sie zu willens- und vernunftautonomen Menschen zu machen, kann es von sich weisen, seine Lehre „philosophisch streng“ zu begründen. Wichtiger erscheint mir das Bedenken, daß ADLER, der auf die Selbstheit und das Selbsterleben der Person ausgeht, immer nur das Objektivierbare und Rationalisierbare der Person sieht — dasjenige, was sie mit anderen Personen gemeinsam hat. Hier opfert er der erfolgreichen Erziehung und Therapie allzu vieles vom Wesen der Person. Es liegt dies an seiner *Idee von der Gleichheit aller Menschen*.

Die Idee von der Gleichheit aller Menschen ist als sittliche Leitidee jeglichen Rationalismus unerschütterlich. Ihre Proklamation war die eigentliche sittliche Tat der Menschheit — die einzige! Sie ist ein Stück vom Herzen ALFRED ADLERS, und auch darin bewährt er sich als der Erzieher in unserer Zeit, die von der Verwirklichung dieser Idee, die sie im Munde führt, weiter entfernt ist als jemals. Aber die moralische Inbrunst dieser Idee bei ADLER bringt ihn zu einer folgenreicheren Verwechslung: die sittliche Gleichheit mit der empirischen Gleichheit der Menschen in eins zu setzen. Daß ich die Würde eines jeglichen Menschen gleich der meinigen erachte, daß Rechte und Interessen des Nebenmenschen nicht anders zu werten sind als meine eigenen, dies ist ein *sittliches* Gebot, das Gebot der sittlichen Gleichheit. Seine Geltung aber ändert nichts an dem *empirischen* Sachverhalt, daß jeglicher Mensch sich von jeglichem anderen Menschen wesensmäßig unterscheidet. Der *normative* und der *ontologische* Inhalt des Gleichheitsgesetzes *fallen auseinander*. Dies hat ADLER nicht gesehen oder nicht

wahrhaben wollen. Für ihn *sind* die Menschen auch ontisch gleich — und es ist lediglich eine Sache des äußeren, insbesondere kindlichen Schicksals, der Errichtung des Lebensplanes und seiner besonderen Bedingungen und Zwecke, wenn sie sich dann doch voneinander unterscheiden. Am besten wäre es, man könnte diese Unterscheidung rückgängig machen. Ja daß die Menschen zum Unterschiedensein gelangen, liegt eigentlich an ihrer Unvernunft — nämlich, wie wir gleich sehen werden, an ihren Minderwertigkeitsgefühlen und Geltungsbedürfnissen. Wenn die Vernunft siegt, wird das Gemeinschaftsgefühl so stark, daß das Einzelne und Unterschiedensein einfach aufhört, eine Ära der Kooperation einsetzt und jeder Mensch bloß noch ein beliebig ersetzbares Glied der menschlichen Gemeinschaft darstellt.

Hier bewegt sich ADLER in extremem Gegensatz zu NIETZSCHE, mit dem er sonst die Lehre von den fiktiven Arrangements und Selbsttäuschungen — und die Entlarvungstendenz derselben — gemeinsam hat. Hier ist auch der Punkt, an welchem sich die Individualpsychologie als *Individual*-Psychologie selbst in Frage stellt. Nun braucht man bloß noch „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ zu verwechseln¹ — wie dies ein Teil der Schüler ADLERS tut — und die Individualpsychologie hat sich selber ad absurdum geführt. Sie wird zum Streben nach einer Gesellschaftsform, die es jedem einzelnen ermöglicht, zu kooperieren, oder besser: nach einer Gesellschaftsform, die es gar nicht mehr dazu kommen läßt, daß die Menschen sich voneinander unterscheiden (denn alle Unterschiedenheit ist ja milieumäßig bedingt, also sozial bedingt). Sie wird zur dialektischen Soziologie, und die Vervollkommnung durch den Sieg des Gemeinschaftsgefühls wird zur Teilnahme am marxistischen Klassenkampf. Die Individualpsychologie hebt sich selbst auf, weil ihr Gegenstand verschwindet: die Ungleichheit der Menschen.

ADLER selber ist nicht dieser Ansicht — vielleicht ist er nicht konsequent genug zu ihr. Vielleicht trennt er auch den Gemeinschaftsbegriff strenger als diese Schüler vom Gesellschaftsbegriff. Freilich setzt er in der Praxis nur zu oft beide Begriffe gleich. Er sieht den Sinn des einzelnen — auch da, wo Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsstreben den Lebensplan gestalten — von der Gemeinschaft bestimmt, und zwar mit zwingender Evidenz: denn beide individuellen Tendenzen erhalten ja ihre Auslösung und Stärke in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft, in welcher der einzelne lebt oder als Kind gelebt hat. Indem ADLER den Biologismus des Menschen überwunden hat, ersetzt er ihn durch einen *Soziologismus* — und dadurch gerät wiederum die Charakterforschung in die Gefahr der Antinomie. Wir wollen *Individual*-psychologie treiben, das Wesen der *Person* in ihrem Sein und Sosein sinnvoll erfassen: und abermals werden wir auf ein *heteronomes* Bereich

¹ Vgl. S. 380ff.

zurückgeworfen, die Gemeinschaft, im Hinblick auf welche allein die Sinngebung der Person möglich wird. Hierzu sei eine Vorwegnahme gestattet.

Es ist ja ebenso unbestreitbar wie banal, daß Dasein immer ein Miteinandersein involviert. Hieraus würde nur herleitbar sein, daß es *tatsächlich* ein Gemeinschaftsgefühl gibt, *nicht aber der Verbindlichkeitsanspruch und die normative Geltung desselben als Sinn jeder einzelnen Person*. Lediglich wer auf dem Boden des materialistischen oder dialektischen *Marxismus* steht, dürfte den bloßen Nachweis de facto schon für etwas *normativ* Gültiges halten. Für uns andere wäre die Verbindlichkeit dieses tatsächlichen Gemeinschaftsgefühls nur eine *nützliche Konvention*; Gemeinschaftsgefühl wäre ein zweckmäßiger sozialer Anpassungsvorgang mit wechselndem Inhalt. Es ist nicht verständlich, wie aus dieser Konvention *das Wesen der einzelnen Person* seinen *eigentlichen Sinn* zu empfangen vermöchte. Aber darauf geht ADLER aus, wenn er das Gemeinschaftsgefühl auf die „immanente Logik des menschlichen Zusammenlebens“ begründet.

Gäbe es eine solche immanente Logik der Gemeinschaft, so würde in der Tat die psychologische Grundlage aller kollektiven Verbindlichkeit für den einzelnen Menschen in ihr gründen. Hier läge wirklich der Sinn der einzelnen Person.

Dieser Nachweis einer inneren Logik des menschlichen Zusammenlebens ist jedoch unvollziehbar. Es läßt sich zwar ein Prinzip der Gemeinschaft entwickeln, aber lediglich als *Idee*, in einem formalen Sinne: als Vorstellung eines Idealzustandes. Solche ideale Forderung an die Gemeinschaft spiegelt sich denn auch, und zwar in einem verbindlichen Sinne, im Bewußtsein des einzelnen Menschen wider. Aber diese Widerspiegelung *ermangelt jeglichen Gehaltes*. Sie ist *nur eine Form*, die sich ganz jeweilig und zufällig mit Inhalt erfüllt, je nach der Kultur und Klasse des Einzelnen. Gerade worauf es ankommt: *eine inhaltliche Sinngebung der Person durch die Gemeinschaft, ermöglicht sie nicht*. ADLERS Gemeinschaftsgefühl ist nichts anderes als das Bewußtsein, daß ein solches verbindliches formales Prinzip das Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft bestimmt; aber *ohne daß es einen verbindlichen Inhalt hat*. Es gibt der Persönlichkeit nur *diejenige Sinnbestimmung, daß ihr durch die Gemeinschaft eine Sinnbestimmung zufällt, nämlich diejenige, daß ihr durch die Gemeinschaft eine Sinnbestimmung zufällt . . .* Usw. — Ein unendlicher Regreß! *Welches jedoch inhaltlich diese Sinnbestimmung sei, darüber macht das Prinzip der inneren Logik der Gemeinschaft nichts aus*. Und darauf allein käme es an.

Die Weite der ADLERSCHEN Blickweise wird hierdurch ebensowenig beeinträchtigt wie ihre praktische Bedeutung. *Es ist wahrscheinlich das innerlich notwendige Schicksal jeder einzelnen Perspektive auf den „ganzen Menschen“, sich im Augenblicke ihrer höchsten Anspannung*

innerlich selber aufzuheben. Wir sahen dies in der inneren *Antinomik des Irrationalismus* bei FREUD, wir sahen es in der inneren *Antinomik des Genetismus* bei JUNG, wir sehen es in der inneren *Antinomik des Soziologismus* bei ADLER. Ordnet man aber diese einzelnen großen Blickweisen, die der Neurosenforschung zu verdanken sind, in das *Gebäude einer fundamentalen Wesenslehre des Menschen* hinein, so gewinnt jede von ihnen für uns einen bleibenden Wert, der uns *den Menschen weiter aufschließt* als zuvor. Besteht diese Einordnung erst, *dann wird der Augenblick gekommen sein, wo die Lehren der drei Führer wieder miteinander vereinbar werden, wo die Gegensätze schwinden, wo keine Gefahr der Einseitigkeit und der aus ihr folgenden Selbstaufhebung mehr besteht, und wo der Forschungsgewinn von jeder der drei Schulen schlackenlos und in Verbindung mit der Gesamtwissenschaft vom Menschen hervortreten wird.*

ADLER hat keine systematische Charakterkunde entwickelt, sondern nur einen *Schlüssel* zu ihr gegeben. Er hat einige Gesichtspunkte aufgestellt, nach welchen sich der *Lebensstil* eines Menschen, also sein gelebter Charakter, unschwer erfassen und verändern läßt. Es ist *die Art des Selbsterlebens*, der Selbstinfragestellung und ihrer Ausgleichsweisen, gebunden an die Person als den Täter seiner Taten, deren *geheime Zweckhaftigkeit* er uns mit seinem Schlüssel erschließt. Bei ihm beginnt das personale Leben, „*der Prozeß der Selbstfindung*“, mit einer tief erlebten Infragestellung dieses Selbst — eben dem, was er *Minderwertigkeitsgefühl* nennt. Ohnmächtig und hilflos ist das Kind der Übermacht der Umwelt ausgeliefert. Wenn es in den ersten Lebenszeiten ein naives Wirerleben hat bilden können, so lernt es rasch und bis ins Tiefste gehend die Macht und Despotie, aber auch den Wert und die Vorbildlichkeit des *Du* am konkreten Erleben der Eltern und Geschwister. Sein Ich, welches es *in der Vergleichssituation* mit diesen Menschen entdeckt, geht ihm zunächst als *unterlegenes* und *machtiloses Gebundensein in der eigenen Existenz* auf. Nur wo eine Geborgenheit im Wirerlebnis, im *Gemeinschaftsgefühl* den Druck dieser Ichfindung mildert, da wird das Minderwertigkeitsfühlen nicht zum verhängnisvollen Keim der „*unterschiedenen*“ Weisen des Selbsterlebens. Nun will aber alles Seiende und Lebende wachsen, sich ausdehnen, sich gegen Widerstände erhalten. Die Erlebenskorrelate dieser Tendenzen äußern sich als *Strebungen nach Macht und Geltung*, sobald das Minderwertigkeitsgefühl einen zur Zeit nicht ausgleichbaren Grad erreicht. Das Kind auf dem Wege seiner Ichfindung will dieses Minderwertigkeitsgefühl nicht wahrhaben, überwinden, verneinen. Es entwickelt *kompensatorisch* um so mehr Macht Tendenzen, je stärker das Minderwertigkeitsgefühl ist — zumal wenn dessen Bildung körperliche Schwächen (Organminderwertigkeiten) entgegenkommen. Das Kind bildet *Arrangements* mit dem geheimen Zweck der Behauptung und Durchsetzung

dieses Geltungsstrebens. Es geht jeden Umweg; alle seine Auseinandersetzungen mit seiner Umwelt dienen der *Sicherung* gegen das Minderwertigkeitsgefühl oder gegen die entmachtende Umwelt. Sobald das Kind vor *Aufgaben* steht, wächst an ihnen aus dieser inneren Spannung zwischen beiden Tendenzen die Leistungsfähigkeit kompensatorisch heraus. Aber *alles* kann auf diesem Wege zur Aufgabe werden, d. h. in den Dienst des Geltungsbedürfnisses treten. Das *Versagen* vor Aufgaben und Lebensforderungen umkleidet sich mit Vorwandscharakteren, um die Geltung zu sichern. Dieser Prozeß geht nie zu Ende; er gestaltet den Lebensplan oder besser die *Leitlinie* desselben.

Tatsächlich wird am Erleben der Umwelt der *Furcht-* und *Zweckmensch* im Kinde gesetzt. Hier entsteht der *strebende* Mensch, der Mensch, der sich *sichern* muß — und die hieraus erwachsenden Kindercharaktere sind, besser noch als bei ADLER, bei einigen seiner Schüler mit großer Liebe nachgezeichnet worden¹. Ebenso sind die Einflüsse einer Verwahrlosung, einer übermäßigen Strenge und übermäßigen Verzärtelung in der Erziehung auf diese Charakterstrukturen sehr gründlich studiert worden.

Wir haben hier anzumerken, daß ADLER — entsprechend seiner besonderen Stellung zum Gesetz der Gleichheit aller Menschen — *Vererbungen einfach leugnet*, soweit sie das Seelische betreffen. Ebenso *leugnet er Begabungen*. Begabung ist *Training* nach der Seite des geringsten Widerstandes, aus dem Geltungsbedürfnis situationsgemäß entstehend. Daran ist Richtiges und Falsches: Richtiges, insofern die vorgetäuschten Begabungen falschen Ehrgeizes hier ihre Aufdeckung finden können. *Eins aber ist offenbar auch dem Kinde angeboren: das Gemeinschaftsgefühl*, das „kosmische Urgefühl . . . ein Abglanz des Zusammenhanges alles Kosmischen, das in uns lebt, dessen wir uns nicht ganz entschlagen können, und das uns die Fähigkeit gibt, uns in Dinge einzufühlen, die außerhalb unseres Körpers liegen“. Wer darf dem Schreiber solcher Sätze noch nachsagen, daß er ein flacher Rationalist ohne metaphysische Tiefe sei! Dies Gemeinschaftsgefühl nun steht in innerem Kampf mit der Leitlinie. Wird vom Kinde die Umwelt — und später vom Menschen die Kultur — als Beschränkung erlebt und setzt dadurch Minderwertigkeitsgefühl und kompensierendes oder überkompensierendes Geltungsstreben, *so wird das Gemeinschaftsgefühl zum Korrektiv beider. Aus diesem Kräftespiel entstehen die Charaktere* in ihren Verschiedenheiten, die sich schon sehr früh im Kindesalter definitiv herauskristallisieren.

¹ KÜNDEL, RUTH, Erziehung. Sammlung „Mensch und Gemeinschaft“ Heft 2. Berlin o. J. — LAZARFELD, SOFIE, Technik der Erziehung. Leipzig 1929. — FREUDENBERG, Erziehungs- und heilpädagogische Beratungsstellen. Leipzig 1928. — Ferner zahlreiche Beiträge im Handbuch der Individualpsychologie (I. c.) und in der Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie, Leipzig.

ADLER unterscheidet nur wenige große *Typen*; seine Hauptarbeit gilt charakterologischen *Einzelstrukturen*, insbesondere abnormer und neurotischer Charaktere.

Er unterscheidet die *Optimisten* und die *Pessimisten*. Die Optimisten sind anschlussfreudig, voller Selbstvertrauen, ohne Selbstüberschätzung und ohne Neigung, die Lebensforderungen zu überwerten. Sie sehen das Leben als eine lösbare Aufgabe an. Es ist deutlich, wie das Gemeinschaftsgefühl hier die Leitlinie günstig gestaltet hat. Die Pessimisten hingegen isolieren sich, betrachten stets nur die Schattenseite des Lebens, sind unsicher und mutlos und suchen überall nach einer Stütze, die im Grunde die Mutter ist. „Der Schrei nach der Mutter ist oft bis ins hohe Alter wiederzufinden.“

Die *Charakterzüge* trennt ADLER in *aggressive* und *nichtaggressive*. Unter den ersteren nimmt die *Eitelkeit* bei ihm eine Sonderstellung ein. Sie ist eng verwandt mit *Ehrgeiz* und *Strebertum*. Große Leistungen kommen zwar nie ohne Ehrgeiz zustande, aber ihren Nutzen für die Allgemeinheit erzeugt erst das Gemeinschaftsgefühl, das den Ehrgeiz lenkt. In diesen Fällen würde die Eitelkeit höchstens stören. Der eitle Mensch hat zwar eine geringe Selbstachtung, aber dafür eine noch stärkere Entwertungstendenz der anderen. ADLER ist geneigt, alle *Isolierungs-* und *Einsamkeitsbestrebungen* einer menschenfeindlichen, antisozialen Eitelkeit zuzuschreiben. Diese Auffassung entspricht seiner grundsätzlichen Einstellung; leider nivelliert sie zu stark. Sie übersieht die Einsamkeit, die von der produktiven Leistung, vom Schöpferischen, gefordert wird. Seinem auf Kooperation ausgehenden Menschenbilde entspricht es, alle einsame Arbeit an der Selbstvervollkommnung und Selbstgestaltung als selbstsüchtig zu betrachten. In diesen Schilderungen ist das Bleibende nicht in der deskriptiv unzulänglichen Differenzierung der Eigenschaften zu suchen, sondern in dem gemeinsamen Grundzug, den ADLER immer wieder heraushebt. Dadurch erhalten seine Schilderungen etwas Monotones, ja Oberflächliches. Das gilt auch von der *Eifersucht*, in welcher er nicht mehr sieht als eine besondere Form des Strebens nach Macht, ebenso vom *Neid*, vom *Geiz* und vom *Haß*.

Zu den nichtaggressiven Eigenschaften rechnet ADLER die unbeherrschten *Triebe*, insofern sie ein Ausdruck verminderter Anpassung sind, ferner die *Schüchternheit*, die *Zaghafigkeit*, die *Furcht* und die *Angst*. Immer sucht er den geheimen Zweck dieser Formen der Auseinandersetzung von Ich und Welt. Freilich bei der *Angst* erkennt er doch tiefere Ursprungsgründe an: er spricht von einer *Urangst* aller Lebewesen, die auf ihrer Schwäche gegenüber der Natur beruhen. *Affekte* und *Triebe* gibt es bei ADLER eigentlich nicht. Man muß sie vom ganzen Menschen her sehen, von seiner Leitlinie her: dann zeigt

sich, daß sie lediglich Weisen sind, in denen der Mensch sich mit Lebenssituationen auseinandersetzt, also *gesteigerte Charakterzüge*. Er teilt sie in *trennende* und *verbindende*. Die trennenden sind *Zorn* und *Trauer*. Der Selbstmord — als Konsequenz beider — richtet sich im Grunde gegen die feindselige Umgebung. Der Trauernde ist immer ein Ankläger; Trauer dient dem Zweck, Halt am Troste anderer zu finden und eigene Machtlosigkeit dadurch auszugleichen. Alle diese Affekte sind gemeinschaftsfeindlich — und so müssen sie verworfen werden. Das gleiche gilt vom *Ekel*, in dem ADLER nichts anderes sieht als eine Angriffswaffe des einzelnen gegen seine Umgebung. Zu den verbindenden Affekten rechnet er die *Freude*, das *Mitleid* und in gewisser Weise auch die *Scham*, die aber andererseits auch zu den trennenden Affekten gehören kann. Als weitere Charakterzüge bezeichnet ADLER die *Heiterkeit*, den *Denkstil* und die *Ausdrucksweise*, ferner *Schülerhaftigkeit*, *Unterwürfigkeit*, *Überheblichkeit* und *Religiosität*, alle nach dem gleichen Prinzip gebildet.

ADLER widmet eine eingehende Charakterisierung der *Frau*. Er setzt sie an sich, gemäß seinem Gleichheitsprinzip, als ununterschieden vom Manne voraus. Die Unterschiede sind lediglich sozial beschaffen. Das weibliche Kind gerät von vornherein durch das Vorurteil von der Minderwertigkeit der Frau unter ungünstige soziale Auspizien. Darum versuchen manche Frauen, gegen die ihr von der Kultur aufgezwungene Frauenrolle zu rebellieren. ADLER schildert hier den Typus der energischen männlichen Frau, die den Mann zu übertreffen sucht; als weiteren Typus zeichnet er die demütige, sich in allen Dingen anpassende Frau, die schwächlich und kränklich ist und tendenziös ungeschickt und borniert — Formen der Sicherung. Als dritten Typus führt er die Frauen an, die sich unter Vorwänden von ihrer weiblichen Rolle zu „drücken“ wissen, z. B. ins Kloster gehen.

Zur Charakterbestimmung bezieht sich ADLER immer auf die *Kindheitserinnerungen* und bemerkt dabei feinsinnig, es sei gleichgültig, ob man die richtigen erfährt oder erfundene, phantasierte. Immer kann man aus dem Gesagten im Vergleich mit den Lebensereignissen gegenwärtiger Art Schlüsse auf die innere Situation des Redenden und seine Leitlinie ziehen. Denn der Mensch und auch das Kind „macht“ Erfahrungen und erinnert sich nur an dasjenige, was für sein gegenwärtiges Verhalten als Beweismaterial dienen kann. „Harmlose Erinnerungen gibt es nicht, denn sie tragen alle eine gewisse Endabsicht in sich.“ Er zieht, ähnlich wie FREUD, auch *Träume* heran, aber nur als Mittel, die Leitlinie an ihnen dargestellt zu finden. Eine seiner geschicktesten charakterkundlichen Fragen ist diejenige nach der „*Lieblingsfurcht*“, die einen Menschen beseelt. Auch sie verrät den Lebensplan in seinen Grundlagen.

Alle Charakterzüge treten beim *neurotischen Menschen* übertrieben und verstärkt hervor. Der Neurotiker starrt auf den Endzweck seiner Arrangements — indem er nämlich durch sie versucht, sich an den Forderungen des Lebens vorbeizudrücken, gleichzeitig aber durch seine Symptome und durch Übertreibung guter Eigenschaften von den übrigen Menschen vorteilhaft abzustechen und so sein Persönlichkeitsgefühl zu erhöhen. Der Neurotiker ist ein „entmutigter Ehrgeiziger“. Er hat, entsprechend der Steigerung der beiden polaren Tendenzen, Minderwertigkeitsgefühl und Machtstreben — ein „Apperzeptions-schema“ in Gegensätzen: männlich-weiblich, oben-unten; und zwar werden kombiniert: Minderwertig gleich unten gleich weiblich; mächtig gleich oben gleich männlich. ADLER hält jegliche Apperzeptionsweise nach Gegensätzen nicht nur für irrig, sondern auch für neurotisch — auch wo sie etwa in einer Philosophie auftritt. Das Handeln des Neurotikers ist nach ADLER von der Fiktion bestimmt: „Handle so, als ob du verloren, als ob du der Angefeindete wärest.“ Nach seiner Lehre vom Verlorenheitsgefühl des Kindes ergibt sich die innere Übereinstimmung zwischen neurotischem und kindlichem Seelenleben. Diese Apperzeptionsweise ist durch die erhöhte Sicherheitstendenz verschuldet. Dieser Sicherheitstendenz entspringt die Leitlinie der Vorsicht, die dauernd vom Neurotiker verstärkt wird. Kompensatorisch oder überkompensatorisch können entgegengesetzt erscheinende Verhaltensweisen auftreten: sie sind fiktiv, sie beruhen darauf, daß auf der Basis des Minderwertigkeitsgefühls eine Pyramide des Machtstrebens errichtet wird. Zum neurotischen Charakter gehört in gleicher Weise und von der gleichen Grundspannung aus: Ehrgeiz, Trotz, Aktivität, Ungeduld, Furcht und Zweifel, ebenso Arrangements von Indolenz, Faulheit, Müdigkeit und Impotenz. Diesen mehr negativen Fiktionen des Neurotikers stehen wiederum — entsprechend der Kompensationslehre — positive Fiktionen gegenüber, die in Gestalt von Vorbildern oder leitenden Ideen verstärkt werden. Schon das neurotische Kind schafft sich solche Idealgestalten, solche „fiktiven Abstraktionen“ von dem Vater oder der Mutter oder sonst einer Person, die dem Kinde besonders mächtig und überlegen erscheint. Sie sucht es zu übertreffen. „Und so wie der aus Lehm geschaffene Götze erhalten sie durch menschliche Phantasie Kraft und Leben und wirken zurück auf die Psyche, aus der sie geboren wurden.“ Später vermengen sich diese selbstgeschaffenen Idole mit dem Bilde der eigenen Vollkommenheit oder überhaupt der Stellungnahme zum eigenen Ich. Immer steht diese Stellungnahme im Dienste des Machtstrebens. In seinem Dienste ist der Neurotiker stets bereit, die Schuld auf andere oder auf die Verhältnisse abzuschieben oder das Schicksal verantwortlich zu machen. Das Schicksal wird insbesondere Vorwand und Flucht vor der Entscheidung. ADLERS

Optimismus zeigt sich darin, daß er keine dieser Fiktionen für unüberwindlich hält. Seine therapeutischen Erfolge haben ihm darin recht gegeben. Die ungebrochene Einheitlichkeit seiner Betrachtungsweise zeigt sich am markantesten in ADLERS Lehre von den *drei Lebenskreisen* des Menschen: der Gemeinschaft, der Arbeit und der Liebe. Versagt ein Mensch auf *einer* dieser drei Wirkungsebenen, so versagt er *auch auf den beiden anderen*. Man muß das Versagen nur zu finden wissen. Der Mensch verfährt auf jeder Ebene, nach seinem Lebensstil, in genau gleicher Weise. Selbst wenn er etwa im Beruf Erfolge hat und in der Liebe nicht, so ist das leerer Schein. Neurotisch ist es, Arrangements zu treffen. Dadurch legt der Neurotiker eine *Distanz* zwischen sich und sein Handeln. Und zwar nach einem vierfachen Modus: 1. Rückwärtsbewegung, bis zum Selbstmord. 2. Stillstand, bei dem den Neurotiker ein Teufelskreis umgibt, den er nicht verlassen kann. 3. Zweifel und Grübeleien. 4. Die künstliche Konstruktion fiktiver Hindernisse samt deren Überwindung.

Alle diese Anschauungen sind gewiß nicht erschöpfend. Aber ihnen haftet ein Vorzug an, der sehr vielen tiefer schürfenden Lehren völlig fehlt: der unbeugsame Optimismus und die virtuose Technik des Erziehers zur Vernunft und zur willensmäßigen Selbstüberwindung von Schwächen gegenüber dem Leben. In diesem Sinne wird ALFRED ADLER und seine Lehre auch weiterhin von einer praktischen Fruchtbarkeit und Tragweite sein, um welche mancher größere Führer der Charakterkunde ihn und seine enthusiastische Anhängerschaft beneiden könnte.

2. Die Charakterkunde FRITZ KÜNKELS¹.

FRITZ KÜNKEL steht im Prinzip auf dem Boden der ADLERSchen Charakterkunde. Auch KÜNKEL lehnt Vererbung von Charaktereigenschaften ab und sieht das Charakterbild des Menschen nur als aus Einflüssen und Umwelt der Kindheit entstanden an. Charakterkunde ist für ihn die Lehre von den Veränderungen der psychophysischen Gestalt durch die Umweltseinflüsse. Er nennt seine Charakterkunde eine *Charakterologia nonica*, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der negativen Theologie des Mittelalters aufweist. Es gibt für KÜNKEL nur zwei Verhaltensweisen des Menschen: eine *sachliche*, er nennt sie auch die *verantwortungsbewußte des Mutigen*, und die *ichhafte, verantwortungsscheue des Entmutigten*. Letztere ist meist vorherrschend. Aus ihr entspringt alles *Leid*. Einen besonderen Raum nimmt bei KÜNKEL die Frage der *Verantwortlichkeit* ein. Dabei geht er davon aus, daß

¹ Gemeinsam mit EGON VON NIEDERHÖFFER.

KÜNKELS Hauptwerke sind: Einführung in die Charakterkunde. Leipzig 1928. — Vitale Dialektik. Leipzig 1929. — Die Arbeit am Charakter. 2. Aufl. Schwerin 1930. — Charakter, Wachstum und Erziehung. Leipzig 1931.

jeder Mensch zugleich Subjekt und Objekt ist. Das Kennzeichen des *Subjektes* ist die *Freiheit*, die *Ursachlosigkeit*, die *Produktivität*; Kennzeichen des *Objektes* die *Unfreiheit*, die *Bedingtheit* durch Ursachen. Das, was das Subjekt ausmacht — KÜNKELE nennt es das *Subjektale* — entstammt dem lebendigen Wesen. Und es ist ein Hauptgesetz des Lebens, daß der Mensch für alles *Subjektale* die Verantwortung trägt. Darum ist es verständlich, daß der Mensch, da er ja nicht ausschließlich Subjekt sein kann, sein Subjektsein einzuschränken strebt, da es ihm durch Entmutigung in der Kindheit verleidet wird. Damit wird eigentlich die von KÜNKELE implizite behauptete Willensfreiheit illusorisch. Jedoch weist KÜNKELE sehr klar und eindeutig darauf hin, daß wir für alles, was wir tun, gleichgültig ob wir die Wirkungen kennen, ja sogar gleichgültig, ob wir um unsere Verantwortung wissen, immer die Folgen selber tragen müssen. Ja wir sind sogar für „die Flucht vor der Verantwortung“ verantwortlich. Ihr können wir nicht entgehen, einmal erreicht sie uns, und wenn auch erst in der Sterbestunde. Damit bringt KÜNKELE eine uralte Lebensweisheit wieder zu Ehren, die besagt, daß man nicht vor dem Leben fliehen darf, und wer ihm opfert, den verläßt es auch nicht. Der Weg, den der Mensch nimmt, führt vom „Ja“ gegenüber dem Leben über das „Nein“ zum „Trotzdem“. Für KÜNKELE ist die Aufgabe des Menschen der „*Klärungsprozeß*“, in dem er nach vielen Leiden die „*Ichhaftigkeit*“ aufgibt und reif wird zum Liebeserlebnis und zur Gemeinschaft. Da aber immer noch ein Rest übrigbleibt, der durch die Erziehung auf die Kinder übergeht, wird der „*Klärungsprozeß*“ der gesamten Menschheit erst sehr allmählich erfolgen. Hier weist KÜNKELES Verantwortlichkeitslehre eine Lücke auf. Denn für die Kinder gilt nicht der Satz, daß jeder mit den Menschen zusammenlebt, die er verdient. Da sich aber der „*Charakter*“ oder vielmehr die „*Ichhaftigkeit*“ in den Jahren der Kindheit bildet, so kann der Mensch eigentlich niemals dafür verantwortlich gemacht werden. Wohl aber für den Mut zur Einsicht. Aber dieser ist doch auch schon wieder ein „*Charakterzug*“? Denn wieweit „*Einsicht*“ durchzudringen vermag, hängt letztthin ab von dem geretteten Bestand an Urkräften — selbst wenn man annähme, dieser Bestand sei von der Vererbung unabhängig. Und wenn KÜNKELE weiterhin annimmt, daß in der Kindheit unterbundene Instinkte und Fähigkeiten in dem Moment wieder erwachen, wo die Einsicht durchbricht, so übersieht er, daß nach biologischen Grundgesetzen unterdrückte Funktionen verkümmern bzw. gar nicht erst zur Ausbildung gelangen.

Die Entstehung des Charakters vollzieht sich nun nach KÜNKELE in folgender Weise. Das Kind lebt zunächst in einer „ursprünglichen Zweckhaftigkeit“, einer natürlichen Ordnung, aus der es durch einen „*Verrat*“ der Erwachsenen, meist zuerst der Mutter, gerissen wird.

Durch diesen Verrat — der durchaus nicht nur in einem einmaligen Ereignis, im Sinne eines Trauma, zu bestehen braucht, sondern meist durch eine Dauersituation hervorgerufen wird — wird das Kind so entmutigt, daß es nur noch mittelbar leben kann, z. B. es ißt nicht mehr, um satt zu werden, sondern um der Mutter einen Gefallen zu tun und dadurch die für sein Ich notwendige Liebe der Mutter zu erwerben und zu bewahren. Es schafft sich ein „Leitbild“ der Egozentrität, das es durch Leitlinien zu erreichen sucht. Oder, wie KÜNKELE an anderer Stelle ausdrückt: es bildet „Dressate“, begriffliche Niederschläge tendenziöser Apperzeptionen im Sinne ADLERS, gewissermaßen Leitsprüche, nach denen es mittelbar lebt. Etwa: „ich bin unbegabt“, oder „die anderen müssen mir helfen“. Es ist dies ein Prozeß der „Umfinalisierung“ des „infinalen“ unendlichen Lebenssinns in einen beschränkten persönlichen Zweck. Denn durch die Entmutigung erwächst ein „Minderwertigkeitsgefühl“, das durch ein gleich starkes Geltungsbedürfnis ausgeglichen wird. KÜNKELE stellt diesen Sachverhalt graphisch durch ein Achsenkreuz dar, in dessen Mitte das Ich steht. Die Vertikale entspricht der Selbsteinschätzung des Menschen, wer am tiefsten steht, strebt nach höchster Geltung. Dieses Verhalten, das durch die Vertikale, die „Ichlinie“, angezeigt wird, nennt KÜNKELE die *Irritabilität* oder Reizbarkeit. Das durch die Horizontale gekennzeichnete Verhalten nennt er die *Sensibilität* oder Feinfühligkeit. Es ist das Gemeinschaftsgefühl, die mutige Sachlichkeit. Und nun stellt er das Gesetz auf: „Die Sensibilität ist umgekehrt proportional der Irritabilität“, d. h. je reizbarer ein Mensch ist, je mehr er allein auf seine Geltungserhöhung bedacht ist, desto unsozialer und unsachlicher ist er auch.

Die „Ichhaftigkeit“ nun will der entmutigte Mensch auf jeden Fall erhalten und den Klärungsprozeß, der ihn zu einem sachlichen Verhalten führen würde, vermeiden. Dieses „Ich“ wird nun durch ein ganzes System von Dressaten, die nach KÜNKELE die sog. Charakterzüge bilden und logisch auseinander abgeleitet sind, gestützt. Das ist der eine Zweck des ichhaften Menschen. Der zweite ist der Kampf gegen diejenigen Erwachsenen, der ihn „verriet“ — weil auch dieser ichhaft war. Diese „Beziehungsperson“ erhält nun in jedem neuen Menschen, der für den Betreffenden bedeutungsvoll wird, einen Rechtsnachfolger, z. B. in der Frau oder dem Arzt. Und gegen diese „Beziehungsperson“ wird nun der „Prozeß“ geführt, etwa nach dem Motto: „Es geschieht meinem Vater ganz recht, daß meine Hände erfrieren, warum kauft er mir keine Handschuhe.“ Zwar das Leben selber treibt den Menschen zur Klärung; mit allen Künsten des Diplomaten und Winkeladvokaten sträubt sich jedoch das Ich dagegen. Dadurch beschreitet der Mensch — der dem Risiko, den Schmerzen ausweichen wollte. — gerade den Weg des Leidens. Denn das Leben ist ein beständiges „Stirb und werde“.

Das alte Ich muß sterben, um dem neuen Raum zu geben. An dieser Stelle wird deutlich, daß KÜNKELEL offenbar keine begrifflich klare Vorstellung von dem hat, was er „Ich“ nennt. Denn das „Ich“, das das Kind nach dem „Verrat“ zu schützen sucht, ist nicht dasjenige, das der Mensch im ständigen Erneuerungsprozeß des Lebens, das tatsächlich ein Sterben und Werden ist, opfern muß. Das ist vielmehr das Selbst, die Person. Während das verratene Ich des Kindes nun allerdings keine Person darstellt, sondern sich am besten umschreiben läßt mit den Worten: unmittelbare Erlebnisfähigkeit der Seele, oder die Integrationsfähigkeit im Sinne von JAENSCH.

Aber dieser Weg des Leidens führt den Menschen unweigerlich in den Klärungsprozeß, dem er nicht entinnen kann. Zunächst gerät der Mensch in einen Teufelskreis, der z. B. darin bestehen kann, daß man alles falsch macht, weil man keinen Mut hat, und keinen Mut hat, weil man alles falsch macht. Dieses Gesetz findet sich überall wieder. Läuft der Teufelskreis durch zwei Menschen hindurch, so spricht man von einer „Schicksalsmasche“. Das Wesentliche ist nun, daß sich der Betreffende immer neue Beweise verschafft, um nur nicht aus dem Teufelskreis in die Klärung zu kommen. So kommt die ADLERSche Lehre von den „Arrangements“ zustande, die von der radikalen Richtung der Individualpsychologie als das Wesen aller Krankheiten angesehen werden. *Der Klärungsprozeß führt nun über die Stufen der Einsicht und des Eingeständnisses zur Bejahung des Lebens, die im Verzicht auf das Ich besteht.* Soweit läßt sich nach KÜNKELEL jeder Charakter bestimmen. Nur läßt sich nicht sagen, wann dieser Prozeß eintritt und was nun nach der Bejahung folgt. Der Mensch muß bereit sein „alles zu dulden, alles zu hoffen“, was dann eintritt, ist „Gnade“. Denn die Auswirkungen des Neins lassen sich berechnen, da sie kausal bedingt sind; nie aber die Folgen des Ja, da in diesem Augenblicke das Infinale zum Durchbruch kommt. Alles Lebendige ist unberechenbar; und deshalb lehnt KÜNKELEL auch theoretisch jede kausal-wissenschaftliche Betrachtung des Charakters ab. Er erblickt im Charakter eine infinale „Zweckpyramide“, deren Spitze ins Unendliche reicht.

Der Punkt, an dem die Folgen der Ichhaftigkeit am krassesten auftreten, an dem die Klärung zumeist einsetzt, ist die Frage der Liebe und Ehe. Hier zeigt es sich, daß es eine typische Verhaltensweise des ichhaften Menschen ist, *nicht warten zu können*. Er macht den anderen zum Objekt, zum Mittel zur Erhöhung der eigenen Geltung. Der Mutlose will dem anderen die Last der Verantwortung aufbürden; aus Angst vor dem Glück weicht er jeder Möglichkeit, es sich zu schaffen, aus. So kommt er dann entweder zur Lebensform der „Nicht-Ehe“, der Einsamkeit, oder er wird ein „Don Juan“, der immer sucht, um nie zu finden. Dazwischen steht die „subalterne Liebeswahl“, die nur

erfolgt, um die „Beziehungsperson“ zu kränken. Aus Angst vor der Aufgabe des Ich scheut der Mutlose auch die Intimität. Mit dieser Auffassung bekennt sich auch KÜNKELELE unausgesprochen zur Lehre von der Gleichheit aller Menschen. Denn diese Scheu vor der Intimität ist, wie SPRANGER in seiner „Psychologie des Jugendalters“¹ ausgeführt hat, nichts anderes als die Verpflichtung, das eigene Wesen zu schützen und nicht mit Menschen zu teilen, die nicht gleicher Wesensart sind. Aber KÜNKELELE geht noch weiter in der Übersteigerung dieser für manche Fälle zutreffenden Beobachtungen. Denn er meint, daß viele ihr Geschlechtsleben unterdrücken, nur um den Leiden der Liebe und der Ichaufgabe zu entgehen. Umgekehrt züchten viele erst den Geschlechtstrieb, den sie dann als unabänderliche Naturkraft entweder preisen oder verfluchen. Kurz und bündig spricht er es aus, daß der Geschlechtstrieb sich erwiese lediglich als ein „Dämon oder ein Fetisch, der in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, der aber eine ungeheure Macht gewinnt über alle die, die an ihn glauben“. Glaubt man nicht mehr an ihn, so tritt an seine Stelle: „die Funktion der Verschmelzung als frei verfügbares Mittel im Dienste des Lebens“. Es ist dies wohl die radikal-einfachste Lösung der Sexualfrage, das Vorhandensein des Geschlechtstriebes kurzweg zu leugnen. Eine Vereinfachung, die — vielleicht verständlich als Reaktion auf die Überspannung dieses Triebes durch FREUD — eine gewisse Verwandtschaft mit der mittelalterlichen Ideologie aufweist. Und nimmt man noch KÜNKELELES Stellungnahme zur Natur hinzu, die am klarsten da hervortritt, wo er spricht vom „alten Irrtum, daß das Natürliche gleichbedeutend sei dem Guten“, so erweist sich seine Lehre klar und eindeutig als lebensfeindlich. Denn das Leben kennt keine Zwecke und Ziele, es ist ein unendlich fließender Strom im Rhythmus ewigen Geschehens. Zwar spricht KÜNKELELE auch von „Infinalismus“ und von „unendlichen Zwecken“, doch ist dies eine *contradictio in adjecto*, insofern nämlich der Begriff des „Zweck“ ein Ziel einschließt, somit also wesensmäßig stets endlich ist. Jegliche Zwecktheorie ist Rationalismus, und KÜNKELELE unterscheidet sich dadurch keineswegs von den anderen Individualpsychologen, auch wenn er sich bewußt gegen den Rationalismus wendet und einen Irrationalismus vertritt, dessen Eigenart aus seiner Definition hervorgeht; denn unter ihm versteht KÜNKELELE neben *Freiheit* und *Verantwortung* auch *Produktivität*. Jenseits des Schöpferischen aber bleibt der Mensch auch bei KÜNKELELE rational, und das ist nicht nur eine Konstatierung, sondern auch eine Forderung seiner eigenartig zwiespältigen, originalen Abwandlung ADLERscher Statuierungen.

¹ Leipzig 1927.

Die erste Aufgabe ist die Bestimmung der Functionen u und v , welche die partiellen Differentialgleichungen

$$\Delta u = 0, \quad \Delta v = 0$$
 befriedigen. Diese Aufgabe ist durch die Methode der Separation der Variablen lösbar. Man setzt

$$u = X(x)Y(y)Z(z),$$
 und erhält durch Einsetzen in die Gleichung $\Delta u = 0$ die Gleichung

$$X''Y''Z'' + X''YZ'' + XY''Z'' + XYZ'' = 0.$$
 Durch Division mit XYZ erhält man

$$\frac{X''}{X} + \frac{Y''}{Y} + \frac{Z''}{Z} = 0.$$
 Da die drei Glieder auf der rechten Seite voneinander unabhängig sind, so muss jedes von ihnen eine Constante sein.

$$\frac{X''}{X} = -\lambda, \quad \frac{Y''}{Y} = -\mu, \quad \frac{Z''}{Z} = \lambda + \mu.$$
 Die allgemeine Lösung dieser drei Gleichungen ist

$$X = A \cos \sqrt{\lambda} x + B \sin \sqrt{\lambda} x,$$

$$Y = C \cos \sqrt{\mu} y + D \sin \sqrt{\mu} y,$$

$$Z = E e^{\sqrt{\lambda + \mu} z} + F e^{-\sqrt{\lambda + \mu} z}.$$
 Die allgemeine Lösung der partiellen Differentialgleichung $\Delta u = 0$ ist daher

$$u = \sum_{\lambda, \mu} (A \cos \sqrt{\lambda} x + B \sin \sqrt{\lambda} x) (C \cos \sqrt{\mu} y + D \sin \sqrt{\mu} y) (E e^{\sqrt{\lambda + \mu} z} + F e^{-\sqrt{\lambda + \mu} z}).$$
 Die Bestimmung der Constanten A, B, C, D, E, F erfolgt durch die Anwendung der Randbedingungen.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

Die zweite Aufgabe ist die Bestimmung der Functionen u und v , welche die partiellen Differentialgleichungen

$$\Delta u = 0, \quad \Delta v = 0$$
 befriedigen. Diese Aufgabe ist durch die Methode der Separation der Variablen lösbar. Man setzt

$$u = X(x)Y(y)Z(z),$$
 und erhält durch Einsetzen in die Gleichung $\Delta u = 0$ die Gleichung

$$X''Y''Z'' + X''YZ'' + XY''Z'' + XYZ'' = 0.$$
 Durch Division mit XYZ erhält man

$$\frac{X''}{X} + \frac{Y''}{Y} + \frac{Z''}{Z} = 0.$$
 Da die drei Glieder auf der rechten Seite voneinander unabhängig sind, so muss jedes von ihnen eine Constante sein.

$$\frac{X''}{X} = -\lambda, \quad \frac{Y''}{Y} = -\mu, \quad \frac{Z''}{Z} = \lambda + \mu.$$
 Die allgemeine Lösung dieser drei Gleichungen ist

$$X = A \cos \sqrt{\lambda} x + B \sin \sqrt{\lambda} x,$$

$$Y = C \cos \sqrt{\mu} y + D \sin \sqrt{\mu} y,$$

$$Z = E e^{\sqrt{\lambda + \mu} z} + F e^{-\sqrt{\lambda + \mu} z}.$$
 Die allgemeine Lösung der partiellen Differentialgleichung $\Delta u = 0$ ist daher

$$u = \sum_{\lambda, \mu} (A \cos \sqrt{\lambda} x + B \sin \sqrt{\lambda} x) (C \cos \sqrt{\mu} y + D \sin \sqrt{\mu} y) (E e^{\sqrt{\lambda + \mu} z} + F e^{-\sqrt{\lambda + \mu} z}).$$
 Die Bestimmung der Constanten A, B, C, D, E, F erfolgt durch die Anwendung der Randbedingungen.

